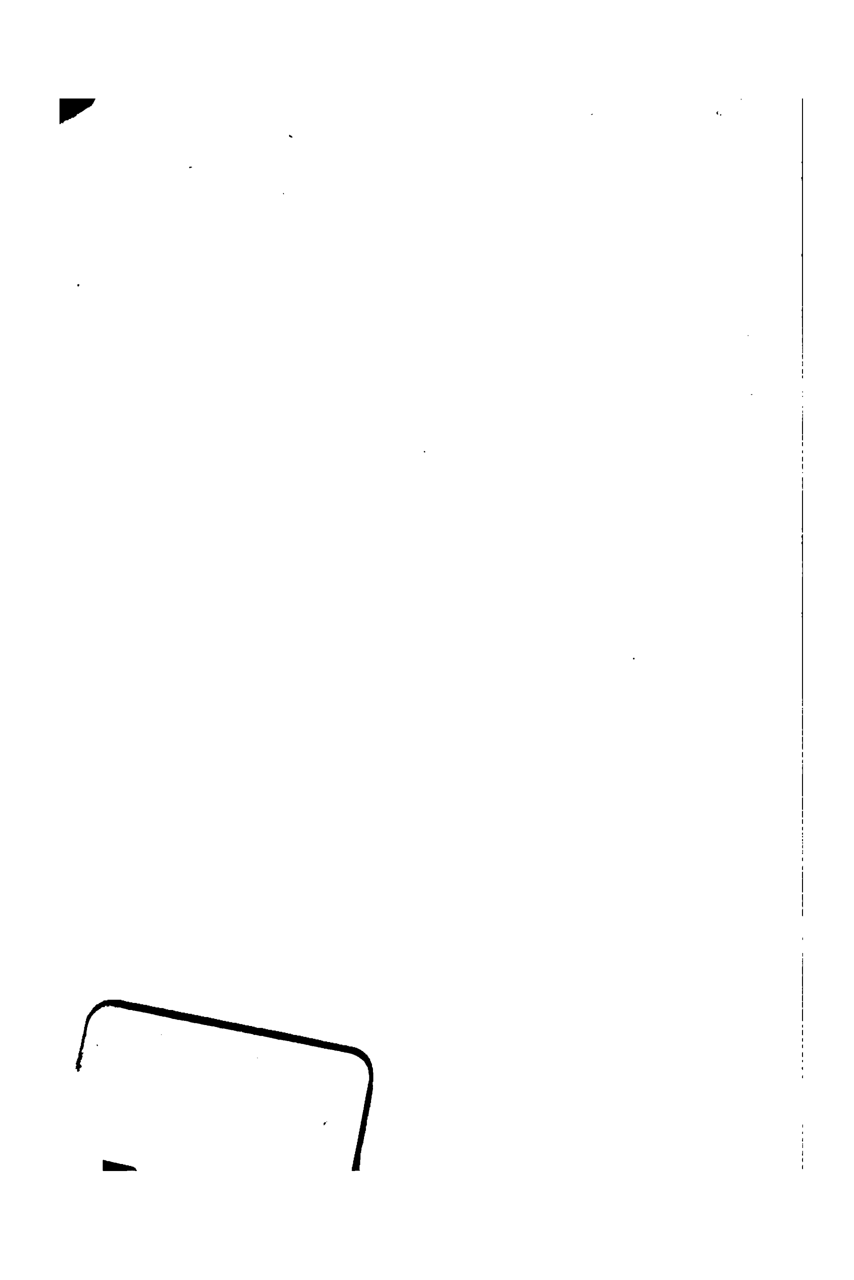




NFG

Hackle







F. W. Hackländer's

Neuere Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Siebenunddreißigster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vormals J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Der Tannhäuser.

Eine Künstlergeschichte.

Erster Theil.



Erstes Kapitel.

Straßenwanderung.

Es ist eigenthümlich, daß trotz des längst aufgehobenen Wohnungs- und theilweise auch Zunftzwanges doch selbst in unsern größern deutschen Städten die gleichbeschäftigten Handwerker so häufig um und neben einander wohnen, mit ihren Straßen Gruppen bildend, wie damals, als noch die Schuster, Schreiner, Schlosser, Schwertfeger, Sattler und alle dergleichen Gewerbe in der nach ihnen benannten Gasse hausten. Man sollte glauben, heutzutage, wo nicht mehr jeder Handwerker nach althergebrachter Form und dem Modell arbeitet, das ihm vom Vater und Großvater überkommen, sondern wo es jeder dem Andern zuvor thun will und muß, wo in mancher kleinen Werkstatt eine Erfindung auftaucht, die des Nachbarn Staunen und Aerger erregt, — heutzutage, wo die Concurrenz, der Feind aller, jeden sich abmühen läßt, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen, würde sich der Schlosser vom Schlosser, der Sattler vom Sattler so weit als

möglich entfernen. Und doch ist das, wie oben schon erwähnt, nicht immer der Fall.

Wir reden hier nicht von den Gewerken, die an gewisse Oertlichkeiten gebunden sind; so zum Beispiel finden wir es ganz natürlich, daß drunten in den Gassen am Kai die Schiffer hausen, und dort das dritte und vierte Haus ein Seiler- oder Segeltuchladen ist, oder eine Eisenhandlung, und daß sich dort die zahlreichen Magazine befinden, eines neben dem andern, wo der Schiffer seine Bedürfnisse findet. — Daß man um den Marktplatz herum in jedem Hause Bänder und bunte Stoffe heraushängen sieht, versteht sich ebenfalls von selbst; dort kaufen die Bauern ein, wenn sie den Inhalt ihrer Säcke und Körbe zu Geld gemacht haben. Daß auch weiter in die Stadt hinein — ein scharfer Geruch bringt uns entgegen, sowie wir uns dort einem zahlreich überbrückten Bache nähern — die Gerber bei einander hausen, und weiter oberhalb, wo das Wasser des Baches noch klarer ist, die Schönfärber, finden wir auch sehr natürlich; daß wir aber auf unserem Gange durch die Straßen in einigen derselben andere Gewerke, die durchaus von keiner Oertlichkeit abhängig sind, beisammen und so zahlreich vertreten finden, kann einigermaßen unser Staunen erregen. Und doch ist es so, wie jeder sich überzeugen kann, der sich die Mühe nimmt, durch eine unserer mittelgroßen deutschen Städte aufmerksam zu flaniren.

Daß daneben die ganze Handwerkerschaft wieder einen besonderen Theil der Stadt ausmacht, sich namentlich, wie seit unvordenklichen Zeiten, um Marktplatz und Rathhaus herum schaart, ist ebenfalls noch ganz genau ersichtlich. Da, in den schmalen Häusern mit den spitzen, verschnörkelten Giebeln, die sich nicht selten altersmüde vornüberbeugen, drängt sich ein Laden, eine Werkstatt an die andere. Hier hört man immer noch das Klopfen des Hammers, das Knirschen der Feile; hier sind auch größere Magazine, die so viel wie möglich in erweiterten Räumen, in großen

Spiegelfenstern sich der Zeit angepaßt haben, dadurch aber bei der Beschränktheit der Lokalitäten den Kaufmann selbst, der früher im dunklen Stübchen hinter dem Laden mit seiner Familie gehaust, jetzt zum Auszug zwangen in die benachbarten Straßen, wo es luftiger, heller, wohnlicher ist. Haben es doch auch größere Handwerker so gemacht; die Werkstätten im alten engen, winkligen Theile der Stadt sind geblieben und nun schuld daran, daß jene Stadttheile des Abends, wo der Hammer ruht, wo der Laden geschlossen ist, ein so trübes, ödes, fast unheimliches Ansehen haben. Da sieht man nicht mehr wie früher die Familie des Meisters oder des Ladenbesitzers, während er selbst auf der Rathstube seinen Schoppen trinkt, auf der Bank vor der Hausthür sitzen, lachend, singend oder mit den befreundeten Nachbarn plaudernd.

Das ist vorbei. Ein helles Gaslicht beleuchtet verschlossene und verriegelte Thüren und Fenster, und wir müssen schon ein Paar Straßen weiter gehen, um in belebtere Gegenden zu kommen, wo große Handwerker oder Ladenbesitzer ihre comfortableren Wohnungen haben. Aber auch hier ist die Bank vor der Hausthür verschwunden, es wäre sehr gegen den Anstand, wenn dort die Töchter des Hauses sitzen würden und wenn der Danziger oder der Berliner sich unterstehen wollte, ihnen etwas von seiner Heimat zu erzählen. — Vorbei alles das! Droben ist ein Fensterflügel geöffnet, und wir hören die Töne eines Pianoforte. Es ist das Fräulein Miene oder Fräulein Friederike, und wenn wir uns etwas länger aufhalten, so können wir sie vielleicht auch singen hören:

„Du kleines, blitzendes Sternlein!“

Weiter! Wir entsteigen dem Kreis der innern Stadt, wir kommen aus dem Dunste der winkligen Gassen und Häuser in hellere breitere Straßen und finden hier in den Häuser- und

Stadtvierteln wieder dasselbe Princip. Sehen wir die breite Straße hinab, die wir vor uns haben; ein stolzes, palastähnliches Gebäude reiht sich an das andere, vor einigen dieser Häuser bemerken wir breite Anfahrten oder gewaltige Hofthore, die sich leicht und geräuschlos öffnen, um die heranrollende schwere Equipage ohne die geringste Mühe zu verschlingen, an andern reiche, breite Glasdächer, weit in die Straße hinein, um den aus dem Wagen Steigenden Schutz zu verleihen. Etwas Stilles, Oedes, man möchte sagen etwas Langweiliges hat diese Straße — sie ist ziemlich leer, man sieht da keine Kinder spielen, auch keine Hunde balgen sich herum; was man von dieser vierbeinigen Staffage allenfalls sieht, ist vielleicht ein prächtiger Neufundländer oder ein edler Jagdhund, die sich dort im Sonnenschein auf der Rampe dehnen und strecken, oder vielleicht auch ein kleiner Wind- oder Wachtelhund, den ein Diener in Livree an einem Schnürchen neben sich führt. Aber sie scheinen hier ihre eigentliche Hundenatur verloren zu haben, wenigstens der Windhund; denn er läßt seine Ohren hängen, zieht den Schweif ein und schreitet so bedächtig, wie wir es von Seinesgleichen nicht gewohnt sind.

Manche der großen Einfahrten neben den Häusern haben alte, verwitterte, schweigsame Wappenschilder. Die Löwen, Adler, Bären, Wölfe in ihnen schauen so griesgrämig drein, daß wir überzeugt sind, sie würden plötzlich ihre steinernen Mäuler aufreißen und Ruhe gebieten, wenn sich irgendwo einmal ein ungebührliches Geräusch breit machte. Aber das hat hier in dieser Straße keine Noth; was von Klavieren und dergleichen vorhanden, ist in die Hinterzimmer nach den Gärten zu verwiesen; vorne wird nur gelispelt, hie und da auch gegähnt, im Ganzen sehr leise gesprochen. Seine Erlaucht begnügt sich häufig damit, seine Gedanken und Meinungen durch Geberden und Blicke auszudrücken, Ihre Erlaucht versteht man nicht auf zwei Schritte, und dem sich anpassend schlendert die ganze Dienerschaft wie körperlose Wesen

umher. Allenfallsige Streitigkeiten hebt man sich auf, um sie an andern, besser passenden Orten auszugleichen. Im Stalle pfeift der Reitknecht den Pferden gedämpft etwas vor, damit sie nicht in unanständiges Schnauben und Wiehern ausbrechen, und wenn der Koch sich genöthigt sieht, dem Küchenjungen eine Ohrfeige zu verabreichen, so umwickelt er zuerst die Hand mit einer Serviette, damit es nicht klatsche.

Wer in dieser vornehmen Straße wohnt, brauchen wir dem geneigten Leser wohl nicht zu sagen. Eilen wir lieber hindurch zu kommen; die ruhige und langweilige Größe dieser Häuser könnte uns die gute Laune verderben.

Unten am Ende angekommen, biegen wir links in eine andere, nicht minder breite Straße, die ebenfalls mit stattlichen und schönen Gebäuden besetzt ist. Aber hier hat alles einen neueren, wenn man will, glänzenderen Anstrich. Hinter dem Haupthause sieht man viel Grün, und durch die eleganten Gitterthore blickend Statuen und Springbrunnen, auch Glashäuser, hie und da bespannte Equipagen, die des Befehls zum Vorfahren harren. Aber diese Equipagen sind sehr verschieden von denen der anderen Straßen. Dort ernste, einfache Livreen und Karossen, nur die Wappenschilder hervortretend, hier die Letzteren Nebensache, sehr verschwindend unter dem Golde der Geschirre und Stickereien der Livreen. Ist doch auch der Mann, der in derselben steckt, hier ein ganz anderer. Dort unter der neunzackigen Krone steht er ruhig da, steif, mit einer bezeichnenden Gleichgültigkeit in seinen Mienen gegen alles, was um ihn her vorgeht. Er, der Kutscher und die alten, vornehmen Pferde halten da, fast ebenso unbeweglich wie die Schildhalter am Wappen, während hier der bewegliche Lakai mit dem pfiffigen Gesicht — er zerkaut den Stiel einer Rose, die er so eben abgepflückt — neben dem Kutscherbocke steht, seinem Collegen etwas ungeheuer Komisches erzählt und dazu hin und her tänzelt, während der Rosselenker seine Peitsche leicht und gewandt

auf und ab wickelt. Auch Musik schlägt hier wieder an unser Ohr; wir vernehmen gutgespielte Passagen auf einem Instrument von prachtvollem Tone, vielleicht auch eine Phantasie von Chopin, ja wir hören auch singen, aber nicht das kleine, blitzende Sternlein, sondern

„Ah je veux briser ma chaîne
disait le bel Ivan."

Wenn wir langsamer gehen, werden wir auch vielleicht das Glück haben, die Sängerin zu erblicken. Dort tritt sie auf den Balkon, frische Luft athmend nach den Anstrengungen ihres Gesanges und dabei gelegentlich die Straße auf und ab blickend. Es ist eine junge Dame in sehr reicher und sehr eleganter und sehr leuchtender Toilette. Ihr Teint ist etwas bleich, der Gesichtsschnitt südlich scharf, Augen und Haare schwarz. Sie bleibt auf dem Balkon stehen, bis sich die Hausthüre öffnet und durch dieselbe ein kleiner dicker, lebhafter Mann auf die Straße tritt. Dieser hat im Hausgange sein Taschentuch benutzt, aber vergessen, es einzuschieben, und schwenkt es nun in der Hand hin und her. Offenbar ist sein Geist mit etwas beschäftigt, gerade so, wie der andere kleine dicke und bewegliche Mann, der drüben im gleichen Augenblicke aus dem Hause tritt, und wie ein Dritter und Vierter, welche die Straße hinab gehen im eifrigsten Gespräch über Krieg und Frieden — ob sie steigen werden oder fallen — nicht die Heere des Vaterlandes, sondern die kostbaren Papierchen.

Weiter! Wie sich in allem die Extreme berühren, so auch hier. Wir biegen abermals links um die Ecke und haben hier die Grenze des fashionablen Quartiers plötzlich überschritten; wir sind in einer ganz andern Region angelangt. Zwei Reihen gleicher, vierstockiger Häuser mit unendlich vielen Fenstern zeigen sich unsern Blicken. Aber trotz der Höhe dieser Gebäude haben sie ein ärmliches und dürftiges Aeußere, die Dächer haben sehr viele und

unregelmäßig stehende Schornsteine; die Fensteröffnungen sind klein, meistens ohne Läden, und den vielen ganz verschiedenartigen Vorhängen nach zu urtheilen, die wir an ihnen sehen, sind diese Häuser durch all' ihre Stockwerke von ebenso verschiedenartigen Partieen bewohnt. Merkwürdig viele ältere Frauen und ältere Jungfrauen sieht man an diesen Fenstern; die Ersteren blicken meistens sehr melancholisch auf die Straße, und bei den älteren Jungfrauen — eine größere Anzahl derselben hat wegen Ohren- und Zahnschmerzen den Kopf verbunden — sieht ein scharfer Beobachter häufig einen gewissen Zug freiwilliger Entsagung, der sich aber bei den geringfügigsten Veranlassungen immer noch in einen Schimmer der Hoffnung verwandelt. Und auch hier vernimmt man Musik, und viel Musik durcheinander, unten Violine, in der Mitte Klavier, oben Gesang.

„Ach, wenn Du wärst mein eigen,
Wie lieb sollst Du mir sein!"

Wenige Männer bemerkt man in dieser Straße, und alle, die wir sehen, haben ein gedrücktes, gebeugtes, pensionirtes Aussehen, die Mehrzahl unter ihnen trägt gelblich gewordene weiße Halsbinden, und kann es immer noch nicht lassen, zusammengefaltete Papiere, die wie Akten aussehen, im Rockschooße oder unter dem Arme zu tragen. Alle aber, obgleich sie gar nichts mehr zu thun haben als Morgens aufzustehen und Abends sich zu Bette zu legen, werden doch bei gewissen Tagesstunden von einer quälenden Unruhe befallen; so Morgens um acht Uhr, beim Beginn der Kanzleistunde, wo sie kaum in ihrem dürftigen Zimmer zu bleiben vermögen, namentlich aber Mittags um zwölf, wo sie jeder noch so sehr nach einer andern Richtung hin unternommene Spaziergang vor jenes große Gebäude führt, welches in einer der Hauptstraßen liegend, für Kanzleien erbaut ist, und wo sie sich unter die Schaar ihrer ehemaligen Collegen mischend, sich noch so zu

betrachten vermögen wie damals, als auch noch auf ihren Schultern mit das Wohl des Staates ruhte.

Aber auch noch eine andere Klasse von Leuten wohnt in dieser Straße mit den vierstockigen Häusern. Es sind das Männer über die guten Lebensjahre hinaus, oft von Alter und Strapazen gebeugt, die aber in ihrem Auftreten, in ihrer Art zu gehen, in der Haltung des Körpers, wenn das irgend möglich ist, noch etwas Strammes zur Schau tragen, sei es auch nur in der Haltung des Kopfes oder in der abgemessenen Bewegung des Ellenbogens. Man könnte viele von diesen Leuten mit dem Ausdrucke: Gespenster des Tages bezeichnen; denn wie die wirklichen Phantome sich nur in der mitternächtigen Stunde zwischen Zwölf und Eins öffentlich sehen lassen,-so diese nur zu Mittag, wenn die Militärparade aufzieht. Da erscheinen sie plötzlich, aus den verschiedensten Seitenstraßen auftauchend, entweder mit der Musik marschirend oder die Truppe mit einer Geberde der Zustimmung oder einem Zeichen des Mißfallens an sich vorüber ziehen lassend.

Im Gegensatz zu den pensionirten Beamten tragen diese Herren eine hohe, steife, schwarze Halsbinde und meistens eine Mütze mit der Farbe ihres früheren Regiments und einer kleinen Coccarde versehen. Ob sie bei der Infanterie oder Kavallerie gedient, erkennt man leicht am Schnitt des Bartes; der Infanterist trägt ihn klein, oft zu ein Paar unbedeutenden Punkten zusammenrasirt, der Kavallerist dagegen lang, herabfallend oder wenn er sich noch zu Ansprüchen berechtigt hält, keck hinaufgedreht. Am besten aber unterscheiden sich beide Waffengattungen in ihren Pensionären durch die verschiedene Gangart; während der ehemalige Infanterist etwas darauf hält, daß immer noch seine Fußspitzen zuerst den Boden berühren und daß sich das Bein so gestreckt wie möglich präsentirt, befleißigt sich der Andere einer ausgesuchten Nonchalance, geht ziemlich breitspurig und schlenkert bedeutend mit dem linken Fuße, wenn er Husar gewesen ist. Eigenthümlich

ist, daß beide Arten häufig und gern Sporen tragen, wobei denn der ehemalige Hauptmann gewiß nicht ohne Sprungriemen erscheinen wird, der alte Rittmeister zu Fuß aber darauf durchaus nichts hält und es ganz natürlich findet, wenn seine weiten Beinkleider sich angenehm und bequem in die Höhe ziehen.

Aber weiter auf unserem Spaziergange! Die Straße, die wir eben durchwandert, verbindet in ihrer Dürftigkeit zwei bessere Quartiere; denn drüben ist wieder eine breite Straße, ebenfalls mit hohen Häusern besetzt; doch haben diese Häuser größere Fenster und Eingangsthüren, kurz einen wohnlicheren Anstrich. Das weibliche Dienstpersonal, welches man hier sieht, erscheint besser gekleidet, rennt auch nicht so in größter Eile an einander vorbei, ja überläßt sich an Haus- und Ladenthüren schon einem behaglichen Plaudern oder wechselt ein Paar Worte mit irgend einem Bedienten, die hier schon wieder, wenn auch in einfacher Livree, sichtbar werden, hält doch auch schon hier und dort vor den Häusern eine Equipage; freilich ist eine davon nur ein Fiaker, aber die andere, jene schwere, grüne Kalesche mit dem alten brummigen Kutscher auf dem Bocke, bespannt mit ziemlich steifen Mecklenburgern, ist Eigenthum des Herrn Präsidenten des Obertribunals. Und diese Kalesche wird schon von weitem ehrfurchtsvoll gegrüßt von all' den Dienern in grauer Livree, die wir hier mit großen Aktenstößen beladen von einem Haus ins andere wandern sehen.

Doch setzen wir unsern Weg fort. Wir kommen in ein Stadtviertel, wo sich Eleganz und Armuth die Hand zu reichen scheint, wo wir aus all' den Straßen, die wir bisher durchwandert, etwas vereinigt finden. Dort halb zurückgezogen in die Seitengasse bemerken wir einige der einfachen und eleganten Equipagen mit hochadeligem Wappen, nicht weit davon vor einem ansehnlichern Hause hält einer jener glänzenden Wagen mit den reich geschirrten Pferden, Kutscher und Bediente in ausgesuchter Livree, ja wir

meinen sogar jenen alten dicken Herrn wiederzusehen, der drüben vergaß, sein Sacktuch in die Tasche zu stecken und der nun hier aus der Hausthüre tritt, behaglich schmunzelnd. Es kann aber auch ein Anderer sein; sie gleichen sich alle; ist auch für uns gleichgültig, denn der Wagen rollt mit Ostentation davon. Aber hie und da an den Fenstern erscheinen Köpfe, meistens weibliche, frisirte und unfrisirte, um ihm lächelnd nachzuschauen. Aber die Art dieses Lachens ist so verschieden, wie die Lacherinnen selbst und ihre Toilette, und lustig oder hämisch, spöttisch oder boshaft, ganz darnach, ob sich das dichte volle Haar in zierlichen Buckeln und Locken zeigt, oder sich unter einem grauen Tuche verbirgt, oder ob der Busen rund und voll ein seidenes Kleid hebt oder gänzlich unsichtbar ist unter einem wollenen, buntkarirten Umschlagtuch.

Außerordentlich belebt ist diese Straße, dieses Stadtviertel. Wenn man alle die vielen glänzenden Reiter sieht, meistens junge Offiziere, wie sie lorgnettirend und höchst eigenthümliche Bewegungen mit der Reitpeitsche machend, hin und her taracolliren, so könnte man zu dem Glauben kommen, das Galoppiren auf dem Pflaster sei für Vieh and Menschen ein außerordentliches Vergnügen. — Aber neben diesen Berittenen, die von ihren vielen Freistunden ein Paar hier oft ohne allen Nutzen vertrödeln, sieht man auch ganz sonderbare Fußgänger, alte und junge Herren, hier, um Aufsehen zu erregen sich inmitten der Straße haltend, dort wie scheu und verstohlen an den Häusern hinschleichend. Neben ihnen schlendern Lakaien dahin, laut Adressen austauschend, in den Händen kleine Billets, die in gar keinem Verhältniß stehen zu den kolossalen Blumenbouquets, denen sie als Begleitschein dienen. Auch Musik hören wir hier, viele Musik, verschiedenartige Musik.

„An jenem Tag, wo Du mir Liebe geschworen,
Als ich in Wonn' und Schmerz zu Deinen Füßen lag!“

Wir würden stehen bleiben, aufmerksam lauschend, ja überrascht, wenn wir uns nicht besännen, wo wir sind und daß wir das heute Abend noch viel schöner hören werden. Auch stört uns einigermaßen das Solfeggiren, das fast gellend aus dem andern Hause an unser Ohr schlägt.

Weiter, weiter! Lassen wir hinter uns die Bettler und Könige, die Prinzessinnen und all' die unschuldigen Landmädchen; ziehen wir dahin durch einige Straßen, von deren Eigenthümlichkeiten, das heißt von den Eigenthümlichkeiten ihrer Bewohner, wir wohl einiges sagen könnten, wenn wir nicht fürchten müßten, den freundlichen und geneigten Leser zu ermüden, und nähern wir uns so allmälig dem Ende der Stadt, jener Gegend

„dort, wo die letzten Häuser stehen."

Das sind eigenthümliche Häuser und sie haben noch eigenthümlichere Bewohner; — eine ganze Straße hier aufzufinden, hält eigentlich schwer, denn wo einmal drei oder vier Häuser neben einander stehen, da folgt alsdann wieder eine Reihe von Gärten, an deren Ende, aber nach einer ganz andern Richtung hin sich dann wieder ähnliche Gebäude erheben, aber auch wieder nur zu zwei oder drei; dann folgen wieder Gärten oder Bauplätze, und so geht es fort, eine weite Strecke über die Grenzen der eigentlichen Stadt hinaus, fast bis zum nächsten Dorfe, das am Fuß der Berge liegt, jenseits der Wiesenfläche, die sich noch zwischen ihnen und den zerstreuten Häusern einschiebt.

So willkürlich nun die Lage dieser Häuser ist, so hat doch die Bauart fast eines jeden derselben etwas Besonderes, etwas Verschiedenes von der übrigen Stadt; an jedem der Gebäude hier, mag es noch so unbedeutend sein, sehen wir, nach Norden gerichtet, irgend ein Fenster von so unverhältnißmäßiger Höhe und Breite, daß es durchaus nicht zum Uebrigen paßt; oft sogar haben

diese Fenster eine solche Ausdehnung, daß man glauben könnte, man habe ein Treib- oder Gewächshaus vor sich; ja es scheint uns von weitem, als sähen wir wirklich bunte Blumen an denselben. Kommen wir aber näher, so bemerken wir alsbald, daß das, was wir für Pflanzen oder Blüthen gehalten, bunte Farbenkleckse sind, womit die Fenster stellenweise, aber ohne allen Zusammenhang, bemalt sind.

Passend zu diesen sonderbaren Häusern haust aber auch hier ein seltsamer Menschenschlag; meistens sind es junge Leute, die wir ab- und zugehen sehen, mit lang herabwallenden Haaren, mit großen Bärten, wo die Natur dergleichen bescheert, mit Kopfbedeckungen vergangener Jahrhunderte oder freier Phantasieen, breitkrämpige, zugespitzte Hüte oder barettähnliche Mützen von Tuch oder Sammt. Den letzteren fehlt nur die Agraffe und aufstehende Feder, um den Kopf eines Edelknaben der ehemaligen malerischen Zeit fertig zu machen. Auch in der Kleidung vieler dieser jungen Leute ist ein Uebriges gethan, um sie so verschieden als möglich zu machen von dem spießbürgerlichen Anzug unserer jetzigen prosaischen Zeit.

Zwischen diesen Leuten, die wir häufig mit Mappen unter dem Arme erscheinen sehen, bemerken wir aber auch ganz von ihnen verschiedene Gestalten, die ebenfalls dort aus den Häusern kommen oder hineingehen: alte Männer mit langem weißem Haar und dichten, graumelirten Bärten, Köpfe von so ehrwürdigem Aeußern, daß man sie augenblicklich und vollkommen passend auf die Statue eines Apostels setzen könnte; ihr Gesichtsausdruck ist feierlich, ja ehrwürdig, oft tragen sie lange Hirtenstäbe in den Händen, in der Art, wie die alten hochseligen Patriarchen, und wenn sie statt des schäbigen, dürftigen Röckchens, das sie anhaben, mit einem faltigen Talar bekleidet wären, so würden uns nur noch Palmbaum und Brunnen fehlen, um eine alttestamentliche Geschichte beieinander zu haben, — Bilder voll Licht

und Schatten; denn während wir hier den Kopf eines solchen fürstlichen Hirten in vollem Glanze zu erblicken wähnen, bemerken wir neben ihm ein Gesicht mit so falschem, widerwärtigem Ausdrucke, daß wir den Träger desselben nur etwas gebückt dahin schleichen zu lassen brauchen, den Dolch im Gewande, um den prachtvollsten Mörder fertig zu haben, den man sich nur denken kann.

Aber neben einem solchen stechenden Dorne der menschlichen Gesellschaft erscheinen uns auch hier blühende Rosen, welche das Leben verschönern, prachtvolle weibliche Köpfe, zarte und üppige Gestalten, die wir mit Erstaunen ebenfalls kommen und gehen sehen. Stolz und aufrecht schreiten sie daher, und man könnte glauben, eine Schaar von Fürstinnen und Heldinnen aller Zeiten hätte sich das Vergnügen gemacht, hier einmal im halben Incognito unter gewöhnlichen Menschenkindern umher zu wandeln. Wir sagen im halben Incognito; denn oft verräth uns eine leuchtende Granatblüthe im blauschwarzen Haar, trotz dem langen, verhüllenden Shawl, daß wir es eigentlich mit einer granadischen Prinzessin zu thun haben; oder es erzählt uns jene weiße Rose dort in den blonden Locken, daß die Dame, welche sich so bescheiden in ihr kurzes dünnes Mäntelchen hüllt, eigentlich ein geborenes Burgfräulein ist, welches wir schon sahen, schmachtend niedergebeugt zum spiegelnden See, wo die weiße Wasserlilie blüht, oder Schwäne fütternd, oder Vergißmeinnicht pflückend, oder Gänseblümchen zupfend, oder einen Liebesbrief lesend, oder dem entschwindenden Taucher nachschauend in dem Augenblick, wo die Wasser alle zurückkommen, ihn aber keines wiederbringt, oder — oder — oder — doch genug des grausamen Spiels!

Treten wir lieber in eines dieser kleinen Häuser, nicht in das erste beste, — dazu ist uns die Gesellschaft des geneigten Lesers zu lieb, sondern in eines, wohin wir ihn schon zu Anfang dieser

wahrhaftigen Geschichte zu führen willens waren und es nur auf diesem Umwege mit Absicht gethan, da wir uns schmeicheln, viel zu gut erzogen zu sein, um fremden Leuten so geradezu mit der Thüre in's Haus zu fallen.

Zweites Kapitel.

Im Atelier.

Das kleine Gebäude, dem wir uns nähern, besteht eigentlich aus zwei Häusern, die in einem Garten durch einen Zwischenraum von vielleicht dreißig Schritten entfernt liegen; dieser Garten ist eingefaßt mit einer Hecke von Weißdorn, und da wir die Thüre nur angelehnt finden, so wollen wir ohne viele Ceremonien eintreten. Da wir heute einen sehr warmen Frühlingstag haben, so stellt sich uns der kleine Garten in seiner anmuthigsten Gestalt dar. Nicht als ob er künstlich angelegt gewesen wäre, mit verschlungenen Wegen, Rasenflecken, Gebüschpartieen und dergleichen — von alle dem sah man hier nichts; ein Paar unbedeutende Obstbäume, die neben dem Thore standen, warfen dort ein klein wenig Schatten; sonst war von Bäumen und Sträuchern nichts da, was die liebe Sonne gehindert hätte, das Fleckchen Land hier mit recht hellem, glänzendem Sonnenschein zu übergießen. Für diese warme Zuneigung bezeigte sich aber auch die Erde hier äußerst dankbar; man roch ordentlich, wie fruchtbar sie war. Und dabei

sah sie so wohlgearbeitet aus; die Feuchtigkeit des gestrigen Mairegens war wohl noch hie und da ersichtlich, aber schon hatte die Hitze auf dem dunkleren Boden eine hellere Kruste angesetzt. Und angepflanzt war dieser kleine Garten, daß es ein Vergnügen war: hier erschien schon ein ganzes Beet voll der wolligen Blätter der Kartoffelpflanze; dort sah man lange Reihen frischgrüner Erbsenblätter und daneben die runden Rücken keimender Bohnen, wie sie vorsichtig und leise mit denselben winzige Erdschollen aufhoben, um zu sehen, ob es draußen anfange hübsch und sauber zu werden.

Blumen fehlten gerade auch nicht, obgleich die frühe Jahreszeit noch wenig Knospen wach geküßt hatte. Rosen waren ziemlich vertreten, aber durchaus nicht in feinen Sorten mit allerlei confusen Namen; hier herrschte allein nur die Centifolie, dafür aber, wie um sich dankbar zu beweisen, in großen üppigen Büschen.

Der eine gerade Hauptweg, der vom Eingangsthor nach dem vordern Hause führt und von dem wir rechts und links in die gradlinigen rechtwinkligen Beete schauen, ist so schmal, daß es uns unmöglich ist, zu Zweien zu gehen. Wir wollen durch diese Bemerkung gewiß nicht auf die heutige Mode der Crinoline anspielen: diese ist ja vergänglich, wie hunderte ihrer Vorgängerinnen, und wenn wohl schon lange kein vernünftiger Mensch an die unförmlichen Reifröcke denkt, wird vielleicht der Weg hier immer in derselben schmalen Einfachheit bestehen.

Das Haus, zu dem wir nun gelangen, hat nur ein, aber ziemlich hohes Parterrestockwerk, und in demselben auch wieder eines jener außerordentlich hohen Fenster; doch ist dies Fenster verhängt, und da wir näher treten, sehen wir, daß es bis auf den Boden herunter geht und eigentlich eine breite Glasthüre ist.

Da wie drüben die Gartenthüre, jetzt auch hier die Hausthüre offen ist, so treten wir in einen kleinen Gang und sehen an einer

Thüre rechts einen weißen Zettel angeklebt, auf dem in ziemlich steifen Schriftzügen zu lesen ist: Luigi Pisani, Scultore. An der andern Thüre gegenüber ist eine Visitenkarte angeklebt, auf welcher, aber in feiner, zierlicher Schrift, dasselbe steht. Da es aber nicht der Signor Pisani ist, dem unser Besuch gilt, so verlassen wir hinten das Haus wieder und sehen nun, getrennt durch jenen Zwischenraum, dessen wir oben erwähnt, das andere Häuschen vor uns liegen.

Diesem Zwischenraume aber sind wir schuldig einen flüchtigen Blick zu schenken. Es ist auch wieder eine Art von Garten, aber ganz anders als der erstere, den wir so eben durchschritten. Was wir dort vermißten: kleine Rasenflecke, ein Paar verschlungene Wege, etwas Gesträuch, finden wir hier. Dazu dehnt sich über unserem Kopfe — wir stehen immer noch auf der Schwelle der Hinterthür des vorderen Hauses — eine Veranda aus, von Baumästen, Stangen, Stützen und dergleichen ziemlich roh gearbeitet aber gerade in dieser natürlichen Einfachheit so außerordentlich malerisch. Wilde Rebe schlingt sich durch das dürre Sparrenwerk und überzieht es mit frischem, angenehmem Grün. Unter dieser Veranda steht eine kunstlose hölzerne Bank, ein ähnlicher Tisch, und an der Wand des Hauses unter dieser grünen Laube sehen wir allerlei höchst seltsame Verzierungen. Da sind Arme und Beine von Stein und Gyps, auch kleinere und größere Statuen, aus dem letztgenannten Material bestehend, aber fast alle mehr oder minder beschädigt; dort ist ein Torso der mediceischen Venus mit dem bärtigen Kopf Gott weiß welches Patriarchen oder Apostels; der Apoll von Belvedere streckt freilich hier noch immer seinen Arm aus, aber — entsetzlich! — auf demselben hängt eine rothcarrirte Schürze, die sich so unendlich behaglich im Hauch der warmen Frühlingsluft hin und her bewegt. Dort der farnesische Herkules stützt sich statt auf seine Keule auf ein kleines Grabscheit und so könnten wir noch eine Menge Sachen aufzählen, manch

davon zufällig entstanden, manches aber auch, wie es sich hier befindet, durch ausgelassenen Muthwillen komponirt. So unter Anderem das freilich zerbrochene, aber in seinen Trümmern noch so edle, wenn gleich furchtbar anzuschauende Medusenhaupt mit der schwarzen, freilich nur gemalten Binde über dem rechten Auge und dem kleinen Pfeifenstummel zwischen den Lippen.

Der Boden der Veranda und der untere Theil des Hauses sind mit weißem Staube und kleinen Brocken gewöhnlichen Steines, sowie unbedeutenden Marmorresten bedeckt. Neben der Bank sehen wir noch ein schönes korinthisches Kapitäl aus grauem Stein gehauen, aber unfertig, auf dessen oberem Theil ein Brettchen liegt und das als Stuhl zu dienen scheint. Auf dem oben erwähnten Tische liegt ein Zeitungsblatt, daneben eine ausgerauchte Kölner Pfeife, und nah am Rande steht ein Krüglein mit zinnernem Deckel.

Wir nähern uns jetzt dem zweiten Hause, das ebenfalls nur aus einem Stockwerke besteht und um das wir herumgehen müssen, um an seine vordere, belebtere Seite zu gelangen — belebt durch die unvermeidlichen hohen und breiten Fenster, die wir hier abermals sehen und die hier wieder stark mit allen möglichen Farben beklecks't sind. Ja, wir unterscheiden verschiedene Gegenstände, die bunt auf ihnen dargestellt sind, und mitunter Gegenstände der seltsamsten Art; denn während wir uns hier fast freuen könnten über einen edlen weiblichen Kopf, der, wenn auch in schwachen Umrissen, uns deutlich entgegen tritt, so erschrecken wir doch, wenn wir neben und über ihm eine Menge der lächerlichsten Affengesichter bemerken. Ja, für dieses Thier scheint der hier wohnende Künstler eine besondere Vorliebe zu haben, und er entwirft dabei die verzierten Köpfe desselben in unverkennbarer Meisterschaft. Da braucht es nur ein Paar Pinselstriche auf der Glasscheibe, um auf's deutlichste irgend einen Theil dieses komischsten aller Thiere darzustellen.

Von den Bewohnern der beiden Häuser haben wir bis jetzt noch nicht das geringste gesehen. Während wir uns aber dem zweiten Hause nähern, hören wir in dem Atelier desselben eine laute Stimme fröhlich singen. Singen sollten wir eigentlich nicht sagen, es sind nur lustige Töne, die dort erschallen, ohne Worte und Melodie: „Traleral a! — Hoh — Johdo! Judivaleralara!" oder dergleichen. Auch hören wir das nur mit Pausen vermischt, und dann klingt auf einmal ein lustiges Pfeifen dazwischen, den Schlag einer Amsel nachahmend, das Zirpen eines Sperlings oder das Locken eines anderen beliebigen Vogels.

Treten wir aber näher — in das Haus hinein; mit zwei Schritten sind wir an der Thüre, hinter der Gesang und Pfeifen erschallt. An dieser Thür ist ein Zettel, der uns in großen, kräftigen Schriftzügen sagt, daß wir vor dem Atelier des Malers Richard Tannhäuser stehen. Doch halt! er wohnt hier nicht allein; von dem Zettel abwärts geht ein Strich mit rother Farbe in Form einer Schönheitslinie, die sich unten scharf aufwärts krümmt, so eine Ranke bildend, auf der sich ein vortrefflich gemalter Affe wiegt, an dessen Kopf eine Visitenkarte angeklebt ist, als wenn er sie zwischen den Zähnen hielte, und auf der man liest: Friedrich Wulf.

Diese Thüre wie jede andere öffnet sich vor uns, ohne daß wir anklopfen und ohne daß wir gesehen werden; führen wir auch den geneigten Leser ebenso unsichtbar in das ziemlich große Gemach.

Es ist ein Maleratelier, wie wir schon oft gesehen. Dort vor uns nach Norden zu das hohe und weite Fenster, oben mit einem Vorhang versehen, den man nach Belieben aufziehen und herablassen kann; unten sind mit Papier bezogene Rahmen, ebenfalls um das Licht zu spannen und nach Belieben zu dämpfen. Die Wände dieses Ateliers waren ursprünglich von grauer Farbe, von der man aber nicht viel mehr sieht, denn theils sind sie be-

deckt, hier mit fertigen und unfertigen Bildern, mit Studien, Kupferstichen, Lithographien, dort mit Stücken alten Damastes in den verschiedensten Farben, und wo diese Sachen noch einen freien Platz übrig ließen, da sehen wir mit Kohle und mit Farbe, wie früher auf den Fensterscheiben, gemalte menschliche Köpfe und Affengestalten; namentlich sind die letzteren in fast erschreckender Anzahl vorhanden, glücklicherweise aber nur in Einem Theile des Ateliers. Dorthin fällt auch zuerst unser Blick, denn der andere Theil des, wie schon früher bemerkt, größern Gemaches ist durch eine Art spanischer Wand von diesem abgetrennt.

Welchen von den zwei Malern wir hier an der Staffelei vor uns haben, darüber kann kein Zweifel herrschen. Das dort aufgestellte mäßig große Bild zeigt uns wie die Visitenkarte draußen, im Munde des Affen hier sogleich den Herrn Friedrich Wulf, der zusammengebückt dasitzt und an einer Darstellung seiner Lieblingsgeschöpfe arbeitet. Aber es ist ein ganz eigenthümlicher Theil derselben, den er sich hier zum Vorwurf eines Gemäldes gewählt; es ist uns nicht möglich, denselben beim ersten Anblick zu verstehen; oben auf dem Bilde sehen wir ein Brett gemalt, das an zwei Schnüren aufgehängt scheint; auf diesem Brette sitzen vielleicht sechs bis acht Affen, von denen wir aber nur die äußersten Partien sehen, deren Schwänze jedoch in allen möglichen Windungen über drei Viertel des ganzen Bildes herabhängen. — Ah! beim nähern Betrachten bemerken wir, daß das Ganze eine Fensteröffnung darstellt, auf deren Brüstung sich ein untersetzter Mann lehnt, der ein viereckiges grobes Gesicht hat und aus einem kurzen Pfeifenstummel raucht, während er zu den Affenschwänzen aufblickt, die wie ein Gitterwerk vor ihm herabhängen.

Wenn wir aber so vor dem Maler und seinem Bilde stehen, so flößt uns der Erstere fast noch mehr Interesse ein, als der überaus sonderbare Vorwurf des Letzteren. Herr Friedrich Wulf ist eine kleine Persönlichkeit, die sehr gebückt vor der Staffelei sitzt,

mit einem kurzen grünen s. g. Flaus bekleidet ist und auf dem dunkeln sehr krausen Haar ein winzig kleines Käppchen von rother Farbe trägt. Dabei scheint er uns von einer außerordentlichen Lebhaftigkeit zu sein, er rückt auf seinem Stuhle bald hierhin, bald dorthin, beugt sich nah an das Bild, entfernt den Oberkörper wieder von demselben, und während sich dieser vor- und rückwärts, nach rechts und nach links dreht und windet, sind auch die Beine des Künstlers in einer beständigen Bewegung; bald streckt er sie aus, bald zieht er sie zusammen; jetzt setzt er den rechten Fuß auf den Malkasten, der neben ihm steht, gleich darnach zieht er den linken auf die oberste Sprosse seines Stuhles.

Wahrhaftig, wir wollen Herrn Friedrich Wulf nicht wehe thun, aber wir können uns des Gedankens nicht erwehren, daß er selbst in seinen Bewegungen eine frappante Aehnlichkeit hat mit den komischen Thieren, die er darzustellen so sehr liebt.

Jetzt erhebt er sich von seinem Sitze, das heißt er hüpft in die Höhe, um sich mit der linken Hand unterhalb seines linken Knies zu kratzen und mit einem Finger der Rechten, worin er auch Palette und Malerstock hält, sein rothes Mützchen mit einer seltenen Gewandtheit von dem rechten Ohr auf das linke hinüber zu dirigiren.

Ja, auch jetzt behält er in unsern Augen die nicht weniger als angenehme und schmeichelhafte Aehnlichkeit, wie er vor- und zurücktänzelt, rechts und links springt, und wie er sich jetzt, nachdem er Palette und Malstock abgelegt, nach einer Ecke des Gemaches begibt, wo an ein kupfernes Kettchen gefesselt ein wirklicher lebendiger kleiner Affe sitzt, der aber ziemlich schläfrig dreinschaut und bei der Annäherung seines Herrn und Meisters nur ein Auge langsam und verdrossen öffnet. Hier tritt uns diese Aehnlichkeit wahrhaft erschreckend entgegen, da sich der kleine Maler bemüht, durch allerlei Capriolen, wie er sie bei seinem schläfrigen Pfleglinge gewiß oft gesehen, diesen aufzumuntern, was ihm auch

zu gelingen scheint, wobei aber der Affe keine große Freundlichkeit an den Tag legt, vielmehr mit den Vorderpfoten nach seinem Herrn und Meister schlägt und dazu die Zähne blöckt. Solche Bewegungen und Grimassen wiederholt dieser alsdann so täuschend, daß sich sein sonst gerade nicht unschönes Gesicht förmlich zu einer Affenfratze verzieht. Das Thier kreischt nun eigenthümlich auf, was der Maler ebenfalls nachahmt, nur lauter, und dann ein lustiges: „Hussa ho!“ dran hängt, worauf der kleine Affe erschreckt zurückfährt und sich, furchtsam umherblickend, erschreckt zusammenkauert.

„Bist du wieder einmal ganz des Teufels?“ hört man nun eine laute, wohlklingende Stimme aus dem andern Theil des Ateliers ertönen. „Wenn du auch selbst keine Ruhe halten kannst, so laß doch wenigstens das arme Thier zufrieden. Ich kann dich versichern, das Gekreisch thut Einem nicht nur in den Ohren weh, sondern dringt durch Mark und Bein.“

Herr Friedrich Wulf ließ zur Antwort ein lustiges Lachen erschallen, worauf er sich dreist dem leise knurrenden Thiere näherte und ihm über Kopf und Rücken strich, indem er sagte: „Gelt du, Joco, wir zwei nehmen das nicht so genau; das sind uns bekannte, liebgewordene Töne. Ja, wir Beide!“

„Hol' euch der Teufel mit einander!“ hörte man von drüben die Stimme wieder sagen; „ich möchte den Maler und Freund wissen, der so zwei Kreaturen, wie ihr Beide seid, in seinem Atelier duldete!“

„Duldete?“ lachte der Andere. „Das könnte mich allenfalls verdrießen, wenn ich nicht wüßte, wie nothwendig dir meine gute Laune ist. Ja, wahrhaftig, Richard, ich hätte dich schon lange im Stich gelassen, aber Du thust mir leid, und ich bin ein viel zu guter Kerl. Lachen ist Dir wie jedem vernünftigen Menschen gesund, und wenn ich Dich nicht zuweilen mit Gewalt dazu brächte, so würdest Du wahrhaftig keine Zeit zum Lachen finden.“

Statt zu antworten, pfiff der drüben eine heitere Melodie

und versetzte erst nach einer längeren Pause, während welcher Herr Wulf sein Affenbild genau betrachtet: „Du bist ein unverbesserlicher Kerl; mit Dir ist nicht zu streiten. Ich erlebe es gewiß noch, daß Du sagst, wenn Du die Wände mit Deinen scheußlichen Affengesichtern bekleckseſt, so geschähe das mir zu Liebe, um mein ästhetisches Gefühl zu wecken und um meinen Schönheitssinn zu schärfen."

„Und wenn ich das sagen würde, so hätte ich gewissermaßen vollkommen recht. Ohne die gesunde, urwüchsige und kräftige Natürlichkeit in meinen Schöpfungen wären deine Malereien schon lange verzuckert und verhimmelt. Erinnerst Du Dich noch, wie Du damals Deinem „Mädchen im Ehrenfelde" jene verfluchte Neigung des Kopfes gabst, nach der rechten Seite hinüber, und sie dabei links an den Himmel hinauf blinzeln ließest? — Pfui Teufel! Du wirst nicht leugnen wollen, — oh Richard, oh mon roi! — daß es damals Joco war, der dieselbe Bewegung machte und Dich aus Deiner Verhimmelung wieder auf die prosaische Erde brachte."

„Wie gesagt, ein unverbesserlicher Kerl!" tönte es hinter der spanischen Wand hervor, und dann sang es:

„Du hast die schönsten Augen,
Mein Liebchen, was willst du noch mehr?"

„Ja, ja, auch was die schönen Augen anbelangt," lachte der kleine Maler, „so hast Du Dich an meinen Vorbildern erholt, guter Freund. Früher brachtest Du es nie über so mattes, fahles Blau hinaus. Weißt Du, Vergißmeinnicht in Milch gekocht, — die Farbe der Frömmigkeit und Keuschheit — ich bedanke mich dafür! Und wenn Du einmal über alle Maßen natürlich und frisch sein wolltest, so nahmst Du etwas hellbraune Farbe — Mondscheinaugen!"

„Du bist ein ganz unverschämtes Subjekt!" hörte man den

hinter der spanischen Wand lachend sagen; „aber ich freue mich, das von Dir zu hören, denn das spricht doch nur der Neid aus Dir. Wenn ich jetzt dunkle, glühende, blitzende Augen male, so weißt Du wohl, was mein Vorbild ist und bist nur deßhalb ergrimmt, weil Du den grünen katzenartigen Schimmer in den Augen Deiner Schöpfungen nun einmal nicht entbehren kannst."

„Gut, gut! Aber sie selbst, deren dunkle, glühende, blitzende Augen Dich begeistern, hat weit mehr Gefallen an meinen Schöpfungen. Bleibt sie nicht vor meinen Bildern mit dem Ausdrucke des innigsten Wohlbehagens stehen, schlägt sie nicht ihre kleinen Hände zusammen und nennt mich ihren caro Wulfo? — Das ist der Beweis, daß ein natürliches, reines, unverdorbenes Gemüth auch nur an natürlichen, reinen, unverdorbenen Naturen, wie meine Schöpfungen sind, Geschmack findet."

„Ja, ja, wie alle Kinder sich freuen, wenn man sie in die Affenbude führt."

Der kleine Thiermaler hatte während dieses Gesprächs einen seiner Pinsel ergriffen und mit dem Holze desselben einen der Affenschwänze schraffirt. Dabei schien er mit seiner Arbeit zufrieden, denn er nickte wohlgefällig mit dem Kopfe und trat mehrmals einen Schritt zurück, um sein Werk befriedigt aus einer gewissen Entfernung anzuschauen.

„Du, Friedrich!" vernahm man da abermals die Stimme von der spanischen Wand.

„Nun?"

„Komm' einen Augenblick herüber."

„Gleich; siehst Du, Du kannst wieder ohne meine Hülfe nicht fortkommen."

Drittes Kapitel.

Träume.

Der andere Theil des Ateliers, in welchen wir uns nun, dem kleinen Maler folgend, begeben, hatte, da hier alle die wunderlichen Thiergestalten fehlten und sich dafür ernste Studienköpfe an den Wänden befanden, ein ganz anderes Aussehen. Diesen Raum zierten ferner ein paar alte malerische Lehnsessel; ein ähnlicher Tisch, aus Eichenholz geschnitzt, stand in der Ecke, von ihm herab hing eine buntfarbene Decke, auf der eine Mandoline lag und ein Paar mittelalterliche Stoßdegen. Die hierzu gehörende Eisenhaube, sowie ein Paar Stahlhandschuhe lagen auf einem neben dem Tisch stehenden Tabouret und dienten dort, um durch ihre Schwere ein Stück rothen Damastes festzuhalten, das in breiten schönen Falten auf den Boden herabhing. Ueber den Studienköpfen hing ein größeres, unfertiges Bild, ein Fenster darstellend, aus welchem ein schönes Mädchen dem Beschauer entgegensah; ihr Gesicht zeigte unverkennbar einen südlichen, italienischen Schnitt, wozu aber die Umgebung durchaus nicht paßte; denn statt daß man vor dem Fenster Aloe, Lorbeer, Orangenbüsche oder dergleichen gesehen hätte, bemerkte man hier eine einfache Veranda mit den abgestorbenen, herabfallenden, dunkelrothen, theils verschrumpften Blättern der Jungfernrebe, auf denen, sowie auf dem dünnen Geflecht der Aeste der erste, flockige Schnee lag, rein, weiß, jungfräulich anzusehen, wie die Augen, die Stirne, die Wangen des reizenden italienischen Mädchens.

Wenn wir näher hinblicken, so kann es uns nicht entgehen, daß wir in der Veranda hier auf dem Bilde eine Aehnlichkeit mit

jener Veranda entdecken, die wir vorhin draußen im Hofe sahen und die sich jetzt dort mit ihren grünen Blättern über die Fenster des kleinen Hauses wölbte. Blicken wir nun aber von diesem Bilde an der Wand auf das ebenfalls noch nicht ganz fertige, welches die Staffelei des Malers im gegenwärtigen Augenblicke trägt, so finden wir den schönen, blühenden Mädchenkopf wieder, die gleichen Augen, die dort verwundert zum Schnee emporblicken, hier dem Beschauer mit einer rührenden Offenheit und Herzlichkeit entgegensehend. Es ist dies ein Bild, drei Viertel Lebensgröße, wohl ein Portrait. Das junge schöne Geschöpf auf demselben sitzt hier umgeben von südlicher Pflanzenpracht auf einem Marmorkapitäl in dem malerischen Costüm von Albano. Prachtvoll heben sich auf dem blauschwarzen Haar, das in dicken Flechten das jugendliche frische Gesicht umgibt, die bauschigen rothen Bänder ab und die blitzenden silbernen Nadeln. So klar und glänzend die großen tiefbraunen Augen sind, so strahlt doch aus ihnen etwas unbeschreiblich Liebes und Mildes, und wird noch erhöht durch ein, wenn gleich kaum merkliches Lächeln um die frischen, rothen Lippen des kleinen Mundes.

„Was soll's?" sagte der Thiermaler, nachdem er sich mit verschlungenen Armen an die Wand neben dem Fenster gelehnt und das liebliche Bild eine Zeitlang betrachtet.

„Nicht viel," entgegnete der Andere lachend; „ich wollte Dich nur wieder auf bessere, menschliche Gedanken bringen. Man ist Dir wahrhaftig schuldig, Dich zuweilen Deinem Thierkreise zu entreißen und Dich etwas Wohlthuendes sehen zu lassen. Schau Dir diese Augen genau an und gestehe, daß es eigentlich ein Unglück ist, wenn man ein Thiermaler geworden."

Der kleine Maler zuckte mit einem gutmüthig lächelnden Gesichtsausdruck die Achseln und versenkte sich, statt augenblicklich eine Antwort zu geben, mit beifälligem Kopfnicken in den Anblick des reizenden Mädchengesichtes, so daß wir Zeit finden, auch den Schöpfer

dieses Bildes genau zu betrachten, der eben zurückgetreten war, sich auf seinen langen Stock stützte und ebenfalls mit einem Ausdruck der Befriedigung auf sein Bild schaute.

Es ist ein junger Mann von vielleicht vierundzwanzig Jahren, groß, schlank, kräftig, vollkommen untadelhaft gewachsen; alle Bewegungen seines Körpers haben etwas Sicheres, Elastisches und doch dabei so viel Weiches und Elegantes, daß seine Figur, wie er sich stellt, wie er sich dreht und wendet, immer ein angenehmes Bild der Sicherheit gewährt und dabei genau paßt zu dem, was er sagt, ja zu dem, was er mit einem Achselzucken, mit einem leichten Lächeln, mit einem unmerklichen Neigen oder Hin- und Herwiegen des Kopfes bezeichnen will. Und dieser Kopf paßt vortrefflich zu dieser vollkommenen jugendkräftigen Gestalt; nur ist er — zu schön. In diesen gut geformten, vom Glanze der Gesundheit überstrahlten Zügen liegt, wenn wir uns so ausdrücken können, eine zu weiche Harmonie; es paßt hier alles so genau zu einander, daß wenn wir auch im ersten Augenblicke ausrufen: welch' schönes Gesicht! wir im nächsten nach irgend einem Schatten suchen, der uns diesen Kopf weniger harmonisch, ja, und eben dadurch weniger flach erscheinen ließe.

Dabei kann man aber nicht sagen, daß die Züge des Malers geistlos zu nennen wären; die hohe und offene Stirn scheint vielmehr das Gegentheil andeuten zu wollen, ebenso die lebhaften, etwas schwärmerischen, dunkelblauen Augen von einem seltenen Glanze. Da das Haar des jungen Mannes hellblond ist, so finden wir auch den Teint weiß, klar und durchsichtig; er trägt dieses Haar aber nicht nur in reicher Fülle, sondern so kraus und dabei so auffallend reich gelockt, daß man wohl sieht, er brauche die gewählte Frisur, die man an seinem Kopfe bemerkt, d. h. diesen scharf ausgeprägten Scheitel, um es nur einigermaßen zu bändigen. Ein kleiner Bart sitzt auf seiner feinen Oberlippe, die sich, wenn er lächelt, eigenthümlich zuspitzt, und dann erheben sich seine

Mundwinkel auf so angenehme Art, daß Herr Wulf zu sagen pflegt, der Tannhäuser lache nur, damit man seinen sonderbaren Mund sehe, der in seiner komischen Form gar nicht zwischen andern vernünftigen Mäulern zu registriren sei.

Dies sagte er aber nur, um den Andern auf harmlose Weise zu necken, den Neid gegen seinen schönen Freund weder in dessen Eigenschaft als Mensch, noch als Maler, kannte er nicht, vielmehr gestand er ihm seine körperlichen Vorzüge vollkommen zu, wobei er hinzusetzte, daß darin gerade so wenig Beneidenswerthes liege, als wenn Jemand, wie der hochselige Midas, alles in Gold verwandle, was er anfasse.

„Siehst Du, Richard," pflegte er zu sagen, „das ist freilich nicht Deine Schuld, daß Du ein Beau bist, wie die Leute sagen; aber Du hast nun einmal das Unglück, und ein redlicher Freund kann nichts Ehrlicheres thun, als Dich von Zeit zu Zeit warnen, oder Dich vielmehr über Dein Schicksal zu trösten. Als wirklicher Beau bist Du ein Mittelding, eine eigenthümliche Gattung zwischen Vornehm und Gering, zwischen Reich und Arm, zwischen Verstand und Dummheit. Deine Schönheit flößt allen Damen Argwohn ein; nähere Dich einem reichen Mädchen, so wird sie sagen: „es ist nicht rathsam, er ist zu schön;" eine Arme flieht Dich von vorneherein: „ein gefährlicher Mensch!" sagt sie oder ihre Mutter, „er ist viel zu schön." Eine Verständige denkt: das ist nichts für mich, trop beau, um Verstand zu haben; eine Dumme spricht zu sich selber: „ich wäre nicht recht gescheut, einen so schönen Mann für meine Freundinnen zu heirathen!" — Und daraus siehst Du nun, mein armer Richard, daß Du in der Welt auf gewöhnliche Weise schwerlich fortkommen wirst, weil Du zu schön dazu bist. Du mußt schon einmal eine exceptionelle Stellung einnehmen, und die hat auch ihre Gefahren. Ich an Deiner Stelle würde die Götter zu versöhnen suchen, ließe mir einen recht wilden Bart wachsen und würde es so einzurichten suchen, daß mich irgend ein

böses Thier, ein Affe oder dergleichen tüchtig in die Nase bisse. Ich will Dir dazu meine Hülfe recht gern leihen. Wahrhaftig, guter Richard, Du mußt meine Worte nicht zu gering anschlagen, es ist ein gefährliches Geschäft, zu schön zu sein. Und da unsere lieben Mitmenschen immer, nachdem sie etwas Gutes oder Angenehmes von uns zugestehen mußten, mit einem Aber bei der Hand sind, so würde es bei Dir beständig heißen: schön — aber dumm, unbedeutend, ein schlechter Maler oder dergleichen — während es mir gerade ist, als hörte ich von mir sagen: ein häßlicher Kerl, das muß wahr sein, aber verflucht gescheut, eine geistreiche Bestie und ein ganz immenser Viehmaler."

Wenn die Beiden so zusammen sprachen, oder vielmehr wenn der Eine so sprach, da wollte sich der Andere vor Lachen ausschütten, und es war ihm alsdann kaum möglich, einen vernünftigen Strich auf die Leinwand zu machen.

Daß Herr Wulf bei dergleichen Vorlesungen äußerst komisch war, ist nicht zu läugnen; er setzte sich alsdann oder hüpfte vielmehr auf die oberste Stufe einer Leiter, die sich im Atelier befand, um auch den obern Theil der Fenster blenden zu können, und wenn er dort oben saß, so machte er vielleicht unwillkürlich, aber mit einer erschreckenden Wahrheit die Bewegungen seiner Lieblingsthiere nach, wobei es fast grauenhaft anzusehen war, bis zu welcher Fertigkeit er es darin gebracht hatte, sich mit der Spitze seines Fußes am Kopfe zu kratzen. Es war einmal vorgekommen, daß dies eine fremde Dame, welche es zufällig im gegenüber hängenden Spiegel sah, so außer sich brachte, daß sie mit einem Ausruf des Schreckens plötzlich das Atelier verließ.

Auch sonst besaß Herr Wulf allerlei ähnliche Fertigkeiten; er warf zum Beispiel einen Pinsel, den er gebraucht, so hoch in die Luft, daß er ihn erst dann wieder auffing, wenn er schon einen andern wieder vorgezogen hatte. Bei diesem Spiel bedauerte er häufig, nicht die Mittel zu besitzen, sich einen Lehrjungen zu halten,

dem er, wie der berühmte Maler von Siena, nur über den eigenen Kopf hinweg die Pinsel zuwerfen könnte. Hatte er sich doch schon unsägliche Mühe gegeben, den kleinen Affen zu diesem Dienste abzurichten; aber das war ihm nicht gehörig gelungen, denn wenn auch Joco die Pinsel wirklich auffing, so war er doch nicht zu vermögen, sie ruhig bei sich zu behalten, sondern er zerbiß oder zerbrach sie.

„Ich glaube, mein neues Bild wird Aufsehen machen," sprach Herr Wulf nach einer längeren Pause, wobei er mit einem Auge in die Höhe schielte und sich mit ganz losem Handgelenke hinter dem rechten Ohre kratzte. „Der alte Abers war gestern wieder da und lobte es so, daß ich fast schamroth geworden wäre."

„Fast, — ja," gab der Andere ruhig zur Antwort; „aber wirklich schamroth zu werden, brauchst Du keine Angst mehr zu haben. Nun, und was meinte der alte Abers über den Ankauf?"

„Nun, er meinte, er wüßte einen Narren, dem es gefallen könnte."

„Das müßte aber schon ein rechter Narr sein!"

„Was willst Du? Es ist von mir eine edle That, mit meinen Meisterwerken auch für dergleichen bedauernswerthe Leute zu sorgen. Aber Scherz bei Seite! Der alte Abers ist geistreich genug, um die tiefen Ideen, sowie die wunderbare Technik an meinem Bilde zu begreifen."

„So, der alte Abers ist geistreich?"

„Ja, weil er kein Beau ist. — Dabei gab er sich auch die Mühe, — wozu ein Beau freilich keine Zeit hat — das Bild Deines Freundes mit all' der Aufmerksamkeit zu betrachten, die es verdient. Hast Du das je gethan?" wandte er sich mit einem so plötzlichen Rucke gegen seinen Freund, daß jeder andere Mensch dabei unfehlbar von der Leiter herabgestürzt wäre, er aber nicht nur ruhig sitzen blieb, sondern auch während der Umschwingung sein linkes Bein über sein rechtes schlug und darauf, als sei nichts

vorgefallen, mit seiner rechten Hand den linken Knöchel des Fußes anfaßte.

Der Tannhäuser, der dergleichen equilibristische Kunststücke schon gewohnt sein mochte, schaute gar nicht um, sondern malte ruhig am Gewande seiner Italienerin fort. Jetzt aber trat er wieder einen Schritt zurück, wandte seinen Kopf ein wenig auf die linke Seite und sagte alsdann: „Weißt Du, Wulf, mir geht vielleicht der Sinn ab für Deine Thierfiguren. Du wirst Dich erinnern, daß mir Deine Affen, lebendige und gemalte, anfänglich ein wahres Grauen verursachten; ich mußte mich erst nach und nach daran gewöhnen, und bei diesen Umständen wirst Du es begreiflich finden, daß ich es wahrhaftig nicht verstehen kann, welch' tiefer Sinn oder auch nur welch' meisterhafte Technik man in einem halben Dutzend herabhängender Affenschwänze zu entdecken vermag. — Ah, geh' weiter!" setzte er lachend hinzu, „Du bist sonst so ein guter Kerl!"

„Nein, nein," gab der Andere eifrig zur Antwort, „der Streit muß einmal ausgefochten werden, und Du mußt mir wenigstens zugeben, daß der Vorwurf meines Bildes nicht verrückt ist, wie Du schon oft gesagt. Sei nur wenigstens gerecht, mein schöner, junger Mensch; ich bin es ja auch gegen Dich. Habe ich Dir nicht zugestanden, daß das Bild, welches Du dort malst, Aufsehen erregen muß, daß der Kopf Deiner Italienerin, wenn er auch nicht schöner ist, als das Original, doch einen sanften Zug um den Mund hat, der dem wilden Urbild vollkommen abgeht? Daß auch an der Zeichnung der Figur nichts auszusetzen ist, als die Haltung des linken Fußes, die mir nicht ganz natürlich erscheint; es müßte denn sein, daß sie mit der Fußspitze das Blümchen zertreten will, welches vor ihr wächst. Aber dergleichen mörderische Tendenzen traue ich Deinem weichen Gemüthe nicht zu. — Also wenn ich gerecht gegen Dich bin, so sei Du es auch gegen mich; laß Dir mein Bild erklären."

„Aber ich verderbe meine Augen daran," sprach Tannhäuser mit einem leichten Achselzucken; „ich sehe mich so in die garstige Physiognomie Deiner Affen hinein, daß —"

„Dir darauf der schöne Kopf Franceska's um so wohler thun wird," fiel der Thiermaler seinem Freunde in die Rede, worauf er von der Leiter herab sprang, aber nicht in der Art, wie es jeder andere vernünftige Mensch gethan haben würde. Er legte vielmehr seine beiden Hände auf die Stufe, auf der er bis jetzt gesessen, hob dann seinen Körper langsam in die Höhe, streckte die Füße einen Augenblick horizontal von sich ab, und gelangte alsdann vermittelst dieses großen Umweges auf den Boden.

„Deinem Griffe entkommt Niemand," sagte Richard lachend, warf noch einen langen Blick auf sein Bild und folgte dann dem Thiermaler, welcher schon voraus nach dem Theile des Ateliers gegangen war, das er inne hatte und welches er „die Menagria" nannte.

Gleich darauf standen Beide vor seinem Bilde.

„Daß nun Jemand sagen sollte, namentlich Jemand, der selbst Künstler sein will," fing der kleine Thiermaler eifrig an, „er sei nicht im Stande, dies Bild ohne eine Erklärung zu verstehen, ist mir rein unfaßlich. Allerdings läßt es, wie jedes bedeutende Kunstwerk, dem geistreichen Beschauer" — hier kratzte er sich leicht am Halse — „mehrerlei Deutungen zu. Es ist zum Beispiel der Kampf der rohen Gewalt durch den vierschrötigen Kerl da unten repräsentirt, gegen List und Schlauheit: die Affenschwänze da oben. Doch wollen wir in dergleichen feine Intentionen nicht weiter eingehen, wogegen Du mir aber zugeben wirst, daß man auf den ersten Blick sehen muß, das da unten ist der Menageriebesitzer, der seine Morgenpfeife raucht, dabei behaglich zu einem halben Dutzend Affen aufschauend, die durch den Blick ihres Herrn gebannt sich so anständig wie möglich verhalten. — Verstehst Du das?"

„Ich glaube, daß ich das allenfalls verstehe. Warum Du aber nichts sehen läß'st als sechs Affenschwänze, Du, mit Deiner enormen Fertigkeit im Malen dieser Thiere, das ist mir nicht ganz begreiflich.“

Der Thiermaler warf seinem Freunde einen fast verächtlichen Blick zu, dann antwortete er: „Weil ich mich bemühe, alle möglichen Schwierigkeiten der Kunst aufzusuchen und siegreich zu bezwingen. Es ist wahrhaftig keine Kunst, in einer ganzen Affenfigur die augenblickliche Gemüthsstimmuug dieses Thieres auszuführen, ob es lustig ist, traurig, zutraulich oder tückisch, ob es wirklich langweilt oder nur in affektirter Gemüthsruhe über einen auszuführenden Streich nachdenkt. Wie gesagt, es ist leicht, dergleichen innere Bewegungen in einer ganzen Figur auszudrücken. — Aber ich habe versucht, das durch die Haltung der verschiedenen Schwänze zu zeigen, und ich glaube, es ist mir gelungen.“

„Laß mich aus — laß mich aus!“ rief der Andere, komisch eine Angst affektirend, wobei er nach seinem Haar fuhr und that, als wenn er sich die Ohren zuhalten wollte. „Ich versichere Dich, Wulf, ich vergesse Deine Affenschwanztheorie, die Du mir schon öfters auseinandergesetzt, den ganzen Tag nicht mehr.“

„Du hast sie noch nie gehört,“ fuhr der Thiermaler ruhig fort, „sie wenigstens nie gründlich in Dich aufgenommen. Kannst Du läugnen, daß dieser ohne Biegung herabhängende Affenschwanz mit glattem Haar einen langweiligen Kerl anzeigt, und jener daneben, der sich unten so schelmisch krümmt, davon erzählt, daß sein Besitzer an eine vielleicht unangenehme Ueberraschung für den Nachbar denkt? daß dort der andere, der sich so energisch aufbäumt, von einer emporgehobenen Pfote und einem leichten Grinsen spricht, und daß dort der in der Ecke, der sich zusammenschlingt und dessen Haare förmlich gesträubt sind, eine boshafte Bestie anzeigt, die im nächsten Augenblicke über jenes gemüthlich-schweifwedelnde Wesen an seiner Seite tückisch herfallen wird?“

Tannhäuser, der schon ein paarmal Zeichen der Ungeduld gegeben hatte, erhob nun wie flehend seine Hände und sagte: „Ich will Dir alles zugeben, was Du willst; ich will sogar Deine Bilder auch zuweilen betrachten und mein Urtheil darüber aussprechen, aber dann laß mich auch mit Deinen Erklärungen zufrieden. Ich versichere Dich alles Ernstes, Wulf, die machen mir ein so unangenehmes Gefühl, als wenn ich auf ein Sandkorn bisse, oder als wenn — mich schaudert ordentlich — Jemand mit einem Nagel über eine Glasscheibe fährt. Ich habe nun einmal für dergleichen Sachen kein Gemüth, es ist mir unheimlich."

Der Andere zuckte die Achseln so hoch als möglich war. „Es ist wirklich schade," gab er zur Antwort, „daß Du kein Theelöffel geworden bist, um Deine Tage in einem Sammetfutteral zubringen zu können. — Wirklich schade!"

„O ja, das thäte mir wohl," meinte Tannhäuser; „so seine Tage zu verbringen als glänzendes Silber in Sammet gehüllt, oder zwischen den weichen Fingern einer schönen Frau! — Es ist traurig, daß man sich seine Existenz nicht wählen kann!"

Während die Beiden so sprachen, hatte der kleine Affe anfänglich schläfrig zugehorcht, abwechselnd das eine oder das andere Auge schließend. Plötzlich aber öffnete er beide und schaute aufmerksam in die Höhe; dann bewegte er seinen Schweif leicht und wie es schien, wohlgefällig hin und her, hob auch seine Oberlippe auf und grinste freundlich mit den Zähnen. Aber sowohl der Tannhäuser, als der kleine Thiermaler waren zu eifrig in dem Austausche ihrer Ideen begriffen und sprachen zu laut, um das zu bemerken, oder um ein leises Geräusch hinter ihrem Rücken zu vernehmen.

Joco gab indessen immer größere Zeichen der Theilnahme, ja einer freudigen Theilnahme zu erkennen; er grinste häufiger, ja er lachte förmlich, er richtete sich in die Höhe und neigte dann seinen Körper behaglich von einer Seite auf die andere, sprang

auch jetzt in die Höhe, daß seine kupferne Kette klirrte, so daß der kleine Maler einen Blick auf seinen Liebling warf, sich rasch herum wandte und dann rief: „Habe ich mir doch gedacht, daß Du es seiest, wildes Mädchen! — Bravo, mein Kind! Bravo, Franceska! Sind das reizende Bewegungen! Da sieh hin, Tannhäuser, und wenn Dir das nicht die Idee zu einem ganz wunderbaren Bilde gibt, so wird überhaupt nie mehr etwas im Stande sein, Dich zu begeistern. — Warum hörst Du auf, Kleine?“ fuhr er nach einer Pause rasch fort, als er sah, wie das junge Mädchen, zu dem er sprach, plötzlich stille stand und mit der Hand über ihr dunkles, schwarzes Haar fahrend und dabei tief athmend die frischen Lippen öffnete.

Es war das Original des Bildes, das wir vorhin beschaut, — eine Italienerin von vielleicht sechszehn Jahren, die leicht in das Zimmer getreten war und sogleich angefangen hatte, hinter dem Rücken der beiden Künstler den kleinen Joco, dessen besonderer Liebling sie war, durch besondere Bewegungen zu necken und ihn, indem sie ihm mit ihrem gewandten Körper die seltsamsten, ja wildesten Windungen vormachte, zu ähnlichen Stellungen zu ermuntern suchte, was schon oft geschehen, worüber dann Herr Wulf seine außerordentliche Freude bezeugt hatte und bei einem solchen Duett oder vielmehr Pas de deux ein dankbares, begeistertes Publikum bildete. Nicht so der Tannhäuser; für ihn lag in diesen wilden und blitzschnellen Biegungen des zuweilen recht tollen Mädchens etwas Unheimliches, Dämonisches, und wenn er nach Hause kommend an dem lauten Lachen des kleinen Thiermalers hörte, daß im Atelier eine ähnliche Scene aufgeführt werde, so ging er nicht in das Gemach, sondern blieb so lange draußen, bis er denken konnte, das lustige Spiel sei vorüber.

Franceska wußte das wohl, und auch ihr wäre es nicht möglich gewesen, vor den Augen des Herrn Tannhäuser ihrer heiteren Laune den Zügel schießen zu lassen, weßhalb sie auch jetzt, wo er

sich herum wandte, mit einem Male ruhig stand, die Finger unter ihre dichte Haarflechte steckend, aber immer noch mit lächelnd zuckendem Mundwinkel. Es war ein schönes Mädchen, diese kleine Italienerin, wie sie der Tannhäuser nannte, der mit seiner hohen Figur allerdings bedeutend über sie hinausragte. Doch war sie von einer guten Mittelgröße, und wenn der Thiermaler die Benennung „klein" ebenfalls gebrauchte, so geschah das nur, weil dies Prädikat sich freundlich und schmeichelnd aussprach und weil Franceska, so oft Herr Wulf sie so anredete, herzlich lachend auf dessen in der That unbedeutende Figur schaute.

Wir sagten schon, sie sei sechzehn Jahre alt, aber dabei war sie, wie alle Südländerinnen, für ihr Alter vollkommen entwickelt. Was allein in ihrem Aeußern in dieser Hinsicht zurückgeblieben, war der Ausdruck ihres Gesichtes, der etwas außerordentlich Kindliches hatte. Das paßte aber auch vollkommen zu ihrem heiteren, ja lustigen Gemüthe; ihre großen glänzenden Augen schauten so unbefangen, so natürlich und unschuldig umher, daß man in dieselben blickend, es vollkommen verstand, wenn sie durch die geringfügigsten Sachen angeregt, in das herzlichste Lachen ausbrach, oder wenn man sie mit andern Mädchen, die gegen sie vollkommene Kinder waren, die harmlosesten Spiele treiben sah.

Der Vater Franceska's war der Bildhauer Pisani, an dessen Atelier wir vorhin vorbei gegangen — ein ernster Mann an die fünfzig Jahre, Wittwer, wie es schien ohne viel Vermögen, und leider bei alle dem kein so guter Künstler, um mit seinem Meißel ein reichliches Auskommen sich verdienen zu können. Er war vor einigen Jahren aus Italien gekommen und damals — so erinnerten sich seine Freunde — waren die Arbeiten, die er machte, wirklich schülerhaft gewesen. Durch unablässigen Fleiß aber und eifriges Studium hatte er es so weit gebracht, daß er jetzt für einen ordentlichen Arbeiter galt, dem man zur Noth selbst ein

schwieriges Ornament in Marmor auszuführen anvertrauen konnte. Höher verstieg er sich auch nicht, und wenn er auch zuweilen an Sonn- und Feiertagen zu seiner Belustigung ein Stück Thon vornahm, um daraus einen Kopf zu formen, so blieb es doch bei diesen schwachen Versuchen, und er nahm es durchaus nicht übel, wenn geschicktere, obgleich jüngere Genossen seine Arbeit mit ein Paar Griffen zur schauerlichsten Fratze umgestalteten.

Herr Pisani war, wie bemerkt, Wittwer und nach Deutschland gekommen mit der kleinen Franceska und einer alten deutschen Magd, die er in Rom, seiner Vaterstadt, angenommen hatte, und welche nun hier die Wirthschaft führte und das junge Mädchen aufs gewissenhafteste erzog. Den größeren und wichtigeren Theil der Erziehung freilich leitete der Vater selbst, der, so unbedeutend er auch als Künstler war, doch in andern Fächern die vielseitigsten und gediegensten Kenntnisse besaß. Er sprach Französisch und Englisch mit einer für einen Italiener außerordentlich guten Aussprache; er war ein so vortrefflicher Rechner und Mathematiker, daß von den polytechnischen Schülern, die ebenfalls in diesem Stadtviertel wohnten, die meisten zu ihm kamen, um sich bei schwierigen Aufgaben hie und da seine Anweisungen zu erbitten; er zeichnete und malte vortrefflich, wenn auch gerade nicht mit künstlerischer Meisterschaft; vor allem aber betrieb er Botanik ganz leidenschaftlich, und nicht sobald hatte er Nachmittags Hammer und Meißel weggeworfen, als er mit Franceska den nicht fernen Bergen zueilte, um von dort Abends mit einer ganzen Ladung Wald- und Feldblumen, Moosen und allen möglichen Kräutern heimzukehren. Dabei verstand er auch ein klein wenig von der Arzneiwissenschaft, und die Arbeiter und jungen Künstler gingen bei kleinen Verwundungen und dergleichen lieber zu ihm, als zu einem Doctor in der Stadt.

An ihm war aber etwas Anderes noch besonders merkwürdig: so schwach er als Bildhauer, überhaupt als ausübender Künstler

war, so groß, ja ordentlich erstaunlich war er als Kenner alles dessen, was in irgend ein Fach der Kunst einschlug; mochten es Zeichnungen, Gemälde, Sculpturen sein, Aelteres oder der neueren Zeit Angehörendes, Herr Pisani erkannte seinen Werth oder Unwerth beim ersten Beschauen und sagte auch in dieser Hinsicht, wenn er gefragt wurde, seine Meinung ohne Ansehen der Person. Aeltere Sachen classificirte er meistens vollkommen richtig nach Zeit und Schule, und dabei konnte er sich für ein schönes Bild, für eine meisterhafte Zeichnung so sehr interessiren, daß man ihm das größte Vergnügen machte, wenn man ihm erlaubte, ein solches Werk eine Zeit lang bei sich aufstellen zu dürfen. Und das that jeder gern, denn der italienische Bildhauer war von aller Welt geehrt und geachtet. Wie schade, hieß es oft, daß dieser Mann mit seinen enormen Kenntnissen so wenig Talent besitzt!

Ueber seine Vermögensverhältnisse wußte man nichts Genaues; doch mußte er eigene Mittel besitzen, denn von dem Wenigen, was er mit der Bildhauerei verdiente, hätte er nicht so leben können, wie er lebte, obgleich dieses Leben auf das sparsamste eingerichtet war. Seine Wohnung war klein, dabei aber sehr anständig eingerichtet; man speiste in seinem Hause bescheiden, aber es war immer so viel da, daß Einer oder der Andere seiner Bekannten, der gerade um die Mittagszeit kam, an dem einfachen Mahle mit Theil nehmen konnte; und Sonntag Abends hatte er immer einige seiner Freunde bei sich, die sich Winters um die dampfende Theekanne in dem kleinen Stübchen versammelten, Sommers aber mit Früchten, Brod und einem Glase Landwein unter der Veranda bewirthet wurden.

Was nun die Tochter des Bildhauers anbelangte, die schöne Franceska, die sich mit jedem Tage reizender entwickelte, so hätte man vielleicht glauben sollen, der Vater, dessen Umgang doch fast ausschließlich aus jungen Männern bestand, von denen die meisten obendrein noch Künstler waren, hätte das heranwachsende Mäd-

chen davon möglichst fern gehalten, was aber durchaus nicht der Fall war, im Gegentheil ließ er sie im Hause, unter der Veranda, in seinem Gärtchen, ja in dem anstoßenden Atelier der beiden jungen Leute so viel und ungenirt verkehren, wie sie nur wollte. Und bei dem Charakter seines Kindes hatte er vollkommen Recht darin; denn so gewissermaßen auf sich selbst angewiesen, entwickelte sich in Franceska eine Festigkeit und Selbständigkeit, die sie, ohne irgendwo anzustoßen, immer den richtigen Weg erkennen ließ. Und dabei war sie gegen alles Verletzende hinreichend gedeckt durch die Reinheit ihres Herzens, die sichtbar aus ihren Augen strahlte und die jedem imponirte, sowie auch durch die Energie und Festigkeit ihres Wesens, welche allgemein bekannt war und die man in dem Kinde schon öfters scherzhaft herausgefordert hatte.

Noch etwas Anderes aber war es, was das junge und schöne Mädchen vor jeder, auch noch so schwachen Beleidigung schützte: die Furcht vor dem bekannten heftigen und in gewisser Beziehung unversöhnlichen Charakter ihres guten Freundes, des kleinen Thiermalers Wulf. Es war ein einziges Mal etwas vorgekommen, wo ein unbesonnener junger Mensch, ein Maler, der Franceska zum ersten Male sah und irgend eine etwas kecke Aeußerung that, nur durch hastiges Dazwischentreten Tannhäuser's vor dem kleinen Maler gerettet wurde, der im Begriffe war, wie ein wildes Thier über den Schwätzer herzufallen.

Daß aber Wulf nach gewöhnlichen Begriffen in das schöne Mädchen verliebt gewesen wäre, und der Schutz und die vielen Aufmerksamkeiten, die er Franceska bewies, in einer eifersüchtigen Regung ihren Grund gefunden hätten, muß man durchaus nicht glauben. Wohl fühlte er eine zärtliche Zuneigung zu diesem prachtvollen und reinen Geschöpfe; wohl sprach er gern von ihr mit seinem Freunde Tannhäuser und lobte dabei in enthusiastischen Aeußerungen ihren Wuchs, ihre Augen, ihr Haar, ihre glänzenden Zähne, was ihn aber nicht abhielt, gerade in diesen Ge-

sprächen häufig zu sagen: „Siehst Du, Kerl" — damit meinte er seinen Freund Tannhäuser — „wenn Du Dich recht plagst und Dein enormes Talent, das Dir von der Natur verliehen ist, gehörig anwendest, wenn Du Dir einen Namen machst und Bilder malst, die Dir mit Tausenden bezahlt werden, so daß Du eine gesicherte Existenz hast, so wäre einmal die Franceska eine Frau für Dich. Und das würde mich wahrhaftig freuen, denn wenn Du auch ein lächerlicher Beau bist, so bist Du doch im Grunde ein guter Kerl, dem ich ein solches Glück wohl gönnen möchte. Aber ich fürchte, Du bist zu schön, um gescheut zu sein, um zu wissen, was Dir gut ist."

Dazu hatte denn der Tannhäuser gelächelt und die Antwort gegeben: „Darin hast Du Recht, zuerst wollen wir etwas Gescheutes malen und dann weiter sehen."

War dann hierauf Franceska in das Atelier getreten, um dem Tannhäuser zu einer Kopfstudie zu sitzen oder ihre feine, weiche Hand von ihm zeichnen zu lassen, so hatte er sich wohl häufig nicht enthalten können, sie so lange und innig zu betrachten, bis auf ihrem eigenthümlich tief gefärbten Teint eine leichte Röthe erschien und sie dann lachend sagte: „Wenn Du nicht bald anfängst zu malen, so gehe ich hinaus und spiele mit Joco; das ist überhaupt viel amusanter."

Daß sie die beiden jungen Künstler mit „Du" anredete, hatte ihr der Vater nicht abgewöhnen wollen, und sagte einmal zu dem kleinen Thiermaler: „Das kommt auf einmal von selbst; an irgend einem schönen Morgen wird sie Euch mit „Sie" anreden, und dann thut mir den Gefallen und macht es ohne weitere Erörterung gerade so. Hoffentlich aber bleibt es noch eine gute Zeit lang bei dem kindlichen und vertraulichen Du."

Es war eigenthümlich, daß sich Franceska im Allgemeinen diesseits der spanischen Wand bei Herrn Wulf, „auf Erden," wie dieser lachend zu sagen pflegte, wohler und behaglicher zu fühlen

schien, als jenseits „in den himmlischen Regionen“ unter Göttern und lauter tadellosen Menschengestalten. Waren ihre Sitzungen bei Tannhäuser beendigt, so eilte sie nach flüchtigem Betrachten dessen, was er gemacht, zu ihrem kleinen Freunde hinüber, kauerte sich nicht selten neben ihn auf dessen Stuhl, lehnte oftmals ihre Schulter an die seinige und sah mit unverkennbarem Interesse zu, wenn er seine lächerlichen Affengestalten malte. An heißen Sommertagen verbrachte sie oft alle ihre Freistunden in dem kühlen Atelier und hielt alsdann nicht selten dort ihre Siesta, zu der sie, wie alle Italienerinnen, eine große Neigung hatte. Mochte ihr aber bei solchen Gelegenheiten, wenn es in ihren Augen anfing, schläfrig zu zwinkern, Tannhäuser noch so oft seinen alten großen Lehnstuhl anbieten, sie schlüpfte zu ihrem Freunde Wulf, legte sich dort auf einen Teppich am Boden, und erst, wenn sie recht behaglich lag, mit dem Kopfe auf einem zusammengewickelten Bärenfell, rief sie hinüber: „Jetzt darfst Du mir etwas singen, Tannhäuser.“ Und dann nahm dieser auch in den meisten Fällen seine Mandoline zur Hand, die er mit Fertigkeit spielte, und sang ihr, was sie so gern hörte:

„O senke süßer Schlaf dich nieder.“

Dabei gab dann Wulf keinen Laut mehr von sich; er wagte nicht den leisesten Husten hörbar werden zu lassen, und wenn drüben der Gesang verstummte und ihre tiefen regelmäßigen Athemzüge anzeigten, daß sie wirklich eingeschlafen, so herrschte hierauf längere Zeit eine so tiefe Stille in dem Atelier, daß man den summenden Flug jeder Mücke vernahm, und durch die offenen Fenster deutlich das Rauschen und Sausen der nahen Stadt hörte.

Viertes Kapitel.

Ein Besuch.

Franceska stand also hinter den beiden Freunden, und als sich Tannhäuser ebenfalls herumdrehte, hielt sie, wie schon bemerkt, plötzlich in ihren Bewegungen inne und blickte mit gerötheten Wangen tiefathmend, aber mit lächelnd zuckenden Mundwinkeln vor sich nieder.

„Sie hat eigentlich Recht," sagte der kleine Thiermaler zu seinem Freunde, „daß sie vor Dir nicht forttanzt; Du verstehst das doch nicht zu würdigen; aber ich sage Dir, es war wunderbar schön, und ich selbst könnte auf die Idee kommen, darnach eine Skizze zu versuchen, wenn — wenn ja zum Henker, wenn ich es überhaupt könnte."

Der Andere hatte sich wieder nach dem Affenbilde umgewandt und meinte lächelnd: „Jetzt wirst Du mich wohl für einige Zeit in Ruhe lassen; ich kann mich viel zu wenig in Deine Intentionen finden, um Dir was Nützliches oder auch nur Angenehmes sagen zu können. — Hast Du Zeit, Franceska, so komm mit mir," wandte er sich an das junge Mädchen.

„Ja," versetzte diese, ohne aufzublicken, so lange nämlich der Tannhäuser noch diesseits des Verschlages war. Als sie ihn aber nicht mehr sah, lachte sie lustig gegen Wulf hin, nickte hastig mit dem Kopfe und sprang dann auf ein Paar Augenblicke zu dem kleinen Affen hin, der durch freundliches Knurren sein Wohlgefallen an den Tag legte, als sie ihn mit ihrer kleinen Hand auf den Kopf pätschelte. Darauf grüßte sie mit beiden Händen und sprang dann hinter die spanische Wand.

Wulf war in diesem Augenblicke komisch anzuschauen; er rich-

tete sich in die Höhe und nahm in Carricatur die Haltung seines Freundes Tannhäuser an — er hielt, wie dieser, den Kopf etwas hoch, beschaute sein eigenes Bild mit einem halben flüchtigen Blick und sagte dann mit affektirter Stimme: „Ich kann mich viel zu wenig in Deine Intentionen finden, um Dir was Nützliches oder auch nur was Angenehmes zu sagen. — Natürlich!“ setzte er murmelnd hinzu, „das besieht sich in seinem Spiegel und hält sich selbst schon für eine Art Halbgott. — Komm, Franceska, wenn Du Zeit hast. — Sie hätte ihm sagen sollen: nein, ich mag nicht, aber — doch was geht's mich an?“

Wahrscheinlich hatte der kleine Thiermaler, wie er oft zu thun pflegte, sein Selbstgespräch so laut geführt, daß der Andere etwas davon verstanden; oder hatte ihn dieser auch nur brummen oder murren gehört — genug, Tannhäuser rief jetzt herüber: „Du, Wulf, welche Krümmung gibst Du einem Deiner Affenschweife, wenn Du ausdrücken willst, daß derselbe über die Bemerkung eines Freundes erbost ist?“

Der kleine Maler gab aber keine Antwort, sondern seinen Stuhl näher zur Staffelei rückend und ein Lied pfeifend, fing er wieder an zu arbeiten.

Franceska hatte sich auf den Platz gesetzt, wo sie schon so oft gesessen — hinter seiner Staffelei, hell bestrahlt von dem hereinfallenden Lichte. Es dauerte eine Zeitlang, ehe sie vollständig zur Ruhe kommen konnte; von ihrer heiteren Lust und dem Tanze aufgeregt, leuchteten ihre Augen ungewöhnlich, ihre Lippen zuckten und lächelten abwechselnd, und dabei hob sich ihre Brust, von tiefen Athemzügen geschwellt.

„So geht's nicht,“ sagte Tannhäuser; „plaudern wir zuerst ein bischen, ehe ich anfange zu malen. Du bist ein recht tolles Kind. Wie mag man sich so ohne Grund echauffiren und plagen!“

„Ohne Grund?“ fragte verwundert das Mädchen. „O nicht

ohne Grund! Joco saß so schläfrig und mißvergnügt da, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihn ein wenig aufzuheitern."

„Und wenn Du Jemand aufheitern willst, so kannst Du es," versetzte freundlich lächelnd der junge Mann.

„Den Joco?"

„O nicht nur den Joco, auch Andere vermagst Du heiter zu stimmen, wenn sie traurig sind."

„Aber Dich doch nicht?" fragte das Mädchen. Und darnach unterbrach sie plötzlich einen tiefen Athemzug und ließ einen ihrer leuchtenden Blicke mit der Schnelligkeit des Blitzes auf ihn fallen.

„Und warum mich nicht?"

„Nun, weil Du nie traurig bist, nicht einmal verdrießlich; wenigstens sieht man nichts davon — das ist ganz eigenthümlich," fuhr sie nach einer Pause fort, „und ich habe meinen Vater einmal darum gefragt. Ich habe ihm gesagt: woher mag das wohl kommen? Wir alle sind einmal verdrießlich oder traurig, ich sehr oft, und wenn mich alsdann Einer lachend ansieht, so fühle ich, daß ich weinen könnte, und wenn er mich ernst und traurig beschaut, so wird mir das Herz noch schwerer. Dem Wulf geht es gerade so — nicht wahr, Wulf?" rief sie mit lauter Stimme.

„Ja wohl, mein Kind, alles, was Du willst," gab dieser, der ihre Worte nicht verstanden hatte, zur Antwort zurück.

„Der Joco hat viele betrübte Stunden," fuhr Franceska fort, „wo er ein Auge zuschließt und mit dem andern melancholisch um sich schaut. Auch unsere alte Magd und mein Vater. — Ja richtig, und den letzteren fragte ich, wie es doch wohl komme, daß Du immer heiter und glücklich seiest."

„Und was sagte er Dir?"

„Nun, er meinte, Du hättest auch gar keine Ursache, Dich über irgend etwas in dieser Welt zu beklagen; Dir verliefen Deine Tage unter lauter Sonnenschein; Du wärest in einer guten Stunde auf die Welt gekommen."

„Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond!“

sang der kleine Thiermaler, der sich wahrscheinlich seit der Frage des jungen Mädchens bemüht hatte, etwas von dem Gespräch zu vernehmen.

„Hörst Du, wie der Wolf heult?“ sprach lachend der Tannhäuser. „Und er hat Recht,“ setzte er ernster werdend hinzu, „es kann ja nicht alles so bleiben hier unter dem wechselnden Mond. Wer weiß, Franceska, ob Du mich nicht noch einmal traurig, recht traurig siehst!“

Das schöne Mädchen blickte auf den Boden nieder, dann sagte sie nach einer Pause mit leiser Stimme: „O ich möchte wohl.“

„Was, mein Kind?“

„Dich auch einmal traurig sehen.“

„Und warum das, Franceska?“

„Um den Versuch zu machen, ob es mir möglich wäre, Dich aufzuheitern.“

Sie sprach das langsam, mit stockender Stimme, und es war, als ob sie fühle, daß seine Blicke auf ihrem lieben Gesicht ruhten; sie vermochte nur langsam ihre Augen aufzuschlagen und auch nur einen kleinen Moment seinem Blicke zu begegnen, worauf er lächelnd sagte: „Du wirst mich schon noch einmal so sehen, Franceska.“

„Wer weiß, wo ich dann längst schon bin, wenn Du einmal anfängst traurig zu werden.“

„Ich glaube nicht, daß wir so bald getrennt werden, mein Kind.“

„O doch, o doch, ich fühle es!“

„Nun gut,“ sagte Tannhäuser mit einem leichten Lächeln; „vielleicht wäre das ein Mittel, Deinen Zweck zu erreichen.“

Sie schaute ihn fragend mit ihren großen, glänzenden Augen an.

„Mich nämlich traurig zu sehen."

„O nein," erwiederte sie, „das wird Dich nicht betrüben."

„Aber wenn es doch der Fall wäre? Denke Dir, Franceska, es geschähe, wie Du eben sagtest: wir würden nämlich getrennt, Gott weiß durch welchen Zufall, und zwischen uns, die wir uns jetzt so hübsch und freundlich die Hand reichen können, legten sich weite Länderstrecken."

„Ja, Berg und Thal, weite, weite Strecken," sprach sie in tiefe Gedanken versunken.

„Und nun käme über mich, was Ihr, wie Du sagst, an mir vermisset — Leid und Traurigkeit. Und so träte ich vor Dich hin — mühselig und beladen," fuhr er mit einem Ernste fort, der eigentlich nicht zu der heiteren Situation paßte. „Würdest Du Dich alsdann Deines Wortes von vorhin erinnern und mich mit einem freundlichen Blick, einem guten Worte aufheitern — oder würdest Du sagen, und ich fürchte fast das Letztere: — den traurigen, verdrießlichen Mann kenne ich nicht; das ist nicht der Tannhäuser, der so oft meine Augen gemalt. — Ich glaube fast, so würdest Du sprechen, denn wie mein heulender Wolf sagt:

Es kann ja nicht alles so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond."

„Und darin hat er Recht," rief Wulf; „es wird eine Zeit kommen, schöner junger Mensch, wo auch Deine Sonne sich abwärts neigt, wo auch um Dich her die feuchten, kalten Nebel aufsteigen, wo Du Dich sehnen wirst nach der treuen Brust eines Freundes, selbst wenn dieser Freund auch nur Affenschwänze malt."

„Du sprichst ja gerade wie ein prophetischer Rabe," gab Tannhäuser zur Antwort, „der jeden seiner Sprüche mit: wehe, wehe! schließt. Sollte man, wenn man Euch hört, nicht glauben,

bei mir wäre nur Lust und Freude zu finden, ich kannte bis jetzt keine Schattenseiten des Lebens."

„Du kennst auch keine," versetzte der Thiermaler.

„Und Du," — wandte sich Tannhäuser nach einer kleinen Pause an das junge Mädchen, „Du hast mir auf meine Bemerkung noch keine Antwort gegeben. Glaube mir, mein Kind, ich habe Recht; die Stunden folgen einander, aber sie gleichen sich nicht; heute würdest Du Dir vielleicht einen Spaß daraus machen, mich, wenn ich traurig wäre, aufzuheitern; nächstens aber fragst Du vielleicht: Tannhäuser? — Wer ist das?" —

„O nie, nie!" rief Franceska leidenschaftlich, und wenn auch nicht aus dem Ton ihrer Stimme die Wahrheit so überzeugend heraus geklungen hätte, so würde ihr Blick dafür gezeugt haben; ihr leuchtender Blick, offen, klar, ihr heißes Gefühl offenbarend, ihr Blick, der während einer langen Pause auf seinem Gesichte ruhte. — Dann fuhr sie sich mit der Hand über die Augen, wie um das Feuer desselben, das sie wohl fühlen mochte, zu dämpfen, und sagte hierauf mit leicht zitternder Stimme: „Ich hoffe nicht, daß es so kommen wird, wie Freund Wulf gesagt, daß die Sonne Deines Glückes sich umziehen wird mit kalten traurigen Nebeln, oder daß ich Dich nach langer Trennung wiedersehen werde, wie Du vorhin sprachst: mühselig und beladen. Sollte es aber doch so kommen, dann sollst Du erfahren, ob Franceska den Versuch machen wird, Dich zu erfreuen, Deinen traurigen Sinn aufzuheitern. — Da," fuhr sie nach einer kleinen Pause mit leiserer Stimme fort, „nimm!"

Man sah in ihren glänzenden Augen, an den heftigen Bewegungen ihres Körpers, daß sie gewaltig erregt war. Sie tauchte ihre rechte Hand in das Mieder, welches ihre Brust umschloß und zog einen kleinen Ring von Achat hervor, den sie dort an einem Schnürchen verwahrt trug, das sie nun mit einer raschen Bewegung von ihrem Halse schlang und es mitsammt dem

Ring dem Tannhäuser einhändigte, „das nimm," wiederholte sie dringend; „und so oft Du es anziehst, soll es Dich an mein Versprechen erinnern, das ich Dir gewiß halten werde."

Der junge Mann, etwas überrascht, fast verwirrt, nahm das Geschenk Franceska's entgegen — es war an ihrem Herzen gewärmt — und hielt es einen Augenblick zwischen seinen beiden Händen.

„Dafür danke ich dir innig!" sagte er nach einem kleinen Stillschweigen mit bewegter Stimme, „für Deine guten freundlichen Worte, für Dein liebes Geschenk! Ich will es als Talisman bei mir tragen, und schwöre Dir zu, es soll nie von meiner Brust kommen, bis ich es Dir selbst bei irgend einer Veranlassung zeigen oder wieder geben werde."

Ihre Augen funkelten von Thränen, und er nahm sanft ihre rechte Hand, welche sie auf die Stuhllehne gelegt, und fuhr fort: „Du bist ein gutes, närrisches Kind; siehst Du, Franceska, jetzt muß ich den Versuch machen, Dich aufzuheitern."

„Und es soll Dir gelingen," gab sie mühsam lächelnd zur Antwort; „aber unter einer Bedingung: Du darfst mich heute nicht malen; ich kann jetzt nicht ruhig und still sitzen. Laß mich hinaus, ich will zu meinem Freunde Wulf gehen und ihm zuschauen."

In diesem Augenblicke vernahm der kleine Thiermaler draußen im Gang Schritte und gleich darauf wurde an die Thür des Ateliers geklopft. „Herein!" rief Herr Wulf, ohne aber darauf nachzusehen, welchen Erfolg sein Ruf wohl haben mochte.

„Meine Gnädige," rief eine trockene Stimme in den Gang hinaus, „mir scheint, wir sind hier gänzlich fehlgegangen; wollen Sie die Gnade haben, einen Augenblick zu warten? — Erlauben Sie Herr — rr —"

Da dieses ‚Herr' sehr nahe am Ohre des kleinen Thiermalers erklang, so mußte er nothwendig aufschauen und bemerkte neben sich einen schon ältlichen, elegant gekleideten Herrn mit sehr freund-

licher lächelnder Miene, der seinen Hut ein klein wenig aufgelüpft hatte und dessen Miene und Haltung so genau wie ein Fragezeichen aussah, daß er nur die Worte: Herr Tannhäuser, auszusprechen brauchte, um von Wulf die Antwort zu erhalten: Herr Tannhäuser male im selben Atelier, sei aber augenblicklich beschäftigt, er, Wulf, wolle jedoch die Gefälligkeit haben, ihm die Wünsche des fremden lächelnden Herrn vorzutragen, wenn man ihm diese Wünsche anvertrauen wolle. Der kleine Thiermaler in seiner uns schon bekannten Eifersucht hätte selbst nicht einmal den Landesherrn zu einer Sitzung der kleinen Italienerin zugelassen; schon der Gedanke, man könne sie nur so für ein Modell nehmen, hätte ihn wüthend gemacht. Auch Tannhäuser dachte so, und da er seinen Namen aussprechen hörte, trat er aus der spanischen Wand hervor, worauf sich Wulf wieder unbekümmert seinen Affenschwanzphantasieen überließ.

Der freundliche ältliche Herr stellte sich dem Maler mit sehr ausgesprochener Herablassung als Graf Portinsky vor und lenkte mit einem vielsagenden Blick die Aufmerksamkeit des jungen Mannes auf die offenstehende Thüre des Ateliers, wo sich im Gange etwas rauschend näherte und gleich darauf eine Dame sehr elegant, aber dabei mit ausgesuchter Einfachheit gekleidet, erschien, die sich aber, ehe sie eintrat, umwandte und zu einer zweiten Dame, die ihr folgte, lächelnd sagte: „man muß ihm folgen, sonst läuft man Gefahr, in diesem Labyrinth den Weg vollständig zu verlieren. — „Ah da ist er!“ fuhr sie darauf fort, indem sie überall anstreifend durch die übrigens nicht allzuschmale Thüre des Ateliers trat. „Aber horreur!“ setzte sie dann hinzu, indem sie sich rings umschaute, „das ist ja wie das Vorzimmer zu einer Menagerie! Wohin sind wir gerathen?“

„Die Fürstin Lubanoff,“ flüsterte der freundliche Herr dem Maler zu, wobei er ihn lächelnd betrachtete, um den Ausdruck des Glückes und der furchtsamen Ueberraschung zu genießen, welche unbedingt

auf den Zügen des jungen Mannes erscheinen mußten bei Nennung des Namens jener vornehmen und reichen Frau, die als eine mächtige Beschützerin der Kunst bekannt war. Tannhäuser that übrigens nicht besonders dergleichen; er verbeugte sich bescheiden, aber nicht allzu stark und hielt gleich darauf ruhig den einigermaßen erstaunten Blick der Fürstin aus, als er dieser von dem ältlichen Herrn vorgestellt wurde.

„Herr Tannhäuser, jener junge und talentvolle Künstler, von dem Sie“ — dabei verbeugte er sich lächelnd vor der fremden Dame, „auf den ersten Blick jenes hübsche Bild entdeckt, obgleich es sich auf der großen Ausstellung etwas versteckt hält.“

„Es ist doch von Ihnen?“ fragte die Fürstin, nachdem sie nochmals einen zweifelhaften Blick auf all' die Affen geworfen, die sich hier auf Leinwand, auf Papier, auf den Fensterscheiben und auf allen Wänden befanden.

Der Graf Portinsky hatte währenddem einen Katalog aus der Tasche gezogen, darin geblättert und sagte jetzt: „Numero vierhundertsechzehn.“

Tannhäuser verbeugte sich leicht und versetzte: „Eine junge Mutter mit ihrem Kind auf dem Schooß; das ist allerdings von mir.“

„Sie gaben einen Preis bei der Ausstellungs-Commission an?“ fragte der ältliche, beständig lächelnde Herr; „ich habe ihn wahrhaftig vergessen. Dürfte ich Sie vielleicht bitten, uns diesen Preis zu nennen? Die Frau Fürstin haben außerordentlichen Gefallen an Ihrem Bilde gefunden und wünschen es, glaube ich, zu besitzen.“

„Gewiß — es ist charmant, ich möchte es gern haben.“

„Ich glaube, daß ich bei der Ausstellungs-Commission den Preis auf vierzig Louisd'or stellte,“ sprach Tannhäuser mit einer leichten Ungeduld, denn es war ihm von jeher peinlich gewesen, über dergleichen, namentlich mit fremden Leuten, zu sprechen.

Die Fürstin hatte einen mächtigen Fächer entfaltet und gebrauchte ihn mit jener wunderbaren nachlässigen Geschicklichkeit, die einer Andalusierin alle Ehre gemacht haben würde. Wenn man auch durch dieses Spiel des Fächers, den sie jetzt auf die rechte, jetzt auf die linke Seite ihres Kopfes brachte, den sie im nächsten Momente dazu anwandte, das stark hereinfallende Licht des sonnigen Frühlingstages von ihren Augen abzuhalten, um ihn darauf zuklappen zu lassen und ein paar Sekunden später wieder rauschend zu entfalten, — wenn auch die Nebenstehenden durch diese blitzschnellen Bewegungen gehemmt waren, der Richtung ihrer Blicke zu folgen, so konnte es doch dem jungen Maler, der vor ihr stand, nicht entgehen, daß ihre Augen, so oft sie solche anderswohin gewandt, gleich wieder zu ihm zurückkehrten, um ihn mit Wohlgefallen zu betrachten.

Und die Fürstin Lubanoff hatte schöne Augen, gefährliche Augen! seufzten ihre zahlreichen Verehrer. Es war ein dunkles, sinnendes Auge, etwas umflort erscheinend, sowie es nicht ganz geöffnet war; und sie liebte es, mit jener so reizenden Schläfrigkeit ihre Augenlider ein wenig herabfallen zu lassen, um alsdann, wenn sie es für passend hielt, die ganze Glut ihrer Blicke mit unerwarteter Gewalt auf ihr Opfer schleudern zu können. Dabei aber hatte dies halbgeschlossene Auge etwas dämonisch Anziehendes; wenn es gleich wie etwas erschien, das zu fürchten war, so konnte man doch nicht unterlassen, hinein zu schauen, sich Anfangs fürchtend, nach und nach dreister werdend und zuletzt mit einer Art von schauerlichem Wohlbehagen den so eigenthümlichen, erregten und doch wieder so ruhig scheinenden Blick in sich aufnehmend.

Gerade so dachte der Tannhäuser, als er vor ihr stand, sie anblickte, während sie dies und das mit ihm sprach und während er sich dabei gestehen mußte, daß der Kopf der schönen Fürstin eine der prachtvollsten Studien wäre, die sich ein Maler nur

wünschen könne. Ihr Gesicht war oval, eher noch von runder Form, die Nase grade und fein gezeichnet, mit wenig, aber ersichtlicher Bewegung, wenn sie erregt sprach oder tiefer athmete. Der Mund hatte frische, schwellende, etwas starke Lippen, die sich auch, wenn sie nicht sprach, so viel geöffnet zeigten, um die weißen Zähne durchschimmern zu lassen; ihre Gesichtsfarbe war von jener eigenthümlichen, etwas gelblichen Blässe, wie man sie bei Frauen aus dem äußersten Süden, aber auch bei solchen aus dem äußersten Norden häufig findet. Bei der Fürstin aber wich diese Blässe, sowie sie animirt sprach, vor dem schnell erregten Blut, welches dann mit leichter Röthe auf der feinen, durchsichtigen Haut erschien. Ueberhaupt, wenn sie schon im gewöhnlichen, ruhigen Dahinleben eine schöne Erscheinung war, so mußte man sie entzückend, hinreißend finden, wenn sie sich über etwas enthusiasmirte, wenn sie lebhaft sprach, wenn ihre Augen blitzten, wenn ihr dunkler Teint dem Pfirsich gleich von einem sanften Roth angehaucht erschien. Ihr Haar war dunkelbraun, fast schwarz, doch ohne den blauen Glanz, den man zum Beispiel an dem Haar Franceska's sah. Die Fürstin war über Mittelgröße; schlank und doch voll zeigte sich ihre Gestalt in tadellosen Formen, und trotz ihrer sichern Haltung und ihres festen, sich selbst bewußten Auftretens hatten doch ihre Bewegungen zuweilen etwas Mädchenhaftes, etwas Scheues, Schüchternes und dadurch etwas unendlich Anziehendes.

Die Fürstin Lubanoff, jetzt vielleicht 26 Jahre alt, war die Wittwe ihres Vetters, des Generals Lubanoff, eines alten Herrn, der nur geheirathet hatte, um das kolossale Vermögen der Lubanoff nicht in fremde Hände kommen zu lassen, sondern seiner wenig bemittelten Cousine zuzuwenden, wofür er wahrscheinlich im Himmel seine Belohnung finden wird; denn hier auf Erden war ihm nicht mehr viel Zeit vergönnt, die Früchte seiner edlen Handlung zu genießen, da ihm bald nach seiner Hochzeit die unangenehme Ueberraschung zu theil wurde, durch ein Avancement zur Armee des

Kaukasus versetzt zu werden, wo er kurze Zeit darauf bei Erstürmung eines feindlichen Aul's in einem furchtbaren Handgemenge fiel, in mancher Beziehung vielleicht ein Glück für ihn, denn er war ein vortrefflicher Soldat, wäre aber, wie seine Freunde vermutheten, ein weniger guter Ehemann geworden.

Von der Fürstin aber fand man es damals sehr gerechtfertigt, daß sie ihre Heimat verließ, um längere Zeiten auf Reisen durch Deutschland, Frankreich, Italien auswärts zu bleiben. Im Besitze ihres alten Namens und eines ganz außerordentlichen Vermögens, wie schon oben angedeutet, ward sie in hohen und höchsten Kreisen mit der größten Zuvorkommenheit empfangen, hatte nebenbei einen eigenen kleinen Hof um sich und war bei ihrem feinen Geschmack, sowie bei ihrer Liebe für alle Künste bald überall die Tonangeberin. Dabei glänzte sie durch eine gediegene Einfachheit; ihr Haus mit seiner Einrichtung, ihre Equipagen, die Livreen ihrer Dienerschaft, alles war von einer ausgesuchten Bescheidenheit, alles glänzte, weil die kostbarsten Stoffe jeder Art so angebracht waren, daß sie nicht glänzen konnten.

Am heutigen Morgen hatte die Fürstin ein einfaches Kleid von perlfarbener Seide, einen weißen Burnuß und einen grauen Hut, und wenn dabei alles mit einer solchen Zierlichkeit gearbeitet war, daß die reichen Stoffe vollkommen als Nebensache erscheinen konnten, so kam doch wieder die sorgfältige Arbeit derselben nur dadurch zur Geltung, weil sie von der reizenden Figur der schönen, eleganten Frau getragen wurden. Ihren Fuß hatte ihr Pariser Schuhkünstler für das feinste und tadelloseste Modell erklärt, und für ihre Hand sah sich Jauvin gezwungen, eine neue Nummer zu erfinden.

„Vierzig Louisd'or," hatte Tannhäuser mit einiger Zurückhaltung gesagt, sei der Preis für sein Bild Nr. 416, eine Mutter mit ihrem Kinde. Und darauf betrachtete ihn die Fürstin kopfschüttelnd und so eigenthümlich lächelnd, daß dem guten Maler, der nicht

anders glaubte, als man finde seinen Preis zu hoch, das Blut in den Kopf zu steigen begann und seine Augen sich zusehends belebten.

„Vierzig Louisd'or?" wiederholte die schöne Frau und drehte ihren Fächer so, daß er eine förmliche spanische Wand bildete zwischen ihr und den Uebrigen, die sich im Zimmer befanden. „Vierzig Louisd'or — ich finde, das ist ein sehr mäßiger Preis." Dabei öffnete sie ihre Augen und blickte dem jungen Mann ein paar Sekunden fest ins Gesicht, wobei ihre Brust von einem tiefen Athemzuge geschwellt wurde. Gleich darauf ließ sie aber ihre Augenlider wieder langsam niederfallen und fuhr fort, nachdem sie den Fächer zusammengeklappt: „Darf ich das Bild mein nennen? — Darf ich?" wiederholte sie hastig und erhob ihre Blicke abermals zu dem Maler.

Dieser verbeugte sich mit wahrer Erleichterung; es hätte ihn geschmerzt, wenn man den Preis für sein Bild zu hoch gefunden hätte; wahrhaftig, es hätte ihm das gerade dieser Frau gegenüber, die er heute zum erstenmale sah, einigermaßen wehe gethan. Deßhalb sprach er auch mit belebterer Stimme: „Ich schätze mich glücklich, Madame, dies Bild, das ich gern und mit Fleiß gemalt, in Ihren Händen zu wissen."

Die Fürstin wandte sich rasch herum, und nachdem sie abermals einen fragenden Blick rings um sich her geworfen, sagte sie: „Aber wo ist denn eigentlich Ihr Atelier?"

„Gleich nebenan," gab der Tannhäuser zur Antwort; doch setzte er mit der ihm eigenen ruhigen, ja vornehmen Haltung hinzu: „Ich bedaure unendlich, die Frau Fürstin in diesem Augenblicke nicht dorthin führen zu können, da ich gerade eine Sitzung habe, die ich selbst durch den verehrtesten fremden Besuch nicht unterbrechen darf."

Bei dieser Antwort erhob die schöne Dame leicht ihren Kopf und sagte: „Vielleicht ein andermal denn." Dabei erschien sie

ebenso ruhig und freundlich wie vorher, denn der leichte Schatten, der über ihre Züge flog, war so unmerklich, daß er selbst dem schärfsten Beobachter entgehen mußte, umsomehr dem Maler, welcher vor ihr stand und mit der Lust des Künstlers diese interessanten Züge studirte.

„Da fällt mir ein,“ wandte sie sich an den ältlichen Herrn, „daß ich Herrn Tannhäuser bitten könnte, mein Portrait zu malen; — die Zeichnung Ihres Bildes, die Behandlung der Farben hat mir außerordentlich gefallen, und wenn Sie sich überhaupt mit Portraits abgeben,“ sagte sie zu dem Maler, „so werden Sie mir vielleicht meine Bitte nicht abschlagen. — Aber ehe Sie sich dazu entschließen,“ fügte sie rasch hinzu, „ehe Sie vielleicht so freundlich sind, Ihre Zustimmung zu geben, muß ich eine kleine Bedingung stellen, die Ihnen vielleicht lästig ist, die ich aber deßhalb vorher ausspreche. Es ist mir nämlich unmöglich, zu den Sitzungen hieher in Ihr Atelier zu kommen. Ich würde auch das thun,“ schloß sie verbindlich, „wenn ich nicht einem andern, ebenfalls renommirten Künstler, der mich früher gemalt — Sie werden sein Bild bei mir sehen — dieselbe Bedingung gestellt hätte und sie auch festhielt.“

Da es nun dem guten Tannhäuser, der ja die ersten, wenn auch gelungenen Schritte auf der dornenvollen Künstlerlaufbahn that, niemals in den Sinn gekommen wäre, auch von einer viel minder vornehmen Dame zu verlangen, sie solle sich hieher an's Ende der Welt begeben, um ihr Portrait malen zu lassen, so versicherte er auf's Bereitwilligste, er fühle sich durch den erhaltenen Auftrag geehrt und bitte nur, ihm die Zeit bestimmen zu wollen, er werde sich dann einfinden. Er sagte das freilich so verbindlich, als es ihm möglich war, und er fühlte sich auch in der That durch diesen Auftrag geehrt, doch da er dabei keine allzutiefe Verbeugung machte, wie die Fürstin bei ähnlichen Veranlassungen sonst wohl gewohnt war, auch die Worte von seinem

tiefen, klingenden Organ ausgesprochen, ziemlich ernst klangen, so war es gerade, als erweise er der vornehmen Dame eine Gunst — ein Gedanke, den diese ebenfalls durch jene ganze Haltung bestätigt fand, der sie im ersten Augenblick überraschte, der aber gleich darauf ein wohlwollendes und sehr freundliches Lächeln auf ihren Zügen hervorrief.

„Das wäre also abgemacht," sagte sie heiter; „ehe wir aber die Sitzungen beginnen, möchte ich Ihnen wohl das Zimmer mit seinem Lichte zeigen, um Ihre Ansicht zu hören, ob es Ihnen tauglich erscheint. Wann könnten Sie zu mir kommen, um es zu sehen? Ich möchte Ihre kostbare Zeit nicht unnütz in Anspruch nehmen."

Während sie so sprach, war es natürlich, daß sie ihn aufmerksam ansehen mußte, was sie denn auch that. „Hätten Sie vielleicht heute Zeit?" fragte sie.

„Gewiß, Madame," versetzte Tannhäuser; „ich bitte nur eine Stunde zu bestimmen, die Ihnen angenehm ist."

Sie dachte einen Augenblick nach, sie schien etwas zu überlegen, dann sprach sie lächelnd: „Sie werden es vielleicht komisch finden, wenn ich Ihnen sage, daß meine Zeit sehr in Anspruch genommen ist. Und doch ist dies der Fall, namentlich heute, wo ich nur zwischen Vier und Sechs für mich habe."

Tannhäuser zeigte durch eine leichte Verbeugung an, daß ihm diese Zeit vollkommen genehm sei.

„Es ist dies aber gerade die Stunde meines Diners," fuhr sie fort, „und ich würde mich nur dann ungenirt mit Ihnen berathen können, wenn Sie so freundlich wären, bei mir speisen zu wollen."

Obgleich dieser Vorschlag dem jungen Maler einigermaßen unerwartet kam und ihn überraschte, so fand er doch nicht gleich einen triftigen Vorwand, um ihn abzulehnen, und sagte deßhalb, was man bei solchen Veranlassungen zu sagen pflegt, er mache sich

eine Ehre daraus, um vier Uhr zu erscheinen. Dabei verwirrte es ihn doch einigermaßen, als er, vor sich hinausschauend, mit seinen Blicken auf das Gesicht seines Freundes Wulf traf, der sich wieder an die Arbeit gesetzt hatte und an seinen Affenschwänzen fortmalte, als gäbe es um ihn her keine fremden Besuche oder dergleichen. Jetzt aber hatte er seinen Kopf herum gewandt, den Freund mit einem recht sarkastischen Lächeln angeschaut und dann, wie er es zu thun pflegte, wenn er eine seiner Lieblingsbemerkungen von sich gegeben, die er aber jetzt begreiflicher Weise nur dachte: was geht's mich an? — seinen Mund gespitzt, als wolle er sich oder den Anwesenden etwas vorpfeifen.

Die Begleiterin der Fürstin, die wir bis jetzt noch nicht genau betrachtet — sie hielt sich auch in bescheidener Entfernung — war eine schon ältere Dame und hatte das Ansehen einer gesetzten Gesellschafterin, die, vielleicht aus gutem Hause, es wahrscheinlich vorzog, im Hotel Lubanoff sich bei angenehmem Leben in einem dienenden Verhältniß zu befinden, als selbständig ihrer vollen Freiheit bei geringem Brode froh zu werden.

Frau von Bauvallet, die Gattin eines französischen Bergbeamten — er hatte das Unglück gehabt, sich in den Goldminen am Ural zu verirren, das heißt, er war eines Tages eingefahren und darauf spurlos verschwunden — war von einem angenehmen, heiteren Charakter; selbst ziemlich sorglos, hatte sie die Gabe, mit anscheinenden Vernunftgründen auch andere Leute davon zu überzeugen, daß es am besten sei, man lasse sich vom Strom des Lebens, ohne viel zu ringen und zu kämpfen, dahintragen, suche sich dabei so behaglich wie möglich einzurichten, pflücke die Blumen am Ufer, die man erreichen könne, und hoffe immer darauf, vom lieben Gott an eine Insel geführt zu werden, die viel Aehnlichkeit mit dem Schlaraffenland der Kinder habe. Für ein solches Schlaraffenland schwärmte Madame Bauvallet überhaupt, den Goldberg und die Diamantenfelder hätte sie dabei andern Leuten

überlassen und wäre schon mit dem Thal zufrieden gewesen, wo der Mandelberg thront, wo die fettesten Fasanen umherfliegen und wo die gespickten Rehe inständigst bitten, ihren Ziemer gefälligst abschneiden zu wollen. Im Vertrauen gesagt, war die würdige Französin eine Art Haushofmeister, und wo es galt, die Ehre des Hauses zu zeigen, hätte sich der Chef der Küche, ein berühmter Landsmann, nicht einmal unterstanden, das Menü ohne ihren Rath zu entwerfen.

Frau von Bauvallet hatte sich hinter den Stuhl des Thiermalers gezogen, betrachtete dessen Bild mit unverkennbarem Interesse und that einige Fragen, welche so sehr davon zeugten, daß sie von einer oberflächlichen Neugier hervorgerufen waren, daß sich Wulf veranlaßt sah, der alten Dame eine leichte Erklärung seines Werkes zu geben, welche von derselben mit den Ausrufen: „außerordentlich! deliciös! charmant!" belohnt wurde, — Ausrufungen, welche sie so laut betonte, daß diese nothwendig die Aufmerksamkeit der Fürstin erregen mußten, welche sich denn auch einige Augenblicke, nachdem der Tannhäuser die Einladung zum Diner angenommen, mit der Frage, was es denn dort eigentlich gebe, dem Stuhle des Thiermalers näherte. Frau von Bauvallet gab die Erklärung des Bildes in einer so launigen Art, daß auch die Fürstin darüber lächelte und dann einige Worte in russischer Sprache zu ihrer Gesellschafterin sagte, worauf diese eifrig und sehr heiter mit dem Kopfe nickte.

Herr Wulf blieb ruhig auf seinem Stuhle sitzen und beugte sich nur so viel auf die Seite, als nöthig war, um den Damen die Aussicht auf sein Bild frei zu lassen. Kein Gefühl der Ehrfurcht vor denselben hätte ihn gezwungen aufzustehen, und es war etwas ganz Anderes, was ihn im nächsten Augenblicke vermochte, seinen Sitz zu verlassen, mit der Behendigkeit und Eilfertigkeit einer Schlange zwischen den Damen hindurchzuschlüpfen.

Er hatte nämlich mit seinem scharfen, beständig umherirren-

den Auge bemerkt, daß sobald Tannhäuser und die beiden Damen hinter seinen Stuhl getreten waren, der ältliche, beständig lächelnde Herr sich der Oeffnung in der spanischen Wand näherte, dort einen Augenblick stehen blieb, listig um sich schaute und dann mit einem Male in dem Atelier des jungen Malers verschwand. Er war aber nicht zwei Sekunden dort gewesen, so befand sich Wulf, ohne draußen durch sein Verschwinden irgend ein Aufsehen erregt zu haben, neben ihm, legte die Hand auf seinen Arm und sagte ihm mit seiner rauhen, aber festen Stimme: „Man tritt hier nicht herein, mein Herr, und wenn man das doch thut, so bleibt man wenigstens nicht da. — Darf ich bitten?“ Er zeigte mit der andern Hand nach dem Eingange,

Und doch wäre der alte freundliche Herr so außerordentlich gern dageblieben. Er schien erstaunt, überrascht, entzückt von der Schönheit des jungen Mädchens, welches still und schweigend in dem großen Lehnstuhl saß und den Eintretenden einen Moment mit ihren großen, glänzenden Augen anschaute und dann ihren Kopf in die Hand niedersinken ließ. Wie wohlwollend und freundlich, wie süß und angenehm lächelnd war in diesem Augenblick das Gesicht des alten Herrn anzusehen. Der überhaupt nicht allzu große Raum zwischen Nase und Kinn verminderte sich fast zusehends, und um den dazwischen sehr in der Tiefe liegenden Mund spielten eine Menge feiner, beweglicher Falten und gaben den dünnen, blassen Lippen das Ansehen, als beschäftigten sie sich mit dem Vorgeschmacke von irgend etwas besonders Köstlichem.

Welch' angenehme und höchst unerwartete Ueberraschung hatte er sagen wollen, war aber nicht über das „welch“ hinaus gekommen, als er schon den zudringlichen Menschen an seiner Seite sah, der es obendrein noch wagte, seine plebejischen Malerfinger auf seinen vornehmen russischen Grafenärmel zu legen. „Baschol durak!“ wollte er mit begreiflicher Indignation sagen, doch begnügte er sich mit der ersten Silbe und schlenkerte dabei

mit seinem Aermel, wie man es zu machen pflegt, wenn man eine lästige Fliege entfernen will. Aber der kleine Thiermaler war bei Veranlassungen, wie die gegenwärtige, eine sehr zudringliche, ja wie Graf Portinsky dachte, eine freche Fliege, denn er pflanzte sich ruhig zwischen den ältlichen, freundlichen Herrn und das schöne junge Mädchen, das Gesicht gegen den Ersteren gekehrt, steckte seine Hände in die Hosentaschen und erhob seine Nase mit wahrer Insolenz um drei bis vier Zoll.

Daß der Graf Portinsky den freundlichen Wunsch hegte, diesen angenehmen deutschen Maler statt hier in seinem eigenen Atelier, wenn auch nur für ein Paar kleine Tage auf einem seiner Güter vierhundert Werst hinter St. Petersburg zu besitzen, finden wir ebenso begreiflich wie natürlich, kennen auch ähnliche Gelüste, die aber ebensowenig in Erfüllung gingen, wie dieses, und wo der Betreffende ebenfalls mit langer Nase abziehen mußte, was aber der alte freundliche Herr hier nach dem ersten Moment unangenehmer Ueberraschung mit einem wahren Aufwand von Bonhommie that.

„Ah, diese Maler!“ sagte er grinsend; „wir müssen ihnen da für ihre Kopieen, allerdings nach der Natur, unser schönes russisches Geld bezahlen, während sie die kostbaren Originale für sich behalten. O diese Egoisten! — Doch vederemo!“

Es war gut, daß in diesem Augenblicke die Frau von Bauvallet draußen ziemlich laut den Namen des Grafen rief und ihn so zu einem schnellen Rückzuge nöthigte, denn der Thiermaler war schon im Begriff, ihm eine recht grobe Antwort zu geben, die vielleicht zu unangenehmen Erörterungen hätte führen können. Nachdem demnach der alte freundliche Herr bei Wulff vorbei einen langen Blick auf das schöne Mädchen geworfen hatte, das aber natürlicher Weise darauf nicht achtete, wandte er sich um und verließ das Atelier, um die Damen aufzusuchen, die das Haus schon verlassen hatten und, von Tannhäuser begleitet, durch den kleinen

Krautgarten des guten Bildhauers Pisani nach ihrem Wagen gingen, der auf der Straße draußen hielt.

Herr Wulf hatte sich eine Zeit lang nachdenkend am Kopfe gekratzt, dann zuckte er mit den Achseln und setzte sich wieder vor seine Staffelei, wo er auch ruhig sitzen blieb, nachdem Tannhäuser wieder eingetreten war, der sogleich zu Franceska ging, seine Hand auf den Kopf des jungen Mädchens legte, denselben etwas aufrichtete, um ihr in die Augen sehen zu können und dann zu ihr sprach: „Was sagst Du dazu, mein Kind?"

Sie blickte ein Paar Sekunden zu ihm empor mit ruhigem, doch nicht ganz so heiterem Auge wie vorher. Dann gab sie zur Antwort: „Es hat mich recht gefreut, daß die schöne fremde Dame Dein Bild gekauft hat. Sie war doch schön?" setzte sie hastig fragend hinzu. „O ja, dem Klange ihrer Stimme nach muß sie schön sein," gab sie sich selbst zur Antwort. „Und ist jener alte häßliche Mann, der zu mir hereingeschaut, ihr Gemahl?"

„Nein, mein Kind," antwortete Tannhäuser lachend, „sie ist Wittwe."

„So, sie ist eine Wittwe? — Und Du speisest heute bei ihr? — Da mußt Du Dich schwarz anziehen und nimmst eine weiße Halsbinde, wie damals, als Du zu dem Fürsten gehen mußtest. Nicht wahr, Du nimmst wieder wie damals die weiße Halsbinde von meinem Vater. Ich habe sie selbst gewaschen, gebügelt und zurecht gemacht."

Ohne eine Antwort abzuwarten, sprang sie heftig auf und eilte durch die Oeffnung der spanischen Wand. In dem vordern Atelier angekommen, blieb sie aber mit einem Male stehen, preßte heftig die Lippen zusammen, fuhr mit der Hand über ihre Stirn und that einen tiefen Athemzug. Dann ging sie zu dem Thiermaler, kauerte sich neben ihn hin auf eine kleine Ecke von seinem Stuhle, legte ihren Kopf auf seine Schulter und sagte mit leiser aber inniger Stimme: „Du — Wulf, Dein Bild ist auch schön,

und gib nur Achtung, es wird es nächstens auch Jemand haben wollen. Aber thu' mir den Gefallen und verkauf es nicht an so fremde, stolze, übermüthige Damen."

„Gewiß nicht, mein Kind."

„Lieber behalte es für uns, und wir haben dann unsere Freude daran."

„Ja, meine Kostbarkeit."

„Nenne mich nicht so, auch nicht im Scherz. Was habe ich Kostbares? — Aber Dein Bild behalten wir, nicht wahr, Wulf?"

„Gewiß, gewiß, Franceska."

Es schien, als wolle das junge Mädchen noch mehr sagen, doch verschloß sie alles in einem Seufzer, als sie aufstand. „Ich hole die weiße Halsbinde," sagte sie darauf und verließ das Atelier.

Der kleine Thiermaler legte hierauf einen Augenblick beide Hände auf seine Kniee, er blickte vor sich nieder, dann auf seine Affen, hierauf in die Höhe, fuhr plötzlich mit seinem Kopfe wieder hinab und stieß darauf halblaut die Worte hervor: „Ich Narr, ich dummer Kerl, ich selbst ein Affe! — Zum Teufel mit allem, was schön ist!"

Und wie um diesen Worten mehr Nachdruck zu geben, schleuderte er den Pinsel, den er in der rechten Hand hielt und mit dem er eine Rose auf dem Fenstergesims angelegt hatte, hoch empor an die Decke, daß er, dort gegenstoßend, einen kleinen blutrothen Flecken zurückließ.

Herr Wulf schien sehr verstimmt, der Tannhäuser aber ganz und gar nicht; denn hinter seiner spanischen Wand hörte man ihn ganz gemüthlich singen:

„Schöne Minka, ich muß scheiden."

Fünftes Kapitel.

Bei der Fürstin.

Der Tannhäuser hatte seinen Frack hervorgesucht, der, wenn er auch gerade nicht mehr vom letzten Jahre war, noch immer stattlich genug aussah, sobald ihn der auffallend schöne junge Mann angezogen. Er hatte auch seine Toilette mit der weißen Halsbinde von Franceska's Vater, welche ihm dieselbe freundlich und bereitwillig gebracht, vollendet, und war zur bestimmten Stunde nach der Stadt gegangen, wo er sich zu dem Opfer entschloß, in einem der zahlreichen Läden sich ein Paar neue Handschuhe zu kaufen, worauf er sich nach dem ihm wohlbekannten Hause der Fürstin Lubanoff verfügte. Der junge Maler hatte etwas Außergewöhnliches, etwas Vornehmes in seinem Wesen; er hätte fast für einen der Ihrigen gelten können, weßhalb denn auch das sonst so geübte Auge des alten Portiers einigermaßen getäuscht wurde und er, vor seiner Loge stehend, jene Verbeugung machte, die er auszuführen pflegte vom einfachen Adeligen aufwärts durch die Klasse der unbetitelten Barons hindurch bis hinauf zu den Legations-Sekretären der fremden Mächte.

Im Vestibul traf Tannhäuser mit dem ältlichen freundlichen Herrn zusammen, der von einer unbeschreiblichen Liebenswürdigkeit für den Künstler war; er drückte dem jungen Mann nicht nur die Rechte mit beiden Händen, sondern er zog ihn sogar an sich, als wolle er ihn als Ausdruck seiner freundschaftlichen Gefühle umarmen; er näherte seine lange spitze Nase und seinen fast zahnlosen Mund mit grinsender Freundlichkeit dem offenen und edlen

Gesichte des Malers, wobei der alte Herr aber etwas Lamaartiges an sich hatte, so daß sich Tannhäuser genöthigt sah, sein Gesicht abzuwenden, um einem förmlichen Sprühregen zu entgehen. Dazu sprach der Graf Portinsky mit einem wahren Entzücken von der angenehmen Fahrt von heute Vormittag; mit welchem Behagen er so ohne alle Ceremonie ins innerste Heiligthum der Kunst gedrungen sei und wie er es sich nicht nehmen lassen werde, so häufig, ohne alle Anmeldung, seine Besuche zu machen, schwelgend in den harmlosen Freuden des einfachen Künstlerlebens.

„Aber, Freundchen,“ setzte er hinzu, wobei er einen Rockknopf des jungen Malers faßte und ihn mit steifem Arm ein wenig von sich drückte, als wolle er ihn etwas genauer von der Ferne betrachten, ehe er ihn wieder an sein Herz zöge, „Sie müssen mich bei meinen Besuchen ganz wie einen der Ihrigen betrachten; nicht so ängstlich Ihr Atelier verschließen, wie heute Morgen, — nicht so eifersüchtig sein, junger Mensch,“ fuhr er mit einem Lächeln fort, das sich zu bemühen schien, seine Nase und das spitze Kinn zu vereinigen. „Ja, ja,“ sprach er in lustigem Tone weiter, als er bemerkte, wie ihn der Maler ernst und fragend anblickte, „ja, ja, heute Morgen. Daß Sie die Damen fern hielten, begreife ich wohl, aber Unsereinem, einem Kenner — ich versichere Sie, einem Kenner der feinsten Art, hätten Sie schon sagen müssen: treten Sie ein, s'il vous plait. Wissen Sie, Freundchen, eine Hand wäscht die andere in dieser Welt. Ja, sehen Sie mich nur so verwundert an; Sie sind ein Schalk, ich habe es der Fürstin gleich gesagt, sehr ein gefährlicher Schalk. Ob sie es gehört hat, weiß ich nicht. Sie schlug ihren Fächer auf und blickte zum Wagen hinaus. — Aber das beiseite! Um wieder auf Ihr Atelier zu kommen, die Kleine da —“ ..

„Welche Kleine, wenn ich bitten darf, Herr Graf, fragte der Maler in ernstem Tone.

„Lieber Freund, Sie machen mich lachen," erwiederte der alte Herr, ohne im Geringsten seine heitere Miene zu verändern; „wer die Kleine ist mit dem schwarzen Haar und dem feurigen Blick? — Nun die, welche Sie gemalt; da kann von einer Andern nicht die Rede sein. Das reizende Geschöpf, das im hintern Atelier saß — Ihr Modell."

„Ach, ich verstehe, Herr Graf!" versetzte Tannhäuser und fuhr dann in sehr trockenem Tone fort: „das junge Mädchen ist kein Modell, wie Sie es zu nennen belieben; es ist die Tochter eines Freundes, die uns erlaubt, die in der That wunderbaren Formen ihres Kopfes zuweilen mit einigen Strichen zu benutzen."

Währenddem waren sie langsam die Treppen hinaufgestiegen, wozu sie einige Zeit gebraucht, da der alte Herr im Eifer seines Gesprächs häufig stehen blieb und den jungen Mann durch eine Wendung des Armes zwang, sich gegen ihn zu drehen. Er that das, um eindringlicher mit ihm zu reden.

„O—o—oh!" sagte er jetzt, indem er oben stehen blieb; „was seid ihr Künstler für ein merkwürdiges Volk! So was von Eifersucht und Mißtrauen kann sich Unsereins, der in Parenthese gesagt, gegen seine Freunde und Bekannte nach allen Richtungen hin gefällig ist, nicht vorstellen. Dem sei aber, wie ihm wolle, in den nächsten Tagen werden Sie mich wieder bei sich sehen. — Lieber Freund und Herr, Ihre finstere Stirne schreckt mich nicht; ich komme, sobald ich kann, zu Ihnen, ich, der alte Portinsky. Wenn ich daran denke, könnte ich jetzt schon lachen, hahaha!" — Und während er das sprach, brach er wirklich in ein lautes Gelächter aus, wobei er sich ordentlich vor Vergnügen schüttelte. „Ich komme zu Ihnen mit der Mappe unter dem Arm, wie ein junger Kunstschüler, und zeichne ebenfalls nach den wunderbaren Formen des Kopfes dieser kleinen reizenden Person. — Diese Idee ist eklatant, sie wird die Fürstin außerordentlich amusiren."

Der Maler fühlte sich durch diese ausgelassene Lustigkeit des alten Herrn etwas verletzt; es wehte ihn aus diesem Gespräche kalt und unheimlich an, er kam sich fast selbst nicht mehr wie der vor, der noch vor wenigen Augenblicken stolz gegen das Haus der Fürstin geschritten war, mit dem Bewußtsein eines Künstlers, den sein Talent adle, oder, was freilich nicht ganz dasselbe ist, den sein Talent über die gewöhnliche Menschheit erhebe. Bei diesen Worten fühlte er sich herabgedrückt, weßhalb er sich nicht enthalten konnte, dem alten, so übermäßig heitern Herrn zur Antwort zu geben: „Erlauben Sie mir die Bemerkung, daß ich nicht begreifen kann, wie sich die Frau Fürstin über Ihre eben ausgesprochene Idee so außerordentlich werde amusiren können.“

Sie waren in ein Vorzimmer getreten, an dessen Thür ein reich gallonirter Bedienter stand, welcher sich vor dem Grafen tief verbeugte.

„Sie werden das sehen und hören,“ sagte der alte Herr, wobei er zu lächeln fortfuhr, „ich mit einer Mappe unter dem Arm. Wenn ich nur gleich eine bei der Hand hätte, um so in den Salon treten zu können. Meinen Sie in der That, daß das nicht amusant wäre?“

„Komisch gewiß,“ entgegnete Tannhäuser; „es ist wirklich schade, Herr Graf, daß keine Mappe zur Hand ist, ich würde alsdann mit Ihnen, meinem Schüler, eintreten, einem Schüler, von dem aber der Meister noch sehr viel lernen könnte.“

„Das könnten Sie auch, junger Mann, ich versichere Sie; Sie werden das sehen, wenn ich erst ein paarmal mit Ihnen gezeichnet habe.“

So waren sie durch mehrere Zimmer geschritten, und als sie abermals vor eine Thür kamen, zog der Graf seine weiße Halsbinde ein wenig in die Höhe, fuhr leicht mit der Hand über die Lichtung seines ehemaligen Haares und trat alsdann voran in den Salon der Fürstin, wobei er laut und lustig auflachte.

Es war das ein Gemach mit Raffinement und Luxus ausgestattet; auf dem Boden lagen die feinsten, indianischen Matten, wie das feinste Gewebe, wie ein Seidenstoff aussehend, während tatarische Decken, die wirklich von Seide gemacht waren, aber buntgefärbten, glänzenden Bließen ähnlich sahen, sich überall als Vorlagen vor den verschiedensten Möbeln befanden. In den Ecken des Zimmers waren Blumenpartieen aufgestellt, mit duftenden, buntfarbenen Blüthen; dem Eingange gegenüber führte eine vielleicht sechs Fuß breite Oeffnung in ein kleines Gemach, wo man zwischen grünen Gebüschen eine marmorne Brunnenschale sah, die murmelndes Wasser von allen Seiten überströmen ließ. Eine leichte Bewegung desselben, sowie der Blätter, die sich hin und her wiegten, zeigte an, daß dort, wahrscheinlich um eine erfrischende Kühle zu behalten, die äußere Luft ungehindert eintreten könne.

Der ganze Anblick dieses Salons hatte etwas eigenthümlich Unordentliches und doch dabei Reiches und Malerisches. Kein Fauteuil, kein Tisch stand an dem Platze, wo man allenfalls befugt gewesen wäre, ihn zu suchen; dabei waren an allen diesen Möbeln die kostbarsten, aber verschiedenartigsten Stoffe verwendet, in den buntesten Farben, oft mit Gold durchwirkt, aber in den eigenthümlichsten und doch wieder geschmackvollen Zusammenstellungen. Dazu kam noch, daß die reichen und schönen Tischdecken mit einer naiven Willkürlichkeit hier hoch, dort tief herab hingen, daß sich auf ihnen alle möglichen Geräthe befanden: Krüge, Schüsseln, Schalen, kostbare Majoliken, oder Sachen aus getriebenem Silber und Gold, mit Emaille und Edelsteinen besetzt und incrustirt. Auch Bücher sah man hie und da aufgeschlagen, prachtvolle Kupferwerke, und dazu seltsamer Weise bemerkte man welche am Boden liegen, häufig über einander, auf dem obersten ein kleines gemaltes Brevier, und vor diesen kostbaren Schätzen der Literatur sah man drei, vier türkische Teppichvorlagen auf einander liegen darüber vielleicht eine buntseidene Decke aus Brussa, so daß das

Ganze aussah wie ein kleiner Divan, den irgend Jemand benutzte, um hier ruhend in jenen Kupferwerken zu blättern. Dort auf der einen Seite neben diesem Divan, auf der Matte stand eine prachtvoll emaillirte Schaale, auf derselben ein einfaches Krystallglas, halb mit Wasser gefüllt. Daneben lag ein kleines, mit Spitzen besetztes Batisttuch.

In der Mitte des Salons war ein ähnlicher Divan wie der eben beschriebene, nur höher und breiter, ebenfalls mit einem seidengewirkten Teppich bedeckt, und auf diesem saß oder ruhte vielmehr liegend die Fürstin. Sie war mit einer ausgesuchten, man hätte sagen können raffinirten Einfachheit gekleidet. Sie trug ein Kleid von weißer Seide ohne alle bunte Verzierung, aber mit unzähligen ebenfalls weißen Knöpfen und Quasten bedeckt; ihr dunkles volles Haar war in einfachen Flechten um den Kopf befestigt, und ausgenommen zwei immense Perlen, die in Nadeln befestigt und ihr Haar zu tragen schienen, sah man weder an ihrem Halse noch an ihren Armen das Geringste irgend einer Art von Schmuck.

Wie wir vorhin bemerkten, trat der alte Graf mit einem sehr lauten, etwas affektirten Lachen in das Gemach, überzeugt, daß die Dame des Hauses ihn mit einer Frage über seine außergewöhnliche Heiterkeit empfangen werde. Doch schien er sich diesmal geirrt zu haben, denn die Fürstin erhob sich ein wenig von ihrem Divan und sagte in einem mehr ernsten, als scherzhaften Tone: „Ich möchte in der That wissen, Graf Portinsky, wo Sie immer Ihre scheinbar unverwüstliche Laune herbringen. Jeder Mensch sollte doch Momente haben, wo er im Stande ist, etwas ernsthaft auszusehen, ernsthaft zu denken, ernsthaft zu sprechen. Da könnten Sie von unserem jungen Freunde lernen. — Guten Tag, lieber Herr Tannhäuser!" wandte sie sich an diesen. „Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß der Graf ein guter Freund unseres Hauses ist, aber daß, wenn Sie nur das geringste

Bestreben haben, mir zu gefallen, Sie sich durchaus nicht nach ihm richten müssen."

„Und doch habe ich die Ehre," sprach der alte Herr mit seiner unverwüstlichen Laune, „der Fürstin in manchen Dingen so ähnlich zu sehen."

„Ah!" machte der junge Maler unwillkürlich, worauf die Dame einen Moment ihre schönen Augen empor wandte, als wolle sie damit andeuten, sie wünsche von da oben einige Erleuchtung für ihn.

„Ich meine nur," plauderte der Graf unermüdlich fort, „was die ewig heitere Laune anbelangt und die beständige Lust zu scherzen."

„Ich habe aber gar nicht gescherzt!" rief die Fürstin, wobei sie wie aus Ungeduld mit dem Fuße zuckte. „Sie können wahrhaftig von einer ruhigen Gesellschaft noch sehr viel Gutes lernen."

Und wiederum lachte der alte Herr, und als hierauf die schöne Frau die Achseln zuckte, konnte er es nicht unterlassen, seine Idee mit der Mappe zu erzählen, wie er mit derselben unter dem Arm nächstens in das Atelier des Herrn Tannhäuser hinaus pilgern werde, um dort das außerordentlich schöne Mädchen zu zeichnen, das er hinter der spanischen Wand entdeckt.

Die Fürstin drückte ihre Lippen ein wenig auf einander, dann schlug sie ihre Augen langsam auf und blickte wie fragend auf den Maler. Doch ehe dieser noch etwas zur Antwort geben konnte, warf sie unmuthig ihren Kopf herum und sagte zu dem alten Herrn: „Wahrhaftig, Portinsky, Sie sind von einer ausgesuchten Indiscretion. Hatte uns Herr Tannhäuser, als wir in seinem Atelier waren, nicht gesagt, er habe eine Sitzung, und mußte Ihnen das nicht genug sein, um Ihre Neugierde unbefriedigt zu lassen? — Wie nun, wenn man Sie verdienter Maßen auf eine wenig feine Art zurückgewiesen hätte?"

„Das ist ja auch geschehen!" lachte der Graf, der durch nichts aus seinem Gleichgewicht zu bringen war. „Haben Sie nicht den kleinen finsteren Collegen unseres vortrefflichen Freundes hier gesehen, der im Atelier die Affen malte? — Nun ja, der schoß mit der Behendigkeit einer wilden Katze hinter mir drein und sagte mir einige, wahrscheinlich nach seiner Meinung passende Worte; sein Gesicht strahlte von Eifersucht."

„[illegible] nicht von Eifersucht," nahm der Maler ruhig das Wort; „mein Freund Wulf ist, wie ich glaube, von dieser Leidenschaft nicht beseelt; er hält es nur für seine Pflicht, das junge Mädchen — die Tochter meines Freundes —" wandte er sich an die Fürstin, „zu schützen vor allen —"

„Sagen Sie: lächerlichen Zudringlichkeiten," warf diese mit gleichgültigem Tone dazwischen. „Und nun lassen Sie ihn sprechen und setzen sich zu mir. — Wissen Sie wohl, sagte sie im nächsten Augenblicke zu dem alten Herrn, der höchst zufrieden lächelnd und händereibend auf und ab ging, „daß die Frau von Vauvallet [illegible]aarmal nach Ihnen gefragt hat? Sie will einen Rath [illegible]."

„[illegible]e verehrungswerthe Freundin," rief der Graf, indem er plötzlich stehen blieb, umwandte und dann mit den Worten der Thür zueilte: „ich möchte sie um alles in der Welt nicht auf mich warten lassen, ich bin sogleich wieder da."

„[illegible]en Sie sich zu [illegible]," sprach die Fürstin gütig, wobei sie auf [illegible]ivan zu ihren Füßen zeigte.

Der Maler [illegible]e sich und ließ sich dort nieder, doch hatte die Fürstin so [illegible]atz gelassen, daß er selbst bei dem besten Willen, sich in [illegible]er Entfernung zu halten, doch beinahe ihr Gewand berühren mußte. Sie war dem alten Herrn mit den Augen gefolgt, preßte einen Moment die Lippen auf einander und sagte dann, [illegible]end sie den Mund rasch, fast zuckend öffnete: „er kann recht unausstehlich sein; nehmen Sie sich überhaupt vor ihr

in Acht, und wenn Sie ihn je um Rath fragen sollten, was Sie indessen besser unterlassen können, so thun Sie wenigstens beständig das Gegentheil von dem, was er Ihnen anräth."

Diese Worte stieß sie ziemlich heftig heraus, worauf ihr der junge Mann, um etwas Versöhnliches zu sagen, zur Antwort gab: „Mir scheint der Herr Graf ein harmloser, jovialer alter Herr zu sein."

Die Fürstin machte eine Bewegung mit der Hand, wie um das Gegentheil von dem, was er gesagt, anzudeuten und sprach dann mit einem kleinen lauernden Blick: „Nehmen Sie sich vor ihm in Acht; was hat er doch vorhin von einem jungen Mädchen gesprochen, das er bei Ihnen gesehen haben will? — Wer ist sie? — Wenn sie Ihnen irgend werth ist — und überhaupt, es wäre dies das Beste —" unterbrach sie sich selbst, indem sie den Ton ihrer Stimme änderte, „verbitten Sie sich ein für allemal die Besuche des Grafen."

„Das Mädchen, von dem die Rede ist," erwiederte Tannhäuser mit einem leichten Lächeln, „ist ein erwachsenes Kind, die Tochter eines meiner Freunde, vielleicht sechszehn Jahre alt."

Die Fürstin richtete sich rasch etwas in die Höhe. „Und das, glauben Sie," gab sie hastig zur Antwort, „würde jenen — alten Herrn abhalten, Ihr Atelier zu besuchen, oder das Haus dort, wo er das junge Mädchen zu sehen hofft? — O glauben Sie mir, er kommt bald und so oft er kann, und wenn er es nur thut, um sie vor ihren Nachbarn zu compromittiren. — Doch was mischen wir ihn in unser Gespräch?" fuhr sie sanfter fort, indem sie sich zurücklehnte und den Kopf auf ihre Hand stützte. „Aber sagen Sie mir, ist das junge Mädchen wirklich schön? — Ah! sie wird eine Aehnlichkeit haben mit dem schönen frischen Kopf auf Ihrem Bilde, — auf Ihrem Bilde, das nun mein gehört. Nicht wahr, da haben Sie den Kopf des jungen Mädchens benutzt?"

„Ja, etwas, gnädige Fürstin; ohne aber den Ausdruck ihres

Gesichtes wieder zu geben, habe ich mich nur im Allgemeinen an die wirklich schönen Formen ihres Kopfes gehalten."

„Gut, — entweder ist die Kleine sehr schön oder Sie haben eine außerordentliche Gewandtheit, etwas, was Ihnen tauglich erscheint, zu benutzen. Der kleine Kopf, den Sie gemalt, ist reizend. — Glauben Sie," fragte sie darauf hastig, „auch von mir ein hübsches Bild machen zu können?"

„Wenn mich meine Kunst dabei nicht im Stich läßt," gab der junge Maler zur Antwort, „so hoffe ich, soll mir das glänzend gelingen. Ich brauche ja nur mit einigem Geschick wiederzugeben, was ich — vor mir sehe."

„Und doch," versetzte die Fürstin lachend, „sagen Sie mir das mit abgewandtem Gesichte. Ich glaube, so recht angeschaut haben Sie mich überhaupt noch nicht. — Ehe wir anfangen zu malen," sprach sie nach einem augenblicklichen Stillschweigen mit langsamer Stimme, „werde ich Ihnen ein paar Sitzungen geben, in denen Sie nichts zu thun haben sollen, als mich anzusehen. — Fest, unverwandt, — Auge in Auge."

Ihre Lippen zuckten ein wenig, als sie das sagte, und dabei sanken ihre Augenlider schläfriger als je herab. Sie hatte sich ganz zurückgelehnt, und während sie mit dem Kopfe auf einem kleinen gestickten Kissen ruhte, deren mehrere hie und da auf dem Divan umherlagen, hatte sie mit ihren beiden Händen die weißseidene Gürtelschnur ihres Kleides emporgehoben und ließ die Quasten derselben zwischen ihren Fingern umher wirbeln.

„Diese Sitzungen," wagte der junge Mann zu sagen, „würden für mich die glücklichsten sein, die ich je erlebt."

Unwillkürlich hatte sich sein Blut erregt, er fühlte das wohl; es mußte die Wirkung sein der eigenthümlichen Umgebung, in der er sich befand. War doch der Anblick des Gemaches schon so sonderbarer Art, wie man es auf orientalischen Gemälden sieht, wie es vor uns gaukelt, wenn wir Tausend und eine Nacht lesen,

wie es uns im Traume erscheint, wenn wir die letzten Stunden des Abends schönen glänzenden Augen gegenüber verbracht. Dabei war die Luft von einem so berauschenden Dufte geschwängert; es war kein ausgesprochenes Parfum, kam auch nicht von einem bestimmten Orte her; es schien von überall zu duften: aus dem Holz der Möbel, aus den Kissen der Divans, aus dem Wasser des Springbrunnens, aus den Blüthen der Pflanzen, welche diesen umgaben. Und wenn der junge Mann dabei vor sich auf die schöne Frau blickte, die so ungenirt auf ihrem Divan lag, jetzt heiter lächelnd nach ihrem Spielzeug, der Quaste, emporblickend, wobei sich ihr glänzendes Auge zwischen den halbgeschlossenen Lidern nur durch ein zeitweiliges Leuchten verrieth, während durch die lachenden frischen Lippen hindurch die weißen Zähne glänzten, wenn er dabei um sich blickte auf die wahrhaft asiatische Pracht, die ihn umgab, oder auf das einschläfernde Plätschern des Brunnens lauschte, so kam es ihm vor, als sei er unter dem Lesen irgend einer phantastischen Erzählung unter seiner Veranda eingeschlummert und habe einen seltenen und schönen Traum.

Die Fürstin schleuderte ihre Quaste weit von sich, und ehe diese auf das weite, bauschige Gewand niederfiel, fing sie solche mit der Spitze ihres Fußes wieder auf, um sie abermals in die Höhe zu werfen, — ein höchst gefährliches Spiel für einen jungen Mann von zwanzig Jahren, der auf dem Divan zu ihren Füßen saß. —

Glücklicher Weise ließ sie endlich die Quaste ruhen und erhob sich mit dem Oberkörper aus ihrer liegenden Stellung, so daß sie in aufrechter Haltung neben dem Maler saß, dem sie lächelnd mit einem leichten Erröthen sagte, während sie ihre zierlichen Fingerspitzen ansah: „Recht sehr will ich mich freuen auf diese vorbereitenden Sitzungen, — Auge in Auge, und wir können alsdann machen, wie die Kinder zu thun pflegen: uns scharf anblicken, um zu sehen, wer zuerst lacht. — Nein, nein!“ fuhr sie hastiger fort,

„es wäre das für mich ein gefährliches Spiel; müßte ich nicht fürchten Ihnen gegenüber leicht zu unterliegen? Und doch," setzte sie rasch hinzu, indem sie ihren Kopf empor warf, „versuchen wir es einmal. Sehen Sie mich an."

Sie öffnete ihre Augen und heftete ihren dunklen, sinnenden, etwas umflorten Blick, in dem zuweilen eine wilde, unheimliche Gluth zuckte, auf den Tannhäuser, der diesen Blick ein Paar Sekunden ruhig aushielt, dessen Wangen sich aber leicht zu röthen begannen und dessen Augen sich zusehens animirten. — —

„Ah, nicht so!" rief das leidenschaftliche Weib nach einer längeren Pause; „so dürfen Sie mich nicht betrachten; wissen Sie wohl, daß das perfid ist? Ich darf Ihnen nur erlauben, Ihre Blicke auf mich zu richten, wenn Sie mich anschauen wollen mit den Augen des Künstlers."

Sie nahm mit einem Male eine ernstere Miene an, dämpfte mit den herabfallenden Augenlidern das Feuer ihrer Blicke und bemerkte alsdann mit sanfter und leiser Stimme, während sie ihre Hand auf die Schulter des jungen Mannes legte: „ich bin überzeugt, Sie werden ein gutes Bild von mir machen; Ich freue mich kindisch darauf. — Sagen Sie mir aufrichtig, war Ihnen der Auftrag, mich zu malen, willkommen? Werden Sie ihn gern ausführen, oder thun Sie es nur, um der Fürstin Lubanoff keine abschlägige Antwort zu geben?"

Sie sagte das außerordentlich ruhig, im Tone des alltäglichen Gespräches und schien fast überrascht, als der junge Maler, der seine Gefühle nicht so in der Gewalt hatte, ihr mit unsicherer Stimme etwas verwirrt, aber doch fast zu stürmisch für einen Ton gewöhnlicher Conversation zur Antwort gab: wenn ihm bei dem so schönen Auftrage Ruhe genug bleibe, sich seiner ganzen Kunst bedienen zu können, so hoffe er ein Bild zu geben, dem man es ansehen müsse, daß es mit Begeisterung gemalt sei.

Bei dieser Antwort ließ die schöne Frau einen langsamen

Blick über das Gesicht des jungen Mannes gleiten, einen Blick mit wohlgefälligem und doch ruhigem Ausdruck. Dabei nickte sie leicht mit dem Kopfe, als wolle sie ihre Zufriedenheit ausdrücken über die Gelehrigkeit ihres angenehmen Schülers. Im nächsten Augenblicke aber sprang sie rasch in die Höhe, that ein paar Schritte in den Salon hinein und hob das Batisttuch vom Boden auf, welches neben den Büchern lag. Nicht als ob sie es zu etwas hätte brauchen wollen, vielmehr sah Tannhäuser, der mit Wohlgefallen ihren raschen und elastischen Wendungen gefolgt war, und die weichen Formen ihres Körpers in allen Bewegungen bewundern mußte, mit Erstaunen, daß unter dem Tuche am Boden eine goldene Kette auf dem Teppich glänzte, an der sich eine kleine mit Brillanten besetzte Uhr befand.

Diese hob sie nun empor, aber noch ehe sie einen Blick darauf warf, sagte sie, sich gegen den jungen Mann umwendend, mit lachender Miene: „Sie müssen mich für sehr unordentlich halten, und wenn Sie das thun, haben Sie vollkommen Recht. Ich kann nun einmal nicht anders; ich finde einen eigenen Reiz darin, die Sachen dort liegen zu lassen, wo ich sie gerade gebraucht habe. Was will ich machen?“ setzte sie achselzuckend hinzu, „man hat mich so erzogen. Von Natur bin ich gewiß nicht so schlimm, wie ich mich zuweilen gebe.“ Das sprach sie mit einem eigenen Tone und fuhr gleich darauf, denselben gänzlich verändernd, fort, nachdem sie die kleine Uhr betrachtet: „aber seh' Einer Frau v. Bauvallet, da wird sie mit dem Grafen plaudern und mich und mein Diner ganz vergessen.“

Rasch ging sie auf einen der kleinen Tische los, die in der Ecke des Gemachs standen, nahm einen zierlichen Hammer, der dort lag, und schlug damit auf eine Glocke, welche die bronzene Figur eines Negers mit beiden Händen hielt.

Es dauerte ein paar Sekunden, dann sah man den Kammerdiener in schwarzem Frack und weißer Halsbinde unter der Oef

nung erscheinen, die in das Kabinet führte, wo sich der Spring, brunnen befand. „Mein Diner!" rief ihm die Fürstin entgegen.

„Ist soeben servirt," erwiederte der Kammerdiener mit einer tiefen Verbeugung gegen seine Herrin.

„So wollen wir gehen," sagte diese, indem sie sich gegen den jungen Maler wandte. „Geben Sie mir Ihren Arm."

Rasch erhob sich Tannhäuser, trat an die Seite der Fürstin, indem er sich ein klein wenig verneigte. Die schöne Frau hing sich fest an seinen Arm und dann gingen die Beiden nach dem Hintergrunde des Gemachs bei dem murmelnden Springbrunnen vorbei durch eine hinter demselben befindliche Doppelthür, die sich bei ihrem Näherkommen wie von selbst öffnete, durch ein paar Zimmer in einen kleinen Speisesaal, dessen Tisch mit vier Couverts besetzt war. Hier war auch der alte Graf, der mit Madame Bauvallet plaudernd auf und ab ging. Die Fürstin ließ sich sogleich an dem Tische nieder und lud den jungen Mann ein, sich an ihre Seite zu setzen; ihm gegenüber nahm der alte Herr Platz, und vis à vis der Dame vom Hause die Frau von Bauvallet.

Das Speisezimmer, welches der Maler mit einem forschenden Blick betrachtete, zeigte eben solchen Reichthum, eben solche Pracht, namentlich in dem kolossalen Silbergeschirr, welches ein Buffet auf einer Seite des Gemaches von dem Fußboden bis zur Decke anfüllte, wie die andern Appartements; nur schien die Laune der Fürstin, alles in Unordnung zu bringen, hier für diesmal nicht geherrscht zu haben; vielmehr war die ganze Einrichtung eine systematisch geordnete und richtige, alles hier an seinem gehörigen Platze, die Möbel auf's passendste zusammengestellt, und was das Diner selbst anbelangt, wurde es unter den Augen des alten Kammerdieners, der nur hie und da einen Wink gab, mit einer Ruhe und Präcision servirt, welche einen hohen Begriff von der Ordnung und der Solidität des Hauses gab.

Wie das Diner an sich war, bedarf eigentlich gar keiner Er-

wähnung, denn der Koch der Fürstin Lubanoff war von Kennern als ein Künstler ersten Ranges geschätzt und verehrt. Nebenbei brauchte man ihn und Madame Bauvallet nur einmal in einem Gespräche über seine Kunst im Allgemeinen oder das Arrangement eines kleinen feinen Diners belauscht zu haben, um überzeugt zu sein, daß wo solche Kräfte zusammen wirkten, etwas ganz Ausgezeichnetes zu erwarten sein mußte. Das Einzige, was hierbei vielleicht außergewöhnlich war, bestand darin, daß gegen die Mitte des Diners vor die Fürstin eine ziemlich große flache Krystallschaale gestellt wurde, die auf einem goldenen Fuße ruhte. Diese Schaale war offenbar vorher gewärmt worden, denn als der Kammerdiener den außergewöhnlich stark frappirten Champagner hinein goß, stieg an den Rändern ein leichter Rauch auf, worauf die schöne Fürstin die Schaale hastig an ihre Lippen brachte, daraus schlürfte und sie alsdann ihrem jungen Gaste zum Trinken reichte.

Der Graf und Madame Bauvallet hatten ihre eigenen Gläser. Das Diner zeichnete sich sowohl durch Feinheit als auch durch Kürze aus; es dauerte nicht über eine halbe Stunde, worauf zwei Bediente eintraten, von denen der Eine nach orientalischer Art Kanne und Becken von Silber trug und während er das Letztere unterhielt, aus der Ersteren Wasser über die Hände der Fürstin goß, worauf der Andere ihr ehrerbietig ein feines Tuch überreichte.

„Man muß aus den Gewohnheiten aller Länder das Beste nehmen,“ sagte die schöne Frau, indem sie sich lächelnd an ihren Gast wandte. „Versuchen Sie einmal, wie angenehm das ist.“ Sie winkte mit den Augen, worauf die Bedienten vor den jungen Maler hintraten. „Aber Sie müssen Ihre Hände so halten, daß der Wasserstrahl ihre Pulsadern trifft; das kühlt und erfrischt wunderbar. — Habe ich nicht Recht?“

Tannhäuser verbeugte sich lächelnd, während er mit dem Tuche seine Hände abtrocknete. „Es ist allerdings ein eigenes Gefühl,“ sagte er, „und man muß den Orientalen das Verdienst

zuerkennen, durch dieses Waschen der Hände nach Tisch etwas namentlich für sie sehr Nützliches eingeführt zu haben."

„Ja, für die Orientalen selbst," lachte der alte Herr, „das gebe ich zu; denn wenn man sich mit den höchsteigenen Fingern aus der Schüssel zu seinem Pillau und seinem Hammelfleisch verholfen hat, da braucht man allerdings ein bischen Händewaschen."

„Auch ohne das halte ich es für sehr angenehm," sagte die Fürstin; „es erfrischt so eigenthümlich."

Der alte Herr zuckte mit den Achseln. „Vor zwanzig Jahren, meine Gnädige," meinte er, „hätte ich Ihnen wohl noch beigepflichtet; aber jetzt ist mir nach einem so guten Diner wie das, welches man das Glück hat, bei Ihnen zu genießen, die hieraus entstehende sanfte Wärme zu angenehm, um sie mit kaltem Wasser abzuschrecken. Bei Ihnen ist das freilich etwas ganz Anderes, und auch unserem Freunde da wird das kalte Element nicht unangenehm vorkommen."

„Von Ihnen, Graf Portinsky," versetzte die Fürstin, „der so alles Raffinement liebt, sollte man so etwas nicht aussprechen hören. Und dann haben Sie ganz unrecht mit Ihrer Behauptung. Das Wasser kältet nicht, es erfrischt nur. Ich habe mir schon oft überlegt, wie außerordentlich angenehm es sein müßte, so während der Siesta hie und da einen ganz feinen Strahl kalten Wassers auf sich herabrieseln zu lassen. Es müßte das ein unnennbar wohlthuendes Gefühl hervorbringen. — Ich muß das einmal versuchen."

Sie wandte dem Gaste ihre vollen glänzenden Blicke zu, dann legte sie ihre Fingerspitzen leicht auf seinen Arm, und da sie sich im gleichen Augenblicke erhob, so mußte er einen schwachen Druck ihrer Hand fühlen. Dann nahm sie seinen Arm und kehrte mit ihm in den Salon zurück, wo sie vor dem Diner gewesen. Hier wurde der Kaffee auf türkische Art aus kleinen Porzellanschaalen getrunken, deren Zarva's aus goldener, ächt Damascener Filigran-

Arbeit bestand. Dazu servirte einer der Bedienten in mehreren Flacons Liqueure von den verschiedensten und schillerndsten Farben.

„Nehmen Sie grünen Chartreuse," sagte der alte Herr zu dem Maler; „dieser wunderbare Tropfen hat die Eigenthümlichkeit, daß er für alle Menschenalter paßt. Mich wird er sanft erwärmen, während er vielleicht bei Ihnen leicht dämpfend wie das kalte Wasser vorhin wirkt."

Die Fürstin hatte sich wieder auf ihren Divan niedergelassen und sagte zu einem der Bedienten: „Bassil, bringe das kleine Kästchen und Licht. Sie rauchen doch?" wandte sie sich an den Maler.

„Zuweilen wohl, gnädige Fürstin," entgegnete dieser. „Doch bin ich keiner von den starken Rauchern, die ohne eine Cigarre nach Tisch nicht sein können. Wenn Sie mich fragten, um mir hier eine anzubieten, so darf ich vielleicht dafür danken."

„Sie haben recht — es ist auch so gut, gab die schöne Frau zur Antwort, wobei sie mit der Hand das dargebotene kleine Kästchen leicht zurückstieß. „Geben Sie dem Grafen," setzte sie hinzu. „Aber nicht wahr, Sie rauchen discret?"

„Diskretissime! Ich werde mich an den Springbrunnen zurückziehen," versetzte der alte Herr, „dazu noch oben ein Fenster öffnen und mit Madame Bauvallet plaudern, auch den Vorhang schließen, wenn Sie es wünschen."

„Nein, nein, das können Sie bleiben lassen," sagte die Fürstin in gleichgültigem Tone. Darauf winkte sie mit der Hand und die Diener zogen sich zurück. Sie nahm unbefangen ihre liegende Stellung auf dem Divan wieder ein und bat den jungen Mann, einen kleinen Fauteuil, der nicht sehr entfernt stand, herbeizurollen und sich darauf niederzulassen. —

„So," sprach sie alsdann nach einer Pause, während welcher sie ihn zwischen den schläfrig herabgefallenen Augenlidern hindurch träumerisch betrachtet; jetzt erzählen Sie mir etwas von Ihrem

gewöhnlichen Leben und Treiben. Alles, was Sie wollen, die für Sie gleichgültigsten Sachen, es interessirt mich das Geringste. Sprechen Sie mir von Ihren Eltern, von Ihren Verhältnissen, von dem Hause, in dem Sie geboren wurden, wie sich Ihr Talent entwickelte, schildern Sie mir Ihre jetzige Situation, alles, alles so genau wie möglich. Es interessirt mich sehr, sehr, recht sehr. Wenn ich auch einmal die Augen zufallen lasse, so glauben Sie deßhalb ja nicht, daß ich einschlafe; ich thue das oft, wenn ich — etwas mit voller Seele erfassen, in mich aufnehmen will. — Gewiß, mein Freund. Und nun sprechen Sie zu mir mit Ihrer so angenehm klingenden Stimme, alles, was Sie wollen."

Daß sich der junge Mann in einer eigenthümlichen Aufregung befand, brauchen wir wohl nicht erst zu sagen. Wirkte doch hier alles so mächtig auf seine Sinne, auf seine Phantasie: die verschwenderische Pracht in allen Räumen des Hauses, der eigenthümliche Duft, den er einathmete, das kleine feine Diner, dem er gehörig zugesprochen, die berauschenden Weine, die er getrunken, noch mehr aber die berauschenden Worte der schönen Frau, vor allem aber der Anblick derselben, wie sie jetzt so zwanglos ruhend auf dem Divan vor ihm lag, er neben ihr sitzend, und auf ihren Wunsch so nah, daß bei jeder Bewegung, die sie machte, ihr weißes, seidenes Kleid an seiner Schulter und seinem Arme streifte. Dabei rauschte dasselbe so seltsam, so gefährlich, so verlockend.

„Und nun erzählen Sie mir," sagte sie wieder, und mit halb geschlossenen Augen.

Das that denn auch der arme Tannhäuser, so gut er es vermochte; er sprach von seiner Kindheit, von seinem väterlichen Hause, wie er seine Eltern frühe verloren, wie er gänzlich allein in der Welt gestanden und wie sich ein Freund seines Vaters, der ein Lithograph war, seiner angenommen und ihm im Zeichnen Unterricht gegeben, wie er diesen fleißig benutzt und darauf Talent an sich bemerkt, wie er — —

Die schöne Fürstin ruhte mit dem Kopfe auf einem der kleinen Kissen und blinzelte unter den Augenlidern nach dem jungen Maler hin; zuweilen öffnete sie ihre Augen vollständig und schaute ihn mit einem glänzenden Blicke an, wobei ein leichter Seufzer ihre Brust hob. Dann ließ sie aber ihre Augenlider langsam wieder herabfallen, tiefer und immer tiefer, bis zuletzt das Auge geschlossen erschien, bis ihr Athem ganz gleichförmig hörbar wurde, bis ihre frischen Lippen leicht aufsprangen und feucht und glänzend die weißen Zähne sehen ließen. Dann war es, als sei sie fest eingeschlafen, und wie im Traume lächelnd erhob sie ihre Hand und legte sie leise auf das blonde, lockige Haar des jungen Mannes, den diese Berührung tief durchschauerte. —

„Ah!" rief sie alsdann aus, indem sie wieder um sich blickte, „denken Sie nicht, daß ich eingeschlafen, gewiß nicht, gewiß nicht; ich habe alles gehört, alles vor mir gesehen. O bitte, erzählen Sie weiter."

Und das that er denn auch, aber mit seltsam bewegtem und gepreßtem Tone der Stimme. Wie er dann ein Maler geworden und glücklich gewesen sei, sein erstes kleines Bild zu verkaufen; wie er hinausgezogen, wo er jetzt wohne, nachdem sein väterlicher Freund und Beschützer gestorben, und von da selbständig zu arbeiten, wie er — —

Sie hatte ihre Hand von seinem Kopfe langsam heruntergleiten lassen auf die Schulter, von da an seinem Arme entlang, bis in seine Hand, wo sich ihre kleinen Finger fest eindrückten und sich zwischen den seinigen verschlingend liegen blieben.

Er athmete tief und schwer auf, und es war ihm unmöglich, auf seinem Stuhle sitzen zu bleiben. Langsam erhob er sich, er wollte einen Gang durch das Zimmer machen, er wollte zu dem Springbrunnen hin — er wußte nicht recht, was er wollte. Da aber ihre Finger zwischen den seinigen verschlungen waren, so konnte er nicht von der Stelle, und es wäre besser gewesen, wenn

er ruhig sitzen geblieben wäre; denn da er aufstand und doch nicht von der Stelle konnte, so mußte er neben ihrem Lager stehen bleiben, auf sie herabgebeugt, in ihr feuchtes, blitzendes Auge schauend, auf ihren leichtgeöffneten frischen und lächelnden Mund.

Hätte er nur nicht den kostbaren Tropfen von dem grünen Chartreuse getrunken! Denn nur dieser konnte es sein, der sein Blut erhitzt und es so wild und toll durch seine Adern rasen ließ. —

Das schöne Weib bemerkte wohl, daß er einen unruhigen Blick nach dem weit geöffneten Nebenzimmer warf, wo der Springbrunnen rauschte, wo ja an dem offenen Fenster der alte Herr mit Madame Bouvallet saß. Sie schüttelte mit einem unwiderstehlichen Lächeln ihren Kopf ein wenig, und im nächsten Augenblicke ruhten seine Lippen fest und durstig auf den ihren. — Aber nur einen kleinen Augenblick; dann löste sie ihre beiden Finger rasch aus den seinigen, vergrub ihre beiden Hände in sein dichtes Haar und drückte ihn sanft von sich; und nun war sie es, die einen besorgten, fast ängstlichen Blick auf das Nebenzimmer warf.

Als er aber rasch emporfuhr, lachte sie hell auf und sagte wie absichtlich mit lauter Stimme: „Jetzt muß ich Sie entlassen, so leid mir das auch thut; meine Zeit ist vorüber, aber," setzte sie mit einem unendlich weichen Blicke hinzu, „ich darf doch hoffen, Sie morgen wieder zu sehen, damit wir unsere Sitzungen beginnen?"

Während sie das sprach, hatte sie sich rasch erhoben, stand nun neben dem jungen Manne, legte einen Augenblick ihre beiden Hände auf seine Schultern, schmiegte sich eine Sekunde lang fest an seine Brust und sagte mit zitternder Stimme: „Verschwender! Die Erwartung glücklicher Stunden ist etwas zu Kostbares und Süßes, um sie so mit einemmale zu vergeuden. O laß mich noch ein Paar Tage tropfenweise davon schwelgen!" —

Nach diesen Worten wandte sie sich rasch ab und reichte dem jungen Mann ihre Hand, welche dieser mit heißen Küssen bedeckte und dann auf ihren Wink verwirrt und betäubt das Gemach und das Haus verließ.

Sechstes Kapitel.

Stimmungen.

Nachdem der junge Maler das Haus der Fürstin verlassen, ging er nicht auf geradem Wege hinaus nach der Vorstadt, wo sein Atelier war und wo er wohl wußte, daß ihn sein Freund, der kleine Thiermaler, sowie auch Franceska erwarten und ihn dies und das über das Diner, sowie den erhaltenen Auftrag fragen würden. Er schlenderte vielmehr noch umher, planlos durch die Straßen der Stadt, und erst als die Sonne tief herab sank, ja als sie schon fast den Horizont berührte, schlug er langsam den Weg nach seiner Wohnung ein. Dabei hatte er eigenthümliche Gedanken — Gedanken konnte man es eigentlich nicht nennen; es waren vielmehr Träume, die ihn beschäftigten, oder Luftschlösser, die er baute. Dabei aber ganz verschiedener Art: das einemal redete er sich selbst ein, er wolle bei der schönen und vornehmen Frau, die er soeben verlassen, weiter nichts erreichen, als ein Paar Aufträge, die es ihm möglich machten, durch gelungene Arbeiten seinen Namen bekannt — berühmt zu machen. Dann werde er sich — so träumte er — eine behagliche Künstlerwohnung einrichten mit einer Menge von Phantasieen, die begreiflicherweise dazu gehörten, mit prächtigen alten Stoffen, Waffen, kunstreich geschnitzten

Möbeln und dergleichen, ein Atelier von der Größe einer mäßigen Kirche, wo er bequem komplicirte Pferdegruppen im Modell könne stehen lassen, wo auch Platz sei für zahlreiche Schüler, die er dann nach und nach heranbilden werde.

Auch eine Veranda hatte die Wohnung seines Traumes, ähnlich der am Hause des Bildhauers Pisani, aber noch größer und zierlicher. Und da saß er Abends, während die Sonne ihre letzten Strahlen herüberschoß und diese durch das Laubwerk spielten und in allen möglichen Farben flimmerten und flammten.

Er sah jetzt gerade so ein vom letzten Strahl der Sonne beglänztes Gebüsch vor sich, und das unterstützte mächtig seine Einbildungskraft. Aber das Schönste, wovon er nun weiter träumte, war die blühende, glühende Franceska, jetzt ebenfalls angestrahlt von der Sonnenglut, die lieblichste, duftigste Blume, die nur im Lichte erblühen konnte und die selbst im tiefen Schatten noch fortleuchtete. — Ja, Franceska war dann ebenfalls unter der Veranda, ein klein bischen eigenthümlich gekleidet: sie trug die rothen, farbigen Bänder der Römerinnen, auch die silbernen Nadeln im schwarzen Haar und hatte dazu ein dunkles Mieder mit glänzenden Ketten. Sie setzte die dreiarmige Florentiner Lampe auf den Tisch, schob einen alten gefüllten Krug neben ihn und blickte ihm alsdann fragend in die Augen in Erwartung dessen, was er ihr erzählen werde. — Oder sie erzählte ihm etwas von allem, was ihr gerade einfiel, von all' den Kleinigkeiten des Hauswesens, denn sie sah deutlich an seiner ernsten Stirn und seinen etwas matten Augen, daß er müde war, — müde vom Arbeiten.

Ja, das Gefühl hatte er in Wirklichkeit schon gehabt, diese Abspannung des Geistes und Körpers nach anhaltender tagelanger, wenn gleich gelungener Arbeit. Und wenn er sich jetzt dahinschreitend einen solchen Zustand vergegenwärtigte, seines alsdann müde gewordenen Blickes dachte, vor dem sich die Farben unwillkürlich vermischten, der Erschöpfung, mit welcher er heute den Pinsel wegwarf, um

ihn morgen für dieselbe Arbeit wieder zu ergreifen, — eine Arbeit, die er oft nur machte, weil er des Lohnes für dieselbe benöthigt war, — wenn er sich das vergegenwärtigte, so ging — ein anderes Bild durch seinen Traum.

Dann sah er sich die Kunst betreiben, wie er es sich mit seinem Freunde Wulf schon ausgemalt, daß es auch nicht so übel wäre. Er hatte alsdann ein prachtvolles Atelier neben einer Enfilade von Zimmern, die mit dem raffinirtesten Luxus geschmückt waren; er betrat dieses Atelier zuweilen ein Paar Stunden des Vormittags, um dort ein kleines Bildchen oder irgend einen Kopf zu vollenden, der ihm besonders viel Vergnügen machte, um irgend eine Skizze zu ebauchiren, einen schönen Gegenstand, der gerade seine Phantasie beschäftigte, bildlich zu formen; vor allen Dingen aber, um hier mit ein paar guten Freunden, die das Schöne erkannten und schätzten wie er, sich mit einer vortrefflichen Cigarre in Gesprächen weiter auszubilden, oder um die kostbaren Schätze der Kunst alter und neuer Zeit im Original — denn dazu war er in diesen glücklichen Träumereien reich genug — oder in den gelungensten Nachbildungen zu studiren.

Ermüdet von diesen Bestrebungen, sich selbst weiter auszubilden, änderte er mit Hülfe seines Kammerdieners die Toilette, stieg zu Pferde und galoppirte über Berg und Thal, um auch im Studium der Natur nicht zurückzubleiben. Daß er hievon etwas fatiguirt nach Hause kam, verstand sich von selbst, und er fand es deßhalb sehr behaglich, sich in seinen Fauteuil zu schmiegen und freundlich, fast gnädig den Besuch einer reizenden Frau zu empfangen, die es sich zur Aufgabe ihres Lebens gemacht zu haben schien, ihm mit allem Aufwand ihres Geistes das Dasein tragen zu helfen. Ja, wenn die beiden Freunde draußen im gemeinschaftlichen Atelier an ihrer Arbeit waren, so wurden ebenfalls häufig dergleichen Luftschlösser gebaut und ausgeschmückt, wobei Wulf sich mehr für die erstere Art eines künstlerischen Lebens entschied,

Tannhäuser aber wohl Neigung zeigte, die Kunst als großer Herr zu betreiben und das durch sie verschönerte Leben in vollen Zügen zu genießen.

Bis jetzt hatte er diesen Phantasieen nur eine allgemeine Gestaltung gegeben; es war eben nur ein Traum von Lust und Glanz, wie ihn eine frische, jugendliche Einbildungskraft so gern erstehen läßt. Heute aber, als er einsam dahinschritt, erschienen in diesem Traume zum ersten Mal bestimmte erkennbare Umrisse, die sein Herz schneller schlagen machten und die er sich vergeblich bemühte, wieder in eine allgemeine körperlose Phantasie aufzulösen. Er zog das Bild Franceska's gewaltsam vor sein inneres Auge, — vergebens, es war ihm unmöglich, dasselbe auch nur auf Augenblicke festzuhalten, — es erblaßte und sank zurück, während sich eine andere Gestalt heiß und glühend an ihn drängte, während andere, fast nicht minder frische Lippen durstig die seinigen suchten.

Wo befand er sich plötzlich, als er so denkend für einen Moment aus seinen Träumen aufschreckte? — Nicht in der Nähe seiner Wohnung, wohl aber in der Straße, ja fast schon gegenüber dem Hause der Fürstin. Er schämte sich ordentlich vor sich selber; er war erfreut über die Dämmerung, die schon so stark hereingebrochen war, daß er auf mehrere Schritte Entfernung unmöglich erkannt werden konnte. — Und selbst wenn sie am Fenster gewesen wäre — lächerlicher Gedanke! Hatte man da drinnen wohl einen Gedanken an ihn, der sich mit wildbewegtem Herzen hier unten ruhelos umhertrieb? Der wie von einem Bann gehalten, das Quartier nicht verlassen konnte? — Schwerlich ahnte man etwas davon; denn das Haus lag da so finster und still, so ohne irgend ein Zeichen des Lebens, daß es ihm ordentlich davor graute, daß er mit der Hand heftig über seine Stirn wischte und sich nun ernstlich auf den Weg nach Hause machte.

Er athmete ordentlich leichter, als er die Straßen der Stadt hinter sich hatte, als sich vor ihm die Gärten zeigten mit den zerstreut liegenden kleinen Häusern, von denen auch eins seine Heimat war. — Dort lag es; er kam von der Seite her, sein scharfes Auge erkannte das Gebäude, wo der Bildhauer wohnte und auch der Thiermaler mit seinem Atelier. Zwischen beiden glänzte ein helles Licht, und dieses Licht erregte ihm so liebe und doch wieder so wehmüthige Empfindungen. Es war die Lampe Franceska's, die sie an warmen, duftigen Abenden, wie der heutige, unter die Veranda brachte, und um welche dann alle herum saßen: der alte Bildhauer Pisani, neben ihm die Tochter, ihm gegenüber der kleine Wulf, er, Tannhäuser, und auch hie und da wohl noch irgend einer der andern Künstler aus der Nachbarschaft. Da wurde denn auf die harmloseste Art von der Welt zu Nacht gespeist; an Sonntag Abenden besorgte dieses Souper meistens der Bildhauer allein, und dann waren die Anderen seine Gäste; gewöhnlich aber legten alle zusammen, um den großen Krug mit Bier füllen zu lassen und Brod und Butter anzuschaffen, worauf denn jeder die Zuthaten: frische, saftige Rettige oder irgend eine beliebte Art von Wurst, die er hier oder dort gekauft, herbeibrachte.

O was waren das immer für glückliche Mahlzeiten! Wie hatte man dabei seine Ideen über die Kunst ausgetauscht; wie gern und freudig hatte man seine Hoffnungen für die Zukunft dargelegt, und wie angenehm war es an diesen Abenden, den Bildhauer Pisani von Rom erzählen zu hören, von Italien, dem gelobten Lande der Künstler, nach welchem doch jeder, der Pinsel und Meißel ergreift, einmal zu kommen hofft.

Tannhäuser schritt gegen das schimmernde Licht, aber er ging langsam, zögernd; es war ihm, als fühlte er, daß man in diesem Augenblicke von ihm spreche, oder daß vielleicht Jemand dort sich in Gedanken innig mit ihm beschäftigte. Obgleich er aber so

langsam ging, so sehr langsam, so kam er doch immer näher und näher, und bald war er im Stande, das Blätterdach der Veranda zu unterscheiden, in dem flimmernden Scheine, welchen das Licht der Lampe von unten dagegen warf.

Es hatte so etwas unendlich Heimliches und Trauliches, ringsum der schöne stille Abend, gefeiert vom Lobgesang der Frösche und vom Schnarren der Cicaden, hoch oben der leuchtende Himmel mit flimmernden Sternen, und dort vor sich im Freien in der weiten Natur zusammensitzend die drei Menschen, die an ihn dachten, die von ihm sprachen, die ihn als den Ihrigen betrachteten, während er — das fühlte er fast schaudernd — im Begriffe war, in eine andere Lebensbahn einzulenken. Es ergriff ihn das so mächtig, daß er sich auf einen Stein am Wege niederließ, daß er den Kopf in seinen Händen verbarg, daß ihm mit einem Male plötzlich und ohne Vorbereitung gewaltsam die Thränen aus den Augen schossen. Doch war es ihm eine Erleichterung und darauf raffte er sich zusammen und sprach zu sich selber, während er sein Taschentuch an die Augen drückte: wie kann man so kindisch sein! Bin ich nicht mein eigener Herr, kann ich nicht einen Entschluß fassen, welchen ich will? Wer kann mich zwingen, morgen nach der Stadt zu gehen, um diese gefährlichen Sitzungen zu beginnen? — Niemand! — Er athmete leichter auf, als er das zu sich selber gesagt, sich solchergestalt getröstet. Dann dachte er weiter: heute Abend noch will ich mit Wulf über die ganze Sache sprechen; das ist ein ruhiges, verständiges Gemüth, und den Rath, welchen er mir gibt, werde ich befolgen.

Unter dem Einflusse dieses guten Vorsatzes ging er dann hastig näher und war in Folge desselben im Stande, mit einem freundlichen Lächeln unter die Veranda zu treten. Der Tannhäuser bedachte nicht, daß man von der Hölle sagt, sie sei mit unausgeführt gebliebenen guten Vorsätzen gepflastert.

„Endlich, endlich!“ sagte der Bildhauer Pisani; „wir hatten

schon geglaubt, Sie werden gar nicht mehr zurückkehren. Nun erzählen Sie uns aber auch Ihre Abenteuer, alles ganz genau."

„Das wird er nicht thun, unser junger Freund," bemerkte der kleine Thiermaler, indem er den Kopf scharf auf die rechte Seite wandte. „So viel schlechte Eigenschaften Tannhäuser auch hat, mit Lügen gibt er sich nicht ab. Hat er also keine Abenteuer erlebt, so erzählt er uns auch keine; ist ihm aber wirklich etwas vorgekommen, was sich wie ein Abenteuer anläßt, so erzählt er es wieder nicht; darauf könnt ihr euch verlassen. — Habe ich Recht oder nicht?'

Der Tannhäuser hatte Franceska, die ihm ruhig mit ihren großen Augen entgegenblickte, die Hand gereicht und sich dann auf den Stuhl niedergelassen, der an der Stelle stand, wo er immer zu sitzen pflegte.

„Diesmal hast Du Recht," gab er seinem Freunde Wulf zur Antwort; „ich kann Dir in der That kein Abenteuer erzählen, da ich, wie Du vorhin angedeutet, keines erlebt habe. — Es ging alles seinen gewöhnlichen Gang, wie es bei vornehmen Leuten zu gehen pflegt. Vor dem Diner wurde geplaudert; es waren nur wenig Personen da, eigentlich niemand Fremdes außer mir; denn den alten Herrn, der mit der Fürstin hier im Atelier war, kann man auch als Angehörigen des Hauses betrachten."

„Als Anhängsel wenigstens," meinte der Thiermaler, indem er mit dem kleinen Finger die Asche in seinem Porzellanpfeifenkopf zusammendrückte.

„Es wurde vor Tisch etwas Weniges geplaudert," fuhr Tannhäuser fort, „dann sehr gut gegessen, nachher Kaffee getrunken und wieder geplaudert. Darauf empfahl ich mich und machte noch einen Spaziergang um die Stadt. — Es ist ein wunderbarer Abend."

„Wie war die Fürstin angezogen?" fragte das junge Mädchen

nach einer Pause. „Gewiß sehr schön. Was trug sie für ein Kleid?"

Ein weißes, ohne alle farbige Verzierung, nur mit Quasten und Bändern besetzt."

„Das muß schön sein," sagte Franceska; „so ein weißes Kleid muß außerordentlich gut stehen."

Lag in diesem Momente im Klange ihrer Stimme etwas Eigenthümliches oder leuchtete ihr Auge nicht so klar und heiter wie gewöhnlich — genug, ihr Vater schaute sie mit einem innigen Blicke an, legte sanft seine Rechte auf ihr Haupt und ließ dieselbe auf dem glatten, vollen Haare hinabgleiten bis zu ihrer Wange, wo sie alsdann mit ihren Fingern die Hand des Vaters umfaßte und innig an ihr Gesicht drückte. Dabei zwang sie sich zu einem Lächeln, aber es war kein Lächeln, wie es aus einem heiteren oder glücklichen Herzen kommt.

Nach einer Pause sagte der Bildhauer: „Und was das Geschäftliche anbelangt, haben Sie etwas mit der Fürstin ausgemacht?"

„Ueber die Sitzungen?"

„Ja. Und über das Zimmer, wo Sie das Portrait malen sollen?"

Tannhäuser mußte gestehen, über das Zimmer nichts Näheres vernommen zu haben; es sei wahrscheinlich von der Fürstin vergessen worden, darüber zu sprechen. Da sie ihn aber gebeten, morgen früh zu ihr zu kommen, so würde das ja in kurzer Zeit abgemacht sein.

Der kleine Thiermaler nickte auffallend mit dem Kopfe; er hatte seine kurze Pfeife aus dem Munde genommen und zeichnete mit der Spitze des Porzellanwassersacks Figuren in die Tabaksasche, welche vor ihm lag.

„Ja, ja — hm, hm!" sagte er nach einem längeren Stillschweigen der sämmtlichen Anwesenden, während welchem man das

Concert der benachbarten Frösche auf's Deutlichste hörte. „Dann wird Dein Atelier wohl für längere Zeit leer stehen. — Ich an Deiner Stelle," setzte er in etwas scharfem Tone hinzu, „würde es lieber jemand Anderem vermiethen. Da ist Krauß, der sucht eines, oder Becker."

Franceska hatte etwas an der Lampe gestochert und diese, gewiß ganz zufällig, so gedreht, daß tiefer Schatten auf ihr Gesicht fiel.

„Du thust gerade," entgegnete Tannhäuser seinem Freunde, als ob ich im Begriffe wäre, aus der Welt zu gehen. Wie lange werde ich denn brauchen, bis ich jenes Portrait gemalt habe? — Acht bis zehn Sitzungen, meinetwegen vierzehn Tage. Und es wird sich wohl der Mühe verlohnen, für diese Zeit ein so angenehmes Atelier wegzugeben, so in der nächsten Nachbarschaft meiner besten Freunde! Aber Du scheinst wieder einmal Lust zu haben, mir meinen Abend zu verderben."

Wulf that gar nicht, als ob er die letztere Aeußerung vernommen, sondern sagte in Beziehung auf den ersten Theil der Antwort seines Freundes: „Freilich, darin hast Du Recht. Wegen einer Abwesenheit von vierzehn Tagen Dein Atelier aufzugeben wäre allerdings thöricht; selbst nicht wegen vier Monaten. Aber," fuhr er in sehr langsamem Tone fort, „ich hatte nur gemeint, wenn Du es vielleicht voraussichtlich längere Zeit nicht benutzen würdest, — in dem Falle —"

„Weißt Du was, Wulf," unterbrach diesen hier Tannhäuser in einem ärgerlichen Tone, „ich kenne Deine Meinungen so ziemlich. Du hast wieder einmal Deine unangenehmen Stunden, wo es Dir ein Vergnügen macht, Deine Umgebung, seien es nun Menschen oder Affen, zu reizen."

„Die letzteren reize ich nie," entgegnete der Thiermaler mit großer Kaltblütigkeit, „denn sie geben mir keine Veranlassung dazu."

„Nun ja, nun ja," sagte der Andere unmuthig; „Du sollst ja Recht haben. Aber sprechen wir von was Anderem."

Und das geschah denn auch; die Bekannten blieben noch eine Zeitlang hier beisammen sitzen und sprachen über die malerische Wirkung des Lichtes auf die Blätter der Veranda, sowie auf die feinen Stämmchen und Ranken der wilden Rebe, die überall umherkletterte, über den eigenthümlichen Duft der warmen Nacht, und daran knüpfte der Bildhauer Pisani Erinnerungen aus seinem südlichen Vaterlande und erzählte noch lange von Rom, namentlich von der wunderbar gefärbten Campagna.

Später sah man dann aus der Veranda drei Lichter nach drei verschiedenen Richtungen sich fortbewegen, der Bildhauer ging mit Franceska ins Haus, Wulf noch zu seinem kleinen Affen, um ihm das Lager zu bereiten, der Tannhäuser aber stieg in sein Schlafzimmer hinauf.

Warum setzte sich das junge Mädchen, als sie in ihre Kammer gekommen, an ihren Tisch, legte den Kopf auf die Hände und weinte lange und bitterlich? Wußte sie es denn so ganz genau, daß sie heute Abend mit dem Tannhäuser zum letzten Male unter der Veranda gesessen?

Siebentes Kapitel.

Ein Modell.

Als der Tannhäuser am andern Morgen etwas früher als gewöhnlich aufgestanden war, arrangirte er sogleich seinen Malkasten; er ordnete alles darin so sauber wie möglich, ersetzte die

stark gebrauchten Farbenblasen durch neue, suchte die nöthigen Pinsel zusammen, putzte die Palette auf's sorgfältigste und packte dann alles in einen kleinen hölzernen Kasten. Hierauf machte er seine Toilette, nicht gerade besonders sorgfältig wie gestern zum Diner, vielmehr heute mit einer etwas koketten Nachläßigkeit.

Der keine Thiermaler war ebenfalls aus seinem Bette herausgerollt — er pflegte diese Art des Aufstehens jeder andern vorzuziehen — dann streckte und dehnte er sich auf dem Teppich, welcher auf dem Boden lag, um sich so, wie er sagte, auf sein strapaziöses und mühsames Tagewerk vorzubereiten, und zog alsdann eines seiner unentbehrlichsten Kleidungsstücke an, um hierauf an seine erste Morgenbeschäftigung, die Bereitung des gemeinschaftlichen Kaffees zu gehen. Er that das abwechselnd pfeifend und singend, wie gewöhnlich, nachdem er aber zuvor die beiden Fenster des Schlafzimmers weit geöffnet, um die liebe Sonne hereinspazieren zu lassen. Diese schien aber auch heute so golden und prächtig über Berg und Thal, daß Einem das Herz nicht nur im Leibe lachen, sondern sich auch unwillkürlich auf den Zügen wiederspiegeln mußte, wenn man in den klaren, herrlichen Morgen hinausschaute. Und dabei war es ein bischen kühl, aber es herrschte jene angenehme Kühle, die uns wohl thut, wenn wir dabei an die Wärme des Mittags denken. Draußen zitterten die Blätter der Bäume ordentlich vor Wohlbehagen, die Blumen neigten verschämt ihre Köpfe vor dem Kuß der Sonne, wie junge Mädchen beim Pfänderspielen, Häuser und vor allem die Fensterscheiben glänzten wie gediegenes Gold und der Rasen, soweit man ihn erblickte, war bedeckt mit Milliarden von Brillanten, — eine kolossale Verschwendung. Der kleine Thiermaler hatte nicht genug daran, daß er mit weit aufgesperrtem Munde die frische Morgenluft einathmete, er suchte sich auch noch mit den ausgespreizten Händen so viel davon zuzuwedeln, wie nur möglich. Das war

sein geistiges Vorfrühstück, wie er es nannte. Sodann ging es an die Zubereitung des wirklichen.

„Wenn mein Vater eine weite Reise machte," sprach er, indem er den Kaffee in die Blechmaschine that, „so pflegte meine Mutter, die eine sparsame Hausfrau war, eine Bohne mehr in die Mühle zu thun, und das geschah, um meinen Erzeuger daran zu erinnern, daß es nicht blos in den Wirthshäusern einen guten Kaffee gebe. — Unter dem Wenigen, was ich von meinen Eltern geerbt, befindet sich auch diese kostbare Erinnerung, und die werde ich nun hier praktisch anwenden."

„So willst Du verreisen?" fragte Tannhäuser in einem etwas affektirt gleichgültigen Tone.

„Ich?" gab der Andere verwundert zur Antwort. „Ich bin der Zurückbleibende; Du gehst in die Welt hinaus."

„Schon wieder die alten abgedroschenen Späße. Ich kann es nicht fassen, wie man ein Vergnügen daran haben kann, andere Menschen immer zu necken und zu plagen."

Der kleine Thiermaler hielt seine beiden Hände auf das Blechgefäß und schaute mit einem langen Blicke nach seinem Freunde herüber. Dieser Blick hatte anfänglich etwas Komisches; nach und nach aber wurde er ernster, düster, wehmüthig.

„Und ich kann es nicht fassen," sagte er dann nach der so entstandenen langen Pause, „wie ein sonst so verständiger Mensch über sich selbst so verblendet sein kann. Oder bist Du es wirklich, Richard? Wandelst Du in der That so förmlich arglos dem Abgrunde zu, den Deine Blicke nicht sehen wollen, weil ihn Deine eigene Einbildungskraft mit bunten üppigen Blumen zudeckt? — Ich spreche da wie ein Buch," setzte er sich selbst persiflirend hinzu, indem er die Achseln zuckte, „und sehe schon, es macht auf Dich nicht die geringste Wirkung."

„Was sollte es auch!" entgegnete der Andere unwillig.

„Glaube mir, ich habe es endlich einmal satt, so von euch allen wie ein kleines Kind behandelt zu werden, jeden meiner Schritte bekritelt zu sehen und immer zu hören: Tannhäuser, Du mußt das nicht thun, und das nicht, und das nicht. — Teufel auch! das wird langweilig. Und doppelt lächerlich ist es von Dir, aus dieser an sich einfachen Geschichte ein solches Leben zu machen. Ich gehe dahin, male eine vornehme Dame, weil sie mich bittet, die Sitzungen in ihrem Hause zu halten; dabei scheint es euch ein großes Unglück, daß die Dame jung, schön und reich ist. — Im Gegentheil, das halte ich für ein Glück; ich werde ein Bild malen, das Aufsehen erregt, ich werde gut bezahlt werden — also Ehre und Geld, was will ich mehr?"

„Namentlich des letzteren recht viel," gab der kleine Thiermaler gelassen zur Antwort; „daran zweifle ich nicht. Aber was die erstere anbelangt, so wollen wir später vielleicht wieder darüber sprechen. — Ich wasche meine Hände." Er strich seine beiden Handflächen einen Augenblick gegen einander.

„Nein, Wulf," fuhr Tannhäuser nach einer längeren Pause in weicherem Tone fort; „laß Deine Neckereien sein. Ich versichere Dich, Du hast vollkommen Unrecht; in vierzehn Tagen ist, so Gott will, das Bild vollendet, und dann wirst Du über Deine eigenen Worte lachen."

„Ich werde nicht darüber lachen," sagte kopfschüttelnd und auffallend ernst der Thiermaler. „Aber Andere werden darüber weinen, und das thut mir jetzt schon recht weh. Ich bin einmal ein so närrischer Kerl, der sich gern um Andermannsleiden und Schmerzen bekümmert. Ich könnte was von Deinem Leichtsinn gebrauchen, Tannhäuser."

Dieser wollte zornig auffahren, doch schien er sich eines Bessern zu besinnen, er zuckte die Achseln und sagte dann nach einer Pause mit großer Ruhe: „Wulf, Du bist unverbesserlich; aber es wäre eine Sünde, wenn man sich über Dich ärgern wollte.

Wenn Du mich jedoch noch ein wenig lieb hast, so verdirb mir den Morgen nicht mit Deinen prophetischen Sprüchen. Es kann ja das doch alles nichts nützen."

Der kleine Maler ging auf seinen Freund zu, legte die Hand auf dessen Arm und sprach: „Daß es leider nichts nützen kann, weiß ich nur allzu gut; aber es gibt etwas, das man Freundespflichten nennt, und die erkenne ich an, und deßhalb habe ich so zu Dir gesprochen. Ja, um noch einmal prophetisch zu reden, will ich Dir jetzt sagen, — und vergiß es nicht," setzte er mit erhöhtem Tone hinzu — daß eine Zeit kommen wird, wo Du mich vielleicht am Kragen nimmst und mich derb schüttelst und dazu sprichst: Kerl, miserabler! Damals warst Du zehn Jahre älter als ich, Du kanntest meine Verhältnisse und — — Franceska genau, Du mußtest mir damals sagen: ein — Elender, wenn Du, der Beau, der Du bist, Du, der gute, leichtsinnige Mensch, zu jener Lubanoff gehst, um sie zu malen!"

„Wulf!" —

Der kleine Maler streckte die Rechte von sich ab und fuhr in gewöhnlichem Tone fort: „Schrei nicht so, Tannhäuser, ich sage Dir nichts; Du hast nur von mir gehört, wie Du einstens zu mir reden wirst. — Ja, einstens, so wahr die Sonne scheint; Du wirst so zu mir sprechen. — Aber jetzt kein Wort mehr davon.

Ihr Freunde, seht, es strahlt der Morgen.

Und unser Kaffee ist auch fertig."

„Man muß Dir schon recht viel zu Gute halten," meinte Tannhäuser, und zu diesen Worten wollte er lachen, brachte es aber nur zu einem leichten Lächeln, und auch dieses sah melancholisch genug aus.

Wulf hätte, wie er sich auch eben ausgedrückt, nicht mehr von dem Bilde angefangen, das sein Freund zu malen hatte, noch von den Folgen, welche es für diesen haben konnte; doch konn

es der Tannhäuser selbst nicht lassen, während sie, wie schon so sehr oft, bei ihrem Kaffee saßen, heute am geöffneten Fenster, anscheinend mit aller Gleichgültigkeit davon zu sprechen.

„Ich kann Dich versichern," sagte er, „das muß ein ganz famoses Bild werden, und es soll dem Namen Tannhäuser einen guten Klang beifügen."

„Ja, ja," brummte der kleine Thiermaler vor sich hin, dann fuhr er nach einer Pause fort, ohne seinem Freunde auf die vorhin gethane Aeußerung eine Antwort zu geben: „Weißt Du, was ich allein fürchte und was mir so lebhaft vorschwebt, daß es geschehen werde? — Ich meine immer der alte Herr, der gestern mit Deiner Fürstin da war, wird Veranlassung nehmen, sich hier herum viel zu schaffen zu machen. Es könnte das aber Unannehmlichkeiten für ihn herbeiziehen: deßhalb glaube ich, es wäre gar nicht übel, wenn Du ihn ein bischen davor warntest, sich hier außen allzuviel umherzutreiben."

„Du siehst wie immer alles schwarz," entgegnete der Andere; „wenn er auch einmal käme, was thut's? Ich bin ja auch da."

„So, Du bist auch da?" sagte Wulf in ganz eigenthümlichem Tone. „Ja, wenn Du da bist, ist es freilich etwas ganz Anderes. Nun, wir wollen sehen, bakulum! wie der Türk sagt. Das Wort gefällt mir, weil es mit sonst was eine so angenehme Aehnlichkeit hat. Auf alle Fälle aber kann ich Dich versichern, daß ich da sein werde, — und fest. — Nimmst Du noch ein wenig Kaffee?" setzte er darauf in gleichgültigem Tone hinzu: Du mußt ihn nicht verschmähen, ich habe eine Bohne mehr dazu gethan, als gewöhnlich. Du weißt schon weßhalb. — Und nun wollen wir für heute die Abschiedspfeife rauchen. Willst Du eine irdische oder nimmst Du meine türkische?"

„Ich werde heute Morgen gar nicht rauchen," versetzte Tannhäuser; „man muß doch ein wenig Rücksicht nehmen, wenn man eine Dame malt."

„Da wird es Dich am Ende auch geniren, wenn ich rauche?“

„Bei offenen Fenstern ganz und gar nicht.“

„Nun, das ist mir recht lieb.“ —

Darauf fing der kleine Thiermaler an zu rauchen und zwar aus einer langen irdenen Pfeife, wobei er sich dicht an's Fenster setzte, nicht wegen des Anzuges seines Freundes, sondern weil es ihm Vergnügen machte, den blauen Rauch so fein gekräuselt vor sich aufsteigen zu sehen und ihn mit den Augen zu verfolgen, wie sich seine Ringe langsam verschoben, immer weiter sich auseinander zogen und dann in Nichts vergingen. Er konnte dabei so gut seinen wachen Träumereien nachhängen.

Der Tannhäuser ging im Zimmer auf und ab, nachdem er seinen Malkasten zugeschlossen, und bald darauf griff er nach seinem Hute und reichte seinem Freunde die Hand. „Adieu, Wulf, — bis heute Abend!“

„Bis heute Abend, Tannhäuser.“

Der Letztere ging zur Thür hinaus, der kleine Thiermaler aber blieb am Fenster sitzen und war einen Augenblick nachher so in tiefe Gedanken versunken, daß er es nicht zu bemerken schien, wie die irdene Thonpfeife seinen Fingern entglitt, aus dem Fenster fiel und drunten in kleine Stücke zerschmetterte.

Im Hofe traf Tannhäuser Franceska, die im Schatten ihrer Veranda saß und einige Veilchen zusammenwand. Ihr Gesicht war wie gewöhnlich, nicht heiter, nicht betrübt, aber ruhig und freundlich.

„Die Blumen sind für Dich,“ sagte sie, „aber behalte sie, gib sie nicht weg.“

„Wie sollte ich sie weggeben, Franceska, da ich sie von Dir erhalten! Sind sie mir nicht lieb und werth?“

Sie hob ihre rechte Hand leicht gegen ihn empor, wobei sich jetzt in ihr Lächeln nur für eine Sekunde lang etwas Trübes

mischte; dann wiederholte sie ihre Worte von vorhin: „Gib sie nicht weg, mehr kann ich ja nicht verlangen."

„Ich versichere Dich, Franceska, daß ich sie gut aufbewahren werde," gab Tannhäuser ihr zur Antwort, während er ihr seine Hand entgegenstreckte, in welche sie zögernd die ihrige legte. Dabei sah sie ihn mit einem tiefen, innigen Blicke an, so daß es ihm so sonderbar schwer um's Herz wurde.

„Gewiß, Franceska," sagte er, „ich werde Deine lieben Blumen aufbewahren, ich werde sie Dir später wieder zeigen."

„Wie Gott will!" flüsterte das Mädchen, aber so leise, daß er es nicht verstand. Dann nickte sie dem jungen Manne zu und ging in das Haus.

Tannhäuser schritt durch den kleinen Gemüsegarten dahin, mußte aber hier noch einmal halten, denn zwischen den schnurgeraden Reihen der frischgrünen Erbsen, die eben aus dem Boden hervorgebrochen waren, sah er den Vater Pisani gebückt stehen, wie er emsig die Pflänzchen betrachtete und sich an dem kräftigen Wachsthum derselben freute. Er rauchte eine seiner langen dünnen italienischen Cigarren und als er den jungen Maler in dem mittleren breiten Wege stehen sah, winkte er diesem freundlich mit der Hand und rief ihm zu: „Macht ein schönes Bild, Tannhäuser, und macht alles so, daß wir uns darüber freuen. Ihr habt Euer Glück in der Hand, so glaube ich. Addio — caro!"

Der junge Maler winkte dem alten Manne freundlich mit der Hand, dann beeilte er sich, seinen Weg fortzusetzen, und ließ gleich darauf den Garten hinter sich. Ihn aus den Augen zu lassen, sowie auch die zwei bescheidenen Häuschen, in denen heute Morgen die Fenster so golden im Strahl der Morgensonne glänzten, wollte und konnte er nicht sogleich. Bei einer leichten Biegung des Weges — es befand sich da eine Linde und eine steinerne Bank, auf der die Bauernweiber ausruhten, wenn sie Gemüse zur Stadt brachten — blieb Tannhäuser stehen und blickte rückwärts. Er lehnte

den Arm an den Stamm der Linde und stützte seine Stirn auf die Hand. Hatte er früher alle Worte des kleinen Thiermalers verlacht, wirklich verlacht oder nur so gethan, so mußte er sich jetzt eingestehen, daß sie ihm doch schwer auf das Herz gefallen waren und er sich nun derselben auf's lebhafteste erinnerte; es war ihm gerade zu Muth, als nehme er für längere Zeit Abschied von dem Orte, wo er so gute, so glückliche Stunden verlebt hatte.

Er fühlte sein Herz bewegt, gedrückt, ja, ein paarmal war es ihm, als thäte er besser daran, wieder umzukehren und den Auftrag, der ihm geworden, nicht auszuführen. Dann aber verlachte er, und wie er glaubte, mit vollem Recht, einen solchen Gedanken, nannte ihn und sich selbst kindisch und raffte sich gewaltsam auf, um seinen Weg fortzusetzen. Aber dies ging nicht so ganz leicht. Noch einige Mal blickte er sehnsüchtig zurück, und sein freundliches Atelier trat lebhaft vor sein inneres Auge: sein angefangenes Bild, seine Geräthschaften, seine Waffen, an denen er lange gesammelt, und dann öffnete sich die Thür und Franceska trat herein mit ihrem munteren Eccolo! Es war ihm, als sollte er dies alles nicht wieder sehen, und wenn dieses Wiedersehen auch nicht buchstäblich zu verstehen war, so fühlte er doch selbst auf Augenblicke, sein Leben werde sich von heute an ändern.

„Und wenn auch! ist es nicht vielleicht mein Glück?“ sagte er trotzig, und dann riß er sich los und schritt der Stadt zu. Aber es war noch ein anderer Gedanke, der ihn dorthin zog, der, wenn er ihn sich ausmalte, sein Herz schneller schlagen machte, seinen Athem erschwerte.

Der Thiermaler konnte und wollte aber am heutigen Tage nicht arbeiten. Er war wie gewöhnlich in's Atelier hinunter gegangen, er hatte sich vor seine Staffelei gesetzt, sein Bild betrachtet, fand aber an den Schwänzen sämmtlicher Affen heute so viel auszusetzen, daß er sich mißmuthig erhob und in den Hof ging,

wo Franceska wieder unter der Veranda saß mit einer Näharbeit beschäftigt.

„Heute thätest Du mir einen rechten Gefallen,“ rief er ihr zu, „wenn Du ein bischen in's Atelier kämest und mir bei der Arbeit zuschautest. Ich glaube, dann könnte es allenfalls gehen.“

Sie schüttelte mit dem Kopfe und dann gab sie zur Antwort: „Nein, ich mag nicht gern; ich war so eben darin und habe dem Joco etwas gebracht: aber es ist dort heute so kühl, es hat mich ordentlich gefröstelt.“

„Ja, kühl ist es dort,“ sagte Wulf, „das habe ich auch gefühlt, und deßhalb bleibe ich lieber in der Sonne. Ich will ein Paar Besuche in der Nachbarschaft machen.“

Und so that er auch: er zog seinen schwarzen, sehr kurzen Sammtrock an, setzte eine Mütze auf, die wie ein Barett aussah, und ging, die Maler Krauß und Becker zu besuchen.

Diese hatten sich in einem der Häuser nicht weit von dem seinigen, und wie dieses ebenfalls in einem Garten gelegen, ein provisorisches Atelier auf einem Heuboden eingerichtet, der einen sehr großen Dachladen hatte, welcher zufällig gegen Norden ging. Es waren ein Paar fleißige Landschafter, die Beiden, die sich schon etwas verdienten und gern die größere Miethe für ein besseres Atelier bezahlt hätten, wenn nur ein solches in der Nachbarschaft zu bekommen gewesen wäre.

„Wer weiß!“ sagte der Thiermaler, der es sich auf dem Bette des einen der Freunde wie auf einem Sopha bequem gemacht hatte. „Wer weiß! Ich glaube nicht, daß Tannhäuser noch gar zu lange da bleibt, und was mich anbelangt, so muß ich auch schon gestehen, daß es mich lange gereizt hat, ein bischen die Welt zu betrachten. — Das wäre eine Gelegenheit für euch. — Nun, kommt Zeit, kommt Rath.“ Er versprach den Beiden, vorkommenden Falles an sie zu denken und dann ging er auf einem großen Umwege nach Hause zurück.

Dieser Umweg führte ihn auch an der Linde vorbei, wo der Tannhäuser vorhin gestanden und nach den beiden kleinen Häusern hinüber geblickt. Wulf blieb hier ebenfalls stehen und sprach zu sich selber: „Was gräme ich mich da und plage mich mit Sachen ab, die doch nicht zu ändern sind. Nichts währt überhaupt ewig auf dieser Welt, und wenn er wegbleibt, wenn sie vielleicht auch mit ihrem Vater fortzieht — der Alte spricht ja häufig davon, nach Italien zurückzukehren — so soll es mir auch weiter keinen Kummer machen, mein Bündel schnüren zu müssen und mir die Welt ein bischen anzusehen.

Er schlenderte langsam durch den Gemüsegarten nach dem Hause zu, und die Sonne, welche recht warm schien, that ihm am heutigen Morgen besonders wohl. Er wollte zum Bildhauer Pisani hinein, als er aber in den Hausgang trat und sich eben rechts nach der Thür des Ateliers wenden wollte, hörte er vom Hofe her eine fremde Stimme laut lachen. Das änderte augenblicklich seine Absicht, und er trat rasch unter die Veranda, um nachzusehen.

Der kleine Thiermaler hatte ein ahnungsvolles Gemüth und er wußte fast im Voraus, daß er hier den alten so sehr freundlichen Herrn finden würde, der auch in der That da war, der auf einem Stuhle vor Franceska saß und vorhin so laut und vergnügt gelacht hatte. War es Absicht oder Zufall? — genug, er hatte sich mit seinem Stuhle so an den Tisch und vor das junge Mädchen hin postirt, daß dieses nicht ihren Platz verlassen konnte, wenn sie das auch gewollt hätte. Das sah Wulf mit einem einzigen Blicke, und darum trat er auch mit einer recht feindseligen Miene näher, wobei er kaum mit einem Finger an sein Barett langte, als ihm der alte Herr so außerordentlich freundlich lächelnd mit der rechten Hand entgegenwinkte und rief: „Ach! da kommt ja unser Freund.“

„Ich bin wohl recht lange ausgeblieben, nicht wahr, Fran-

cesla?" wandte sich der kleine Maler an das Mädchen. „Nicht wahr, viel zu lange? Ja, ja, ich kann mir's wohl denken!" Damit faßte er den schweren Tisch an einer Ecke und drückte ihn so scharf auf die Seite, daß es den alten freundlichen Herrn fast genirt hätte. Doch bekam dadurch Francesla einen Ausweg, den sie auch sogleich benützte und mit einem leichten Kopfnicken in das Haus eilte. Wulf nahm sogleich auf dem leeren Stuhle Platz, legte beide Arme auf den Tisch und schaute den alten, so überaus freundlichen Herrn mit einem festen, gerade nicht zu wohlwollenden Blicke an.

„Das ist hier ein kleines, recht angenehmes Haus," sagte dieser und dabei blickte er rings umher. „Sehr angenehm."

„O ja, recht angenehm," wiederholte der Maler grinsend. „Darf ich mir vielleicht erlauben, zu fragen, was uns die außerordentliche Ehre verschafft hat, Euer Gnaden schon wieder hier zu sehen?"

Der Ton, mit welchem er dies sagte, ließ den Sinn seiner Frage durchaus nicht verkennen. Doch ging der alte freundliche Herr begreiflicher Weise nicht darauf ein; er machte vielmehr eine so heitere Miene, lächelte so vergnügt, daß sich der Raum zwischen der Nasenspitze und seinem Kinn außerordentlich verkleinerte, und antwortete, indem er mit sichtlichem Vergnügen lachte: „Ich habe gestern schon erkannt, daß Sie ein kleiner Spaßmacher sind, und Sie sehen, ich nehme das so auf und finde mich ganz in Ihre Art zu reden. Was ich aber hier suchte, mein Verehrtester, das sind Sie vor allen Dingen nicht." Seine grauen, scharfen Augen leuchteten eine Sekunde lang scharf. „Da es mir so gefällt," setzte er ruhig und immer lächelnd hinzu, „so will ich Ihnen sagen, daß ich hieher kam, um zuerst nach Herrn Tannhäuser zu sehen."

„Der ist nicht da," versetzte Wulf sehr kurz. „Und das wissen Euer Gnaden wahrscheinlich auch, und ebensogut, wo er sich befindet."

„Wo er sich befinden könnte, kann ich mir allerdings denken," gab der Graf Portinsky zur Antwort; „aber daß er sich schon so früh aufmachen würde, das hätte ich mir nicht gedacht. Schön, schön, er zeigt Eifer für die Sache, und das gefällt mir. — Ihr Freund, Herr Tannhäuser, kann es zu etwas bringen," fuhr er fort, und dabei strahlte sein Gesicht ordentlich vor Wohlwollen. „Er ist ein guter Künstler, ein sehr angenehmer und dabei äußerst höflicher Mann. — Apropos!" sagte der alte Herr darauf mit einem ganz andern Tone, „ich sah auch gestern auf Ihrer Staffelei ein wie mir schien nahezu fertiges Bild, ein allerliebster Blick in die Thierwelt. Dürfte ich mich vielleicht nach dem Preise dieses Bildes erkundigen?"

Der kleine Thiermaler hatte den Ellenbogen auf den Tisch gestützt und versetzte, indem er sich ebenfalls einer außerordentlichen Freundlichkeit befleißigte und dabei sein Kinn streichelte: „Und warum wünschen Euer Gnaden den Preis des Bildes zu wissen? Ich glaube nicht, daß dazu ein Grund vorhanden ist, was auch Euer Gnaden einleuchten wird, wenn ich Ihnen sage, daß das bewußte Bild nicht zu kaufen ist, da ich nur auf Vorausbestellung arbeite."

„Ah! nur auf Vorausbestellung?"

„Nur auf Vorausbestellung!" wiederholte der kleine Thiermaler in sehr entschiedenem Tone. „Und da es noch eine gute Anzahl von Gallerien und Museen gibt, die noch mit keinem Wulf geschmückt sind, so habe ich noch mehrere Jahre angestrengt zu arbeiten, um allen Nachfragen genügen zu können."

„Nachfrage nach Affenschwänzen?"

„Versteht sich! Oder auch nach Affen in ganzer Größe; ich male auch solche, sobald mir ein passendes Modell dazu aufstößt."

Der Blick, den der kleine Thiermaler bei diesen Worten an der Figur des alten freundlichen Herrn hinabgleiten ließ, konnte nicht gut mißverstanden werden, wenn man ihn verstehen wollte,

was aber bei dem Herrn Grafen durchaus nicht der Fall zu sein schien, denn sein Lächeln, mit welchem er sagte, es verursache ihm in der That einigen Kummer, daß er sich also vorderhand keine Hoffnung machen könne auf den Besitz eines so vortrefflichen Affenschwanzes, war förmlich herzgewinnend, und daß es diese Wirkung auf das Gemüth des Herrn Wulf gänzlich verfehlte, zeigte deutlich, welch' versteinertes oder verknöchertes Herz dieser kleine Thiermaler in seinem Busen trug. Es flammte in seinen Augen wahrhaft feindselig auf, und die Unterredung hätte sich vielleicht noch pikanter gefärbt, wenn nicht in diesem Augenblicke Franceska unter der Thür erschienen wäre und zum alten freundlichen Herrn gesagt hätte: ihr Vater sei soeben in sein Atelier gegangen, und es würde ihm recht angenehm sein, den Herrn Grafen dort zu sehen.

Wulf zuckte fast sichtlich zusammen und biß sich auf die Lippen.

Der alte freundliche Herr dagegen schmunzelte auf's Wohlgefälligste, als das blühende junge Mädchen so mit ihm sprach, und der Ausdruck dieses Wohlwollens galt unbedingt nur ihrer Person; denn über die Worte, welche sie gesprochen, hatte er sich einigermaßen geärgert. — Das ist eine eigenthümliche Sorte von Künstlern hier, dachte er; ich, der Graf Portinsky, lasse da so einem miserablen Bildhauer sagen, ich wolle sein Atelier sehen, und statt, wie es bei uns und auch sonstwo der Brauch ist, mich mit der Mütze in der Hand an der Thür des Hauses zu empfangen, läßt er mir sagen, er sei in seinem Atelier.

„Ich danke, mein liebes, schönes Kind," sprach er, trotz dieses Ideengangs, doch änderte sich dieser plötzlich und es fiel ihm ein, das reizende Mädchen könne ja auch den Vater abgehalten haben, heraus zu kommen, um die Botschaft selbst zu überbringen. — In dieser Welt ist alles möglich, dachte der Graf Portinsky. Deßhalb schnellte er hinter dem Tische mit einem unglaublichen Elan hervor, tänzelte auf Franceska zu, und ehe diese

noch eigentlich wußte, was diese unnatürlichen Bewegungen des alten Herrn bedeuten sollten, hatte dieser seinen rechten Arm schäkernd einen Augenblick um die schlanke Taille des jungen Mädchens geschlungen, — wie gesagt, nur eine Sekunde, worauf er mit einer eleganten Verbeugung zurücktrat, denn er bemerkte wohl, wie ihr Auge plötzlich aufflammte, und er war doch noch nicht ganz gewiß, was ihm der nächste Moment vielleicht bringen könne.

Der kleine Thiermaler saß da, starr vor Erstaunen. Eine solche Keckheit war ihm noch gar nicht vorgekommen. Ehe er sich aber von seiner Ueberraschung erholte und mit sich im Reinen war, es sei das Passendste, den alten zudringlichen Herrn auf einmal niederzuschlagen, war dieser bereits in dem Atelier des Bildhauers verschwunden und hatte durch ein ebenso geschicktes wie kühnes Manöver an der Thür das junge Mädchen ebenfalls genöthigt einzutreten.

Wir haben bereits erwähnt, daß Herr Pisani ein sehr wackerer Mann, aber kein überaus begabter Künstler war; und wir müssen diese Ansicht festhalten, obgleich sich der Graf Portinsky beim Erblicken der einfachen Werke hier geberdete, als sei er in das Atelier eines neuen Canova oder Thorwaldsen getreten. Kleine Steinornamente, die er hier sah, schienen ihm würdig, die ausgewähltesten Skulptursammlung zu zieren; einzelne Thonmodelle, mit denen Vater Pisani in seinen Freistunden kühne Versuche angestellt, erklärte er für die geistreichsten Entwürfe, die er in seinem Leben gesehen. Dabei lächelte er so glücklich, rieb seine Hände so behaglich an einander und schien so von Wohlwollen aufgelöst, daß man es vollkommen begreiflich fand, wie seine Nase und sein Kinn, mit fortgerissen vom wilden Strudel der Gefühle, die heftigsten Anstrengungen machten, sich zu nähern und zu küssen.

„Ich kann Ihnen nicht sagen, mein verehrter und werther Herr,“ sprach er mit leuchtenden Blicken, „wie glücklich es mich

macht, hier einen Künstler zu finden, der sein großes Talent mit einer so gemüthlichen Bescheidenheit verbindet. — Ich weiß nicht, ob ich die Ehre habe, von Ihnen gekannt zu sein — Graf Portinsky, ein Verehrer der Kunst und alles Schönen.“ Er erlaubte sich bei diesen Worten einen leichten Streifblick auf Franceska, welcher aber von dieser gänzlich unbeachtet blieb.

„Ganz unabhängig,“ fuhr er darauf fort, „ohne Familie und reich genug, um in Bezug auf künstlerische Anschaffungen keine Opfer scheuen zu dürfen. — Bilder guter Meister habe ich schon so viele angekauft, um einen Gemäldesaal in meinem Hotel zu Petersburg würdig schmücken zu können. Aber in Anschaffungen von Werken der Bildhauerkunst bin ich bis jetzt noch nicht glücklich gewesen. Und deßhalb freue ich mich sehr, mein werther und hochverehrter Monsieur Pisani, zu Ihnen gekommen zu sein.“

Der gute Bildhauer schüttelte leicht mit dem Kopfe, als der alte freundliche Herr so sprach. Er war zu verständig und kannte, was er allenfalls zu leisten vermochte, zu genau, um die exaltirten Lobsprüche nicht einigermaßen verdächtig zu finden. Deßhalb sagte er: „So dankbar ich auch für ihre freundliche Anerkennung bin, Herr Graf, so bin ich doch überzeugt, daß Sie meine geringen Arbeiten gar zu günstig anschauen. Ja, wenn Sie Bedürfnisse in Steinornamenten hätten, so glaube ich schon, Ihre Zufriedenheit erringen zu können; aber an Büsten und Statuen habe ich mich eigentlich noch gar nicht gewagt.“

„Daran hätten Sie sich noch nicht gewagt?“ rief Graf Portinsky mit einem gut gespielten Erstaunen. „Und was sind denn diese wunderbaren Modelle, die Sie hier um sich aufgehäuft haben? Wäre nicht jedes davon werth, in Marmor ausgeführt zu werden? — O Monsieur Pisani, Ihre Bescheidenheit begeht eine Sünde an Ihrer Kunst. Sehen Sie hier, den Entwurf dieser Ceres. Da diese Venus — daneben die Tänzerin, dort eine Hebe. —

Wundervoll! Graziös! Wie wäre ich glücklich, von diesen Schätzen etwas mein nennen zu dürfen!"

Wird uns der geneigte Leser glauben, daß sich der gute Bildhauer Pisani, ein so bescheidener und selbstbewußter Mann er auch war, doch schmeichelhaft berührt fühlte von den exaltirten Worten des alten freundlichen Herrn? — Und es war so. Er betrachtete die kleinen Modelle seiner Hebe, seiner Tänzerin, seiner Venus, seiner Ceres — Gestaltungen, deren Mängel und Fehler ihm eben noch so deutlich erschienen, etwas befriedigter, denn wenn er von dem ausgesprochenen Lob auch hundert Procente abzog, so blieb, wenn man die wahrhaft entzückten Blicke des Grafen betrachtete, doch noch genug übrig, um seine Arbeiten als kleine Kunstwerke anzusehen.

„Nein, nein," fuhr der alte freundliche Herr fort, „so müssen Sie mir nicht kommen, bester und verehrter Freund. Haben Sie vielleicht einen andern Grund, nicht für mich arbeiten zu wollen? Wenn das der Fall wäre und wenn sich derselbe triftig genug erweisen würde, so müßte ich allerdings zurücktreten. Aber, mein verehrter Freund, er darf nur triftig und haltbar sein" — der Graf hob feierlich die Hand in die Höhe — „sonst trete ich nicht zurück — gewiß und wahrhaftig nicht; sonst sage ich Ihnen ganz einfach: Sie haben hier ein Atelier, Sie nehmen Bestellungen an für Diesen und Jenen, warum nicht auch für den Grafen Portinsky? Darin muß mir sogar Ihre Fräulein Tochter beipflichten, indem sie vom Rechte meiner Forderung so überzeugt sein wird, daß sie in diesem Falle selbst gegen den eigenen Vater sprechen müßte. Habe ich nicht recht, mein hochverehrtes Fräulein?"

Franceska war, wie schon bemerkt, von dem alten Herrn genöthigt worden, in das Atelier zu treten. Dort hatte sie sich gleich dicht an die Seite ihres Vaters begeben, sich aber so gewissermaßen einen Ausweg versperrt, denn der Graf hielt sich in der Nähe der Thür und beherrschte dabei den Raum zwischen

dieser und Franceska mit seinen ruhelosen, so seltsam leuchtenden Blicken, vor welchen sich das junge Mädchen ordentlich fürchtete und von ihnen gebannt in dem Gemache blieb. Auf die Appellation des Fremden an sie wollte und konnte sie indessen keine Antwort geben; auch trat der Vater für sie ein, indem er mit einem nicht unangenehmen Lächeln versetzte: „Wie sollt' ich Gründe haben, für Sie, Herr Graf, nicht arbeiten zu wollen? — Aber wie ich Ihnen vorhin sagte: ich kenne meine eigenen Kräfte so genau, daß ich es nicht wagen kann, gewisse Arten von Bestellungen anzunehmen."

„Wagen Sie es, wagen Sie es, mein verehrter Freund!" sagte der Graf mit einem seiner süßesten Lächeln, und dabei bewegte er seine dünnen Lippen, als sei er im Begriff, dort den feinsten Blüthenhonig abzulecken — „wagen Sie es! — Oder um denn in Ihre Bescheidenheit einzugehen, so lassen Sie mich's wagen. Ich wünsche also eine Statue von Ihnen, drei Viertel Lebensgröße in cararischem Marmor ausgeführt."

„Das Material kommt schon sehr hoch," erwiderte Herr Pisani mit Bescheidenheit.

„Sehr hoch — was nennen Sie sehr hoch? Habe ich nach dem Preise gefragt? Wird mir eine Arbeit von Ihrer Hand zu theuer sein? — Gewiß nicht." Er schaute bei diesen Worten auf den Bildhauer, nicht aber, ohne durch unaufhörliche Streifblicke auf dem Gesichte des jungen Mädchens nachzusehen, ob sie vielleicht nur ein einziges Mal ihr glänzendes Auge zu ihm erhebe, oder ob überhaupt auf ihrem schönen Gesichte eine Bewegung wahrzunehmen sei. Aber dies war durchaus nicht der Fall; Franceska hatte sich auf ein Piedestal niedergelassen und saß da, die Hände in den Schooß gelegt, ebenso unbeweglich und anscheinend ruhig, wie das Modell der Psyche in der gleichen Haltung dort in der Ecke des Ateliers.

„Ich bin ein eigener — Kunstnarr," fuhr der alte Graf mit

einer erstaunlichen Lebhaftigkeit fort. „Wenn ich Sie bitte, mir eine Statue herzustellen und im Voraus den geforderten Preis genehmige, so habe ich allerdings noch kleine Nebenbedingungen. — Ich bin, wie schon gesagt, ein wirklicher Kunst-Enthusiast; ich schwärme für alles Schöne, und dabei ist mir die Art des Entstehens sehr interessant. Sie müssen mir, wenn Sie für mich arbeiten, deßhalb schon erlauben, daß ich häufig komme, um nachzusehen, daß ich zuschaue, wie Sie Ihren Meißel führen, daß ich mich freuen darf, wie das Werk sich nach und nach unter Ihren Händen formt."

Der Bildhauer Pisani war ein zu gutmüthiger und argloser Mann, um in diesem Wunsche seines vornehmen Gönners irgend etwas zu finden, was auch nur im geringsten unpassend wäre. Deßhalb nickte er lächelnd mit dem Kopfe und erwiderte: „Das könnte für mich nur eine Ehre sein, und wenn sich der Herr Graf durch solche Liebhabereien schon im Voraus bezahlt machten, so wäre mir das um so lieber; dann wäre doch Ihr Geld, wie ich fast fürchten muß, nicht gar zu umsonst ausgegeben."

„Lassen wir jetzt diese unnöthige Bescheidenheit bei Seite, lieber Meister," entgegnete der alte Herr mit plötzlichem Ernste, „und bleiben wir bei dem Geschäfte. Ich wünsche also eine Statue von Ihnen zu haben; und was für eine, das werde ich mir jetzt erlauben, Ihnen klar zu machen." — Er legte die Hand an die Augen; dann fuhr er nach einer kleinen Pause fort: „Ich weiß nicht, ob die Idee, welche ich habe, aus meiner eigenen Phantasie entsprungen ist oder ob ich irgendwo was Aehnliches gesehen. Ich glaube aber das Letztere," setzte er mit einem affektirt gutmüthigen Lächeln hinzu. — „Wenn ich nur wüßte —"

„Und welche Art von Statue war es wohl?" fragte Herr Pisani. „Eine mythologische Figur oder eine Allegorie?"

„Ich glaube, es war eine mythologische Figur. — Eine Venus?" — Er blickte auf den Boden und schüttelte mit dem Kopfe, wäh-

rend er den Zeigefinger der linken Hand empor hob. — „Nein, nein, eine Venus war's nicht. Eine Grazie, Tänzerin oder so etwas war es auch nicht. — Nur schwebt mir ein wunderbar schöner weiblicher Körper vor.“ — Er wagte einen abermaligen Blick auf das junge Mädchen, doch konnte das Marmorbild hinter demselben nicht theilnahmloser aussehen, als sie. — „Warten Sie. — — Eine Hebe war's, — eine Hebe!“

„Vielleicht die Canova'sche? oder die nach dem Modell von Rauch?“

„Ja, wenn ich zeichnen könnte,“ fuhr der alte Herr nachdenklich fort, „so wäre das augenblicklich geschehen. Aber mit der Beschreibung eines solchen Kunstwerkes will mir es nicht recht gelingen.“ Er blickte wie suchend umher auf die Modelle. „Ah!“ rief er nun auf einmal, „so könnte ich es Ihnen erklären, wenn Ihre Fräulein Tochter die Freundlichkeit haben wollte, einen Augenblick herzutreten. — Darf ich vielleicht bitten?“ fügte er hinzu, und dabei bewegten sich seine Lippen abermals wie vorhin unter dem süßen Einflusse des Blüthenhonigs. — Franceska schrak unwillkürlich zusammen; sie war mit ihren Gedanken so ganz anderswo gewesen und fühlte sich durch die Stimme des alten Herrn nicht angenehm in die Wirklichkeit zurückgeführt.

„Komm' einen Augenblick her, mein Kind,“ sagte der Bildhauer. Und sie erhob sich gehorsam, um dicht vor ihren Vater hinzutreten.

„Sie müssen mir schon erlauben, mein schönes Fräulein,“ sprach der alte freundliche Herr, indem er so nah wie möglich an ihre Seite trat, „daß ich Sie bitte, für ein Paar Sekunden eine graziöse Stellung anzunehmen, was Ihnen gewiß außerordentlich leicht wird.“

Während er das sprach, näherten sich die Spitzen seiner Nase und seines Kinnes in fast erschreckender Weise, und in dem tiefen Abgrund zwischen beiden, wo sich der Mund wie ein ausgebrannter Krater befand, bewegten sich unzählige feine Falten, wie eben-

soviele zuckende Schlangen. Franceska sah ihn einen Augenblick an, aber nur einen kleinen Augenblick; dann wandte sie ihr Gesicht rasch ab, und man hätte sehen können, wie es leicht, aber trotzig um ihre schönen frischen Lippen zuckte.

„Darf ich?" fragte der Graf, indem er eine ihrer herabhängenden Hände nahm, die sie ihm widerstrebend ließ und worauf er sie leicht gegen sich drehte, was sie nach einem langen Blick auf ihren Vater, der freundlich lächelnd zuschaute, geschehen ließ. „Die Statue, von der ich rede," sagte er alsdann mit viel leiserer Stimme, als früher — es war, als mache ihm das Athemholen etwas Mühe — „hatte beide Arme erhoben — so, wodurch der Oberkörper in seiner reizenden Form auf das graziöseste und vortheilhafteste hervortrat. — So wie bei Ihnen, mein schönes Fräulein," konnte er sich nicht enthalten, mit glühenden Blicken hinzuzusetzen. — „Welches Modell zu einer Hebe! In den Händen hielt sie eine Schaale, mit welcher sie durch die Räume des Himmels schwebt; — über alle Beschreibung schön und hinreißend schön. — Haben Sie mich verstanden?" wandte er sich an den Bildhauer.

„O ja, vollkommen," sprach dieser lächelnd; „es ist ein Werk von Rauch, womit Ihre Phantasie Aehnlichkeit hat und das Sie vielleicht auch gesehen haben."

„Möglich, möglich," erwiderte hastig der alte, freundliche Herr. „Aber sollten Sie die ausgezeichnet schöne Haltung Ihrer Fräulein Tochter nicht mit zwei Strichen skizziren? Vielleicht ist sie so freundlich, noch einen Augenblick stehen zu bleiben."

„Es sieht wirklich schön aus, Franceska," sagte der Bildhauer mit dem Stolze des glücklichen Vaters. „Ich will schnell ein Skizzenbuch und ein Bleistift nehmen. — Ganz gut, ganz gut!"

„Eine liebreizende Hebe!" warf der Graf dazwischen, „die mit einer Schaale voll Nektar durch die Räume des Himmels schwebt. — Glücklich der, wem nur ein Tropfen zu Theil wird!"

Der Haltung und der Form ihres Körpers nach war Fran-

ceska allerdings in diesem Augenblicke das vollendete Modell einer Hebe, aber der Ausdruck ihres Gesichtes hätte eher auf irgend eine zürnende Göttin schließen lassen, die mit hoch erhobenen Händen ihren Fluch auf einen Verbrecher hinabschleudert. Aber schön und reizend war sie in ihrer Stellung, das junge Mädchen. Wie schwellend traten die leichten und doch schon so graziös entwickelten Formen ihres Körpers gerade bei der angenommenen Stellung und dem glatten, einfachen Hauskleide hervor! Wie elegant zeigte sich ihre schlanke Taille! Wie vollendet schön die Rundung ihrer nackten Arme, über welche die weiten Aermel herabgefallen waren. Wenn nur das Gesicht nicht gar so trotzig und finster gewesen wäre! Aber obgleich es so war, schien doch der gute freundliche alte Herr diesen Ausdruck nicht zu verstehen oder nicht verstehen zu wollen; denn als sich Vater Pisani umgewandt hatte und auf seinen Pantoffeln davon schlurfte, um Skizzenbuch und Bleistift zu holen, wagte er es nicht nur, mit seinen kalten, dürren Fingern ihre lebenswarmen Arme zu berühren, sondern er wollte auch den Versuch machen, dieselben an ihrer schlanken Taille hinab gleiten zu lassen. Doch zuckte das junge Mädchen mit einem Male so plötzlich, so heftig, mit solcher Energie zusammen, daß Graf Portinsky unwillkürlich, aber dabei etwas verlegen lächelnd, einen Schritt zurücktrat und mit Staunen den ihn scharf treffenden Blick der vollendeten Verachtung, des nicht zu verkennenden Hasses in Empfang nahm.

„Gib Dir für jetzt keine Mühe, Vater," sagte Franceska mit bebenden Lippen; „ich will nachher ruhig stehen, so lange Du willst; aber ich habe jetzt etwas Dringendes draußen zu besorgen." Damit wandte sie sich um und ging zur Thür hinaus. Draußen blieb sie einen Augenblick tief aufathmend stehen und schien unschlüssig, ob sie ihr Zimmer aufsuchen wolle. Im nächsten Moment aber sah man sie über den Hof eilen und dann trat sie in das Atelier ihres Freundes, der jetzt wieder ruhig arbeitend vor seiner

Staffelei saß. Ohne aufzublicken, obgleich er wohl ihren flüchtigen Schritt gehört hatte, rückte er auf dem Bänkchen, auf welchem er saß, etwas zur Seite, um für das junge Mädchen Platz zu machen. Dahin setzte sie sich denn auch, legte ihren Arm auf seine Schulter und den Kopf darauf.

Der kleine Thiermaler fühlte wohl, wie rasch und tief sie Athem holte. „Hat Dich der schwarze Rabe verjagt, meine gute Taube?" sagte er, ruhig fortarbeitend. „Ja, ja, diese Galgenvögel haben ein scharfes Auge. — Du wirst sehen, Franceska, es wird sich hier noch Manches ändern. Bisher lebten wir hier wie die harmlosen Eingeborenen eines glücklichen, noch unbekannten Eilandes. Aber wir sind entdeckt worden, überfallen von jenen Mächtigen der Erde, die uns Civilisation und Laster mitbringen."

„So ist es, so ist es!" hörte man das junge Mädchen ganz leise sagen.

„Freilich ist es so, und auch vorbei mit dem Glück dieser Insel. Gäbe es nur noch die alten Zauberer in der Welt. Aber leider sind diese guten Kerls alle schlafen gegangen. Dann könnte man es vielleicht möglich machen, daß es Dir erginge, wie dem Dornröschen. — Erinnerst Du Dich noch?"

„O ja, aber erzähl' es mir noch einmal."

„Gern, Franceska. Mach' es Dir aber bequem und lege Dich auf Deinen Teppich. Da kannst Du auch besser ausruhen, und daß Du müde bist, sehe ich an Deinen Augen."

„Ja, ich bin müde," erwiderte sie, und dann erhob sie sich, schlüpfte neben die Staffelei auf den Teppich hin, der dort am Boden lag, schob sich ein Stück Bärenfell unter den Kopf und sagte dann: „So, nun erzähle mir."

Das that denn auch der Thiermaler und berichtete ihr das Märchen vom Dornröschen so umständlich und genau, wie man es ganz kleinen Kindern erzählt. War doch sie auch noch in gewisser Beziehung wie ein kleines Kind diese Italienerin, soeben

noch in ihrem Innern aufs höchste erregt, heftig empört, jedes Ausbruchs ihrer Leidenschaft fähig, beruhigte sie sich schnell wieder, und als ihr Freund in seiner Erzählung an jenes Wunder kam, wo die Büsche und Sträucher rings um Dornröslein zu einem undurchdringlichen Walde erwachsen waren, da zeigte Franceska's geschlossenes Auge, sowie ihre regelmäßigen Athemzüge an, daß sie sanft eingeschlafen war.

Wulf sah lächelnd auf sie nieder, und trotzdem sie nichts mehr hörte, erzählte er sein Märchen ruhig zu Ende und sagte alsdann, wobei er den eben gebrauchten Pinsel hinter sich warf: „Könntest Du nur auch ein Paar Jahre schlafen, armes Mädchen, und alsdann ihn schuldlos vor Dir stehen sehen, den Du fast unbewußt so heiß, so innig liebst!“

Achtes Kapitel.

Beim Gewitter.

Nachdem es wieder längst Abend geworden war, hatte Franceska wie gestern die brennende Lampe auf den Tisch unter der Veranda gestellt, doch klang ihr Felicissima notte! welches sie wie alle Italienerinnen im gleichen Augenblicke dazu sprach, still und traurig. Die Flamme des Dochtes wogte in der weichen Nachtluft leise hin und her, und dann war es durch die widerstrahlende, flackernde Beleuchtung gegen das Grün der Blätter, als bewegten sich diese hin und her. Und das war doch nur Täuschung, dazu war der Luftzug zu schwach, dazu war es zu stille rings umher

in der weiten, weiten Natur. Ja, es war recht stille um das kleine Haus her, und wenn man auch noch so angestrengt lauschte, so hörte man nicht viel, wenn man unter der Veranda saß; von der Stadt her nur ein leichtes Summen, ein unbestimmtes Klingen, zuweilen die Schritte eines einsamen Wanderers, der noch heraus kam, hieher, wo die kleinen Häuser zerstreut waren und dann wie allabendlich bei dem warmen dunstigen Wetter das Concert der Frösche, nur heute piano, in einer auffallend weichen Stimmung. Vielleicht sahen sie, daß der Himmel mit Wolken überlaufen war und daß es ferne an den Bergen wetterleuchtete — gleichviel, sie ließen sich nur nach langen Zwischenpausen hören und dann, wie eben bemerkt, sehr discret.

Unter der Veranda saßen wie gestern der Bildhauer Pisani, der kleine Thiermaler und Franceska. Letztere hatte ihren Stuhl zurückgezogen, so daß sie sich selbst im Schatten befand, sie sprach fast kein Wort; Wulf beschäftigte sich auch ausschließlich mit seiner Pfeife, an welcher er bald unten, bald oben etwas zu schrauben und zu arrangiren hatte. Es war nur ein Glück, daß Vater Pisani am heutigen Abend Lust hatte, so recht in der Erinnerung an vergangene Tage zu schwelgen, so daß er zurückgelehnt auf seinem Stuhl sitzend mit den Fingern auf dem Tische trommelte, wie er zu thun pflegte, wenn er in einer zufriedenen Stimmung war, und weit in die Nacht hinausblickend ausführlich von seinen Reisen durch Calabrien und Sicilien erzählte,

Man hätte vielleicht glauben können, die heute erhaltene Bestellung des russischen Grafen habe auf seine Stimmung einen bedeutenden Einfluß gehabt. Aber dem war durchaus nicht so. Freilich hatte es ihm wohl geschmeichelt, daß gerade er mit einer solchen Commission betraut worden. Gab es doch sehr viele Bildhauer in der Stadt, Hof- und Staatsbildhauer, Professoren der Skulptur und Gott mochte wissen, was sonst noch, lauter kleine Canova's, und doch war man gerade zu ihm gekommen. Das

hatte ihm allerdings ein Lächeln der Zufriedenheit entlockt; und als der alte freundliche Herr das Atelier verlassen, war er eine Zeit lang auf und ab gestiegen, die Hände auf den Rücken gelegt, die er nur zuweilen von einander trennte, um seine Sammetmütze von einem Ohr aufs andere zu schieben, wobei er eine italienische Weise summte.

Dann hatte er in seinem Spaziergange plötzlich inne gehalten, war vor seine Modelle getreten, vor seine Hebe, seine Venus, seine Bacchantin, seine Tänzerin, hatte sie genau betrachtet, wobei er verständiger Mann genug war, um dabei zuweilen einen prüfenden vergleichenden Blick auf die Werke berühmter Meister zu werfen, die er in seinem Atelier aufgestellt hatte. Diese Vergleichung mochte nun gerade nicht zu Gunsten seiner eigenen Arbeit ausgefallen sein, — genug, er hatte nach einiger Zeit eine wegwerfende Bewegung mit der Hand gemacht und dann zu sich selber gesagt: „per bacco!“ es ist doch was Schönes um die alten Sprichwörter, und wenn ich auch kein Schuster bin, so will ich doch bei meinem Leisten bleiben, denn wenn es Einem zu wohl und man geht auf's Eis, so bricht man ein Bein, — Abgemacht. Der russische Herr soll seine Aufträge ertheilen, wem und wo er will, oder er soll sein Hotel in Petersburg mit Marmorornamenten verzieren lassen — das will ich übernehmen — da soll er seinen Mann finden, — wenn — wenn — ja nun, wenn wir überhaupt noch lange genöthigt sind, Hammer und Meißel in der Hand zu behalten.“

Darauf hatte er sich in seinen alten Lehnstuhl gesetzt, welcher einem Modell der Venus von Canova gegenüber stand, und war in Träumereien versunken, nicht über diese Venus oder sonst etwas, was damit zusammenhing, — nein, es beschäftigten andere Dinge seinen Geist. Er zog aus der Tasche ein Paar Briefe hervor, lange Briefe — jeder hatte acht eng beschriebene Seiten — und er las alle acht Seiten dieses Schreibens noch einmal mit großer

Aufmerksamkeit durch. Das letzte legte er aufgefaltet auf sein Knie hin und vertiefte sich in halblaute Betrachtungen darüber, wobei er Für und Wider einander gegenüber stellte, als müsse er das Resultat einer schwierigen Rechenaufgabe herausbringen.

„Wenn man," sagte er, während er den Zeigefinger der linken Hand an den Daumen der rechten legte, „mein ganzes früheres Leben in der Heimath betrachtet, zu welcher Partei ich mich beständig gehalten, wie ich mich bemühte, selbst mit bedeutenden Opfern, das Ansehen der rechtmäßigen öffentlichen Gewalt aufrecht zu erhalten, so liegt bei allen Heiligen kein Menschenverstand in dem, wie man mich behandelt. — Gut," fuhr er nach einer Pause fort, wobei er die Zeigefinger beider Hände vereinigte; „ich habe wirklich jenen armen Teufel bei mir aufgenommen, weil er bettelnd kam und nicht aus noch ein wußte. — Ist das ein Beweis, daß ich seine verbrannten Ideen theilte?"

Er ging mit dem Zeigefinger der linken Hand auf den dritten der rechten über und sagte: „Allerdings habe ich ihm fortgeholfen, ihn auch mit Geld und Briefen unterstützt, aber nebenbei auch mit festen Ermahnungen, die er sich wohl hinter seine neapolitanischen Ohren geschrieben haben wird. Corpo di Dio! das ist freilich alles so klar, daß es ein Schulknabe einsehen müßte; und doch hätten sie mich noch lange für einen der scheußlichsten Cospiratori gehalten, wenn es seiner Eminenz nicht gefallen hätte, das Zeitliche zu gesegnen. Aber jetzt dämmert es auf, hell, klar und goldig, wie der Morgen nach einer wilden Sturmnacht. Aber Pietro hat Recht: mit einer de- und wehmüthigen Bitte um allergnädigste Revision der Akten meiner Anklage ist jetzt nichts gut gemacht. Da muß man jetzt auf- und hintreten, fest und sicher, per bacco! Ja fest, daß sie am Auftreten schon merken, mit wem sie es zu thun haben."

Er hatte während seiner Calculationen mit dem Zeigefinger der Linken alle Finger der Rechten berührt, und jetzt, wo er mit

aller Energie das Wort „fest" aussprach, stieß er die zusammengeballte linke Faust in die Handfläche seiner Rechten. „Und darin hat Pietro Recht: und so soll er vorgehen, keine Gnade erbetteln, nur ein Recht verlangen."

Nach diesem Selbstgespräch hatte Meister Pisani seine Briefschaften zusammengelegt und war den ganzen Nachmittag heiterer Laune geblieben. Ja diese hatte ihn, wie schon früher bemerkt, auch Abends nicht verlassen, als er mit den beiden Andern unter der Veranda saß und fröhlichen Muthes von Rom, Neapel und Sicilien erzählte. Dabei war es gut, daß er selbst so redselig war und am allermeisten in seinen Erinnerungen schwelgte; denn so bemerkte er es nicht, wie einsilbig Franceska und der kleine Thiermaler waren. Ja mehr als einsylbig, stumm, verstimmt, das junge Mädchen saß da im Schatten der Lampe, den Kopf in die Hand gedrückt, blickte in die Nacht hinaus und horchte wohl von Zeit zu Zeit auf das Concert der Frösche; denn sonst ließ sich auf der Straße nichts vernehmen, kein Fußtritt, nicht das Geringste. Es war aber auch ein Gewitter im Anzug, und das hielt wohl alle Spaziergänger zu Hause und ließ selbst die, welche es noch nicht waren, den Ausbruch abwarten. Ja, ja, so mußte es wohl sein. Der Himmel, noch vor Kurzem klar und sternenhell, überlief zuerst mit leichten Wolken, denen aber bald dichtere folgten. Auch der Wind ließ sich vernehmen, nicht mehr in jenem sanften gleichförmigen Hauche, der uns an warmen Sommerabenden so anmuthig die heiße Wange kühlt, der die Flamme des Lichtes sich zierlich hin und wider drehen und winden läßt, der so neckisch die Blätter aufhebt, um lüstern die Rosen zu suchen, die sich versteckt halten wollten, — er kam schwer und stoßweise; man hörte ihn, wenn er über die Hecken strich und durch die Zweige der Bäume, und wenn er da war, fuhr er einem ordentlich warm und dunstig in's Gesicht, hob auch Papier, Stroh und Blätter vom Boden auf und jagte das toll umher.

Ein paarmal schon hatte der kleine Thiermaler seine Mütze vor das flackernde Licht der Lampe gehalten, damit es nicht auslösche, und als er das wieder that, sagte der Bildhauer: „Der Klügste gibt nach; wir wollen zu Bette gehen und uns freuen, den Gewitterregen zu hören, wenn er auf das dürre Land niederprasselt. Es ist ein so gar behagliches Gefühl und man kann sich dabei einbilden, man sei selbst eine Erdscholle und sauge so mit vollen durstigen Zügen die kostbar erfrischenden Tropfen in sich. — Kommt, Kinder!"

„Gute Nacht, Wulf!"

„Gute Nacht, Franceska!"

Alle verließen die Veranda, und der kleine Thiermaler hörte noch, ehe er in sein Haus trat, daß Herr Pisani seine Thür sorgfältig verriegelte, wie er Abends immer zu thun pflegte. Dann kletterte auch er die enge Stiege zum Schlafzimmer hinauf, welches über dem Atelier gelegen war, und welches er und Tannhäuser gemeinschaftlich bewohnten. Da er hier vom Fenster einen freien Ueberblick hatte, so sah er auch schon deutlicher das Gewitter, wie es prächtig von den Bergen daher zog in all' seiner feurigen Majestät, wie jetzt die Blitze zuckten, glühenden, spielenden Schlangen ähnlich, und wie gleich darauf das hintere schwere Gewölk nur wie mit Glut schattirt erschien. Dazu rollte der Donner, er machte sich nicht in einzelnen zornigen Schlägen bemerkbar, sondern es war ein immerwährendes unmuthiges Grollen, das sich jetzt dämpfte und dann wieder sich stärker erhob, und das wie eine fortgesetzte Strafpredigt klang, wie die eindringliche Rede eines liebenden Vaters, von dem man überzeugt ist, daß er wohl strafen kann, von dem man aber auch weiß, daß er dazu eigentlich viel zu milde ist, und der, wenn er uns seine Meinung gesagt, den Segen wieder mit vollen Händen über uns ausgießen wird.

Und dieser Segen schlug schon in einzelnen schweren Tropfen an die Fenster. Es waren die Vorläufer des Regens, die ein

ungestümer Wind den Wolken entpreßt, ein häßlicher Wind, der jetzt einige Sekunden lang schlimm zwischen den armen Bäumen hauste. Wie bog er sie nieder, wie riß er ihnen Laub und Blüthen ab — glücklicher Weise aber nicht lange, denn der ergrimmte Regen stürzte hinter ihm drein, und löschte mit mächtigem Falle seine Wuth.

Ah, wie das so wohlthuend prasselte auf den Blättern der Bäume draußen, auf dem Dache des Hauses! Wie war es dem Thiermaler, der sich langsam entkleidet hatte, so wohl zu Muth! Wie behaglich dehnte er sich aus, als er nun zu Bette lag, das Licht auf einem Stuhl neben sich stehen hatte, um noch zu lesen, und nach einem Buche griff, das sich ebenfalls dort befand. Da polterte es auf der Treppe draußen und eilte rasch aufwärts. Die Thür öffnete sich und der Tannhäuser trat mit einem verdrießlichen Ausrufe in's Zimmer.

„Dieses garstige Wetter," sagte er, „muß mich mit seiner tollsten Wuth gerade in dem kleinen Garten draußen ereilen! Hätte wohl noch eine Viertelstunde warten können. Bin ich doch in den Paar hundert Schritten durch und durch naß geworden."

So schien es in der That, und als der Maler seinen Hut herunter nahm und von sich abschlenkerte, flogen die Tropfen im Zimmer umher wie von einem kleinen Sprühregen; auch bildete sich augenblicklich eine Wasserlache, wo er stand.

„Das ist wahr," gab Wulf zur Antwort, „du bist tüchtig hinein gekommen; aber wenn ein Gewitter so drohend am Himmel steht, da nimmt man sich in Deinen Verhältnissen einen Fiaker."

„Meinst Du etwa, ich sei zu Fuß gekommen?"

„Nun, in dem Falle begreife ich nicht, warum Du Dich nicht bis vor das Haus führen ließest."

„Weil es kein Fiaker war, der mich geführt, und ich dem

Kutscher der Fürstin doch wohl nicht zumuthen konnte, um die Häuser herum den schmalen Weg aufzufinden."

„A—a—a—h!" machte der Thiermaler. „So, so!"

„Das versteht sich doch wohl von selbst," sagte der Andere ärgerlich. „Man hat glücklicherweise dort, wo ich herkomme, zu viel Lebensart, um Jemand, der in finsterer Nacht nach Hause muß, sich erst nach einem Fiaker umsehen zu lassen."

„Da triffst Du es wieder einmal besser als andere ehrliche Leute," meinte der Thiermaler mit seinem gewöhnlichen sarkastischen Lächeln. „Ich malte einmal bei der verwittweten Majorin v. Z., natürlicher Weise nicht sie selbst, sondern nur ihren vollendeten Mops, ein Thier, welches an unregelmäßigem Lebenswandel verstorben war. Es pflegte nämlich häufig sehr wenig Fressen zu erhalten, um alsdann, wenn wieder Gelder ankamen, mit einem Male wieder zu gut zu leben. Es war Schade um das Thier; man hätte es noch ein Jahr länger halten können. — Ich malte es also und wurde spät an einem Nachmittag fertig, wo es ebenfalls wie vorhin mit Kübeln vom Himmel herabgoß. Da erlaubte ich mir schüchtern, auf einen — — Regenschirm anzuspielen. — Nun — meinst Du, sie hätte Lebensart genug gehabt, mir einen solchen anzubieten?"

„Das beweist einfach," erwiederte Tannhäuser, „daß sie dort keinen Begriff von Lebensart hatten. — Aber die Fürstin, Wulf, — ah, sie!"

Der junge Mann hatte seinen Rock abgeworfen, die nasse Halsbinde weggerissen und fuhr sich nun mit der Hand durch das dichte blonde Haar, das, hie und da vom Regen angefeuchtet, noch krauser und lockiger als gewöhnlich erschien. Er sah erregt aus, freudig, glücklich.

Wulf betrachtete ihn mit einem langen Blicke, dann vergrub er seinen Kopf tiefer in die Hand, welche er aufgestützt hatte, um bequem in seinem Buche lesen zu können.

Der Andere setzte sich auf das Bett seines Freundes und sprach nach einer Pause: „Wenn Du nur einmal dies unvergleichlich schöne Weib in der Nähe sehen könntest, nur einmal längere Zeit mit ihr sprechen!“

„Frau Venus ist eine schöne Frau,
Liebreizend und anmuthreiche,
Wie Sonnenschein und Blumenduft
Ist ihre Stimme, die weiche,“

las Wulf ruhig aus seinem Buche.

„Du bist wieder in einer eigenthümlichen Laune,“ versetzte der Tannhäuser. „Man kann mit Dir kein vernünftiges Wort reden.“

„Im Gegentheil,“ lächelte der Thiermaler; „ich gehe ganz auf Deine Phantasieen ein. Spreche ich Dir nicht aus der Seele, wenn ich fortfahre:

„Ihr edles Gesicht umringeln wild
Die blühend schwarzen Locken;
Schau'n dich die großen Augen an,
Wird dir der Athem stocken.

„Wie der Schmetterling flattert um eine Blum',
Am zarten Kelch zu nippen,
So flattert meine Seele stets
Um ihre Rosenlippen.“

„Was ist denn das?“ fragte der Andere, indem er träumerisch vor sich niedersah. „Das klingt ganz hübsch und hat viel Wahres. Ich versichere Dich, Wulf, wenn man ihre seltsamen Augen ansieht, so stockt einem auch unwillkürlich der Athem. — Aber was ist das für ein Gedicht? das hast Du mir ja nie vorgelesen.“

„Ich sing dir das Tannhäuserlied,
Um deine Seel' zu warnen,"

hub da Wulf wieder an, und als der junge Maler ihm lachend in die Rede fallen wollte, hob er die Hand empor und las weiter:

„Der edle Tannhäuser, ein Ritter gut,
Wollt' Lieb und Lust gewinnen,
Da zog er in den Venusberg,
Blieb sieben Jahre drinnen."

„Ah! die Sage vom Tannhäuser! Wie kommst Du mit einem Male darauf?"

„Auf die einfachste Weise von der Welt:

„Da zog er in den Venusberg,
Blieb sieben Jahre drinnen."

„Und ist es ihm dort nicht vortrefflich gegangen?" fragte Tannhäuser in leichtsinnigem Tone. „Ich glaube, er ist sogar noch drinnen. Du weißt, ich habe zu wenig Gründlichkeit, um mich mit diesen alten Sagen zu beschäftigen. Ich denke mir immer, er jubilirt noch da, Frau Venus hält ihn umfangen und er läßt sich von ihr in den Schlaf wiegen wie ein kleines unschuldiges Kind."

„Nicht so ganz," entgegnete Wulf in ernstem Tone; „der Tannhäuser hatte etwas in sich, was man im gewöhnlichen Leben das Gewissen nennt, und das eines Tages anfing, ihn tüchtig zu plagen. Also eines Tages, wo er mit Schrecken erkannte, daß man es genug kriegen könnte, am glühenden Herzen der Frau Venus zu ruhen, und daß man sich aus ihrem schwülen glänzenden Palaste mit einer namenlosen Sehnsucht an einen kleinen einsamen Platz in irgend einem frischen, grünen Walde sehnen könne. Und als diese Sehnsucht kam, gingen ihm die Augen auf, und da verschwanden ihre schönen Züge, ihr üppiger Leib, und sie wurde

häßlich und gespensterhaft. Von den Wänden ihres Palastes stürzten nieder die herrlichen Tapeten und die reichen Decken und es zeigte sich ödes, schwarzes Gestein."

„Heißt es so in der ächten Sage vom Tannhäuser?" fragte der Andere nach einer Pause. „Du weißt, ich kam nie dazu, das Schicksal meines Namensvetters zu lesen."

„Wenn es auch nicht ganz so kam, so hatte der edle Ritter doch diese Empfindungen. — Aber willst Du sein Ende hören?"

„Nein, nein, ich bitte Dich!" sagte der junge Maler hastig. „Jetzt nicht; ich will es später selber einmal lesen. Was würde es mir nützen?" fuhr er nach einer Pause fort. „O Wulf, ich kann Dir's nicht verschweigen, dieses Weib hat mich an sich gekettet mit unauflöslichen Banden. — Wollte ich auch vor ihr fliehen," setzte er nach einer Pause hinzu, „ich hätte dazu nicht die Kraft. Binde mich an, schließe mich ein; ich würde meine Bande mit den Zähnen zerreißen, die Thür meines Kerkers mit den Nägeln aufgraben, um zu ihr zu gelangen. O der wonnevolle Reichthum! Schätze ihres Geistes und Körpers, die nicht zu erschöpfen sind — ein Wesen, bei dem man durstig bleibt bei vollen gierigen Zügen. — Laß mich noch zwei Worte zu Dir reden, vielleicht würde ich es morgen nicht können. Ich verlasse Dich für einige Zeit, sie will nicht, daß ich so weit entfernt von ihr bin."

„Da zog er in den Venusberg,
Blieb sieben Jahre drinnen,"

sagte der kleine Thiermaler ganz ruhig.

„Auch kann ich Franceska nicht wieder sehen," fuhr der Tannhäuser fort; „um alles in der Welt nicht; dazu habe ich keine Stärke. Grüße sie von mir, sage ihr, ich hätte in den nächsten Tagen zu viel in der Stadt zu thun, bald aber käme ich wieder."

„Nach sieben Jahren."

„Ach! laß Deine schlechten Späße!" versetzte der Andere in

fieberhafter Erregung. „Sag ihr das und was Du willst; versichere sie auch, ich würde sie nie, nie vergessen."

„Das wird ihr als Beweis Deiner Liebe sehr zu Herzen gehen," erwiderte Wulf mit schneidender Ironie, doch fuhr er gleich darauf in seinem gewöhnlichen Tone fort: „Reden wir von was Anderem; diese Sache ist abgemacht. Mich wundert überhaupt, daß Du heute Abend noch zurückgekehrt bist."

„Ich mußte über einiges Wichtige disponiren, ein Paar Papiere an mich nehmen. Mein Platz im Atelier bleibt vorderhand drunten, wie er jetzt ist. Das versprichst Du mir."

„Vorderhand soll er so bleiben," gab der Andere ruhig zur Antwort.

„Wer kann es auch wissen!" sagte Tannhäuser, nachdem er, aufgeregt wie er war, ein paarmal hastig durch das Zimmer geschritten.

„Ja, wer kann's wissen!"

„Vielleicht kehre ich übermorgen, die nächsten Tage wieder." Er fuhr mit der Hand durch sein Haar und ließ dann, wie in tiefem Nachdenken, die Rechte ein paar Sekunden auf seiner Stirne liegen. „Ich war im Theater," sagte er hierauf, indem er sich plötzlich gegen seinen Freund umwandte.

„Mit ihr?"

„Allerdings mit ihr."

„In ihrer Loge?"

„Ja, ja, ja, in ihrer Loge."

„Das hat sie klug gemacht," sprach Wulf mit einem kalten Lächeln. „So hat sie Dich, den schönen Tannhäuser, vor aller Welt gründlich compromittirt, und wenn Du auch wirklich nicht wärest, was Du bist, so würdest Du es doch scheinen."

„Das verstehe ich nicht ganz," antwortete Tannhäuser heftig und sein Blick ruhte in der That zweifelnd auf dem Gesichte des Andern. „Erkläre Dich deutlicher."

„Ich will das, doch mit einem andern Beispiel. Was würdest Du nun Franceska sagen, wenn sie plötzlich mit dem alten, lieben freundlichen Grafen, der gestern hier war, im Theater erschiene oder wenn sie mit ihm in seiner Equipage spazieren führe?"

Diese Worte, so ruhig sie gesprochen wurden, brachten eine furchtbare Wirkung auf den jungen Maler hervor. Er ballte seine beiden Hände, sein Auge flammte, er biß sich auf die Lippen und stieß dann mühsam hervor, wobei er wild abwehrend seine Rechte gegen den kleinen Thiermaler schüttelte: „Ja, ich verstehe Dich, verstehe Dich vollkommen. — Zum Teufel, mag man über mich sagen, was man will! Aber wie kommst Du zu dem Gleichniß von Franceska und Jenem?„

„Auf die einfachste Art von der Welt," gab Wulf zur Antwort. „Dieser alte liebe freundliche Herr war heute bei Meister Pisani und sah dort mit Erstaunen die wunderbaren Arbeiten dieses bisher so sehr verkannten, großen Bildhauers. Er bestellte auch sogleich, ohne sich um den Preis zu bekümmern, eine Statue in Lebensgröße und aus cararischem Marmor erster Qualität. — Und nach welchem Modell glaubst Du wohl?"

„Was weiß ich! — So sprich doch!"

„Nach dem schönsten Modell, das Pisani besitzt, nach dessen Tochter nämlich, — eine Hebe, wozu er die Stellung Franceska selber machen ließ."

„Ich will ihm diese Leidenschaft zur Kunst niederlegen," sagte der junge Maler zähneknirschend.

„Von hier oder von dort?"

„Von dort, wo ich mehr Macht über ihn erlange," gab der Tannhäuser nach einer ziemlich langen Pause zur Antwort.

Damit brach er das Gespräch ab, wandte sich nach einer Art von Schreibtisch, der in der Ecke stand und wo er seine Papiere aufbewahrte. Dort suchte er herum, nahm hie und da ein Schrei-

ben, legte es mit andern zusammen und bildete dann vermittelst eines Bindfadens ein Päckchen daraus.

Wulf hatte noch eine Zeitlang gelesen, dann löschte er sein Licht aus und legte sich auf die andere Seite, um zu schlafen. Der Tannhäuser blieb noch länger auf, er packte Kleider und Wäsche in einen kleinen Koffer, warf auch das Päckchen mit den zusammengefalteten Schreiben hinein, und als er hierauf den Koffer verschlossen, löschte auch er das Licht aus und legte sich auf's Bett, ohne sich auszukleiden.

Das Gewitter war vorüber gezogen, der Wind rauschte noch leise in den Zweigen der Bäume, aber nicht mehr wild und zornig, sondern es schien, als wolle er in aller Gemüthlichkeit den noch immer zitternden Blüthenknospen von dem vergangenen Kampfe erzählen und sie auffordern, wieder guten Muthes zu sein. Auch hörte man zuweilen einen Wassertropfen fallen, häufiger aber von der Dachrinne herab, als vom freien Himmel nieder; dann und wann vernahm man in weiter, weiter Ferne einen leichten verhallenden Donner.

Als am andern Morgen Wulf aus seinem festen Schlafe erwachte, spielte bereits ein neugieriger Sonnenstrahl an seinen Fensterscheiben. Verschwunden waren Wolken und Gewitter, aber auch der Tannhäuser, und als sich der Thiermaler rasch in die Höhe richtete, erblickte er nur das leere Lager desselben und sah auch, daß das kleine Köfferchen nicht mehr da war. Er dachte: es ist am Ende besser so, und trat rasch ans Fenster, um frische Luft in das dumpfige Zimmer zu lassen. Draußen war es sogar recht kühl, und der Sonnenschein that wohl, denn das Wetter von heute Nacht hatte die Luft fast ein wenig zu viel erfrischt. Dafür war aber der Himmel so rein, so klar und blau, wie man ihn nur sehen konnte, die Sonne blitzte in unbeschreiblicher Pracht und blickte so liebend auf all' die übrig gebliebenen Regentropfen, daß diese vor Freude wie lauter Brillanten funkelten.

Nachdem Wulf seine Toilette besorgt, ging er in das Atelier hinab, wo es noch von gestern her dunstig und schwül war. Er gab dem kleinen Joco sein Frühstück, dann ging er, wie er jeden Morgen zu thun pflegte, auf den Hof, um nach den Hausleuten zu sehen. Franceska stand unter der Thür, die nach der Veranda zu führte; sie hatte ihren rechten Arm auf den Kopf gelegt und blickte vor sich nieder, während sie noch mit Jemand sprach, der hinter ihr stand.

Das war die alte Magd des Hauses und sie sagte zu dem jungen Mädchen: „So etwas befiehlt der Herr nicht ohne Absicht; und ich bin ja vor Freuden die Treppen ordentlich hinauf gesprungen, um zu thun, wie er befohlen. Auf dem Söller standen auch noch die beiden großen Koffer unversehrt, wie ich sie vor Jahren hinauf getragen habe. Von dem Gefühl aber, mit dem ich sie heute abgestaubt und wieder herab getragen, kann nur der einen Begriff haben, der sich noch wie ich so genau erinnert, wie lieb und angenehm die Sonne auf dem Monte Pincio scheint. Dabei kann man doch seines Lebens froh werden. Ist denn das hier ein Frühjahr- oder Sommermorgen? — Puh! man könnte einen Pelz gebrauchen. Friert's Dich nicht auch, Kind?“

Das junge Mädchen nickte mit dem Kopfe und dabei zuckte sie leicht mit den Schultern, wie wir wohl thun, wenn es uns friert. Und sie fror recht, nicht wie die alte Magd, kühl angeweht vom frischen Morgen, es fror sie aus ihres Herzens Innerstem heraus; sie wußte wohl, warum der kleine Thiermaler mit einem so eigenthümlichen Blick auf sie zukam und ihr so herzlich die Hand schüttelte, während er sich dabei augenscheinlich Mühe gab, nach dem Laub der Veranda zu schauen und nach den Schwalben, die über ihre Köpfe dahinflogen, kurz, überall anderswohin als in ihre Augen. Sie wußte, ohne daß sie darum fragte und ohne daß sie eine Antwort erhielt, daß er nicht mehr drüben war, sondern fort, fort.

Wulf sprach nicht ein Wort darüber; er redete von dem Wetter der vergangenen Nacht, von der Kühle des Morgens, hatte aber dabei selbst nicht den Muth, zu fragen, warum die alte Magd so auffallend mit ihren großen Koffern verkehrte. Und diese hätte doch so gern noch einmal wiederholt, was sie schon vorhin gesagt: von dem kalten deutschen Wetter und von dem warmen Sonnenschein auf dem Monte Pincio. — Nun kam auch Herr Pisani zum Vorschein, der Briefträger war schon da gewesen, und an den Mienen des Bildhauers sah man wohl, daß der Inhalt des Schreibens, welches er erhalten, nicht unangenehmer Art war. — Man nahm stillschweigend an, daß der kleine Thiermaler allein sei, und Franceska lud ihn zum Kaffee ein, und nachdem dieser getrunken war, begab sich jedes an seine Geschäfte.

Herr Wulf zog abermals seinen schwarzen, sehr kurzen Sammtrock an, setzte sein Barett auf und ging wie gestern zu den Malern Krauß und Becker, die er beide schon fleißig an der Arbeit fand. Er setzte sich wieder auf das Bett, schlenkerte mit seinen Beinen hin und her und sagte nach einer kurzen Einleitung: „Apropos, was den Tannhäuser anbelangt, so hat er sich ein Atelier in der Stadt genommen, und da ich mich für meine Person auch nicht mehr gar zu lange hier aufhalten will, so steht euch unser Haus zu Diensten. Ihr tretet in unsern Miethvertrag ein, der Hauseigenthümer, davon bin ich überzeugt, wird nichts dagegen haben, und von heute über vier Wochen könnt ihr in Gottes Namen einziehen.“

„Herzlichen Dank!“ versetzte der Maler Krauß, welcher die Wirthschafts-Angelegenheiten Beider besorgte. „Wäre es aber nicht möglich, die Miethe schon in vierzehn Tagen anzutreten? Ich sage Dir, Wulf, es ist hier auf unserem Dachboden zur Sommerszeit so heiß, daß einem die Farben von der Leinewand herunter laufen. Wär's in der That nicht möglich?“

Der Thiermaler blickte an die Decke empor, wobei er sein Kinn mit der rechten Hand unterstützte. „Am Ende wäre es schon möglich,“ sagte er nach einem kurzen Nachsinnen; „ich habe mir schon lange vorgenommen, eine kleine Tour in's Gebirge zu machen; Tannhäuser ist schon fort und ich muß nur noch auf etwas warten, wenn das eingetroffen ist, so kann ich sogleich gehen und euch das Atelier überlassen.“

„Aha, Geld!“ lachte Herr Becker, der ohne aufzublicken mit gekrümmtem Rücken vor seiner Staffelei saß und an einer knorrigen Baumwurzel malte.

„Richtig, richtig, Geld,“ gab Wulf mit einem sehr erkünstelten Lächeln zur Antwort. „Aber es muß dieser Tage eintreffen, und dann komme ich gleich und sage es euch.“

„Wirklich, Wulf?“

„Gewiß, Krauß.“

„Bon,“ sagte Becker, wobei er seine linke Hand auf dem Rücken wie zum Abschied schüttelte, denn er hatte nicht Zeit umzuschauen, da die knorrige Baumwurzel seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Der kleine Thiermaler ging hierauf nicht nach seiner Wohnung zurück, sondern begab sich in die Stadt, in irgend ein Haus. In welches, ist für unsere wahrhaftige Geschichte ganz gleichgültig. Dort blieb er einen Augenblick und dann begleitete ihn der Herr dieses Hauses bis auf die Straße, wobei er sprach: „Dafür also stehen Sie mir ein, Herr Wulf, er ist nicht kränklich wie die kleinen Affen oft zu sein pflegen, und er beißt auch nicht?“

„Ich kann Sie versichern,“ gab Wulf zur Antwort, „er ist das lustigste und gutmüthigste Ding von der Welt. Würde ich mir sonst in Jahresfrist den Rückkauf vorbehalten haben?“

„Gut, gut!“ sagte der Herr.

„Aber,“ meinte der Andere, „er hat es auch gut bei Ihnen, nicht wahr? Ich versichere Sie, das Thier ist klug wie ein

Mensch und anhänglich wie ein Kind, wenn man es freundlich und mit Liebe behandelt."

„Wenn ich Ihnen sage, Herr Wulf, er soll es bei mir famos haben, so hat er es bei mir famos. Und damit können Sie zufrieden sein. Also Sie bringen mir ihn selber?"

„Ja, ja," entgegnete der Thiermaler mit etwas leiserer Stimme. Und dann nahm er Abschied, weil er sah, daß der Hauseigenthümer zerstreut war, indem er wohl wichtigere Sachen im Kopfe hatte.

Wulf hätte gerne noch ein Langes und Breites über den kleinen Affen gesprochen — aber er ging nach Hause mit gesenktem Kopfe.

Dort verlebte er in der nächsten Zeit harte, traurige Tage. Pisani hatte ihm mit freudestrahlendem Gesicht mitgetheilt, daß er ohne alle Gefahr in sein Vaterland zurückkehren könne, und er betrieb die Vorbereitungen zur Abreise in einer wahrhaft kindisch erregten Weise. Franceska war in diesem Punkte viel ruhiger und gesetzter. So oft sie nur konnte, ging sie in das Atelier zu ihrem Freunde, dem kleinen Thiermaler, setzte sich neben ihn auf den schmalen Sitz, oder legte sich scheinbar ermüdet auf den Teppich am Boden. Selten sprach sie von ihrer Abreise, und wenn sie das that, so drückte sie immer dabei die Vermuthung aus, sie würde gewiß bald wiederkommen.

„Deßhalb mußt Du auch nicht von hier fort gehen, Wulf," sagte sie alsdann; „Du weißt, wie lieb es mir sein wird, wenn ich mir denken kann, daß Du wie bisher immer hier aus- und eingehst, daß Du wie jetzt Abends unter der Veranda sitzest und daß Du dann die Sterne über Dir siehst, die ich ja auch in demselben Augenblicke betrachten werde, und dabei an uns denkst, wie wir an Dich denken. — Weißt Du, Wulf, dann hat meine Phantasie eine Heimat; sonst müßte sie so gar traurig umher irren. — Verstehe mich recht," setzte sie mit leiser, schmeichelnder

Stimme und niedergeschlagenen Augen hinzu, „hier müssen wir uns alle — alle — alle — wieder einmal zusammenfinden."

Oder drüben, dachte der kleine Thiermaler und blinzelte mit den Augen, denn er mußte in diesem Momente gar zu genau auf sein Bild schauen.

Abends aber, wenn er nach ähnlichen Gesprächen, die unter der Veranda gehalten wurden, allein in seinem Zimmer war, ging er ingrimmig und heftig auf und ab, ballte seine Hände und sprach zu sich selber: Ja, ja, so was kann man wohl von mir verlangen; als wenn ich gar kein Herz und kein Gefühl hätte! Hierauf trat er an einen alten hölzernen Kasten, schloß ihn auf und nahm einen kleinen, wohlgepackten Tornister heraus, den er sanft und mit freundlichem Blicke streichelte.

So kam der Abend heran, wo er, Francesca und der alte Bildhauer zum letzten Mal beim Schein der messingnen Lampe, die auf ihn vererbt worden war, unter der Veranda saßen. — Es war ein trauriger, trauriger Abend, und je heller die Sterne leuchteten und je glänzender die scharfe Mondsichel über die fernen Berge herüberstrahlte, um so schmerzlicher fühlten sich die Drei bewegt. —

Doch auch der Abend war vorüber gegangen, wie ja Alles in dieser unbeständigen Welt vorüber geht, Gutes und Böses, und wieder war es dunkel geworden und wieder saß Herr Wulf an dem Tische unter der Veranda, aber diesmal ganz allein vor der flackernden Lampe; er hatte sich gezwungen, da hinzusitzen, und that es wie in stummem Trotze; die Hände lagen zusammengefaltet vor ihm und seine Blicke versenkten sich in die dunkelrothe Flamme des Lichtes. Das that aber nur so lange gut, bis drüben über den Bergen der Mond auftauchte und wie verwundert herüber sah, verwundert auf ihn, daß er so ganz mutterseelenallein da saß. Da schien mit diesem Blicke dies Gefühl des trostlosen Alleinseins den kleinen Thiermaler erst recht zu über-

kommen; er sprang hastig wie schaudernd auf, blickte scheu um sich, und als er sah, daß Niemand in der Nähe war — es konnte ja auch Niemand da sein — da trat er wieder an den Tisch, an jene Stelle, wo so oft ihre Hand geruht, und drückte seine Lippen fest auf das gefühllose Holz, nur eine Sekunde, dann eilte er hinweg nach seiner Wohnung, die Treppen hinauf, nahm seinen kleinen Tornister, hing ihn auf den Rücken, setzte den Hut auf und faßte einen derben Knotenstock in die Hand, worauf er still und geräuschlos Zimmer und Haus verließ.

Von dem brennenden Lichte unter der Veranda konnte er sich schwer trennen und doch fürchtete er sich, es auszulöschen. Wie oft blieb er stehen und blickte zurück nach dem zitternden Scheine, den er noch lange durch die Zweige glitzern sah. — Ja, wie oft blieb er stehen, und wie oft war es ihm, als müsse er zurückkehren und alle die Lieben dort, wie so oft versammelt finden. —

Endlich riß er sich mühsam los, und dann sah er sich auch nicht mehr um und ging raschen Schrittes bis an die Wohnung der Maler Krauß und Becker, wo er Licht durch den großen Dachladen schimmern sah.

„He! hollah!" rief er mit lauter Stimme, und als Krauß herabschaute, sagte er: „Ich habe wichtige Briefe erhalten, die mich zwingen, noch heute Abend abzureisen. Thut mir deßhalb die Liebe und geht gleich hinüber; ich ließ alles offen stehen."

„Das kommt schnell," meinte Krauß, aber seine Stimme klang nicht unfreundlich.

„Ja, sehr wichtige Briefe," fuhr der kleine Maler fort, „die mich Alles vergessen ließen. Und so vergaß ich sogar die Lampe auszulöschen, die unter der Veranda brennt."

„Du hast doch Niemand umgebracht, daß Du so davon eilst?" meinte Becker lachend. „Aber wir kommen schon. Gehst Du noch einmal mit zurück?"

„Nein, nein," lautete die Antwort Wulfs im Davoneilen. „Lebt wohl und hebt mir die Lampe auf, bis ich wiederkomme." Damit war er in der Nacht verschwunden.

Neuntes Kapitel.

Am großen Kanal.

Wer die Mittel hat, in dem schönen Venedig recht angenehm, recht behaglich, ja mit einem Worte recht comfortabel zu leben, und dies auch thun will, der nehme, nachdem er ein paar Tage in einem der großen Gasthöfe zugebracht, einen der vielen Commissionärs, die sich ihm anbieten, setze sich mit diesem in eine Gondel und fahre von Riva degli Schiavoni langsam durch den Canal grande, aber sehr langsam, nicht mit der gewöhnlichen Eile, mit der die kleinen schwarzen Schiffchen dahinschießen, — piano, piano! Die beiden Gondoliere vorn und hinten sollen sich unterhalten und nur zuweilen durch einen leichten Ruderschlag die Barke langsam vorwärts treiben.

Der Commissionär zeigt uns so im Vorübergleiten an den kleineren und größeren Palästen, welche derselben ganz oder theilweise zu vermiethen sind. Gefällt uns die Lage, die Form des Gebäudes, seine Fenster und dergleichen, so geben wir ein Zeichen, die Spitze der Gondel wendet sich leicht nach dem Ufer zu und bald schleift der Rand derselben an der steinernen Treppe. Der eine der Gondoliere, der, welcher uns beim Aussteigen behülflich ist und welcher schon weiß, was unsere langsame Fahrt auf dem Kanal bedeutet, beachtet wohl die Augen des Commissionärs und

zuckt entweder die Achseln oder meint, eine angenehmere Wohnung als diese sei in ganz Venedig nicht zu finden. Doch der Angekommene verläßt sich auf sich selber und tritt über die breiten Steintreppen, an denen das Wasser des Kanals plätschert, in das Vestibul des Palastes.

Was man vor noch nicht gar langer Zeit von der Zerstörung, Vernachläßigung eines großen Theils der venetianischen Paläste, selbst am Canal grande, erzählt, gilt schon seit Jahren nicht mehr. Wie sich die ganze Stadt aus Trümmerhaufen glänzend verjüngt erhoben hat, wie die alten verfallenen Kanäle hergestellt und vertieft worden sind, wie die baufälligen Brücken neu gewölbt wurden, so ging auch damit Hand in Hand die Restauration der Privatgebäude; auch hier sind schon seit Jahren die ärgsten Schäden hergestellt und zugedeckt, und wo man früher die Hälfte der Privatquartiere, die Einem gezeigt wurden, wegen allzugroßer Vernachläßigung nicht nehmen konnte, so findet man jetzt, namentlich an den Hauptkanälen und größeren Plätzen, eine Menge behaglicher, größerer und kleinerer Wohnungen. Wer freilich sehr nach Luft und Licht trachtet, der muß den Weg mit uns fortsetzen und sich eine Wohnung am Canal grande suchen.

Wir haben also gefunden, was wir gewünscht: einen der mittelgroßen Paläste, unten mit einem geräumigen Vestibul, groß genug, um an den Seiten die Dächer der Gondeln, die wohl bei sehr gutem Wetter abgehoben werden, aufbewahren zu können. Eine breite steinerne Stiege führt uns in den ersten Stock, wir sehen das Treppenhaus mit alten Fresken geschmückt, die wohl etwas verblichen sind, aber uns doch noch einen Begriff geben von altvenetianischer Pracht. Freilich müssen wir auch unsere Phantasie zu Hülfe nehmen; es sieht hier ziemlich nackt und kahl aus; dort pfeift der Wind durch ein paar zerbrochene Fenster; vielleicht wackelt auch das Geländer der Treppen, wenn wir uns allzu fest darauf stützen. Der Commissionär aber versichert uns,

dergleichen Kleinigkeiten seien nicht zu beachten, und einmal die Wohnung eingerichtet, würden wir nichts Behaglicheres finden können. Und er hat Recht, aber es wird einiges Geld kosten. Gehen wir also weiter und sehen die Räumlichkeiten durch.

Oben empfängt uns ein großer Vorplatz, weit, geräumig, mit Säulen versehen, etwas spärlich beleuchtet, vielleicht Abends zu einem Tanzsalon zu verwenden, jedenfalls aber vortrefflich zum Speisezimmer, in der heißen Jahreszeit. Dann ist es hier kühl und schattig, und man fühlt sich recht behaglich da, besonders wenn man durch die Thürspalten — und deren gibt es viel in Italien — die glühende Sonne schimmern sieht, die draußen brütend und lähmend auf Straßen und Plätzen und Kanälen liegt. Um diesen Vorplatz liegen die Wohnzimmer; vorn heraus, das heißt auf den Kanal, ein größerer Salon; zu ihm gehören die hohen Fenster mit den zierlichen Säulen, über ihnen die steinernen Kleeblätter, welche wir von unten gesehen und die uns so außerordentlich gefielen. Freilich sieht auch hier das Innere etwas öde, kahl und leer aus, doch versichert uns der Commissionär einmal über das anderemal, die Herrschaft wolle nur die Größe der Zimmer in Augenschein nehmen und die Disposition derselben; das Andere fände sich zu einer wahrhaft freudigen Ueberraschung.

Gut denn, der Palast — hier heißt alles palazzo — seine Lage und bauliche Einrichtung hat uns gefallen. Der Miethpreis ist auch gerade nicht übertrieben, wir schließen unsern Accord für die Zeit des Aufenthaltes, und der Lohnbediente bringt uns nach Haus, um uns eine Stunde später die Bekanntschaft seines genauen Freundes, des Signor Giuseppe, machen zu lassen, einer der ehrlichsten, billigsten, freundlichsten und gefälligsten Seelen von ganz Venedig, dem alles daran gelegen ist, daß der Fremde seine Stadt lieb gewinne, und der nebenbei die Gefälligkeit hat, gütiger Weise für die Möblirung leerstehender Paläste zu sorgen. Aber er thut das nur rein aus Gefälligkeit für seinen Freund,

den Commissionär. Und daß er diesem zu Liebe seine Preise so ansetzt, daß er begreiflicher Weise nichts dabei verdient, das versichert er den Fremden einmal über das anderemal. Dem sei nun, wie ihm wolle, wir nehmen sogar an, daß Signor Giuseppe doch etwas Ordentliches bei seinem Geschäfte verdiene, so können wir ihn doch allen Fremden mit voller Ueberzeugung empfehlen. Er wohnt auf dem Campo San Stefano, dort, wo es zur Eisenbahnbrücke geht, in dem Hause Nr. 42 — ein kleines Gebäude mit grünen Läden neben dem schwarzen Palaste der Caraffa, der nicht weit von der Kirche San Stefano steht und Jedermann wohl bekannt ist.

Welche Wunder Signor Giuseppe gewirkt, sieht der Fremde, wenn er nun nach einigen Tagen wieder nach dem Palaste fährt, der ihm damals trotz seiner schönen Lage etwas vernachläßigt und öde erschienen. „Wenn uns aber die Einrichtung nicht gefällt?" so hat der Fremde zum Commissionär gesagt, da er sieht, daß derselbe beschäftigt ist, die zahlreichen Gepäckstücke auf eine andere Gondel zu laden und vorauszuschicken. Worauf der pfiffige Geschäftsmann antwortet: „das kann nicht möglich sein, Excellenza, Giuseppe hat die Einrichtung mit Vergnügen besorgt und sie ist gelungen; darauf lege ich meine Hand in's Feuer."

So fährt man nun auf dem Canal grande dahin, voraus die Barke mit dem vielen Gepäck und der Dienerschaft, dann die Gondel mit der Herrschaft. Diese besteht aus zwei Personen, — einer Dame, welche bequem in den schwarzen Atlaskissen ruht, und einem Herrn, der vor dem Gondelhäuschen steht und immer wieder, so oft er auch schon hier vorbei kam, die alten merkwürdigen Gebäude mit dem größten Interesse betrachtet.

Aha, dort liegt der Palazzo, den wir neulich gesehen. Wahrhaftig, schon vor der Treppe sieht es jetzt bereits wohnlicher aus; die Pfähle im Wasser sind bunt und freundlich, ihre Farben scheinen aufgefrischt; über die steinernen Stufen hängt ein Teppich

herab, dessen Fransen hie und da von dem anspielenden Wasser empor gehoben werden; auch liegt eine elegante Gondel da, die beiden Gondoliere derselben sind einfach, aber geschmackvoll gekleidet, wie es sich für die Leute eines vornehmen Hauses schickt. Am Hause emporblickend, sieht man auch da Einiges nicht unangenehm verändert. Die damals so fest verschlossenen Fensterflügel sind geöffnet, und man bemerkt einen dunkelrothen seidenen Vorhang sich leicht vor dem Winde bewegen. Vom Nebenzimmer des Salons geht es auf eine kleine Terrasse, die etwas öde aussah, sich aber jetzt wie mit einem Zauberschlage in einen reizenden Garten verwandelt hat.

Der Commissionär, der zusammengekauert neben dem Herrn sitzt, hört mit sichtlichem Wohlbehagen, daß dieser in das Gondelhäuschen hinein spricht: „Er hat Recht gehabt, es schaut jetzt ganz behaglich aus," und murmelt, wie in sich hinein: „Ja, mein Gevatter Giuseppe, was der in die Hand nimmt, wird vortrefflich besorgt!" Damit erhebt er sich rasch und dirigirt mit einem einzigen Wort die Barke mit dem Gepäck in den Seitenkanal hinein, der das Haus von der Nebenseite bespült und wo an einer kleinen Thür die Kisten und Koffer ausgeladen werden. Die Gondel mit der Herrschaft fährt am Haupteingange vor, und da, wie vorhin bemerkt, hier Teppiche liegen, so schmiegt sich jetzt das kleine Fahrzeug leicht und unhörbar dort an.

Der junge Mann, der vorne steht, reicht der Dame, die aus dem Häuschen hervorkommt, die Hand und läßt sie auf die Treppe treten, worauf er selbst folgt. Sie geht in's Haus, er bleibt noch einen Augenblick stehen, um die gegenüberliegenden Paläste zu betrachten, sowie mit Vergnügen zu sehen, daß er von seinem Fenster aus bei der Dogana di Mare vorbei etwas vom Grün der Giardini Publici sehen wird, sowie die Kuppel von San Giorgio Maggiore und noch von den Gebäuden dieser kleinen

Insel, deren röthliche Farben so wohl thun im einförmigen Grau der weiten Lagunen.

Der Commissionär hat unterdessen den beiden Gondolieren gewinkt, die mit abgezogenen Mützen näher treten und nun von dem pfiffig lächelnden Geschäftsführer vorgestellt werden: Marco und Paolo. Nicht wahr, ein paar vielversprechende Namen? Sind aber auch Kapitalbursche, wenigstens einer davon sicher bei der Regatta. Dann setzt er in französischer Sprache hinzu: „Kennen die ganze Stadt, Excellenza, jedes Haus aus- und inwendig, in jeder Hinsicht brauchbar und verschwiegen, wie ein venetianischer Gondolier sein soll. Beide vortrefflich, doch Paolo immer noch um eine Idee zuverläßiger."

Der Fremde nickt mit dem Kopfe und läßt sich von einem Bedienten ein kleines Kästchen reichen, welches zu den Füßen der Signora stand und das er nun selbst mit sich in's Haus nimmt. Der Commissionär ist die Treppen voraus hinaufgeeilt, und erreicht die Signora noch auf der obersten Stufe.

„Excellenza," sagte er mit tiefer Verbeugung, „ich bin trostlos, daß es mir nicht vergönnt war, drunten die beiden Gondoliere vorzustellen, die ich vorläufig engagirt. Natürlicher Weise können sie Excellenza behalten oder fortschicken, wie es Ihnen beliebt; ich muß mir aber erlauben, in aller Devotion zu bemerken, daß es keine bessern Leute in ganz Venedig gibt, kennen nicht nur jeden Kanal wie ihre Taschen, sondern auch jeden Gondelführer, und wissen am Abend, wenn es verlangt wird, ganz genau zu sagen, wo dieser oder jener ihrer Kameraden gewesen ist."

„Gut," versetzt die Dame, wobei ihre dunklen Augen sich gegen die Treppe wenden, an deren unterster Stufe die Gondoliere mit abgezogenen Mützen stehen und ehrerbietigst hinaufblicken.

Der Größere ist Marco, der Kleinere Paolo," sagt der Commissionär und fährt dann in französischer Sprache mit leiserer

Stimme fort: „Beide ganz vortrefflich, doch Marco immer noch um eine Idee zuverläßiger.“

Allen Respekt vor Signor Giuseppe, das Haus ist in der That nicht mehr zu erkennen, jeder Winkel athmet Behaglichkeit und Eleganz. Wie sah schon unten der Vorplatz so wohnlich aus! Wo die Teppiche aufhören, fangen feine ostindische Matten an, und diese scheinen an der Stiege wieder bescheiden zurückzuweichen vor dicken französischen Treppenläufern, die auf den Fuß den Effekt machen, als trete man auf eine wattirte Unterlage. An der Wand neben der Hausthüre — diese Wand war vor einigen Tagen noch ganz kahl — sieht man jetzt von dunklem Eichenholz geschnitzte Bänke, wo Gondolier und Dienerschaft auf ihre Herrschaften warten können. Und über diesen Bänken streckt sich, wie aus der Mauer selbst, eine bronzene Riesenfaust hervor, die eine zierliche Laterne trägt, ganz so wie im Palazzo Vendramin. Dort hatte sie der fremde Herr bewundernd angeschaut, und als er nun ähnliche hier wieder findet, klopft er lächelnd dem Commissionär auf die Achseln, der sich unter dieser schmeichelhaften Berührung bückt und sich dabei lächelnd die Hände reibt.

Bald aber erhebt er sein Haupt wieder stolz, während er voranschreitend ein Zimmer um das andere öffnet. Und er hat das Recht dazu, denn er und sein Gevatter Giuseppe haben sich mit Ruhm bedeckt; eines der Gemächer übertrifft das andere an eleganter und wohnlicher Einrichtung. Da ist der große Salon mit seinem neuen Marmorkamin, mit seinen dicken Teppichen, schweren Vorhängen und seinen zahlreichen Divans, Sophas, Fauteuils, alles bunt, aber nicht ohne Geschmack durcheinander gestellt; dort ist das Schlafzimmer, es liegt so, daß es Morgens um zehn Uhr einen Sonnenblick erhält; seine Einrichtung ist von einem Raffinement, welches nichts zu wünschen übrig läßt; es hat zur Seite Toilette- und Badezimmer, ist mit grünen Seidenstoffen neu tapezirt worden, von denen die braunen Brocadellvorhänge um

Fenster und Betten so warm, so behaglich abstechen und ein still-heimliches Ensemble bilden, daß man sich nirgendwo angenehmer fühlt als gerade in diesem Gemache. Es ist ganz geeignet, um sich nach des Tages Last und Hitze bei und in sich selbst zurückzuziehen; dabei bildet sein einziges großes Fenster einen Erker, der ein Sopha darstellt, von welchem aus man zwischen den seidenen Vorhängen durch hinauf und hinab den großen Kanal schauen kann.

An den Salon der Signora stößt das Empfangszimmer des Sua-Excellenza, und dann kommt dessen Arbeitszimmer. Und hier hat der umsichtige Commissionär sein ganzes Talent entfaltet; in den wenigen Tagen, die der fremde Herr im Gasthofe zubrachte, hat er wohl bemerkt, daß es ihm Vergnügen macht, bei Ausflügen in die Stadt oder auch vom Fenster aus dies und das zu zeichnen. Hatte Excellenza doch sogar ein vollkommenes Malergeräth bei sich, und daß er damit umzugehen wußte, hatte der Commissionär wohl gesehen an dem famosen Entwurf, den der fremde Herr auf ein Stückchen Malerleinwand in Farben von dem Kopfe des alten Griechen gemacht, der Stunden lang seine Pfeife rauchend dort neben der Thüre des Hotels vor dem kleinen Kaffeehaus zu sitzen pflegte.

Daß das Arbeitszimmer des Herrn nach Norden gelegen, war schon eine kleine Aufmerksamkeit; daß aber der Commissionär aus dem dem Palaste gegenüberliegenden berühmten Alterthums-Magazin hier die ganze Einrichtung auf's sinnreichste zusammengestellt hat, verdient gewiß alles Lob, und als Excellenza sein Appartement betrat, war er in der That freudig überrascht, da ein Atelier zu finden, wie er es sich wohl früher einmal in seinen kühnsten Träumen ausgemalt. Da waren Damastvorhänge von jenem alten schweren venetianischen Stoff in den glühendsten Farben und in den seltsamsten eigensinnigsten und malerischsten Falten auf den Boden niederhängend; da waren alte Waffen, ge-

schnitzte Möbel, Gefäße der verschiedensten Art, kurz, jener ganze Kram, von dem jedes einzelne Stück für sich allein am Ende nicht viel sagen will, der aber richtig zusammengestellt ein Ensemble gibt, an dem sich das Auge eines Künstlers wohl erfrischen kann. Daß Signor Giuseppe eine Staffelei nicht vergessen hatte, versteht sich von selbst; doch war dieselbe zierlich, wie es sich für einen Dilettanten geziemt, etwas schwach, aber von Mahagoniholz.

Als der fremde Herr und die Dame durch ihr Appartement schritten und, nachdem sich der Commissionär bescheiden zur Dienerschaft zurückgezogen, nun noch einmal allein das Ganze durchsahen, da bemerkte man wohl, wie der Blick der schönen Dame an dem Auge ihres Begleiters hing und wie ihr alles um sie her nur alsdann schön und elegant erschien, wenn der Ausdruck seines Gesichtes oder auch nur der Strahl seines Auges Zufriedenheit ausdrückte. Daß er aber seinen Beifall gar zu häufig oder in Worten gespendet hätte, können wir gerade nicht behaupten; er nahm alles das so hin, als wenn es sich von selbst verstände, und sogar die in der That malerische, ja poetische Einrichtung seines Arbeitszimmers nöthigte ihm nur ein leichtes Lächeln ab.

Aber schon dieses leichte Lächeln schien die schöne Frau auf's innigste zu erfreuen; sie hatte ihre Rechte auf seine Schulter gelegt, ließ sie jetzt an seinem Arme herabgleiten und hob dann seine Hand empor und legte sich dieselbe um ihren Hals, worauf sie sich zärtlich an ihn schmiegte. Er war weit größer als sie, und nun blickte er kopfnickend mit einem Aufblitzen in seinen Augen auf sie nieder, wobei das Lächeln von vorhin noch fortdauerte, und ging dann, alles flüchtig betrachtend, mit ihr noch einmal durch die Zimmer, wobei seine Finger läßig von ihrer Schulter herabhingen, während man bemerkte, daß sie zuweilen tief und schnell athmete.

Der Intendant oder Haushofmeister der fremden Herrschaft,

zugleich der Kammerdiener der Dame, war ein alter Franzose mit grauem Haar, welches er ziemlich kurz geschnitten aufwärts gekämmt zu tragen pflegte. Er hatte ein gutes freundliches Gesicht, welches durch die weiße Halsbinde, die er beständig trug, etwas stark kolorirt erschien — wir müssen hinzusetzen eigenthümlicher Weise, denn Monsieur Ferrand war die Mäßigkeit selber, überhaupt ein vortrefflicher Diener, ein wahrer Schatz von einem Haushofmeister.

Während sich die Herrschaft in ihr Schlafzimmer begab, um Toilette zu machen, oder vielleicht auch, um von dem Erker aus auf den großen Kanal zu schauen, ließ sich Monsieur Ferrand die Rechnung des Signor Giuseppe, die Einrichtung des Hauses betreffend, vorlegen.

Es war das ein hübsche ansehnliche Rechnung, und der Intendant schüttelte einmal über das anderemal den Kopf; doch hatte der schlaue Italiener alles so genau spezificirt und wußte seine Ansätze so schlagend zu motiviren, daß Monsieur Ferrand am Ende nicht anders konnte, als zur Bezahlung der enormen Summe zu schreiten, was er denn auch mit einem tiefen Seufzer that und dabei sprach: „Ich versichere, Monsieur Josefé, daß ich mit der Summe selbst in Petersburg, wo alles recht hübsch theuer ist, ein kleines Hotel für bleibende Zeiten einrichte.“

Der Andere zuckte hierauf die Achseln lächelnd, mit einem Gesichtsausdruck, auf dem deutlich zu lesen war, daß er den Haushofmeister der fremden Herrschaft für den famosesten Spaßmacher der ganzen Welt halte. Und als hierauf Signor Giuseppe mit dem Commissionär schmunzelnd das Zimmer verließ, sagte Einer zum Andern in italienischer Sprache, von der sie wohl wußten, daß Monsieur Ferrand sie vollkommen verstand: „Das ist unbedingt der erste Intendant, den es gibt, ein außerordentlich vortrefflicher Herr; es ist eine Ehre, ein Vergnügen, ihm zu dienen.“

Der außerordentliche und vortreffliche Intendant aber schien

über die Fortgehenden nicht so zu denken; er ballte die Faust gegen die nun geschlossene Thüre und sagte: „Ihr Spitzbubenzeug! Wenn ich freie Hand hätte, so wollte ich Kerls, wie ihr seid, eine solche Einrichtung allein überlassen. Aber was kann man machen, wo nichts, was Unsereins beschafft, für gut genug befunden wird und man obendrein die Commissionäre und dergleichen Gesindel noch dadurch verdirbt, daß man durchblicken läßt, Comfort und Eleganz sei die Hauptsache, das Geld werde nicht beachtet. — Nun, das kann noch einige Jahre so fortgehen, dann aber muß irgendwo ein Einhalt geschehen."

Er verschloß die Papiere seufzend in eine Kasette und ging nach der Küche, um dort seine Verhaltungsbefehle zu geben.

Indessen war der Herr in sein Zimmer gegangen, und während sein Diener beschäftigt war, allerlei nöthige und unnöthige Sachen aufzustellen, nahm er aus einem Kistchen eine kleine feine Havanna-Cigarre, die er anzündete, aber gleich darauf wieder wegwarf, da sie nicht zog, um eine andere zu nehmen, worauf er sich alsdann in einen Fauteuil warf, den Kopf in die Hand stützte und hinausschaute nach der Lagune, von der sich das Sonnenlicht wie vom blanken Stahle abspiegelte.

Die Dame war auf ihrem Sopha in dem Erker geblieben; dort lag sie ausruhend, blickte still lächelnd an die Decke empor und ließ eine Perlenschnur langsam durch ihre feinen Finger gleiten. Im Nebenzimmer waren Bediente mit dem Auspacken der schweren Koffer beschäftigt und besorgten dies Geschäft nach Anleitung eines auffallend schönen Kammermädchens, die etwas sorglos gekleidet war und irgend etwas gefunden zu haben schien, was ihr Stoff zum Lachen bot. Wenigstens wandte sie ihre schönen braunen Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck der Schelmerei zuweilen nach der Thüre des Nebenzimmers, wo die Herrin ruhte, und wenn sie dann so komisch lächelnd den Mund verzog, so preßte sie gleich darauf ihre frischen Lippen heftig auf

einander und beschäftigte sich auffallend emsig mit dem Weißzeug, das sie aus den Händen der Bedienten nahm, um es in den verschiedenen Schränken niederzulegen.

Als der Intendant, Monsieur Ferrand, in der Küche alle nothwendigen Anordnungen getroffen, trat er hinaus auf das Vestibul und gab dem dort befindlichen Portier genau die Stunden an, zu welchen Dejeuner und Diner stattfinde, sowie die Zeit, in welcher die Herrschaft für allenfallsige Besuche nicht zu Hause sei, und bezeichnete ihm auf's bestimmteste, wann er die Klingel in den obern Stock ziehen dürfe, um irgend Jemand zu Herrn und Madame Woldemar führen zu lassen.

Zehntes Kapitel.

Am kleinen Kanal.

Wer nicht die Mittel hat, in dem schönen Venedig recht angenehm, recht behaglich, mit einem Worte recht comfortabel leben zu können, ja wer sich einschränken muß und genau berechnen, was ihm seine Reisekasse erlaubt für ein Quartier auszugeben, damit ihm so viel übrig bleibe, um den Bedürfnissen seines Magens zu genügen, der hier trotz den Schätzen, welche die Kunst rings um uns aufgehäuft hat, trotz der wunderbaren Stadt mit ihren reichen Palästen und dem poetischen Leben und Treiben auf den stillen Kanälen ebenso unbescheiden und gebieterisch das Seinige verlangt, wie in der langweiligsten und trockensten Umgebung, der sucht sich für die ersten Tage ein ganz bescheidenes Unterkommen in einem der kleinen Gasthöfe, die sich versteckt in

schmalen Seitengassen in der Nähe des Markusplatzes oder auch des Rialto befinden, und geht dann auf den erstgenannten Platz, da seinen ersten künstlerischen Heißhunger an der wunderlichen Façade des Doms, an den beiden Säulen auf der Piazetta und am feenhaften Anblick des Dogenpalastes zu befriedigen, um sich hierauf in das letzte Kaffeehaus unter den Arkaden der Procurazia zu begeben und dort nach einem würdigen Manne zu forschen, der den reisenden Künstlern unter dem Namen il Tirolese bekannt ist, der sich in benanntem Kaffeehaus häufig aufhält und bei seiner ausgebreiteten Bekanntschaft im Stande ist, den Fremden ebengenannter Gattung anständig und billig, wenn auch ohne besonderen Comfort, unterzubringen.

Dieser Tiroler hat auch ein eigenes Hotel-Garni, das wir erreichen, wenn wir vom Markusplatze aus neben dem Militär-Kaffeehaus durch jenen Thorbogen gehen, hinter welchem wir einen Kanal und eine kleine Brücke sehen. Vor letzterer wenden wir uns rechts und befinden uns nun nur wenige Schritte vom Platz des heil. Markus, jenem Sammelpunkt der unermeßlichen Schätze Venedigs, entfernt an einem der kleinen und stillen Kanäle, die wie ein Symbol der Melancholie erscheinen, die umstanden von unendlich hohen Häusern ihr trüb gefärbtes Wasser beständig in tiefem Schatten zeigen, da kein Sonnenstrahl in diese Tiefe zu tauchen im Stande ist, und die um so trauriger erscheinen durch den Contrast des schmalen Streifchens tiefblauen und klaren Himmels, der uns hier tief unten einen wundervollen Sommer- und Sonnentag nur ahnen läßt. Die Mauern der Häuser sind schwärzlichgrau, einförmig und düster, und deßhalb erfreut uns der Anblick der flatternden buntfarbigen Wäsche, die an Schnüren vor dem Fenster flattert, oder der grünen Geranienbüsche, die hier und dort in hölzernen Kistchen oder flachen Blumenscherben stehen, aber wegen Mangels an Sonnenlicht nur verkümmerte Blumen zu treiben im Stande sind.

Und doch betrachtet der kleine deutsche Künstler, der von der sonnigen Piazetta über den prachtvollen Markusplatz hieher kam, auch diese Schattenseite der stolzen einzigen Lagunenstadt mit unverkennbarem Interesse. Erscheint ihm doch alles hier eigenthümlich, neu, nie gesehen.

Das Leben und Treiben auf dem schmalen Kanal, der ihm an den Häusern nur wenig Raum zum Gehen läßt, — ein Leben und Treiben, das ihn auf die Gefahr hin, jeden Augenblick umgerannt zu werden, doch nöthigt, immer und immer wieder stehen zu bleiben, — ist wohl nur deßhalb so eigenthümlich und seltsam, weil alles, was in unsern Städten auf dem Rücken von Pferden, Eseln oder auf Rädern vorübergeführt wird, hier so still und geräuschlos auf der Barke und der Gondel vorüberzieht: der Bäcker mit seinem Brode, der Metzger mit seiner Waare, die Grünhändlerin mit einem förmlichen Gemüsegarten, der Maurer, der mit seinem Nachen auf die Arbeit zieht. Er führt ein Ruder, der Lehrjunge das andere, zwischen sich haben sie ein paar Dutzend rother Ziegelsteine und einen Kübel mit weißem Kalk.

So zieht es unaufhörlich vorüber, alle Farben schwimmen vor unserm Blick und dabei ist alles so still und lautlos, wie die Bilder in einer Laterna magica; nur zuweilen hört man den kurz ausgestoßenen Ruf des Gondoliers irgend einer herrschaftlichen Gondel, der durch dieses Zeichen die vorderen schweren und langsamen Fahrzeuge um etwas Platz ersucht, damit er eilig durchschlüpfen kann, rasch verschwinden um die nächste Ecke, vor welcher er abermals denselben melancholischen Ruf ausstößt. — Wenn man Venedig zum ersten Mal betritt, so kann man sich kaum trennen vom ersten so sehr überraschenden Anblick dieses Getreibes.

So erging es auch dem kleinen deutschen Maler, der den Tiroler glücklich in dem Kaffeehause aufgefunden hat und nun von diesem zur Besichtigung einer allenfalls ausreichenden Wohnung

geführt wird; in ein Zimmer, das im Hause des Tirolers heute noch frei werden soll, denn der, welcher es bisher bewohnt, hat schon seinen Koffer gepackt und ist zur Polizei gegangen, um seinen Paß zur Abreise visiren zu lassen.

Trotz des Schattens in den engen Gassen ist doch die Luft hier dick und schwül, weßhalb die Kellerluft des kleinen finstern Hauses, dessen Thür sich nun vor dem Fremden geöffnet hat, gerade nicht unangenehm wirkt. Hierzu passen auch vollkommen die feuchten, moderigen Flecken an den Mauern des Hausganges, sowie auch die Abfälle von Kartoffeln, Gemüse und Salat, die in einem Winkel an der Treppe aufgeschichtet liegen und einen eigenthümlichen Duft verbreiten. Es ist dies aber ein Duft, an den man sich in Italien leicht gewöhnt — ein unbeschreiblicher Parfum, der auf jeder Stadt ruht und in welchem allein der Duft von Käse, von etwas ranzigem Oel oder Fett vorherrschend ist.

Dem kleinen Maler übrigens ging es wie so vielen andern ehrlichen Leuten; dieser Geruch umfing ihn, als er an einem wunderbaren Frühlings-Abend von Splügen herkommend die unaussprechlich schöne Färbung der Berge um den Comersee vor sich sah, als er zum ersten Mal an eigensinnig geformten Gewinden von Rebenlaub dahinschritt, die an den Bäumen emporrankend, sich um kunstlose Steinpfeiler ziehend und darüber hinaus auf Baumästen lagernd die natürlichsten, aber schönsten Veranden bildeten, und als er darauf nach dem reizend gelegenen Chiavenna kam, wo sich noch einmal das deutsche Vaterland und das herrliche Italien sichtbarlich die Hand reichten, in vortrefflichem Salami und bairischem Bier.

Von da an verließ ihn dieser Duft nimmer und er schien ihm so vollkommen zur italienischen Reise gehörig, daß ihm etwas gefehlt haben würde, wenn er in eine Stadt gekommen wäre ohne den vorherrschenden Oel- und Käsegeruch. Es war ihm derselbe auch in Mailand treu geblieben und er war in seiner Begleitung

auf den prachtvollen weiß mormornen Dom gestiegen. Er hatte ihn in Verona sehr stark wieder gefunden und hatte sich schon so an ihn gewöhnt, daß er ihn beinahe schmerzlich vermißt haben würde, — bei jenem steinernen Brunnentrog, den man für das Grabmal des Julia ausgibt, und bei den schwarzen Grabmälern der Scaliger, die sich auf dem engen Platze so feierlich und malerisch erheben, umflossen vom Mondlicht, umduftet von jenem unvermeidlichen Geruch.

Eine Zeit lang hatte ihn der kleine Reisende auf seinem weiteren Wege vermißt und schaute fast verwundert drein, als er auf der steinernen Eisenbahnbrücke durch die Lagunen dampfte und hier bei dem Funken- und Kohlenstaub auswerfenden Schornstein so außerordentlich an die Heimat erinnert wurde. Als er nun an dem sehr provisorischen Bahnhof in Venedig die Gondel bestieg und den Kanal Grande hinauf fuhr, da staunte er über die unglaublichen Wunder dieser Meerstadt, da sah er leibhaftig vor sich jenes verkörperte Märchen, von dem die Freunde früher erzählt, — Erzählungen, derten er kopfschütteld zugelauscht, von dieser Stadt mitten im Wasser, wo auf allen Gassen die Nachen und Gondeln fahren und wo es deßhalb in den Straßen so unheimlich still sei. Dies Gefühl beschlich ihn, wie es jeden Fremden beschleicht, der zum ersten Mal nach Venedig kommt. Man glaubt, die Stadt sei ausgestorben und die gewaltigen Paläste, die uns so öde und leer erscheinen, müßten sich ordentlich freuen, daß sich endlich einmal wieder ein lebendiges Wesen zwischen sie hinein wage.

So dachte auch unser kleiner Maler; er hatte den Tornister, der seine sämmtlichen Habseligkeiten barg, vor sich auf die Kniee gelegt und die Arme darauf gelegt, in den Händen ruhte sein Kopf, während er wie im Traume einen Palast um den andern, ein fabelhaftes Bauwerk nach dem andern an sich vorüberziehen sah. Er war überrascht, entzückt, aber er fand im ersten Augen-

blick Italien nicht wieder, denn jener Duft, an den er sich schon so gewöhnt, war hier auf dem großen Kanal nicht zu finden und wurde ersetzt durch den Geruch der Lagunen, bei dem wir uns mit geschlossenen Augen nach einer holländischen oder sonst einer Seestadt versetzt fühlen können.

Endlich aber fand er sich wieder zurecht. Schon ein wenig an der Treppe der Piazetta, etwas mehr auch auf dem Markusplatze, vollkommen aber vor dem Hause des Tirolers, wo er jenen italienischen Duft mit einer freudigen Herzlichkeit begrüßte. — Und auch als er das Haus betrat, wurde ihm in dieser Richtung von seiner Illusion nichts benommen. Das war alles so ächt und ursprünglich italienisch, wie es sich ein deutsches poetisches Gemüth nur wünschen kann. Da sah man die Treppen unentweiht von dem unbarmherzigen Besen und dem gefühllosen Waschlappen; da konnte man auf den Fußböden der Zimmer die gründlichsten Studien über alle Dreck- und Staubsorten der alten Lagunenstadt anstellen; da waren die Wände malerisch verziert mit Streifen, welche die Feuchtigkeit dort hervorgerufen, mit Inschriften und Zeichnungen der verschiedensten Art. Da lag das Bett auf seinem hölzernen wackeligen Bockgestell noch so, wie es der Gast, der heute abreisen wollte, verlassen; da zeigte der Strohsack des Lagers an einer Seite sein Eingeweide und hatte von demselben auf dem Boden umhergestreut; da war der einzige Stuhl im Zimmer bedeckt mit dem Mantel desjenigen, der im Begriff war, abzureisen; da sah man durch die blinden Scheiben des Fensters eine riesenhafte schwarze Brandmauer, und erst, wenn man dasselbe öffnete und sich weit hinaus legte, entdeckte man ein kleines Stück des tiefblauen Himmels.

Aber dem kleinen Maler gefiel alles das außerordentlich wohl, vor allen Dingen der Preis, der für das Zimmer verlangt wurde: 24 Kreuzer östreichisch, dann die malerisch schmutzige Treppe, sogar die Haufen von Gemüseabfällen drunten im Winkel.

Das hat so etwas Ursprüngliches und Frisches, meinte er; vor allen Dingen aber betrachtete er mit Ehrfurcht den seltsam geformten Klopfer an der Hausthür, und seine lebhafte Phantasie ließ denselben erfassen von einer Faust in Stahlhandschuh, welche einem jener alten tapfern Krieger angehörte, oder einem jener finstern Wächter, welche mit der breiten und langen Hellebarde in den geheimnißvollen Gemächern des Dogenpalastes oder an der Seufzerbrücke oder tief unten an dem Brunnen Wache standen und die Opfer, die dort täglich fielen, nur nach Dutzenden zu berechnen pflegten.

Einen schüchternen Blick warf der neue Ankömmling auch in die Küche, die etwas unheimliche Werkstatt jenes Duftes, der ihm so sympathisch war. Glücklicher Weise war es da so finster, daß man nichts unterscheiden konnte, als dunkle rußige Wände, ein dunkles, rußiges Weib, das in einem Kessel rührte, ein paar dunkle rußige Kinder, die sich auf dem Boden herumbalgten, und einen dunklen rußigen Mann, der neben dem Herde saß und eine Cigarre rauchte.

Der Fremde hatte nach einer Trattoria forschen wollen, um ein kleines italienisches Frühstück zu nehmen, und der Hausherr erklärte sich mit Vergnügen bereit, ihn in eine billige derartige Anstalt zu führen. Vorher aber ließ er sich den Namen seines Gastes auf ein Stück Papier schreiben, um ihn droben an die Stubenthür zu kleben, damit jeder, der sich dafür interessire, erfahren könne, dort wohne Herr Friedrich Wulf, ein deutscher Maler. Darauf gingen die Beiden mit einander fort nach der kleinen unscheinbaren Trattoria, und während sich dort der Führer des Malers an das Küchenfeuer setzte, um seine Cigarre anzuzünden, ließ sich der deutsche Künstler einige Salamischnitte geben, sowie eine große Staude grünen Salats, die mit gutem Oel und röthlichem Essig besprengt alsdann aus freier Faust gegessen wird.

Wer war glücklicher als der kleine Maler in diesem Augenblick! Sein erstes Frühstück in Venedig, eine vortreffliche billige Wohnung, ein herrliches Wetter, Sonnenschein, so viel in die engen Gassen Venedigs hineingehen wollte, dazu die Freiheit, in wenigen Schritten auf dem Markusplatz und am Dogenpalast sein zu können, um dort nach Herzenslust zu schauen und zu zeichnen, was ihm gerade einfiele.

Nein, es hielt ihn nicht lange in der kleinen, etwas finstern Trattoria, deren Fenster, besetzt mit Eßwaaren, Geflügel, Fischen, Gemüsen aller Art, so wenig Licht herein ließen. — Auf denn zu künstlerischer Schwelgerei! Der kleine deutsche Maler zahlte, verabschiedete sich von seinem Führer, denn er wollte allein sein, und nachdem er sich in der nächsten Tabak-Trafik einen Rattenschwanz gekauft, drückte er seinen Calabreser etwas verwegen auf das rechte Ohr und alles in ihm jubelte, während er dem Markusplatze zuschritt: Venedig! Venedig! ja Venedig! Ich bin gewiß und wahrhaftig in Venedig!

Er hatte aber auch mit Entbehrungen und Mühseligkeiten aller Art zu kämpfen gehabt, ehe es ihm gelungen war, italienische Erde zu erreichen. Glücklicher Weise hatte ein Engländer, der Seltsamkeiten aller Art liebte, ihm sein Bild mit den Affenschwänzen abgekauft, auch sehr anständig bezahlt, und mit diesem Gelde in der Tasche hatte er es dann schon wagen können, eine größere Wanderung anzutreten. Es war die erste derartige in seinem Leben, und als er von dieser neu gewonnenen Freiheit, dahin ziehen zu können, wo es ihm gut dünkte, wo es ihn gewaltsam hintrieb, die ersten tiefen Züge gekostet, da fühlte er sich wie berauscht, da schien ihm ein neues seliges Leben aufzugehen, und nur allein der Gedanke an die letztverlebten Tage in dem kleinen Hause war im Stande, seine heitere Laune zu trüben. Er konnte das Licht der wehenden Lampe, wie er es durch die Sträucher schimmern gesehen, als er geflohen, nicht vergessen, und

es war ihm immer, als seien alsdann schattenhafte Gestalten aus dem Dunkel herbeigeschwebt, hätten sich um das Licht gedrängt, um mit weit aufgerissenen, aber glanzlosen Augen in die Flamme zu blicken, — die verlassene Flamme, vor Kurzem ja noch der Sammelpunkt von vier glücklichen Menschen, welche sich jetzt aber mit tiefem Leid im Herzen nach verschiedenen Weltgegenden hin zerstreut.

Um diesen unheimlichen Gedanken los zu werden, hatte sich Wulf bemüht, eine kleine Skizze von der Veranda zu machen, unter welcher Franceska gesessen und tief nachsinnend in die Flamme des Lichtes geblickt. Ja, da saß sie, wartend und hoffend — wohl auf dem kleinen Bildchen, aber nicht in der Wirklichkeit. — Wulf war darauf fortgezogen, den Tornister auf dem Rücken, einen derben Stock in der Hand. Und auf diesen Stock stützte er sich nur selten, meistens schwang er ihn lustig jubilirend im Kreise, oder er trug ihn auf der Schulter, wie der Soldat sein Gewehr. So schritt er dahin, fast immer näheren Fußwegen folgend und die Landstraßen vermeidend. Den Eisenbahnzügen schaute er lächelnd nach und bedauerte die darin Sitzenden. Wie die alles so mit Hast in sich hinein schlingen! dachte er, in einem halben Tage ein Stück Gegend, woran ich dreimal vierundzwanzig Stunden behaglich speise.

Daß er dabei langsam vorwärts kam, kümmerte ihn wenig; trieb es ihn doch nicht eilig einem bestimmten Ziele zu; wollte er doch nur sehen, genießen und zeichnen. Und namentlich das Letztere that er mit unermüdlichem Fleiße. Fand er aber auch nicht alles, wie für ihn gemacht, hauptsächlich, als er einmal den Bodensee hinter sich hatte und die Schweiz betrat? — Die Schweiz mit ihren Viehheerden, mit ihren wunderbaren Naturschönheiten, mit ihren prachtvollen Straßen. Wie oft aber schweifte der kleine Maler von diesen ab und verlor sich für Tage lang in das Gebirge, dort neue Schönheiten suchend und findend. Und als er

erst an den Splügen kam, jenen berühmten alten Paß, wie jauchzte da sein Herz vor Freude, wie hätte er da auf jeden Stein am Wege niedersitzen mögen, um jede Windung der Straße zu zeichnen! Dabei das ihm neue, fremdartige Leben auf dieser Straße, die Zug- und Lastthiere, die Karren, Treiber und Fuhrleute, schon italienisch staffirt und ganz anders anzuschauen, als bei uns. Die langen Maulthierzüge, die er hier zum erstenmale sah, mit ihrem weithin tönenden, einfachen und gleichförmigen Geläute, mit den bunten Messingplatten und rothen Lappen am Geschirr.

Eigenthümlich aber war es dabei, daß unwillkürlich in seiner Kunst ein Uebergang stattfand; anfänglich hatte er als ächter und gerechter Thiermaler die Landschaft neben seinen Kühen, Pferden und Eseln — Affen begegneten ihm leider keine — nur so leicht obenhin behandelt. Nach und nach aber in der gewaltigen Natur, die er mit offenem Herzen und aufmerksamen Sinnen durchwanderte, wuchs die bisher so vernachlässigte Landschaft groß, breit, ja man konnte sagen unter seinem Bleistift und seinen Wasserfarben genial hervor, und das Thierreich sank zur Staffage herab. Als ihm zum erstenmal eine Skizze der Art gelungen war, schaute er sie an mit einer gewissen Befriedigung und meinte in seiner derben Manier, es sei doch gut, wenn uns irgend ein Zufall das dicke Brett von der Stirne wegstoße. Daß die landschaftlichen Skizzen und Aquarelle, die er unterwegs anfertigte, durch seine feine Behandlung der Thierwelt, wenn auch diese jetzt nur noch als Nebensache erschien, außerordentlich gewannen, versteht sich von selbst, und als er Mailand erreichte, fand er dort Fremde, die ihm begierig seine Scenen aus der Alpenwelt abnahmen, somit seine Mappe leerten, seine Reisekasse wieder füllten.

An seinen guten Freund Pisani hatte er noch von Deutschland aus geschrieben und denselben gebeten, ihm nach Mailand zu antworten, poste restante. Obgleich er aber dort während seiner Anwesenheit jeden Tag regelmäßig einmal hinging und seinen

Namen „Wulf“ geschrieben zum Schalter hineinreichte, so schüttelte doch der dienstthuende Beamte beständig mit dem Kopf und sagte sein: „niente“ so kalt und herzlos, daß der kleine Maler dies niente ordentlich zu hassen begann.

Einmal passirte ihm an der Post etwas Eigenthümliches: gerade als er dort hinkam, fuhr vom Thor weg eine glänzende Equipage, in welcher ein Herr und eine Dame saßen, beide vornehm und elegant gekleidet, gewiß eine reiche Herrschaft, dafür sprach auch der Bediente in Livree, der aus dem Postgebäude herausgetreten war, der Dame einen Brief übergab und sich alsdann wieder hinten in seinen Sitz schwang.

Wulf, der von der Herrschaft nicht beachtet wurde, rieb sich hastig die Stirn, denn der junge, etwas finster blickende Mann im Wagen hatte eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Tannhäuser gehabt. — Wahrhaftig mit dem Tannhäuser! Und doch konnte er es nicht sein; so viel Wulf gehört hatte, war der Tannhäuser im Gefolge der Fürstin Lubanoff nach Petersburg gereist, um dort Portraits zu malen, Portraits, von denen jedes mit so und so viel tausend Silberrubel bezahlt würde. Das hatte der Tannhäuser selbst an ein paar Bekannte geschrieben und hinzugesetzt: wenn er sich erst mit saurer Arbeit ein Vermögen gemacht, dann käme er wieder. Die Bekannten hatten darüber gelächelt, den Brief in den Papierkorb geworfen und an den Tannhäuser nicht mehr viel gedacht. Dies war um so erklärlicher, als jetzt und auch später gar keine Nachrichten in irgend einer Zeitung aus Petersburg kamen von dem deutschen Maler Tannhäuser, nicht einmal, ob und wie er das Portrait der schönen Fürstin vollendet, das in seiner ersten Anlage etwas Tüchtiges zu werden versprach.

Und nun sollte dieser Tannhäuser, der gewiß irgendwo fest auf einem Landsitze Rußlands saß, auf einmal hier in Mailand vor der Post erscheinen. — Lächerlich! dachte selbst der kleine

Thiermaler nach einigen Augenblicken, wobei er mit der Hand durch sein volles Haar strich, aber mitten in dieser Bewegung anhielt, um sich ein wenig zu kratzen und dabei nachdenkend vor sich nieder zu blicken. — Lächerlich!

„Der da im Wagen," sprach er dann zu sich selber, „hat allerdings mit dem Tannhäuser eine gewisse Aehnlichkeit, aber der Tannhäuser war frischer, jünger; der da sah ein bischen gedrückt, verlebt aus, hatte einen gelangweilten Zug um den Mund und lange nicht so frische Augen, wie unser Freund."

Dabei seufzte Wulf tief auf und lief rasch von der Post an den Dom, um durch den Anblick dieses wunderherrlichen Werkes seine trüben Gedanken verscheuchen zu lassen, finstere Gedanken, die ihn nach Deutschland zurückführten, unter die Veranda mit dem flackernden Lichte und ihm immer und immer wieder jene Phantome zeigten mit den großen glanzlosen Augen.

Als am letzten Tag seiner Anwesenheit in Mailand der Postbeamte abermals sein „niente" gesagt, ging Wulf ziemlich verdrießlich in's Hotel Reichmann, wo er gewohnt und eine angenehme Zeit verbracht. Es ist das ein sehr empfehlenswerther Gasthof mit reichen und glänzenden Appartements für die hohen und höchsten Herrschaften, aber auch mit angenehmen und behaglichen Stübchen für bescheidene reisende Künstler. Letztere finden sich aber hier sehr zu Hause, da der Chef des Hotels, Herr Alphons Reichmann, viel gemüthlichen Sinn für Kunst und Künstler hat und diesen die Tage des Aufenthalts angenehm zu machen versteht.

Dankbaren Herzens zog denn auch unser Maler von dannen und erreichte bald Verona, die Stadt mit dem ächten italienischen Charakter, mit ihren schwarzen, trotzigen Häusern, aus denen man überall die vergangene gewaltige Geschichte so deutlich liest, mit ihren Grabmälern mitten in gangbaren Straßen, welche eine so ernste und eigenthümliche Wirkung hervorbringen. Hier hatte sich

der Künstler ganz in dem Gegensatze von dem versucht, was er früher gemalt: statt lebendiger, beweglicher bunter Thiergruppen warf er hier starre graue Paläste und Straßen auf das Papier, und als er durch die Preise, die ihm auch hier Fremde für seine Arbeiten bezahlten, einsehen lernte, daß er etwas in diesem Genre zu leisten vermöge, da trieb es ihn mächtig vorwärts nach jener phantastischen Königin der Meere; er packte abermals seinen Tornister und rief: „Auf, nach Venedig!"

Eilftes Kapitel.

Der Maler Potowski.

Der Tannhäuser hatte damals auch nicht so leichten und fröhlichen Muthes die Freunde, ja mehr noch als die Freunde verlassen, und es war ihm sehr schwer geworden, Abschied zu nehmen von seinem Atelier und von den beiden kleinen Häusern mit der dazwischen liegenden Veranda. So eigentlich Abschied hatte er auch nie davon genommen, denn selbst, als er in jener Nacht nach dem schweren Gewitter seinen Koffer gepackt hatte, und nachdem er sich schlummerlos auf dem Lager hin und her geworfen, endlich noch vor Tagesanbruch das Haus verließ, hatte er sein klopfendes Herz mit dem Gedanken beschwichtigt, er werde heute Abend, morgen, übermorgen wieder nachsehen, überhaupt mit den Freunden in Verbindung bleiben. Er ahnte im ersten Augenblicke nicht, daß er in ganz andere Bahnen gerissen worden sei und daß es ihm selbst schon nach kurzer Zeit ein peinliches Gefühl verursachen würde, die alten Kreise zu berühren.

Und so war es in der That. Nachdem er zum erstenmal bis zur Berauschung aus jenem schäumenden Becher getrunken, den man ihm unter den schönsten und angenehmsten Formen kredenzt, überschlich ihn bei völligem Nüchternwerden ein peinliches Gefühl, das ihn verhinderte, rückwärts zu schauen mit den Gefühlen, wie er sie für die Freunde bewahren zu können geglaubt hatte. Er bemerkte schaudernd, daß er hinter sich seine Brücken abgebrochen, und da er sich nun vorwärts gedrängt sah, so stürzte er sich mit aller Glut, deren sein Herz fähig war, in das neue Leben, entzückend und entzückt. Und ihn nicht so leicht erkalten zu lassen, war der schönen Fürstin ein Leichtes; konnte sie doch von ihrem Reichthum an Geist, an körperlichen Reizen, an Geld mit vollen Händen um ihn her streuen, konnte sie doch alles Mögliche erfinden und erkaufen, um ihn und sich in diesem Taumel zu erhalten.

Zuweilen wohl mitten hinein drang ein mahnender Ton, ein höhnender Klang, so kalt und nüchtern, daß es ihn bis tief in's Innerste durchbebte und er sich eines plötzlichen Schauers nicht erwehren konnte. Das jedoch währte nur kurze Zeit; der Ton verklang und — der Maler war wieder willenlos im betäubenden Wirbel seines Lebens.

Seine Kunst hatte der Tannhäuser Anfangs sehr vernachlässigt; das lebensgroße Portrait der Fürstin hatte er wohl angefangen, aber nicht vollendet; bald änderte er, bald sie an der Stellung. Und dann nahm er neue Leinwand vor, um das zuerst zu probiren, ehe er an dem großen Bilde etwas änderte. Dieses Bild zeigt sie aufrecht stehend, in einem einfachen, eleganten Morgenanzug — es war schon anfänglich bestimmt, daß es kein prätentiöses Bild werden solle. Es sollte die schöne Fürstin zeigen, wie sie war bei sich zu Hause, und deßhalb hatte sie auch etwas eigensinnig darauf bestanden, die Frisur ihres schönen vollen Haares so machen zu lassen, wie sie solche Morgens in der Frühe hatte

in dicken Flechten einfach um den Kopf gewickelt, was ihr aber außerordentlich gut stand.

Daß übrigens dies Gemälde nicht fertig wurde, daran trug der Tannhäuser eigentlich nicht die Schuld, denn die Fürstin selbst war es, welche auf den Gedanken kam, ob er nicht versuchen wolle, sie zu malen, sitzend oder ruhend auf ihrem Divan, wie sie so gern that. Diesem Wunsche war er bereitwillig nachgekommen, und nachdem er einige Zeit gebraucht, bis er sie in eine passende Lage gebracht — sie lachte dabei so außerordentlich heiter und hatte scherzend bald diese, bald jene Einwendung zu machen — fing er eifrigst sein Werk an, ohne aber auch damit zu Ende zu kommen. Bald war es dies, bald das, womit sie ihn oder er sich selbst in der Arbeit unterbrach; jetzt fühlte er sich nicht recht in der Stimmung, etwas Tüchtiges zu leisten, dann sagte sie mit weicher Stimme: „Warum das auch so ernsthaft nehmen wie ein Geschäft? Haben wir nicht morgen Zeit, übermorgen, die nächsten Wochen, Monate, Jahre? — Auch bin ich müde geworden," setzte sie mit ganz leiser, etwas zitternder Stimme hinzu, „und möchte viel lieber jetzt ruhen und dann schlafen." —

So blieb auch dieses Bild nicht nur unvollendet, sondern wurde auch bald zu dem andern in ein entferntes Zimmer gebracht; ihnen folgten Staffelei und Oelfarben, deren Geruch so nahe bei sich die Fürstin zuweilen nicht ertragen konnte. Ueberhaupt, so sagte sie, seien Zeichnungen und Aquarelle ihre Leidenschaft; bei dieser Passion blieb sie eine gute Zeit, und es machte ihr das größte Vergnügen, wenn der Tannhäuser ihr Gesicht, ihre Figur, die sonderbarsten Stellungen ihres schönen Körpers mit einigen Bleistiftstrichen und ein Paar bunten Tönen auf's Papier warf, und daß auf diese Art ein Album entstand, das sie häufig, wenn er dicht bei ihr saß, lachend durchblätterte und zu welchen immer neue Variationen zu erfinden sie eine ebenso wilde als unerschöpfliche Phantasie zeigte. Dieses Album verwahrte sie in

einem kostbaren Etui, dessen kunstreich gearbeiteten Schlüssel sie beständig an einer Seidenschnur um den Hals trug. Wenn sie die Blätter wieder einmal betrachtete, so konnte sie mit der größten Heiterkeit sagen: „das ist der größte Schatz, den es geben kann. Wie würden sich meine Verehrer um diese Zeichnungen reißen!"

Als nun jene Zeit gekommen war, wo den Tannhäuser zuweilen ein nüchternes, bitteres, unbehagliches Gefühl überschlich, da ging er manchmal in jenes Zimmer, wo die beiden Bilder an der Wand lehnten, das zweite drehte er rasch herum — er mochte den Ausdruck dieses Kopfes nicht leiden, und doch war er so wahr — fast erschreckend wahr. Die eigenthümliche Beleuchtung des zurückgebogenen Kopfes, der auf dem linken Arm ruhte, die schwimmenden Augen, halb verdeckt von den schläfrig herabfallenden Augenlidern, und was noch sichtbar blieb, wie verschleiert von den langen seidenartigen Wimpern, die Lippen etwas geöffnet, von einem leichten Lächeln umspielt, — einem Lächeln, welches mehr der Vergangenheit als der Zukunft angehörte. Das andere Bild aber betrachtete er gern und lange, auch schloß er zuweilen die Thür hinter sich ab, nahm wie verstohlen Palette und Pinsel und malte am Kopfe dieses ersten Bildes emsig fort. Als er aber eine Stunde so fortgearbeitet und einen Augenblick zurücktrat, um das Ensemble zu überschauen, erschrack er fast vor sich selber, denn aus den jetzt gänzlich veränderten Augen sprachen seine tiefsten, verstecktesten Gedanken, sprach eine glückliche Vergangenheit.

Von da an ging er häufiger in dieses Zimmer, richtete es sich nach und nach förmlich zum Atelier ein und ebauchirte eine Menge von Bildern, von denen er auch ein paar meisterhaft fertig malte. Zuerst hatte ihn die Fürstin über seinen Fleiß verspottet, ja sie hatte ein Wort des Erstaunens fallen lassen, als sie bemerkte, wie er ihr erstes Portrait verändert. Doch befand sich der Tannhäuser glücklicherweise in einem Momente, wo die heilige

Kunst ihm wieder lächelte, wo die Weihe, womit sie ihre Jünger beglückt, sein Herz stolzer schlagen ließ. Er hatte auf ihre Worte hin einfach die Achseln gezuckt und dann gesagt: „zuerst bin ich Maler und dann erst — Tannhäuser.“

Es fuhr ein seltsamer Blitz aus ihren Augen. Doch lachte sie gleich darauf so hell und fröhlich, legte ihre Hand auf sein blondes Haar und sagte: „Vor allen Dingen sind wir ein verzogenes Kind, und man muß unsern Willen schon erfüllen.“

So malte er denn in seinem Atelier, und wie er sah und von Andern hörte, daß ihm alles gelang, an was er seine Hand legte, daß die leichten Skizzen, die er machte, sowie die vollendeten Bilder gleich reizend waren, da klärte sich sein verdüstertes Gemüth wieder auf und er ward wieder empfänglicher für die freundlichen Worte der schönen Frau, er ruhte wieder gern bei ihr zu ihren Füßen, ja er zeichnete wieder auf's Neue Albumblätter und freute sich, wenn sie so herzlich darüber lachte, daß man ihre schneeweißen Zähne sah.

Wer außer der Fürstin am häufigsten in seinem Atelier war, wenn er zeichnete und malte, das war der alte freundliche Graf Portinsky, der so oft kam, als ihm nicht die Thüre vor der Nase zugeschlossen wurde, und dann so lange blieb, bis ihn der Maler zum Weggehen aufforderte. So hatten sie sich auf einen ganz eigenthümlichen Fuß zu einander gesetzt, und da der Tannhäuser einmal erklärt hatte, er könne und wolle sich in seinem Betragen gegen den Grafen nicht ändern, so ertrug dieser mit der freundlichsten Miene der Welt alle Unarten des Malers, wie er dessen Benehmen oft zu nennen pflegte. Dazu gehörte unter Anderem, daß der Tannhäuser den lieben freundlichen Herrn zu seinem lebendigen Feuerzeug ernannt hatte und ihm nur zu häufig Veranlassung gab, die brennende Kerze herbeizubringen, woran der Maler seine Cigarre anzündete. Auch die Pinsel warf er oft hinter sich, wie damals Wulf gethan, und der alte freundliche

Herr fing sie lachend auf, — in der einzigen Absicht, wie er sagte, um den Teppich nicht mit den Farben beschmutzen zu lassen. Auch durfte er häufig Palette und Malerstock halten, wenn der Andere ans Fenster trat, um hinauszuschauen; ja er hatte schon als Modell gesessen, da der Maler einmal in einem Bildchen, wie er gesagt, zum Gegensatze gegen einen Engel eine alte unangenehme Persönlichkeit brauchte.

Man muß indessen nicht glauben, daß es Liebe zur Kunst oder zum Künstler war, welche den Grafen Portinsky so fest an den Tannhäuser band — im Gegentheil, er haßte ihn, und wenn der alte Herr mit Madame Beauvallet allein war, so konnte er ingrimmig die Faust gegen das Zimmer ballen, wo sich der Andere befand, und konnte sagen: „Dieser verdammte Kerl! Ist er nicht zum Unglück in's Haus gekommen?" Dabei war es aber weniger die Zuneigung der Fürstin für den Tannhäuser, die mit jedem Tage zu wachsen schien, welche den Grafen vermochte, ihm eine solche Freundschaft zu heucheln — vielmehr war es die Erinnerung an die schöne Franceska, die so plötzlich und ohne alle Spuren verschwunden und über deren jetzigen Aufenthalt er sich alle Mühe gab, etwas zu erfahren. Er setzte voraus, der Tannhäuser wisse darum, und je mehr dieser der Wahrheit gemäß versicherte, es sei ihm nicht bekannt, wohin der Bildhauer Pisani mit seiner Tochter gegangen, um so mehr gab der Andere sich Mühe, jenen durch die freundlichste Zuthunlichkeit zum Reden zu bringen.

„Wie kann ich von dem etwas sagen, von dem ich nicht das Geringste weiß?" gab der Maler zur Antwort, so oft der Graf wieder von seinem Lieblingsthema anfing. „Sie sollten mich doch endlich einmal damit in Ruhe lassen."

„Ich kann das nicht," antwortete der alte Herr lächelnd; „ich hoffe immer noch, einmal Ihr Herz zu erweichen."

„Und gewiß und wahrhaftig vergeblich," sprach der Tannhäuser und setzte mit Entrüstung hinzu: „Und wenn ich wirklich

ihren Aufenthalt wüßte, glauben Sie denn, ich würde so unverantwortlich handeln und Ihnen das Geringste davon mittheilen?"

„Sie sind der größte Spaßvogel, den ich kennen gelernt."

Abwechselnd mit diesem hatte der Graf ein anderes Anliegen, das er ebenso häufig und ebenso erfolglos vorbrachte. Wie vielmal befanden sich in den Mappen des Malers kleine Skizzen von Franceska, flüchtig hingeworfen und ausgeführt, und nur eine davon zu erhalten, war ein zweiter sehnlicher Wunsch des alten freundlichen Herrn. Aber über dieses Verlangen, so oft derselbe es vorbrachte, zog der Tannhäuser die Augbrauen finster herab und antwortete kurz und schroff: „Ach was, lassen Sie mich in Frieden! Glauben Sie, ich würde mich der Sünde theilhaftig machen, das Portrait eines solchen Mädchens in ihren Fingern zu wissen?"

War er sehr gut gelaunt, so konnte er vielleicht hinzusetzen: „Mag der Teufel wissen, welche Art von Zauberei Sie versuchen würden, wenn Sie im Besitze dieses Portraits wären." Oder er sagte auch wohl: „Würden Sie denn einem Heiden, von dem Sie wissen, er wird sich niemals zum Guten bekehren, das Bild einer Heiligen schenken?"

Darauf hin hatte der Graf einmal achselzuckend geantwortet: „Der Vergleich hinkt bedeutend und ist gänzlich unpassend. Jeder noch so verstockte Heide kann sich bekehren, und es würde vielleicht schneller mit ihm zum Durchbruch kommen bei' einem Missionär wie die schöne Franceska. Ich bin eigentlich ein Narr, daß ich da um zwei Bleistiftstriche bettle, wo sich später vielleicht einmal der bedeutendste Maler glücklich schätzt, die Züge der schönen Gräfin Portinsky malen zu können."

Dieses Wort, obgleich es gewiß nur ausgesprochen war, um den Maler etwas zu ärgern, hatte doch eine tiefe Wirkung auf ihn nicht verfehlt und regte ihn auf, so oft er daran dachte. Wenn er sich die Bestrebungen des alten Herrn um das schöne Mädchen

bis jetzt so erfolglos wie nur möglich gedacht hatte, so stellten sich diese auf einmal in ganz anderem Lichte dar, wenn es dem Grafen wirklich einfallen könnte, ihr seine Hand, sein großes Vermögen anzubieten. Hatte Franceska vielleicht Ursache, diese Hand in Erinnerung an ihn, den Tannhäuser, auszuschlagen? Gewiß nicht, im Gegentheil. Die Art, wie er gegen sie gehandelt, konnte ihre Liebe zu ihm, die er verschmäht, in Haß verkehrt haben und das entschlossene Gemüth des Mädchens zu einer Handlung entsetzlicher Rache treiben. Und es wäre das eine solche entsetzliche Rache, so tönte es laut in ihm, und selbst die höhnende Stimme seines Gewissens, welche ihm zurief: Narr, der du bist, was braucht sie nach dir zu fragen? trug nur dazu bei, ihm jenen Gedanken völlig unerträglich zu machen.

Und dieser Gedanke verließ ihn nicht mehr; er konnte ihn wohl zuweilen verscheuchen, aber in jedem stillen Augenblicke, in jedem Moment der Abspannung tauchte er deutlicher wieder auf und erschien so bereitwillig, sich in die wild aufregendsten Einzelnheiten zerlegen und ausmalen zu lassen. — Franceska, die schöne, blühende, von ihm nicht wirklich geliebte, reine, jungfräuliche Franceska, und dieser alte, verlebte Mann mit dem gerade dadurch so unheimlichen lüsternen Blick. Und dies lebensfrische Mädchen vielleicht in jene zitternden Arme geworfen, einfach dadurch, daß ihm diese Beute groß genug schien, um sie durch den Namen Portinsky zu erkaufen.

Dergleichen Phantasieen, wenn er sich ihnen hingab, fraßen um so tiefer und zerstörender in seinem Innern, da er Niemand hatte, der ihm ein beruhigendes Wort darüber sagte, der ihn vielleicht von der Haltlosigkeit derartiger Befürchtungen zu überzeugen gesucht. Wohl hatte er einmal bei der Fürstin das Gespräch auf dergleichen gebracht, doch schauerte es ihn ordentlich, als diese ihm ziemlich ruhig bemerkte, die Leidenschaft des alten Herrn für das junge Mädchen sei, wie sie wohl wisse, so heftig, daß er jeder

Thorheit fähig wäre, um in ihren Besitz zu gelangen. Auch sei ihr genau bekannt, wie große Mühe er sich durch Unterhändler und Korrespondenten gebe, um ihren Aufenthaltsort zu erfahren.

Eines Tags nun war der alte freundliche Herr verschwunden. Er hatte wohl so obenhin von einer Reise gesprochen, die er nächstens einmal machen müsse, doch hatte er nichts von dem Ziele derselben erwähnt, sondern schien absichtlich alle Welt darüber in Ungewißheit lassen zu wollen. Der Maler hatte dies für eins von den vielen Manövern des Grafen gehalten, die dieser zu Gott weiß welchem Zweck aufführte, und hatte es nicht weiter beachtet. Als sich derselbe aber am nächsten Tage nicht sehen ließ, auch am zweiten, dritten und vierten nicht, und als Tannhäuser endlich nach ihm fragte und erfuhr, der Graf sei, und zwar für längere Zeit, verreist, da erneuerte diese Nachricht das unangenehme Gefühl, welches ihn schon oft gequält, und frischte es zuweilen zu heftigem Schmerze auf.

Um so fleißiger war er darauf in seinem Atelier beschäftigt; wenn er malte, zerstreuten sich seine finstern Gedanken, und wenn ihm ein Bild gelang, so konnte er sich wenigstens auf Augenblicke wieder zufrieden und glücklich fühlen. Und dabei fehlte es ihm an Käufern nicht; ja er hatte Bestellungen so viel er nur wollte. Es gelang ihm aber auch alles, was er auf Papier und Leinwand entweder flüchtig hinwarf oder sorgfältig ausführte. Sein in der That großes Talent fing an sich glänzend zu entwickeln, was er sich bei aller Bescheidenheit doch selbst gestehen mußte.

Wie eben schon bemerkt, fanden seine Arbeiten den größten Beifall und augenblicklich Käufer. Ja manche Bilder erhandelte man von ihm auf der Staffelei, ehe sie noch fertig waren. Nur etwas begriff er nicht — und das gab ihm genugsam Stoff zum Nachdenken, ja konnte ihn verdrießlich und traurig machen: er erfuhr nämlich nie, wo seine Bilder blieben. Dieselben wurden angekauft durch Fremde, die sich ihm auf seinem Atelier vorstellen

ließen, oder durch Unterhändler. Was er verlangte, wurde ihm bezahlt, dann aber waren und blieben seine Arbeiten spurlos verschwunden. Wohl fragte er nach diesem oder jenem, wo es geblieben sei, und alsdann bewies ihm der Käufer, ein Geschäftsmann in der Stadt, durch Schreiben oder Frachtbriefe, daß sein Gemälde hierhin und dorthin gekommen, nach England, nach Frankreich, nach Rußland, ja viele nach Amerika. Zuerst hatte ihn einmal der finstere Gedanke beschlichen, seine Bilder haben eigentlich gar keinen Werth und würden, um ihn in einer angenehmen Illusion zu erhalten, von der Fürstin selbst durch dritte Hand aufgekauft und theuer bezahlt. Als ihn zum ersten Male diese Idee quälte, da fiel dieselbe gespensterhaft über ihn her, entsetzlich, hohnlachend, daß er wild den Pinsel aus der Hand schleuderte, seine Rechte in dem Haare vergrub und mit einem Gefühl, das an Verzweiflung grenzte, hastig auf und ab schritt.

Aber nein, nein, sprach es nach einer Pause in ihm, so falsch, so entsetzlich treulos zu handeln, ist das Herz eines Weibes — ihr Herz nicht fähig. — Oder — sollte sie mich so zu ihrem Geschöpf erlesen haben, daß sie dieses an sich gefesselte Geschöpf nur deßhalb mit einem falschen Nimbus der Kunst bekleidet, um jeden Augenblick die Macht zu haben, es in sein völliges Nichts zurückfallen zu lassen, ihm zu sagen: „siehe, was du bist, bist du allein durch meine mächtige Hand; ich lasse dich fallen und du kehrst in dein Nichts zurück, aus welchem ich allein dich erhoben.“ —

Entsetzlich marterte ihn dieser Gedanke, und er mußte die Probe machen, ob seine Kunst wirkliches Gold sei, oder ob er sich mit taubem Gestein geplagt. Er entwarf heimlich ein Bild, er malte nur daran, wenn er allein war, und wenn er sich auch vornahm, dasselbe flüchtig und leicht zu behandeln, so strengte er sich doch unwillkürlich an und legte seine Phantasie hinein, seine Kunst, sein Talent. Als er das Gemälde beendigt hatte, konnte er trotz der schärfsten Kritik, welcher er es unterwarf, nicht ganz unzu-

frieden damit sein. Freilich befriedigte ihn sein eigenes Werk nicht vollkommen, dafür war der Tannhäuser zu sehr wahrer Künstler; auch änderte er noch hie und da, endlich aber gab er es fast zitternd aus der Hand, ja zitternd, denn spielte er nicht um das ganze Glück seines Lebens? spielte er nicht um zwei Treffer, um Schwarz oder Weiß, um Glück oder Unglück? Hier errang er das Bewußtsein, ein wirklicher Künstler zu sein, dort verblieb ihm das Recht, sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen.

Seinen Namen setzte er nicht auf das Bild; vielleicht durch einen Gedanken an den Grafen Portinsky angeregt, der ihm früher so oft bei der Arbeit zugeschaut, der enthusiastisch für ihn eingenommen war, malte er ein P. unter seine Arbeit und suchte einen der wenigen Bekannten auf, mit denen er in Verkehr geblieben war, auf den er sich aber verlassen konnte, und bat ihn, das Bild an einen Händler in einer entfernten Stadt zu schicken, es nicht zu empfehlen, nur zu sagen, es komme von einem Anfänger, dem es erwünscht wäre, einen Kauf abzuschließen, der aber in Noth sei und deßhalb eine höhere Forderung machen müsse, als vielleicht der Arbeit gegenüber gerechtfertigt erscheine.

Der Bekannte Tannhäusers fragte durchaus nicht, aus welchem Grunde er die Besorgung des Bildes übernehmen solle, er fragte überhaupt gar nichts; ihm war es glaubwürdig, was ihm der Maler gesagt, am allerwenigsten schien er die Ansicht zu haben, als könne das Gemälde von Tannhäuser selbst sein. Aber er betrachtete es lange und aufmerksam von nah und ferne, wobei dem Andern heftig das Herz klopfte.

Der Bekannte war ein Kunstkenner; er nickte mit dem Kopfe und sagte endlich: „Schön, sehr schön, eine gute Idee und vortrefflich gemalt. Es hat Aehnlichkeit mit den Sachen von Potowski; nur ist dies noch kecker und flotter behandelt."

„Wer ist Potowski?" fragte Tannhäuser mit etwas unsicherer Stimme, nachdem er einen tiefen Athemzug gethan.

Der Kunstkenner schaute den Maler mit einem eigenthümlich lächelnden Blicke an; es war, als wolle er sagen: Ja so, was wirst du von Potowski wissen! Du bekümmerst dich wohl nicht mehr viel um Kunst und Künstler. Doch war er natürlich zu discret, um seine Gedanken nur mit einer Silbe zu verrathen, vielmehr sprach er: „O von Potowski müssen Sie gehört haben, vielleicht auch von ihm gesehen. Es ist das ein jüngerer russischer Maler, ein immenses Talent. Es waren auch schon Bilder von ihm hier."

Auf diese Worte hin bedauerte Tannhäuser recht, daß er seit längerer Zeit so gar nicht mehr die Kunstausstellungen besucht, überhaupt von neueren Bildern nicht viel gesehen, ja daß er so sehr zurückgezogen bei sich lebte. „Und glauben Sie," fragte er nach einem längeren Stillschweigen, während der Andere mit Interesse das Bild betrachtete, „daß man es in B. anbringen kann?"

„Ich glaube es wohl," erwiderte der Kunstkenner, „ja ich möchte es verbürgen. Sagen Sie Ihrem Anfänger," setzte er hinzu, „er möge noch mehr solcher Bilder malen."

Mit welch' gehobenem Gefühl der Tannhäuser das Haus verließ, wo er seinen Schatz zurückgelassen, versteht wohl jeder, der im Stande ist, sich in eine ähnliche Lage zu denken. Er sah den Schimmer eines Glückes, das über ihm aufsteigen könne, froh und geduldig; er erblickte sich an einem gähnenden Abgrund, an dessen äußerstem Rande er auf glattem, schlüpfrigem Abhange stand, ein Windstoß, den er schon dahersausen hörte, mußte ihn hinabstürzen, in Unglück und Verderben; nirgends sah er für seine zuckenden Finger einen Anhaltspunkt — da auf einmal ebnete es sich an seiner Rechten, wo grade noch schroffe Felsen waren. Diese schoben sich auseinander und ließen ihn einen Weg sehen, der in angenehmen Windungen zu einem freundlichen reizenden Thale führte. —

Ihm schwindelte ordentlich vor Glück, als er nach wenigen

Tagen einen Brief erhielt, worin der Kunsthändler aus B. seinem hiesigen Bekannten schrieb: „Du bist ein netter Kerl, aber mich führt man nicht so leicht an.“ — Bei dieser Stelle hatte den Tannhäuser ein Frost durchschüttelt — aber wie jubelte er auf, als er weiter las: „Die Forderung für Dein kleines Meisterwerk ist eine Bagatelle und folgt hier in einem Wechsel. Schicke mir von dem sogenannten Anfänger etwas Größeres und laß ihn tüchtig fordern, aber bitte ihn, er soll seinen Namen ausschreiben.“ In einer Nachschrift heißt es: „Sage mir genau, wie Du eigentlich zu dem Bilde gekommen.“

Nun war er trunken von Glück, nun sah er wieder frisch und fröhlich ins Leben hinein, nun fühlte er eine Befriedigung wie damals, als die Freunde, die streng zu richten pflegten, seine ersten Arbeiten für vielversprechend, ja für gelungen erklärt hatten, als Franceska sich eine kleine Skizze von seinem ersten Bilde ausgebeten und ihm gesagt hatte, ihr Vater, der sich auf Malerei schon ziemlich verstünde, habe es für etwas Außerordentliches erklärt — nun fühlte er wieder Lebensmuth und Kraft, eine ganze Welt in seiner Hand, und wenn es ihn, an sein Leben in der letzten Zeit gedenkend, auch zuweilen unheimlich überflog, so war er doch leichtsinnig genug, bei sich mit leichtem Muthe zu denken: Bah! jede Fessel läßt sich brechen, wenn man nur ernstlich will. Und wer wird mich hindern, das morgen, übermorgen zu wollen? Ein Blatt meines Lebens, das ich nicht mehr ansehen will, rasch umzuschlagen, eine neue Seite zu beginnen, wohl mit alten, aber lieben und süßen Erinnerungen? — Dabei hatte er an Franceska gedacht, und wenn er von einem neuen Leben träumte, so sah er immer wieder zwischen den dunkeln Zweigen der Veranda das Licht der Lampe flackern und hörte den Bildhauer vergnüglich lächelnd aus vergangenen Tagen erzählen; daneben saß der kleine Thiermaler, neidlos auf ihn, den glücklichen Tannhäuser, blickend,

an dessen Brust sich das liebliche Mädchen schmiegte, aber freilich nicht mehr als Mädchen, vielmehr sein liebes, gutes Weib.

Er wußte aber nicht, warum durch sein Herz jedesmal trübe Ahnungen flogen, wenn er so dachte und träumte, ja warum er alle Gewalt anwenden mußte, um ein solches liebliches Gemälde der Zukunft festzuhalten, und warum die harmonischen Linien, die es bildeten, so leicht auseinander flossen, um andere Gestalten zu formen, wohl dieselben Figuren, aber mit so gänzlich verschiedenem Ausdrucke. Ja, leichter wurde es ihm, solch' ein Gebilde festzuhalten, wo er den alten Freund Pisani sah, verdrießlich, traurig, grau, stumpf und müde geworden, mit erloschenem Blick, einem jungen Mädchen nachschauend, das kein junges Mädchen mehr war, deren sonst so glänzendes Auge ebenfalls trübe, erloschen war, um deren so seltsam zuckende Mundwinkel Kummer und Mißmuth spielten. Auch der kleine Wulf erschien ganz anders, ärmlich ausschauend, zusammengekrümmt und hustend vor seiner Staffelei sitzend, aber immer warf er nach alter Gewohnheit den Pinsel hinter sich, dabei murmelnd: „verflucht, wenn man es nie weiter bringt, als trostlose Affenschwänze zu malen!"

Wenn solche Bilder durch seine Seele gegangen waren und er sich, selbst anklagend, sagen mußte, daß er der Mittelpunkt hätte sein und werden können, um die Freunde zusammenzuhalten, daß er sich aber freventlich von ihnen zurückgezogen, daß er das glückliche Band zerrissen, daß er ihrer aller rosige Zukunft vernichtet, dann blickte er mit Bestürzung, ja mit Haß um sich her, auf die reiche, üppige Einrichtung seines Ateliers, dann mochte er nicht aufschauen, wenn er vor der Staffelei saß und hörte, wie sich die Thüre langsam öffnete und er der Fürstin leichten Schritt erkannte, mit dem sie sich ihm näherte. Da legte sie ihm zuweilen vergeblich die Hand auf die Schulter, oder fuhr ihm wohl gar über das Haar, um seine Aufmerksamkeit zu erregen: er hielt hartnäckig die Augen auf das Gemälde gerichtet; er murmelte viel-

leicht ein paar Worte auf ihre herzliche Begrüßung, ein paar Worte, worin die Versicherung lag, er könne jetzt unmöglich seine Arbeit unterbrechen, — er wolle auch nicht immer gestört sein.

War sie alsdann heiter und fröhlich gelaunt, so lachte sie herzlich über seine Grillen, wie sie es nannte, warf sich ihm gegenüber auf einen Divan und versuchte es durch allerlei Neckereien, seine Aufmerksamkeit zu erregen. Meistens gelang ihr dies auch vortrefflich; man sah, wie sich seine Züge erheiterten, wie der eben noch so kalte Blick seiner Augen anfing zu leuchten und zu strahlen, und endlich zog es ihn förmlich zu ihr hin; er warf Pinsel und Palette bei Seite, er kniete neben dem Divan, auf dem sie ruhte, nieder; er litt es gerne, wenn sie sein Haar durcheinander warf; er tändelte mit ihr wie in den ersten Tagen, als sie sich kennen lernten. — War sie einmal nicht heiter gelaunt und verließ das Atelier wieder, schweigend, wie sie gekommen, nachdem sie gesehen, daß er in seine Arbeit versunken war oder versunken sein wollte, so fuhr er bald darauf in die Höhe, es überflog ihn etwas, wie ein unheimliches Gefühl, und häufig legte er bald darauf sein Malergeräth bei Seite, um zu ihr hinüber zu gehen. Kam er alsdann nach einiger Zeit wieder, oft mißmuthig, finster, die Lippen zusammengepreßt, so konnte er lange, lange, ohne einen Pinselstrich zu thun, seine Arbeit betrachten, sich dann heftig abwenden, das Zimmer mit großen, eiligen Schritten durchmessen und sich dann in einen Fauteuil werfen, den Kopf tief in die Hände vergraben und Stunden lang dort liegen bleiben im finsteren Nachgrübeln.

In solchen Augenblicken gingen traurige, ja schreckliche Gebilde durch seine Seele; er konnte schaudernd emporfahren, sein zuckender Mund konnte die Worte hervorstoßen: Fort! fort! er konnte mit allen Zeichen der Angst der Thüre zueilen, um — an derselben stehen zu bleiben und wieder umzukehren.

Wenn er sich nur von dem reichen, üppigen Leben hätte los-

reißen können, mit dessen Genüssen ihn die Fürstin wie absichtlich umstrickte. War er doch nicht im Stande, irgend einen Wunsch auszusprechen, den sie ihm nicht erfüllt hätte. Und er wünschte zuweilen recht ausschweifend, nur um einmal das Wort: „unmöglich" zu hören. Daß er dabei durchaus weder eigennützig, noch habgierig war, mußte man vielleicht zu seinem Lobe sagen, er schien den Werth des Geldes nicht zu kennen, noch zu achten, und sein eigenes reiches Einkommen warf er für Phantasieen, für Spielereien in Summen hin, gerade so wie er früher in seinen beschränkteren Verhältnissen eine Kleinigkeit ebenfalls mit leichtem Herzen ausgegeben. Oft kam ihm freilich die Idee, mit dieser unsinnigen Verschwendung einzuhalten und sich irgend etwas zu ersparen. Aber es war ihm das unmöglich, es war als brenne das Gold in seinem Schreibpulte, die Papiere in seiner Brieftasche, war es ihm doch fast, als habe er das vielleicht richtige Gefühl, später einmal durch nichts Erworbenes an die jetzige Zeit erinnert zu werden. Sollte er einmal dieses Haus, sein Verhältniß zu demselben verlassen, so wollte er gerade so gehen, wie er gekommen. Ja, er hatte sich für diesen Augenblick seinen einfachen Anzug von damals aufgehoben und verwahrte ihn sorgfältig verschlossen in seinem kleinen Koffer.

Wenn ihn finstere Gedanken quälten, was häufig genug vorkam, so konnte es ihn erheitern, ja fast glücklich machen, wenn er sich jenen Moment vorstellte, wo er seine glänzende Wohnung verlassen würde, und allein in die Welt hinaus gehen, allein, mittellos, aber sich seiner Kunst, seines großen Talentes bewußt. Dann will ich mein Leben neu beginnen, konnte er fast triumphirend ausrufen; dann gebt mir eine Elle Leinwand, ein Stück Holz, Pinsel und Farben, und ich will im Augenblicke ein neues, solides Fundament gelegt haben. Dies Bewußtsein aber, der Gründer seiner eigenen schönen Existenz sein zu können, war es, verbunden mit der Schwäche seines Charakters, welches ihn diesen

Zeitpunkt immer in die Ferne hinausschieben ließ und ihm erlaubte, sich daran, als an etwas angenehm Zukünftigem zu erfreuen. — Ah! heute noch nicht, konnte er sich selber sagen, aber morgen, übermorgen! — Daß aber dieses Morgen und Uebermorgen immer wieder zum Heute mit der demselben eben gegebenen Bedeutung wurde, dafür sorgte die schöne Fürstin schon, so daß es selbst einem kräftigeren Charakter, als dem des Tannhäuser schwer geworden wäre, sich ihren Armen zu entreißen, ihm aber war das geradezu unmöglich, besonders bei seinem Ausspruch: „Ja, morgen oder übermorgen, wenn ich einmal wollen werde."

Und doch klirrte er häufig laut und deutlich mit seinen goldenen Ketten, theils weil es ihm Vergnügen machte, aus Unmuth, oder auch, weil er vielleicht hoffte, seine Fesseln seien morsch geworden, sie würden abfallen bei einer kräftigen Handregung, er hätte seine Freiheit wieder errungen ohne jenen Kampf, vor dem er sich fürchtete, da er gewiß war, ihm zu unterliegen.

Aber die Fessel hielt im Gegentheil, die Leidenschaft der Fürstin für den Tannhäuser flocht täglich ein neues Band um ihn her. Sie liebte ihn grenzenlos, unsäglich, es war eine heiße, glühende Liebe, die selbst nicht einer momentanen Veränderung fähig war, — eine Liebe, welche duldend siegte und siegend genoß, eine Liebe, die sie jetzt scheu, zitternd und bange zu ihm aufblicken ließ, um dann wieder mit einem Male plötzlich und gewaltig auflodernd, alle Schranken niederzustürzen und ihn in wildem Fluge unaufhaltsam, glühend, bis zur Erschöpfung mit sich fortzureißen.

Und eben dieser rasende Taumel, in welchen sie ihn zu versetzen wußte, war es, der seine Willenskraft lähmte, der ihn sein „Morgen" und „Uebermorgen" immer wieder und so gerne hinausschieben ließ.

Bei alle dem war es gewissermaßen verzeihlich, daß er sich

von ihr halten, immer fester umgarnen ließ. Sie kannte das Leben und die Menschen, wie wenige, sie war leidenschaftlich, wie nicht viele Weiber, hatte aber dabei eine Selbstüberwindung, eine Kraft, ihre Leidenschaft zu zügeln, die sie vielleicht da mit lächelndem Munde zuschauen ließ, wo ein wilder Kampf in ihrem Innern sie zu ersticken drohte, — eine Kraft, die es ihr möglich machte, eine andere Leidenschaft, die bei jeder leidenschaftlichen Liebe auftritt, die Eifersucht nämlich, nicht nur vollständig zu zügeln, sondern sich dieselbe sogar dienstbar und, wenn gleich mit tiefem Schmerze, zu einer Fessel zu machen, mit der sie den so grenzenlos Geliebten fest und fester hielt.

Wenn wir vorhin sagten, daß der Tannhäuser zuweilen mit seinen goldenen Ketten klirre und einen schwachen Versuch mache, sie zu zerreißen, so that er das, wenn er unter anderm von einer Aenderung seines Ateliers sprach.

„Und warum?" fragte die Fürstin scheinbar in gleichgültigem Tone. „Kann es irgendwo bequemer sein als in meinem Hause?"

„Bequemer wohl nicht," gab der Tannhäuser hierauf zur Antwort, „auch gewiß nicht schöner und eleganter, aber es ist gewissermaßen zu schön und zu elegant. Und vor allen Dingen ist es hier im Hause, was mich in gewissen Beziehungen ungeheuer genirt."

„Wie so, Richard?"

„Nun — wie so? Das ist außerordentlich einfach zu sagen, und doch Dir gegenüber nicht so leicht. Ihr versteht das nicht."

Sie nickte lächelnd mit dem Kopfe.

„Gewiß, ihr versteht das nicht," fuhr er beinahe unmuthig fort; „ihr glaubt, ein Künstler müsse Alles aus sich selbst schöpfen, jede Inspiration käme ihm so ohne Weiteres angeflogen. Um etwas Tüchtiges zu leisten, muß man Menschen sehen und studiren, Menschen von allen Gattungen, aus allen Kreisen. Und Du wirst mir zugeben, daß sich der alte Vater Hubertus, eine der famosesten

Bettlergestalten, die es gibt, schlecht genug ausnehmen würde, wenn er in seinem grauen geflickten Kittel über die breite Marmortreppe herauf stiege."

„Er könnte aber über die hintere kleine Treppe kommen. Darin sehe ich durchaus nichts Anstößiges."

Der Tannhäuser war an's Fenster getreten, um seine ausgegangene Cigarre hinauszuwerfen. Ohne sich umzuwenden, sagte er dann: „Aber Du weißt wohl, daß man nicht immer alte Männer und Bettler malt. — Und so ist man hier im Hause genirt, das ist nun einmal nicht zu läugnen."

Sie nickte abermals lächelnd mit dem Kopfe, ohne weiter eine Antwort zu geben.

Wenige Tage darauf nach dem Frühstück, als sich der Tannhäuser mißmuthig in seinem Fauteuil dehnte und durchaus keine Lust zum Arbeiten hatte, wie er sagte, ja als es ihm sogar langweilig war, sich immer und immer wieder auszustrecken und an die Decke emporzuschauen — er fühlte in sich eine körperliche und moralische Erschlaffung — sprach die Fürstin: „Ich muß Dir doch ein neues Kammermädchen vorstellen, das ich gestern engagirt. Sie ist sehr schön." — Und als nun die so Angemeldete hierauf schüchtern und mit niedergeschlagenem Blicke eintrat, mußte sich der Maler gestehen, daß er selten etwas Reizenderes geschaut, als dieses junge blühende Mädchen. Sie war ziemlich hoch und schlank gewachsen, hatte dunkles Haar und ein eigenthümlich interessantes Auge, dunkel und blitzend mit einem etwas scheuen Ausdrucke, und dabei lag auf dem ganzen Gesichte beständig ein Ausdruck der Ueberraschung, gerade so, als erblicke sie, versteckt hinter grünen Zweigen, etwas absonderlich Merkwürdiges.

Der Tannhäuser hatte gerade eine weibliche Figur entworfen, die, sich badend, halb neugierig, halb erschreckt das Schilf auseinander biegt, wie um auf das Rauschen eines Kahnes zu lauschen, der sich ihrem heimlichen Versteck zu nähern scheint.

„Den Kopf könnte ich gerade brauchen,“ sagte er, als das Mädchen wieder schüchtern zurückgetreten war. „Darin, namentlich in den Augen, liegt ein prächtiger Ausdruck. Wenn man darnach malen könnte, bekäme man wahrhaftig wieder Lust zur Arbeit.“

„So male darnach,“ versetzte die Fürstin mit einem Lächeln, welches geschickt gemacht war, um ein eigenthümliches Zucken ihrer Lippen zu verbergen. Doch dauerte dieses Zucken nur ein paar Sekunden, dann blickte sie frei und fröhlich auf und wiederholte: „Gewiß, Richard, male nach ihr; Elise wird sich sicher nicht sträuben.“

Er zuckte wohl mit den Achseln, er sagte dies oder das, was ihm convenabel sei, wodurch man mehr oder minder genirt werde, worauf sie aber erwiederte: „Wozu sich selber Schwierigkeiten machen! Betrachte sie wie jedes andere Mädchen, wornach Du malen würdest. Du hast mir gesagt, es sei Dir für Deine Kunst nothwendig — nun gut! Auf diese Art ist es passender zu machen, als wenn irgend Fremde, Unbekannte für gewisse Stunden in's Haus kämen.“

Das war einer der Momente, wo das kluge Weib eine neue Fessel um seinen Nacken warf, wo er in dankbarer Anerkennung dessen, was sie für ihn that, seine körperliche und moralische Ermüdung vergaß, wo er in herzlicher Erkenntlichkeit sich scherzhaft zu ihren Füßen lagerte, wo er in Gedanken sein „Morgen“ und „Uebermorgen“ wieder weit hinaus schob, indem er sagte: es wäre Unrecht von mir, ihr so alle ihre Güte zu vergelten. — Etwas anderes wäre es, setzte er hinzu, wenn sie Eifersucht gezeigt hätte. Dann — —

Aber die Fürstin zeigte durchaus keine Eifersucht; sie kam in das Atelier und verließ es wieder, wie sie es immer gethan; sie sah lächelnd zu, als er den schönen Kopf Elisens malte und deren weiße Schultern, ja nach und nach so viel von ihr, wie er zu

einem badenden Mädchen brauchte. Ja später klopfte sie vorher an, ehe sie eintrat, damit der Tannhäuser Zeit gewinne, eine Draperie um den schönen nackten Körper des jungen Mädchens zu legen. Dabei war Elise gewissermaßen ein gefährliches Modell, denn jedesmal, so oft sie ihre Stellung einnahm, dauerte es eine Zeitlang, ehe die tiefe Röthe, die in ihrem Gesichte aufflammte, langsam seinem freundlichen und doch wieder ernsten und respektvollen Zureden wich. Auch war das Mädchen nur durch ein vollkommen gerechtfertigtes Zutrauen zu dem jungen Maler dahin gebracht worden, ihren schönen Körper studiren und abbilden zu lassen. Eigenthümlich war es dabei, daß die Fürstin sie nach und nach wirklich liebgewann, sie aus dem Kreise der niederen Dienerinnen, dem sie anfänglich angehörte, durch ihr Zutrauen erhob und sie zu ihrem Liebling, ja gewissermaßen zu ihrer Vertrauten machte.

Einige Zeit, nachdem der Tannhäuser damals sein Bild unter einer fremden Chiffre an den Kunstkenner verkauft, sagte er eines Tages während des Diners zur Fürstin: „Ich habe schon lange fragen wollen, ob Dir nicht ein russischer Maler Namens Potowski bekannt sei?“

Wenn er nicht bei dieser Frage gerade auf seinen Teller niedergeblickt hätte, so müßte er nothwendig gesehen haben, daß die Fürstin trotz der Gewalt, die sie über sich selbst hatte, ein wenig die Farbe wechselte. Sie preßte ihre Lippen aufeinander, trank aus ihrem Wasserglase, ehe sie wieder völlig gesammelt antwortete: „Potowski? — O ja, unsere Zeitungen sprechen zuweilen von ihm.“

„Also es ist ein Russe?“ forschte er arglos weiter. „Eigenthümlich, ich habe nie etwas von ihm gesehen.“

„Das ist leicht begreiflich, da wenige Bilder von ihm hieher kommen; die meisten bleiben in Rußland, viele gehen auch nach Nordamerika und England.“

„Du kennst Potowski?"

„Ich habe Potowski nie gesehen," gab sie zur Antwort. „Aber wie kommst Du so auf einmal auf ihn?"

„Ein Bekannter sprach mir darüber," sagte der Tannhäuser nach einem kleinen Nachdenken. Dann setzte er aufblickend hinzu: „Dieser Bekannte sagte mir auch, die Bilder Potowski's hätten Aehnlichkeit mit den meinigen. — Er malt wohl noch nicht sehr lange Zeit?"

„Ich glaube erst ein paar Jahre."

Der Tannhäuser blickte vor sich nieder und ein trübes Lächeln flog über seine Züge. „Ist das nicht eigenthümlich," sagte er nach einer Pause, „also meine Bilder gleichen den seinen? Meine Bilder sollen, wie mir jener Bekannte sagte, nicht schlechter sein, und von ihm reden die Zeitungen, er, der Fremde, ist hier in Deutschland bekannt, während meiner mit keiner Silbe gedacht wird, während ich von unsern Journalen todtgeschwiegen werde. Wie kommt das?"

Die Fürstin zuckte leicht mit den Achseln, dann erwiederte sie: „Wenn ich Dir meine ehrliche Meinung darüber sagen soll, so kann ich dabei Deinen Landsleuten kein Kompliment machen. Während wir Russen ebenso wie die Franzosen, die Engländer, einem wirklichen Talente, das auftritt, unsere Anerkennung nicht versagen, ist es nicht zu läugnen, daß bei euch in allen Zweigen der Kunst und Literatur eine gewisse unbegreifliche und kleinliche Eifersüchtelei herrscht und daß man bei Euch gar zu gern geneigt ist, eine neue Kraft, die sich zeigt, entweder kritisch so zu zersetzen und zu zerfasern, daß der wirkliche gute Stoff vor den Augen der Welt zu Grunde gehen muß, da man ihm statt liebevoller Ermunterung nur seine Fehler zeigt, oder wenn ein Talent gar gewaltig auftritt, so daß es andere armselige Geister, die sich nur durch die Lobhudeleien ihrer Freunde einen kleinen unbedeutenden Namen gemacht, weit überragt, so wird dieses Talent, um

Deinen Ausdruck zu gebrauchen, zu Tode geschwiegen, und darin gehen gerade manche eurer großen Journale mit vortrefflichem Beispiel voran, legen handgroße Pechpflaster auf ihre dicken Ohren, rühmen sich nebenbei deutscher Gesinnung, loben den Fremden in gleicher Kategorie über alle Maßen, um so über den Landsmann auf gleicher Stufe mit einem vornehmen Schweigen hinweggehen und ihn vielleicht unter ihre plumpen Füße trampeln zu können."

„Das ist wahr — nur zu wahr," versetzte der Maler. Und da es ihn schon oft gekränkt, daß die Journale seiner nie Erwähnung thaten, so versank er, obendrein noch gereizt durch die Bemerkungen, welche er soeben gehört, in ein tiefes Nachsinnen über den Grund dieses hartnäckigen Nichtnennens seines Namens und vergaß darüber den russischen Maler Potowski.

Der Tannhäuser.

Eine Künstlergeschichte.

Zweiter Theil.

Zwölftes Kapitel.

Erinnerungen.

Das Leben, welches der Tannhäuser von Anfang an geführt, hatte ihn früher gelangweilt, als er es sich gedacht. Er wußte nicht, woher es eigentlich kam, daß ihm seine elegante Wohnung keine Freude mehr machte, daß es ihm für nichts galt, einen Wunsch, den er kaum geäußert, gleich schon erfüllt zu sehen. Lebhafter als je dachte er an seine frühere Wohnung zurück, — an die Veranda und das wunderbare Licht unter derselben mochte er nicht denken; das schnitt ihm jedesmal in's Herz und er bemühte sich, eines solchen Gedankens los zu werden. Und doch überfielen sie ihn plötzlich, dergleichen Gedanken, und es dauerte alsdann eine Zeit lang, bis er sich ihrer vollständig erwehren konnte, und wenn er darauf zusammengesunken, finster in einer Sophaecke saß und sie nun leise näher tretend ihm die Hand sanft von der Stirne entfernte, ihn fragend, was ihm fehle, womit er seinen Geist beschäftige? so mochte und konnte er nicht die richtige Antwort geben, und wenn sie gar zu sehr in ihn

drang, zeigte er trübe lächelnd durch das Fenster nach Süden auf die fernen blauen Berge und sagte: „Ich möchte wissen, was dahinter liegt."

Es war aber nichts leichter als das zu erforschen. Hatte doch die Fürstin ihrem unruhigen Temperamente nach schon viel zu lange ohne Abwechslung an einem und demselben Orte gewohnt, drängte es sie doch auch wieder in die Welt hinaus. Wenn es also kein anderer Grund war, der zuweilen seine Stirn furchte und ihn finster blicken und träumen ließ, so konnten seine Wünsche mit Leichtigkeit erfüllt werden. — Oft hatte sie in ihrem Innern gezittert, wenn sie sein Auge umflort sah, seine zusammengepreßten Lippen bemerkte, wenn sie dachte, der Tannhäuser könne nach völliger Freiheit verlangen, ihm werde es zu schwül in ihrem Palaste, er sehne sich vielleicht nach frischem Grün und Waldeinsamkeit, nach Kräuterduft und Wellengeriesel — er sehne sich vielleicht anderswohin. Das hätte sie nicht ertragen können — jetzt noch nicht.

Da fuhren an einem schönen Morgen die Reisewagen vor, das Haus wurde geschlossen und blieb zurück unter der Obhut eines einzigen Dieners. Die Leute auf der Straße blickten der vierspännigen Equipage nach, die mit blasendem Postillon dahinrollte zu einer Eisenbahnstation wenige Stunden von der Stadt. Tannhäuser, der in der Ecke saß, mochte sich keinem Blick aussetzen und drückte sich tief in die Kissen. Auch als sie die Straßen hinter sich hatten, hielt er den Kopf noch träumend in die Hand gelegt.

Vergebens sagte ihm die Fürstin: „Da sind die kleinen Häuser, wo Dein Atelier war. Wie erinnere ich mich noch des Tages, als ich zum ersten Mal draußen war!"

„Auch mir ist es unvergeßlich," sagte der Tannhäuser mit leiser Stimme, ohne aufzublicken.

„Ja, ja, es war ein eigenthümliches Zusammentreffen," fuhr

sie kopfschüttelnd fort, „ich ließ mich ohne Weiteres von Portinsky hinführen. Ich wollte Bilder sehen, vielleicht etwas kaufen.“

„Aber der Graf kam nicht ohne Nebengedanken,“ sagte finster der junge Mann.

„Möglich, obgleich er es immer geläugnet. — Apropos, ich erhielt gestern Briefe von ihm.“

Der Tannhäuser fuhr rasch in die Höhe und schaute dann erwartungsvoll auf die Fürstin. „Und wo ist Portinsky?“ fragte er rasch.

„In — in Florenz,“ antwortete die Fürstin zögernd; „es geht ihm gut.“

„Und er sucht wohl immer noch?“ sagte der Maler mit einem bittern Lächeln.

„Ich glaube, daß Du ihm Unrecht thust; er wird das lange vergessen haben.“

Tannhäuser blickte zum Wagenschlage hinaus, nicht rückwärts, wo er noch zwischen dem Grün hervorschimmernd die kleinen weißen Häuser hätte sehen können, sondern vor sich hin auf die Straße, auf der die vier Pferde lustig trabten. „Man vergißt das nicht,“ murmelte er unhörbar, „nie, nie, nie!“

So rollte der Wagen dahin einige Stunden lang, dann wurde er auf die Eisenbahn gesetzt und schien sich selbst zu wundern, wie geschwind er nun auf einmal fort komme, ohne seine eigenen Räder gebrauchen zu müssen. Er nickte ordentlich vor Vergnügen hin und her und schien das alles lange nicht begreifen zu können. War er doch auch in früheren Zeiten wahrhaftig nicht langsam vom Platz gekommen; aber er erinnerte sich wohl, wenn er vor sich einen Kirchthurm sah, daß es immer eine ziemliche Zeit dauerte, ehe er diesen glücklich hinter sich gebracht hatte. Und nun — es ging wahrhaftig wie durch Zauberei. Jetzt schritten die entfernten Berge rascher vorüber, als früher die Kirchthürme an der Straße. Diese aber, sowie die Häuser und

die Bäume und die Brücken und die Nebenwege, das flog und sauste alles nur so vorbei, daß man hätte glauben können, die ganze Welt werde von einem tollen Wirbelwind umhergedreht. — Sonderbar! Den Reisewagen schien es ordentlich wohl zu sein, als sie den andern Tag wieder auf ihren vier Rädern laufen konnten. Zuerst früh Morgens, als noch der Duft in den Thälern lag und sich erst an den höchsten Spitzen der Berge rechts und links von der Straße eine kleine sonnige Vergoldung zeigte, ging es eben fort oder doch nur sanft ansteigend. Nach ein paar Stunden aber ward es steiler und immer steiler, der Wagen schwankte leicht dahin, er hatte rechts eine hohe Felswand, links einen tiefen Abgrund, in dem man hie und da ein grünes, lustiges Bergwasser glitzern sah und es immerwährend rauschen hörte. Der Postillon ging neben dem Wagen her, er band eine neue Schnur an die Spitze seiner Peitsche und dann versuchte er dieselbe mit einem so lauten Klatschen, daß es in den Bergen wiederhallte. Hierauf brach er ein Blatt am Wege ab, steckte den Stiel desselben in den Mund und trieb dann seine Pferde auf's neue an.

Diese stiegen aufwärts, immer aufwärts; die Sonne senkte sich langsam an der steilen Felswand hinab, und wo die Schlucht sehr breit war, bestrahlte sie schon da und dort freundlich ein Stück des Weges. Um so größer war dann aber auch der Contrast, wenn der Wagen nun plötzlich in einen der kühlen, finsteren Felstunnels einfuhr, wo die Hufe der Pferde, das Knirschen der Räder so eigenthümlich hohl klang, wo man so deutlich die kalte Luft spürte, wo an den feuchten Wänden das Wasser herunter sickerte. Darauf freute man sich doppelt am wiedergewonnenen Sonnenschein. Und so ging es fort, Stunde um Stunde.

Der Tannhäuser war ausgestiegen und schritt hinter dem Wagen drein, anfänglich allein; die Fürstin liebte es nicht zu Fuß zu gehen, sie ruhte bequem in ihrer Wagenecke, entweder träumend

oder in einem der vielen Bücher lesend, die sie bei sich hatte. Nicht lange war aber der junge Maler ganz allein; bald begleiteten ihn Gedanken, angenehme und traurige. Die letzteren waren vorherrschend; das Bild seines kleinen Freundes, des Thiermalers, war seit lange nicht so lebendig vor seine Seele getreten, wie am heutigen Morgen. Kam es ihm doch gerade vor, als seien Beide heut Morgen aus einem und demselben Wirthshause gegangen, gemeinschaftlich eine Reise machend, und als sei Wulf höchstens eine halbe Stunde voraus und er werde ihn da vorne bei einer Biegung des Weges schon wieder finden, oder dort auf einem seltsam gezackten Felsstück sitzend, wo er vor Vergnügen mit den Beinen zappele und ein Mal über das andere hinausschreie: „famos! famos! famos!“ Und wenn ihn diese Phantasieen auch anfänglich etwas trübe stimmten, so gab er ihnen nicht nur gerne nach, sondern sie bemächtigten sich seiner Seele mit solcher Lebhaftigkeit, daß sie ihn fast der Gegenwart entrückten, ihn wenigstens so umwoben, daß er sich zuweilen eines zufriedenen Lächelns nicht erwehren konnte.

Ja, es war ein lang genährter Traum seiner Jugend, so träumte er, der nun in Erfüllung ging. Da stieg er mit seinem Freunde rüstig aufwärts und ihre Seelen jubelten im Entzücken über die allgewaltige wunderbar schöne Natur. Und nicht nur jauchzten ihre Herzen beim Erblicken der riesenhaften Formationen um sie her, nein, auch bei den tausenderlei kleinen Genrebildern, die sich ihrem Auge darboten. Ein Stein, der eigenthümlich mit frischem Moos bewachsen war, eine Blume, die von oben herabnickte und freundlich zu grüßen schien, das dunkle Grün der Tannenwälder, die mit ihren fast schwarzen Spitzen so scharf in den tiefblauen Himmel hineinragten, — ein Raubvogel, der eine Zeit lang wie unbeweglich mit ausgebreiteten Flügeln über der Schlucht schwebte, — die goldenen Sonnenstreifen, die dort so ruhig die steilen Felsen bedeckten, ernst und still, so lange sie auf

der Felswand hafteten, beweglich spielend, wenn sie tiefer das Laubdach vergoldeten, unten wie geschwätzig murmelnd, wenn sie mit dem grünen klaren Wasser vermischt, dies zu einer Smaragdmasse verwandelten. — Aufwärts! aufwärts! — Dem würzigen Tannengeruche entgegen, dorthin, wo man so hallend den Schlag der Holzaxt vernahm, und dann immer höher hinauf bis zu den Bergen mit den weißen Schneestreifen.

Auch Gespräche hielt der Tannhäuser mit seinem abwesenden Freunde. Viel sagten sie einander über ihre Erwartungen, das Endziel ihrer Reise betreffend — Rom. Sie konnten ordentlich schwärmen, wenn sie am Abend müde angekommen, den andern Morgen ihre Wanderungen durch die heilige Stadt beginnen wollten, zuerst nach der Peterskirche, vorher aber noch, und zwar vor allen Dingen, den Meister Pisani aufsuchen; dann in den Vatikan, aber mit Franceska. Ja mit ihr, mit ihr! —

Unter diesen Gedanken war der Tannhäuser mit raschen Schritten dem Reisewagen vorausgekommen und sah an der nächsten Biegung des Weges den Fourgon der Fürstin. Auch diesen hatte er bald überholt und bemerkte dann eine Strecke davon Elise auf einem Stein am Wege sitzend, augenscheinlich versunken im Anschauen der prachtvollen Natur. Sie hatte ihren leichten Strohhut am Arme hängen, ihr schwarzes Haar einfach um den Kopf gewunden und die weiße Stirne darunter war etwas geröthet, sowie auch ihre Wangen vom längeren Gehen und von der Erregung, welche diese kolossale Natur, die sie zum ersten Mal sah, auf ihr empfängliches Gemüth hervorbrachte. Dazu blitzten ihre Augen heiter und vergnügt, und der Ausdruck der Ueberraschung in denselben war hier so vollkommen gerechtfertigt, daß er den Beschauer noch angenehmer berührte als sonst wohl.

„Nicht wahr, das ist prachtvoll?" sagte der junge Maler, indem er einen Augenblick bei dem Mädchen stehen blieb.

„O so schön, so schön," gab sie mit Wärme zur Antwort, wo-

bei sie unwillkürlich ihre Hände faltete und mit einem vollen Blicke gen Himmel sah.

Hatte er gesagt, sie solle mitgehen, oder hatte er es nur gedacht und sie vielleicht diese Gedanken in einem Blicke verstanden? — Genug, sie erhob sich und schritt an seiner Seite weiter.

Zwischen diesen beiden jungen Leuten bestand ein eigenes, unausgesprochenes, niemals berührtes und so begreifliches Verständniß. In der ersten Zeit hatte Elise den jungen Maler, so oft sie ihm anderswo als in dem Atelier begegnete, mit einer ängstlichen Scheu vermieden, ihn nie angeblickt, seine Fragen kaum soviel beantwortet, als es gerade die Höflichkeit verlangte. Als er sich aber immer so völlig gleich gegen sie benahm, so ruhig, so taktvoll und verständig, da faßte sie Vertrauen zu ihm, und dies Vertrauen steigerte sich nach und nach zu einem freundschaftlichen Gefühl, ihrerseits auch noch vielleicht zu etwas mehr. So wenigstens hätte man wohl die Blicke verstehen können, die sie zuweilen aus ihrem dunklen Auge auf ihm ruhen ließ, wenn er auf sein Bild niedersah. Er hatte freilich nie einen solchen seltsamen, vielsagenden Blick erhascht, wäre auch vor Scham vergangen, wenn er sie ein einziges Mal ertappt hätte; er kannte nur den Ausdruck der Heiterkeit und jener so liebenswürdigen Ueberraschung, mit der sie die ganze Welt zu betrachten schien, mit der ihr alles, selbst das schon oft Dagewesene, immer wieder neu und interessant vorkam. Dieser Ausdruck aber kam hervor aus ihrer heitern, fröhlichen Seele; sie war von einer armen, aber anständigen Familie, ihre Eltern beide todt, und ihr Vormund hatte sie um so lieber im Hause der Fürstin untergebracht, da diese versprochen, auf alle Fälle für ihre Zukunft zu sorgen.

Jetzt schritten die beiden jungen Leute mit einander dahin; sie hatte einen Strauß Feldblumen in der Hand, und da sie ihm unbefangen davon anbot, so nahm er einige Blüthen, die er auf seinen Hut steckte. Das Mädchen sprach mit leuchtenden Blicken

von all dem Schönen, was sie heute Morgen gesehen, und zeigte dabei ihr warmes Gefühl, so treffende Vergleiche, ein so richtiges Urtheil, daß ihr der Maler mit großem Interesse zuhörte. Hatte sie doch so Manches beobachtet, was ihm entgangen; erzählte sie ihm doch von förmlichen Bildern, welche sie sich vorgestellt, ja verschönerte diese Ansichten mit ihrer lebhaften Phantasie. Der Tannhäuser träumte mehr als je, daß dort um die Ecke jenes Felsens, hinter welchem sich der Weg seinen Blicken verbarg, Wulf sitzen müsse, neben ihm Vater Pisani — sie konnten ja ganz gut die Reise gemeinschaftlich mit einander machen — und während die Beiden vorausgegangen waren, kam er mit — Franceska langsamer nach.

Aus all' diesen Träumereien weckte ihn das Klirren und Rasseln des Reisewagens der Fürstin, der jetzt, da der Weg ebener ging, schneller fuhr und bald dicht hinter ihm war. Sie blickte heraus und ersuchte ihn lächelnd einzusteigen. Elise eilte mit flüchtigen Schritten nach dem Fourgon, von woher ihr der alte Kammerdiener winkte.

„Jetzt wirst Du müde sein, Richard?" sagte die Fürstin, als der junge Maler an ihrer Seite Platz genommen.

„Es war schön draußen," gab er zur Antwort; „das Gehen durch diese herrlichen Berge hat etwas Erfrischendes, und auf mein Alleinsein eine Abwechslung zu haben, plauderte ich mit Elisen. Sie hat so gesunde und richtige Ansichten."

„Es ist das überhaupt ein liebes und gutes Mädchen," versetzte die Fürstin. „Wenn sie sich einmal verheirathet, wird sie ihren Mann glücklich machen. — Findest Du nicht," sagte sie nach einer Pause, „daß sie im Wuchs mit mir einige Aehnlichkeit hat?"

„O ja, nur ist sie schlanker."

„Mädchenhafter; aber trotzdem sind die Formen ihres Körpers wie die meinigen. Ich machte mir neulich einmal den Spaß, sie aus- und anzuziehen, das heißt anzuziehen mit Kleidern von mir;

ich versichere Dich, es war eigenthümlich, wie genau ihr alles paßte. — Darnach werde ich Dir eitel vorkommen, wenn ich finde, daß sie sehr schön gewachsen ist."

„Untadelhaft," erwiderte der junge Maler, während er an sein Bild dachte.

Das Felsthal hatte sich erweitert, die Sonne schien kräftig auf den Weg und ihre Strahlen, heute Morgen warm, wurden jetzt heiß und drückend.

„Das geht jetzt noch ein paar Stunden so aufwärts bis Splügen," sagte die Fürstin, „aber den schönsten Theil des Weges haben wir hinter uns; wir wollen die Wagenfenster herunterlassen und die Vorhänge herabziehen, wenn es Dir angenehm ist. Vielleicht willst Du ein wenig schlafen."

Tannhäuser schüttelte lächelnd mit dem Kopfe; er wollte nicht schlafen, nur ausruhen, und dabei etwas lebhafter, wärmer fortträumen. — Und das that er auch, aber er preßte dabei seine Lippen zuweilen fest auf einander, denn es gab erregte Augenblicke, wo er fürchten mußte, ihm entschlüpfe unwillkürlich stammelnd der Name Franceska oder der Name Elise.

Wie man so vieles erreicht, wenn man unaufhaltsam, beharrlich fortstrebt, so hielten die Wagen auch endlich vor dem Posthause in Splügen, wo neue Pferde vorgespannt wurden und die alten sich schüttelnd und mit gesenkten Köpfen entfernten. Dann ging es eine kurze Strecke abwärts und hierauf im Zickzack auf die Höhe, bei Nadelholz vorbei, dessen Stämme, je höher man stieg, immer niedriger wurden, sich auch immer vereinzelter zeigten und endlich ganz aufhörten. Dafür sah man wilde, oft malerisch geformte Felsmassen, leicht verziert mit Schneestreifen, die in ihrer frischen Weiße um so mehr hervortraten, da sich Gestein und Erde hier oben so dunkelfarbig zeigte.

Wie es manchem geht, so hatte auch der Tannhäuser geglaubt, er müsse von der Höhe der Alpen auf einmal hinabschauen in die

schönen Gefilde Italiens, er müsse da vor sich die weite lombardische Ebene sehen, in ihr den Po als silberglänzenden Faden, das Ganze in Duft verschwimmend, dem man es schon von weitem ansah, daß er mit Orangendüften geschwängert sei. Es ist indessen andern ehrlichen Leuten hierin auch nicht besser gegangen als dem jungen Maler, und wenn sie oben ankamen, wo die Pferde vor dem Wagen nach manchen Stunden wieder anfingen, lustig abwärts zu traben, so haben sie sich auch wohl neugierig in ihrem Wagen emporgerichtet, um nichts zu sehen als ein hübsches Stück Chaos: wilde Felsmassen, schneebedeckte Bergzacken, rechts und links emporstrebend, sausender, kalter Wind, und rings umher eine unbeschreibliche melancholische Einsamkeit. Nach und nach wird es freilich besser, aber sehr nach und nach; da ist kein schroffer Uebergang, da folgt alles ganz natürlich auf einander. Die Nadelhölzer lassen sich ablösen von einzelnen Buchen und Eichen, ihnen folgen Kastanien, und da mittlerweile die Häuser, deren Dächer wir oben mit dicken Felssteinen beschwert fanden, freundlicher, heiterer erscheinen — sie sind nicht mehr dunkelbraun, sondern mit weißer Farbe angestrichen — so finden wir es auch jetzt begreiflich, daß sich Rebengewinde einstellen, die kunstlos gearbeitete Veranden überspinnen und an Mauer und Baum emporranken.

Es dämmerte schon, als man Chiavenna erreichte, und die Lichter, welche unter den verschiedenen Veranda's hervorleuchteten und um welche vergnügt plaudernde und lachende Menschen saßen, thaten dem Tannhäuser weh. Er schloß die Augen und lehnte sich in die Ecke des Wagens zurück. Auch er empfand, durch die engen Straßen fahrend, den eigenthümlichen Geruch des italienischen Lebens, von dem wir früher schon sprachen, aber er war ihm unangenehm; er fand durchaus keine angenehme Erinnerung, mit der er ihn in Verbindung bringen konnte, er widerte ihn an, denn als er ihn zum ersten Mal empfunden, fühlte sich der Tann-

häuser schmerzlich berührt, und zwar durch die Lichter, welche an allen Orten so neckend zwischen dem Rebenlaub hervorblickten.

Dieser erste Gedanke, den er in Italien erhalten, verwischte sich auch nicht mehr; er fühlte sich unbehaglich, er sah alles wie im Traume; er staunte wohl beim Anblick der üppigen Gegend, der schönen Ansichten des herrlichen Comersees, beim Durchfahren der reichen Städte mit ihren zahlreichen Kirchen und prachtvollen Gebäuden. Aber es heimelte ihn alles das nicht an; er betrachtete das Sehen all' des Schönen, was sich ihm darbot, wie eine lästige Arbeit, ihm war nur wohl, wenn er allein in seinem Zimmer saß, und er fühlte sich nur recht behaglich, wenn dieses Zimmer keine Aussicht hatte, wenn gegenüberliegende hohe Mauern seine Gedanken recht zusammenhielten.

Ein an sich nicht gerade bedeutender Vorfall in Mailand entleidete ihm die Hauptstadt der Lombardei und gab ihm zu denken. Er war mit der Fürstin im Dome gewesen; er führte sie am Arm und wollte gerade die Kathedrale verlassen, als sie unter der Ausgangsthür mit zwei Herren zusammentrafen, die beim Anblick der Fürstin einen Ausruf freudiger Ueberraschung hören ließen, stehen blieben und sie auf russisch anredeten. Der junge Mann ließ den Arm der Dame los und trat diskret einen Schritt zurück. Es mußten genaue Bekannte von ihr sein, welche sie hier so unvermuthet getroffen; denn nach den ersten Begrüßungen entspann sich augenblicklich ein sehr animirtes Gespräch, welches freilich nicht viele Minuten dauerte, aber damit endete, daß der ältere Herr der Fürstin die Hand reichte, der jüngere aber sich tief verneigte. Darauf hatte die Dame den Kopf etwas nach ihrem Begleiter zurückgewandt und eine Frage an die Herren gestellt, worauf der Jüngere etwas lächelnd erwiderte, der Aeltere aber mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdruck den Kopf schüttelte.

Das sah der Tannhäuser deutlich mit seinem scharfen Auge, um so mehr als er im Dunkeln stand und nach dem Lichte hin-

blickte, in dem sich die Drei befanden. Offen und ehrlich, wie sein Gemüth war, hatte er früher keinen Argwohn gekannt, jetzt hatte er ihn kennen gelernt; jetzt stellte er sich Mienen und Blicke zusammen und las daraus. Die Fürstin hatte ihren Reisebegleiter den beiden Herren vorstellen wollen, sie hatten für die Ehre gedankt. — Er knirschte mit den Zähnen. Jetzt traten die Fremden in das Kirchenschiff, sie mußten dicht an ihm vorüber. Das thaten sie auch, aber sie blickten wie absichtlich nach den Glasmalereien und nach der Decke empor. Er, der die Dame geführt, mit welcher die Beiden vorhin so freundlich gesprochen, er schien gar nicht zu existiren.

Wie erwünscht war es ihm, daß die Fürstin vor dem Dom in ihren Wagen stieg, um einen Besuch zu machen, daß er sich verabschieden konnte, um Stunden lang durch die Straßen zu irren, in finstere Gedanken versunken, unglücklich, beladen mit Leid und Reue! In seinem Dahinbrüten zeigte sich am finster bezogenen Himmel seines Lebens nur eine einzige lichte Stelle, und das war der Gedanke, seine Freiheit wieder zu erringen. — Morgen, übermorgen, tönte es wieder in ihm lebhafter als je. Und er malte es sich aus, wie es so schön sei, wenn er an einem Morgen allein in die Welt hinaus gehen würde, nichts bei sich tragend als ein Heft weißes Papier, aber in Kopf und Herz die schaffende Kraft, um auf jenem weißen Papier kostbare, gesuchte Zeichnungen zu machen. Aber dieser Gedanke, sein so oft wiederholtes: Wenn ich will! war die Klippe, an der seine guten Vorsätze zerschellten; er fühlte sich wie ein Gefangener, in dessen Kraft es liegt, spielend die Riegel seines Gefängnisses zu öffnen, und der im Träumen von der goldenen Freiheit die Zeit vorbeigehen läßt, wo er frei werden kann.

Heute aber war der Tannhäuser mehr als je entschlossen, sein Leben zu ändern. Immer und immer wieder klang es ihm:

„Wir haben zu viel gescherzt und gelacht,
Ich sehne mich nach Thränen;
Und statt mit Rosen möcht' ich mein Haupt
Mit spitzigen Dornen krönen!"

Als er in seinen Gasthof zurückkehrte, war die Fürstin noch nicht da. Es war ein heißer Tag, er fühlte sich aufgeregt und ermattet. Die Läden der Fenster waren zugezogen, er ging durch die halbdunkeln Zimmer des Appartements, welches sie bewohnten, und ehe er in seinen Salon kam, durchschritt er ein Garderobe zimmer, wo er in einem Fauteuil Elise schlafend fand. Er wollte leise vorübergehen, aber die Lage des jungen Mädchens erschien ihm so reizend, daß er unwillkürlich stehen bleiben mußte. Die schönen Formen ihres Körpers waren nur so viel verhüllt, um doch sichtbar zu bleiben, und gerade in dieser halben Verhüllung so unendlich graziös zu erscheinen. Sie hatte ihren Kopf rückwärts gebeugt, den rechten Arm darunter gelegt; ihr Gesicht, von dem jetzt begreiflicher Weise der Zug der Ueberraschung gewichen war, sah aufwärts, und zwischen ihren leicht geöffneten feinen Lippen sah man ordentlich jeden ihrer Athemzüge aus- und einziehen. Er stand, sie still betrachtend, vor ihr, er dachte an die guten, lieben und freundlichen Worte, welche sie schon mit ihm gewechselt, er wünschte, daß sie erwacht wäre, er hätte ihr sein Innerstes geöffnet, es wäre ihm so wohl gewesen, in diesem Augenblicke einem fühlenden Wesen klagen zu können, tröstliche gute Worte zu hören, die aus einem Herzen kamen, von dem er wußte, daß dieses es gut mit ihm meine.

Er kniete geräuschlos vor ihr nieder, er drückte seine Lippen auf eine ihrer Hände, welche in ihrem Schooße lag; sie erwachte nicht, aber ihre Finger zuckten leicht und sie that einen tiefen Athemzug. Er hob sich an ihr empor, ohne sie heftig zu berühren; sein Gesicht näherte sich dem ihrigen, er küßte leicht ihre geschlos-

senen Augenlider, er ließ seine Lippen ein paar Sekunden lang auf den ihrigen ruhen. Welch eigenthümlichen süßen, fast berauschenden Parfum hatte sie heute, ein Odeur, den er am deutlichsten spürte, wenn er mit seinem Munde nur ganz leicht den ihrigen berührte. Er hatte ihn schon wo empfunden, diesen feinen wollüstigen Geruch, aber er wußte nicht wo; doch betäubte er seine Sinne und regte sein Blut wild und gewaltig auf.

Er hob sich halb empor, er schaute auf die Schlafende nieder, er erblickte sie anders als gewöhnlich; ihm gaukelten all' die Bilder vor, die er nach ihr gemalt; er sah sie ganz so, wie er sie oft gesehen, — unverhüllt; sein Haupt sank auf ihr Gesicht nieder, seine Lippen saugten sich an den ihrigen fest. Da zuckte sie gewaltig zusammen, sie dehnte sich leicht, während sie ihn mit der einen Hand von sich abwehrte. Ihre Augen aber blieben geschlossen, nur einmal öffnete sie dieselben leicht, und da sah er einen fast unheimlichen Blitz aus ihren Augen leuchten; auch sprach sie ein paar Worte, aber unzusammenhängend, im Schlafe. „Laß mich," sagte sie, „laß mich — erwachen. Aber ich kann nicht — nein, nein ich kann nicht. — O—o—o—h!"

Der Maler schreckte plötzlich empor, er hatte den Ton einer Klingel aus den innern Zimmern der Fürstin vernommen. Dieser Ton riß ihn gewaltsam aus seinem süßen Taumel, er schreckte ihn zur Unzeit empor, aber er war ihm dankbar dafür. Hastig erhob sich der Tannhäuser und blickte das junge Mädchen einen Augenblick kopfschüttelnd an, erstaunt, sie so ruhig und fest fortschlafen zu sehen. Ihr Haupt war noch etwas mehr zurückgesunken, sie hatte die Lippen wieder ein wenig geöffnet und ein freundliches Lächeln spielte um dieselben. Ihr Athem ging wohl tief, aber regelmäßig.

Abermals vernahm man den Ton der Klingel, und der Maler eilte dahin, nicht ohne an der Thür noch einmal stehen zu bleiben und einen innigen Blick auf Elise zu werfen, deren sanftes Lächeln

ihn mit Zaubergewalt festzuhalten schien. Er eilte gleich darauf durch die Appartements dahin. War die Fürstin zurückgekommen? Der Ton der Glocke drang aus ihrem Zimmer. Doch nein, sie war nicht dort; sie mußte neben ihrem Schlafzimmer in dem kleinen Badekabinet sein; die Portieren an der Thüre dorthin waren zusammengezogen.

Tief athmend blieb er in der Mitte des Gemaches stehen; auch hier noch wollte er zurücktreten, leise zurückgehen. Doch empfand er hier auf einmal diesen eigenthümlichen Parfum wieder, den er vorhin bei Elisen bemerkte, jenen Duft, der ihn so gewaltsam aufgeregt. Er legte die Hand an seine Stirne, tausend Ideen durchkreuzten sein Gehirn, aber er war nicht im Stande, sich etwas klar und ruhig darzustellen; alles, was er dachte, diente nur dazu, ihn noch mehr zu verwirren und aufzuregen. Und es war hier in den Zimmern so ruhig, so dunkel, so seltsam still.

Fast fürchtete er sich vor dieser Stille, ja er war ordentlich froh, als er im nächsten Augenblicke die klangvolle sanfte Stimme der Fürstin vernahm, welche ein paar Töne sang und damit wie schmeichelnd rufend den Namen „Elise" verband. Er trat ein paar Schritte näher, fast wankend, eigenthümlich befangen. Der Ton der Klingel, der wieder erschallte, ließ ihn abermals weiter gehen; er konnte mit der Hand die Portieren berühren, und er mußte das wohl gethan haben, denn sie bewegten sich, sie ließen ihn einen Augenblick durchsehen, und diese Bewegung machte auch wohl die Fürstin glauben, als sei das junge Mädchen auf ihren Ruf erschienen.

„Elise!" hörte er die schöne Frau sagen, „Du schliefst so fest, was bei der Hitze draußen kein Wunder ist, so daß ich Dich nicht wecken mochte und allein badete. Jetzt aber, wo ich nur ausruhen möchte, will auch mich der Schlaf überfallen, wenn Du mir nicht irgend etwas erzählst. — Komm herein. Was suchst Du

noch? Mein persischer Mantel ist schon hier; ich habe ihn über mich gedeckt. Komm nur — o komm nur."

Sein Nähertreten allein mußte die Portiere bewegt haben, er hatte noch keine Hand daran gelegt und doch wallten sie ein wenig von einander und ließen seinen Blick in das zierliche Kabinet dringen. Da ruhte das jugendliche schöne Weib, wie sie so gern zu thun pflegte, auf ihrem Divan, den Kopf ganz rückwärts gebeugt, die Arme hoch erhoben, so daß zwischen ihren Fingern ein kleines goldenes Kettchen hing, woran ein Medaillon befestigt war, das sie nun gerade vor ihren Augen hatte.

Der Tannhäuser wußte wohl, wessen das Bild in diesem Medaillon war. Sie aber lächelte es an und ließ es zuweilen so tief hinab sinken, daß es auf ihren frischen rothen Lippen ruhte, und wenn sie es alsdann wieder erhob, flüsterte sie wie vorhin: „komm nur — o komm nur!"

Sie lacht so gesund, so glücklich, so toll,
Und mit so weißen Zähnen;
Wenn ich an dieses Lachen denk',
So weine ich plötzliche Thränen.

Ich liebe sie mit Allgewalt,
Nichts kann die Liebe hemmen!
Das ist wie ein wilder Wasserfall,
Du kannst seine Fluten nicht dämmen!

Er springt von Klippe zu Klippe herab
Mit lautem Tosen und Schäumen,
Und bräch' er tausendmal den Hals,
Er wird im Laufe nicht säumen.

Dreizehntes Kapitel.

Ein guter Gondolier.

Wenn man Venedig mit Bequemlichkeit und Zeitersparniß sehen will, so leistet dazu ein guter und gewandter Gondolier die vortrefflichsten Dienste. Er ist unser Kutscher und Cicerone zu gleicher Zeit. Während er uns nach irgend einem berühmten Bauwerke hinrudert, erzählt er uns von dessen Merkwürdigkeiten und gibt uns die genauesten Anleitungen, was wir in jener Kirche und in jenem Palaste zu sehen haben und was wir füglich überschlagen können. Betrachten wir irgend etwas, was abseits von dem Kanale liegt, wo er seine Gondel angelegt, so wird er nicht von uns verlangen, daß wir den Weg wieder zu ihm zurücklegen sollen; er wird uns ersuchen, gerade aus zu gehen, bis zu dem kleinen rothen Eckpalast dort hinten, den sollen wir uns genau betrachten, er hat diesem oder jenem erlauchten Geschlecht gehört, in seinen Mauern ist diese oder jene schreckliche Geschichte passirt. An seinem Thürklopfer bemerken wir eine Faust: das ist die Hand des Rächers, die damals in stiller Mitternacht durch drei dröhnende Schläge das frevelnde Paar aus dem Schlummer riß.

Also um jenen rothen Palast wenden wir uns links, haben dicht vor uns eine hochgewölbte Brücke, die wir überschreiten und die sich an ein altes, mächtiges Gebäude lehnt, in welchem sich die größte Antiquitätenhandlung des heutigen Venedigs befindet. Nicht die des berühmten N. — Der ist gestorben, und sein gespensterhaftes Haus, in welchem Waffen und Rüstungen aus vielen Jahrhunderten und mit dem Staube von wenigstens einem Jahrhundert beladen, in dem beinahe hohlen Raum seines dreistockigen

Palastes an den Wänden hängen, der nur verkaufte, wenn ihm der Käufer behagte, der aber für den Fremden unendlich lehrreich war, denn er erzählte gern Geschichten und wußte die schauervollsten von jedem Stücke seines Magazins. Wie oft sprach er, wenn er diesen oder jenen Dolch zeigte, von den Opfern, die durch ihn gefallen seien, und berichtete davon mit einer grausigen Umständlichkeit. Doch weiter!

Nachdem wir dieses heutige großartige Antiquitäten-Magazin beschaut, finden wir unsern Gondolier vor der breiten Steintreppe des Hauses. Er wird, wenn wir ohne Verdeck fahren, stets bereit sein, einen fragenden Blick zu beantworten. — Dort schießt uns eine Gondel entgegen; in ihren Atlaßkissen ruht eine Dame, durch das Fenster ihres Verdeckes entdecken wir ein glänzendes Augenpaar, vielleicht einen Mund, der freundlich lächelt. Wir schauen fragend auf unsern Gondolier; er zuckt mit den Achseln, oder er stemmt seine Ruder nach einem kräftigen Schlage in's Wasser, fest an die Seite des Schiffchens, welches nun plötzlich herumfliegt und dann nach jener Richtung hinschießt, welche die andere Gondel genommen. Aber alle jene kleinen Fahrzeuge sehen sich ähnlich wie ein Ei dem andern; alle sind gleich schwarz, alle ohne jedes Abzeichen. Und doch findet der gewandte Gondolier aus hunderten, die neben und vor ihm fahren, die, welche er einmal in's Auge gefaßt hat, wieder heraus; er erkennt sie an einem eigenthümlichen Schaufeln oder sonst an der Art, wie sie dahin schwimmt, vielleicht an ihrem neueren oder älteren Ueberzug, an irgend einer Quaste, die fuchsig geworden ist, natürlich auch häufig am Gondolier selbst, an dessen Kleidung und Livree. Will sich die vorausgeruderte Gondel einholen lassen, so ist die Arbeit unseres Gondoliers nicht so schwer, will sie aber entwischen, so muß er gehörig aufpassen, muß Hand und Auge mit dem größten Geschick, mit voller Kraft in Thätigkeit setzen.

Der Commissionär, der das Haus am Canal grande für die fremde Herrschaft gemiethet, hatte nicht zu viel gesagt, als er die Geschicklichkeit der beiden Gondoliere mit den größten Lobeserhebungen gepriesen. Denn jeder der Beiden war in seiner Art vortrefflich, und Herr Potowski, welcher etwas einsilbig war und überhaupt nicht viel sprach, war mit Paolo über alle Maßen zufrieden. Wenn der Herr zu bestimmten Tagesstunden in die Gondel stieg, namentlich wenn er ein Zeichenheft unter dem Arme trug, so wußte jener schon, wohin er zu fahren hatte. Schien die Excellenza einmal ausnahmsweise gut gelaunt, summte ein Lied vor sich hin und blickte, nachdem er eingestiegen, grüßend zu den Fenstern empor, so führte Paolo die Gondel, wenn kein besonderer Befehl erfolgte, nach einem der prachtvollen und berühmten Gebäude Venedigs und wählte gewöhnlich einen Standort, von wo sich das Bauwerk besonders malerisch ausnahm, oder wo ein Sonnenblick die scharfen, wunderbaren und so eigensinnige Schlagschatten warf, wie man sie nur hier in dieser seltsamen Stadt sieht. Warf sich aber Herr Potowski verdrießlich in die Kissen seiner Gondel, blickte mürrisch vor sich nieder, warf die kaum angebrannte Havannacigarre heftig von sich in's Wasser und setzte sich alsdann mit übergeschlagenen Armen zurecht, so bog Paolo aus dem Canal grande alsbald in einen der Nebencanäle, verlor sich langsam rudernd in ein Labyrinth von schmalen Wasserstraßen, thurmhohen, finstern Häusern, umkreiste einen der im Verfall seiner Häuser so öde und unheimlich aussehenden Plätze in der Nähe des Ghetto und ließ bei der Sacca della Misericordia die Häusermassen hinter sich, um dann langsam am Fondamente nouve hinrudernd seinem Herrn den Blick zu gönnen auf die weiten stillen Flächen der sonnbeglänzten Lagunen, bis dieser aus dumpfem Hinbrüten erwachend ein Zeichen zur Rückkehr gab. — Morgen — übermorgen! —

Gegenüber der kleinen prachtvollen Marmorkirche der Chiera

bei Miracoli, deren Wände von weißem Marmor mit den herrlichsten Skulpturen bedeckt sind, hatte Paolo eines Tages angelegt, und Herr Potowski betrachtete bewundernd die zierlich verschlungenen Gewinde von Blumen und Vögeln, womit Fenster- und Thüreinfassungen bedeckt sind, als er auf einmal rasch emporfuhr, hastig dem Gondelier etwas zeigte und eine Frage aussprach.

Paolo nickte mit dem Kopfe und sagte: „Si signore, ich habe ihn wohl bemerkt, und heute nicht zum ersten Male; er zeichnet bald hier, bald dort."

„Derselbe kleine Mann, der dort vor uns um die Kirche verschwand?"

„Derselbe sehr kleine! Si signore, es ist ein Deutscher."

„So laß mich aussteigen, ich muß ihm nach."

„Er war ja auf der andern Seite des Canals. Ehe Sie diesseits aussteigend die zwei Brücken passirt haben, ist er lange verschwunden. Ich will sehen, ob ich ihn wieder in Sicht bekomme." Damit stieß die Gondel rasch vom Ufer und flog unter einem gewaltigen Druck des Ruders über das Wasser hin. Jetzt bog Paolo scharf um eine Ecke rechts, dann schoß das schlanke Fahrzeug unter einer schmalen Brücke dahin, worauf Paolo triumphirend rief: „Ecco, Signore!"

Richtig, dort war der kleine Mann wieder. Statt aber daß Potowski dem auffordernden Blick seines Gondoliers folgend, sogleich an's Ufer gesprungen wäre, schien er unschlüssig zu sein, erhob sich langsam von seinem Sitze, und als er nun auf die Steinstufen springen wollte, war der Andere schon wieder um die nächste Ecke verschwunden.

„Das ist nicht meine Schuld," sagte lachend der Gondolier. „Aber laßt Euch nur nieder, Excellenza, wir holen ihn wieder ein. Es würde auch in diesen engen Gassen zuviel Aufsehen machen, wenn Ihr da hinter drein rennen wolltet."

Damit schoß die Gondel abermals dahin, bald rechts, bald links um die Ecken, hier bei andern Gondeln so haarscharf vorüber, daß kaum ein Blatt Papier Platz zwischen Beiden gehabt hätte, umkreiste dort in einem weiten Bogen ein größeres Fahrzeug, flog unter Brücken und Uebergängen dahin und hatte bald den kleinen Mann wieder vor sich, der eine Mappe unter dem Arme trug. Doch schien kein Glück bei dieser Jagd zu sein, wo man ihn hätte erreichen können, waren die Canalmauern zu hoch, oder es lagen dort eine Menge Gondeln, die eine Landung nur langsam vor sich gehen ließen.

Paolo hielt sein Ruder dicht an Bord der Gondel, ließ sie anhalten und sagte zu seinem Herrn: „wenn es Ihnen gleichgültig ist, ob wir den da hier oder anderswo abfassen, wenn er nur aufgefunden wird, so wollen wir ihn in kurzer Zeit haben. Lassen wir ihn seiner Wege ziehen und legen uns vor seine Wohnung hin. Wenn es Ihnen nämlich so gefällig ist, Herr."

„So weißt Du, wo er wohnt?"

„Ich kann es mir denken." Damit wandte er auf einen zustimmenden Blick die Gondel wieder und ruderte einen Theil des Weges dahin zurück, woher er gekommen, bog dann rechts ab und war in kurzer Zeit in einem jener kleinen und stillen Canäle, die wie ein Symbol der Melancholie erscheinen, die umstanden von unendlich hohen Häusern ihr trübgefärbtes Wasser beständig in tiefem Schatten zeigen, wo die Mauern der fünfstockigen Häuser schwärzlichgrau, einförmig und düster sind und wo man sich ordentlich freut am Anblick flatternder buntfarbiger Wäsche oder an irgend einem grünen Geranienbusch, der aber wegen Mangel an Sonnenlicht nur verkümmerte Blumen zu treiben im Stande ist.

„Sehen Sie dort, Herr," sagte Paolo, „die schwarze Thür mit dem schweren eisernen Klopfer? Dort wohnt er."

„Und wird er schon da sein?"

„O nein," erwiederte der Gondolier kopfschüttelnd. „Wenn

er nach Hause geht, macht er es wie alle diese Künstler und hält eine Zeit lang am Dogenpalast. Excellenza thun das ja auch, und es ist wahrlich der Mühe werth. Excellenza sind viel gereist, werden mir aber zugeben müssen, daß es in der ganzen Welt kein so prachtvolles Bauwesen mehr gibt als der Palazzo Ducale.

„So eigenthümlich und malerisch gewiß nicht, und es ist wahr, es zieht uns immer wieder dahin."

„Den wir aber suchen, Herr, kann sich diesmal nicht gar zu lange dort aufgehalten haben, denn da kommt er schon."

„Wo? — Ah, er ist's!" —

Und es war in der That der kleine Maler Wulf, der eine Mappe unter dem Arm, mit etwas fuchsig gewordenem Calabreser auf dem Kopfe, aufrechten Hauptes mit einem Ausdruck von Selbstgefühl und Stolz einherschritt, als wenn er gerechte Anwartschaft auf ein nicht unbedeutendes Stück dieser ehemaligen Republik in sich fühle. Jetzt aber hemmte er mit einem Male in die Höhe blickend seinen Schritt, lehnte sich an einen der Steine, die am Ufer des Kanales standen, und fing rasch an, etwas in seine Mappe zu zeichnen.

Der Herr in der Gondel, welcher ihn aufmerksam betrachtete, blickte ebenfalls in die Höhe und mußte lächeln, denn dort hoch oben an dem Dache einer der Paläste, der über die niedrigen Hinterhäuser hervorragte, sah man zwei Katzen auf so komische Art mit einer Dachrinne beschäftigt, daß man es wohl der Mühe werth finden konnte, ein leichtes Croqui von ihnen zu machen. Dies war denn auch in wenigen Minuten beendigt, worauf der kleine Maler sein Buch zuschlug, leicht an seinem Hut rückte, dann seinen Weg wieder aufnahm, worauf er nach wenigen Sekunden hinter der dunklen Hausthür mit dem großen eisernen Klopfer verschwunden war.

Jetzt verließ auch der Andere seine Gondel, gab Paolo Be-

fehl, dort zu halten, uud ließ den Thürklopfer auf die eiserne Platte darunter niederfallen. Augenblicklich wurde von einer etwas zerzaust und schmierig aussehenden Frau geöffnet, welche auf die Frage, ob der Herr Maler Wulf zu Hause sei, mit einem sehr geläufigen „Si Signore" antwortete, nach der Treppe hinwies und dann in den dunklen, geheimnißvollen Räumen der anstoßenden Küche verschwand. Von dorther schallte aber gleich darauf noch einmal ihre Stimme, welche den Fragenden orientirte, daß Herr Wulf zwei Treppen hoch wohne.

Dem Andern war es etwas seltsam zu Muth, als er die feuchten Stufen hinanschritt, als er ringsumher an den zerkratzten Wänden, dem wackeligen Geländer, der schmutzigen Treppe, den Staub- und Kehrichthaufen überall ebenso viele Zeichen der Dürftigkeit sah und aus dieser Umgebung entnehmen zu können glaubte, daß sein Freund, der kleine Thiermaler, welcher hier lebte, sich in nicht besonders glücklichen Verhältnissen befände. Das that dem Tannhäuser um so weher, als er sich selbst, durch sein bisheriges Leben verwöhnt, wohl sagen mußte, er würde sich sehr unglücklich fühlen, wenn ihm jetzt auf einmal der Comfort mangle, der das Leben nicht nur verschönert, sondern oft allein genießbar macht. Dabei fühlte er sich tief bewegt, indem er so lebhaft wie lange nicht der vergangenen Zeiten dachte.

Jetzt stand er im zweiten Stockwerk vor einer Thür, die nur angelehnt war und hinter welcher ein deutsches Lied gesungen wurde. Er war nicht fehl gegangen. — Auf sein Anklopfen erfolgte ein lautes Herein! und als Tannhäuser darauf hastig in's Zimmer trat, stand er dicht vor seinem Freund und ehemaligen Stubengenossen, der in höchster Ueberraschung und mit einem Ausdrucke, als sehe er etwas Gespensterhaftes, ein paar Schritte zurückwich. Auch flog ein ernster, fast feindseliger Ausdruck über seine Züge, wozu er den Arm erhob, als wollte er dem Andern,

der rasch auf ihn zutretend ihm beide Hände auf die Schultern legte, von sich abwehren.

„So sehen wir uns endlich wieder!" sagte der Tannhäuser.

Worauf Wulf nach einer längeren Pause zur Antwort gab: „Wir sehen uns allerdings wieder, und darin finde ich gerade nicht viel Sonderbares und Merkwürdiges."

„Aber daß wir uns wieder sehen, muß Dich doch auch freuen, daß wir uns so wieder finden."

„Finden wir uns vielleicht anders wieder, als wir erwartet?" fragte Wulf mit seinem bekannten scharfen Lächeln. „Was mich anbetrifft, so bin ich mir ziemlich gleich geblieben. Schau her, dieses Röckchen wirst Du noch kennen; auch hier mein altes Uhrband, und den Calabreser haben wir, glaube ich, damals zusammen gekauft. — Was das sich gleich Bleiben anbelangt, so spreche ich hier nur vom Aeußern, denn auf's Innere läß'st Du Dich doch begreiflicher Weise nicht ein."

Der Tannhäuser versuchte zu lächeln, aber es war ein schmerzliches Lächeln, welches er hervorbrachte. „Ich sehe doch," sprach er, „daß sich auch Dein Inneres nicht geändert hat; immer zu bitteren Worten und Spott bereit, nur um Dein gutes, treues Herz nicht regieren zu lassen. Gib mir die Hand, Wulf. — Ich — ich habe mich in meinem Innern sehr verändert."

„Nicht blos in Deinem Innern," erwiederte der kleine Mal[er] nachdem er seinen Freund mit einem langen Blicke betracht[et]. „Auch Dein Aeußeres; wenn gleich schon damals Dein Gesi[cht] aussah wie das eines jungen Prinzen, der sich vergebliche Mü[he] gibt, ordinär bürgerlich auszuschauen, so ist doch jetzt auch De[in] Aeußeres vollkommen fürstlich geworden — russisch fürstlich. De[nn] ich spüre etwas vom Geruch der Juchten."

Der Tannhäuser hatte sich auf einen der kleinen gebrechlich[en] Stühle gesetzt, der dicht neben dem Bette stand, und während [er] sich auf dieses mit dem Oberkörper legte, sagte er: „Glücklich[er]

weise ist es mir noch erinnerlich, wie man es bei Dir machen muß, um nach einiger Zeit endlich Ruhe zu bekommen. Man läßt Dich austoben, und dann wirst Du wieder ein angenehmer brauchbarer Kerl. Also lege los."

„Wenn ich das und Alles sagen wollte, was ich mit Recht gegen Dich auf dem Herzen habe, so würde es Dir doch vielleicht zu lange dauern. Auch will ich Dich schonen," setzte er hinzu, nachdem er einen scharfen, prüfenden Blick auf das Gesicht des Andern geworfen.

„Worin willst Du mich schonen?" fragte dieser, indem er sich aus seiner liegenden Stellung rasch erhob. Er dachte an Franceska, und es zog schmerzlich durch seine Seele; auch trat der Name des Mädchens leise und scheu auf seine Lippen.

Doch schüttelte Wulf die Hand gegen ihn und sagte mit kaum vernehmlicher Stimme: „Nenne sie nicht; über sie will ich nicht sprechen; in Dir selbst will ich Dich schonen, denn," setzte er darauf mit einem sarkastischen Lächeln hinzu, „ich sehe an Deinem noch immer ziemlich glatten Gesichte doch schon die unverkennbaren Spuren manchen Leides, manches harten Augenblicks."

„Ja, ja," sprach der Tannhäuser vor sich niederblickend.

„Du zuckst so seltsam mit den Lippen, wie Du früher nicht thatest. Um Deine Augen ist ein Zug, mein Richard, der mir gar nicht gefallen will. — Apropos, Du hältst doch noch immer Haus bei der Frau Venus?"

Der Andere zuckte mit den Achseln. „Wie schon gesagt," warf er leicht hin, „man muß Dich austoben lassen. Aber mach' es kurz und gnädig."

„Der edle Tannhäuser, ein Ritter gut,
Wollt' Lieb und Lust gewinnen,
Da zog er in den Venusberg,
Blieb sieben Jahre drinnen,"

recitirte der kleine Maler und fuhr alsdann fort: „Es sind aber noch lange keine sieben Jahre; also wird es noch eine Weile dauern, bis Du Dir von der schönen Frau Urlaub geben läßt, um darauf nach Rom zu pilgern. — Es wäre aber doch seltsam," meinte er nach einem momentanen nachdenklichen Stillschweigen, „wenn Du auf diese Art den ganzen Tannhäuser aufführtest, wenn Du wirklich nach der heiligen Stadt kämest als ein Pilger bleich und wüst."

„Und warum sollte ich nicht dorthin kommen? Es liegt ja in meiner Macht! Wenn ich morgen sage: ich will reisen, so reise ich."

„Aber nicht nach Rom."

„Warum nicht?"

„Frau Venus wird nicht wollen; ihr graut vor der ewigen Stadt, und weil sie weiß, daß —"

„Daß —?" fragte der Tannhäuser in großer Spannung. „Daß Franceska dort ist?"

Der Thiermaler fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, dann sprach er: „Da Du mich doch an alte Zeiten erinnerst, so muß ich Dir sagen, daß der kleine Joco gestorben ist, weißt Du, mein guter kleiner Aff', den wir Alle so lieb hatten. Wir Alle. Es war eigenthümlich und ganz närrisch von dem Thier, als sie — zum letzten Mal im Atelier war und mit Joco spielte, ließ sie ein kleines Halstuch zurück, welches das Thier von da nicht mehr herausgeben wollte und welches es bei sich behalten hat bis an sein seliges Ende. Nun behaupte Einer noch, daß so ein Affe nicht Menschenverstand habe!"

„Und?" fragte Tannhäuser.

Doch unterbrach ihn der Andere rasch, indem er sagte: „Nach unserem Atelier willst Du fragen. Das habe ich damals bestens an Becker und Krauß vermiethet. Die treiben dort jetzt Landschafterei."

„Und —?"

„Deine Bücher und Skizzen meinst Du? Ja, die habe ich alle in eine Kiste zusammen gepackt und für Dich dort deponirt. Du kannst sie in Empfang nehmen, wenn Du wieder einmal dorthin kommst."

„Ich danke Dir. — Aber —"

„Laß' mich, ich weiß, was Du meinst, die kupferne Lampe, die unter der Veranda brannte. Ja, die habe ich als mein Eigenthum behalten und sie Becker und Kraus auf ihre landschaftlichen Seelen gebunden. Sie ist mein Eigenthum und ich glaube sie noch einmal unversehrt wieder zu finden."

„Das glaubst Du?"

„Gewiß, und noch mehr," gab der kleine Maler mit seltsam bewegter Stimme zur Antwort. „Ich hoffe immer, sie soll uns später noch einmal leuchten."

„Das hoffst Du?"

„Das hoffe ich. Und es ist mir gerade, als wenn ich voraus wüßte, daß es so kommen wird, daß die Augen, die lieben, lieben Augen, welche damals so froh und heiter in die leuchtende Flamme blickten, auch später noch einmal hinein schauen werden."

„Und Du?"

„O ich werde dabei sein."

„Und ich?"

„Du," antwortete Wulf, indem er seinen Freund mit einem starren Blicke ansah, „Du wirst auch nicht fehlen." Damit wandte er sich plötzlich um, trat an's Fenster und sagte darauf nach einer längeren Pause mit gänzlich verändertem Tone: „Aber nun sage, wie es Dir hier bei uns gefällt."

Der Tannhäuser, welcher seinen Freund kannte, wollte für jetzt keinen Versuch machen, das so plötzlich abgebrochene Gespräch wieder anzuknüpfen. Er sagte deßhalb: „In Venedig ist es überall schön; ich wünschte Dir nur ein bischen mehr Aussicht."

„Die habe ich draußen auf der Piazetta. Aber hier ist ein gutes Licht zum Malen.“

„Und Du bist fleißig? Laß mich Deine Skizzenbücher sehen.“

Bereitwillig rückte Wulf einen Stuhl an den Tisch und legte sein Skizzenbuch, sowie eine große Mappe darauf.

Der Tannhäuser sah Alles ruhig und prüfend durch, er nickte häufig mit dem Kopfe und man bemerkte an seiner Miene, sowie an Blicken, die er zuweilen auf den Freund warf, daß er nicht nur befriedigt, sondern erstaunt war. Er durchblätterte aufmerksam das Skizzenbuch, dann die Mappe, worin sauber ausgeführte Aquarelle lagen.

„Du hast Dich ja ganz geändert,“ sagte er nach einer Pause. „Du bist ein immenser Kerl geworden.“

„Das kann man von Dir leider nicht sagen,“ gab Wulf mit einem fast betrübten Blick zur Antwort.

„Auch sehe ich keinen einzigen Affenschwanz,“ fuhr Tannhäuser fort, der die Bemerkung Wulf's überhört zu haben schien.

„Sowie ich Joco dahin geben mußte, habe ich alle Lust verloren, Affenschwänze zu malen. Aber Du stehst wenigstens, daß ich mein Pfund nicht vergraben. Gut,“ fuhr er in sehr ernstem Tone fort: „Wir wollen Deine Vergangenheit in gewisser Beziehung nicht untersuchen. Aber der Funke Freundschaft, den ich für Dich noch im Herzen habe, läßt mich meine Hände zusammenschlagen und ausrufen: Mensch, was hast Du mit Deinem großen Talente angefangen? Ist das Alles bei der Frau Venus zu Grunde gegangen?“

Tannhäuser schüttelte lächelnd mit dem Kopfe, dann sagte er: „Sei unbesorgt, während ich Dir und auch den meisten Andern erschien versunken in Nichtsthun und Wohlleben, habe ich gearbeitet und gelernt, und Du würdest nicht minder erstaunt sein, wie ich beim Betrachten Deines Skizzenbuches und Deiner Aquarelle, wenn Du meine Bilder sähest.“

„Aber ich sehe sie nicht," versetzte der kleine Maler in bestimmtem Tone, „ich habe sie nicht gesehen und Niemand hat sie gesehen. — Du weißt, Richard," fuhr er im alten vertraulichen Tone fort, „wie gut ich es stets mit Dir gemeint habe, daß ich Dein großes Talent erkannt, wie Niemand; Du weißt ferner, daß ich Verstand und Einsicht genug habe, um mich richtig zu klassificiren. Woher kommt es denn aber, daß der Name Wulf, wenn auch einen kleinen doch guten Klang hat, daß aber Niemand den Namen Tannhäuser kennt?"

„Das ist vielleicht richtig," gab dieser hastig zur Antwort; „es ist mir das selbst schon schmerzlich und unangenehm aufgefallen. Doch kannst Du nur von Deutschland sprechen; dort bin ich leider freilich wenig bekannt; meine Bilder sind meistens nach Amerika, nach England, nach Rußland."

„Du sprichst zu mir die Wahrheit, gewiß Richard?" fragte dringend der kleine Maler. Und dann setzte er im Tone des Zweifels hinzu: „Du hast also wirklich Bilder gemalt?"

„Nicht nur gemalt, sondern auch zu enormen Preisen verkauft. Ich will Dich überzeugen, so gut ich kann. Da lies." Er zog seine Schreibtafel heraus, nahm aus derselben einen Brief, den er damals von dem Kunsthändler in B. erhalten, den er oft durchlas, den er wie ein Heiligthum mit sich herumtrug.

Wulf schaute lang und nachdenklich in den Brief, dann schüttelte er den Kopf und sprach: „Und das Bild des sogenannten Anfängers war von Dir? Zu welchem Zweck aber spieltest Du diese Komödie?"

„Einfach deßhalb, weil ich Bilder malte, mit denen ich nicht ganz unzufrieden war, die von Andern für vortrefflich gehalten wurden, die man mir gut bezahlte, die aber, wie schon gesagt, nach Amerika, England, Rußland gingen, um nicht nur spurlos zu verschwinden, sondern auch meinen Namen, wenigstens in Deutschland, ganz ungekannt zu lassen."

„Ah so!“

„Ich hatte einen Verdacht,“ fuhr der Tannhäuser finster fort, der mich Tage lang wie wahnsinnig umher trieb. Konnte sie mit ihrem Gelde nicht meine Bilder aufkaufen, mir vergnügte Augenblicke dadurch machen wollen, daß meine vielleicht stümperhaften Arbeiten enorm bezahlt wurden? — Es war ein Gedanke, der mich beinahe der Verzweiflung nahe brachte.“

„Ach, ich verstehe! Und deßhalb maltest Du ein Bild und schriebst einen beliebigen Namen darunter?“

„Keinen Namen, nur ein P.“

„Richtig. Darauf bezieht sich auch die Stelle in diesem Briefe, wo der Kunsthändler sagt, Du sollest künftig Deinen Namen ausschreiben. Hattest Du denn früher Dein „Tannhäuser“ nicht deutlich hingemalt?“

„Versteht sich.“

Der kleine Maler zuckte mit den Achseln. „Bei alledem ist es doch sonderbar,“ sagte er, „daß Dein Name nicht bekannter geworden. Ich will sogar annehmen, nicht ein einziges Deiner Bilder sei in Deutschland geblieben, was an sich schon beinahe unmöglich ist, so bleibt es doch immer unbegreiflich, daß von England oder von Rußland wenigstens Dein Name nicht häufig genannt wurde. — Sage mir doch,“ fragte er nach einer Pause plötzlich, „hast Du nie etwas von den Arbeiten eines russischen Malers Potowski gesehen?“

„Potowski —?“ versetzte Tannhäuser und es flog ein Schatten über seine Züge. „O ja, dieser Name wurde schon einmal vor mir genannt und gerade damals, als ich jenes Bild ohne meinen Namen weggab. Der Bekannte, welcher es mir vermittelte, sagte mir nämlich, meine Arbeiten hätten eine große Aehnlichkeit mit denen des russischen Malers Potowski. Aber gesehen habe ich nie etwas von diesem. Sind Dir Bilder von ihm bekannt?“

„Nur ein einziges, eine leichte Skizze, und zwar sah ich solches bei dem Kunsthändler B. in München, vor nicht langer Zeit. Nun fiel mir beim Betrachten derselben unwillkürlich Deine Art zu malen ein. Es war Deine Färbung, Dein Pinselstrich, wie mir das von damals her noch in Erinnerung war. — Nimm mir nicht übel, daß ich eine harte Bemerkung mache, aber wenn Du fleißig gewesen wärest, müßtest Du malen wie dieser Potowski, dessen Arbeiten, wie man mir in München sagte, horrend bezahlt werden."

„Ich versichere Dich, ich bin fleißig gewesen," erwiederte der Andere, „sehr fleißig." Er lehnte sich mit einem trüben Lächeln neben die Fensteröffnung und blickte an der dunkeln Mauer des Hofes empor. „Wahrhaftig, ich habe seit der Zeit viel gemalt, und daß dies nicht ohne Geschick geschehen ist, beweist Dir vielleicht der Ausspruch jenes Kunstkenners, daß das Bild des Anfängers, das heißt mein Bild, wie von Potowski gemalt sei."

Der kleine Maler zuckte die Achseln, dann fuhr er sich mit seiner rechten Hand in sein dichtes Haar, als wolle er sich selbst ein wenig zausen, und bemerkte alsdann mit großer Lebhaftigkeit: „Ich bin überzeugt, daß Du mir die Wahrheit sagst, denn was könnte es Dich nützen, mich hinter's Licht zu führen! Aber etwas Räthselhaftes ist daran, das ist nicht zu läugnen. Wer besorgte denn gewöhnlich den Verkauf Deiner Bilder?"

„Nun, dieser oder jener Unterhändler," erwiederte Tannhäuser gleichgültig; „Leute, die ich meistens gar nicht kannte; sie hatten Aufträge von hier und da, und — siehst Du, Wulf, daß sich nie oder höchst selten ein Liebhaber meiner Bilder bei mir persönlich einfand, das gab mir oft zu denken und brachte mich auch auf die Idee, jenen Versuch zu machen."

„Und was dachtest Du eigentlich?"

„Ich dachte mir, meine Arbeiten seien schlecht und würden von ihr aufgekauft, um mich zu ermuthigen."

Der Andere lachte mit geringschätzender Miene; er wiegte seinen Kopf hin und her und sagte: „Falsch gedacht, grundfalsch. Verzeihe mir, wenn ich offen rede, aber in dem Verhältniß muß ihr Alles daran gelegen sein, Dich fest in der Hand zu behalten. Und das wäre ja für sie viel leichter, wenn Du ein unbedeutender Künstler wärest, ein Stümper, Einer, der alle Ursache hat, die Hand dankbar zu küssen, die ihm sein Futter gibt — das weiß ich ganz genau, und deßhalb wird es einer Frau in den Verhältnissen nie einfallen, um Dein Haupt einen künstlerischen Nimbus zu ziehen. Im Gegentheil, ich würde ihr eher zutrauen, daß sie alles aufböte, Dich Deines Glanzes als Künstler zu entkleiden, um desto sicherer den einfachen — schönen Menschen zu behalten."

„Du wirst mich doch besuchen?" unterbrach Tannhäuser das Gespräch, nachdem er einige Augenblicke tief nachsinnend zum Fenster hinausgeblickt und dazu an seinen Nägeln gekaut hatte. „Canal grande, Palazzo Pesaro. — Ich werde für Dich immer zu Hause sein."

„Nein, nein," erwiederte lachend der kleine Maler, „Du wohnst mir zu vornehm, und ich wüßte mich gar nicht zu benehmen, wenn Dein Kammerdiener oder sonst irgend Jemand mir sagte: Bitte einen Augenblick zu warten, ich will sehen, ob Seine Excellenz zu Hause ist. Ich glaube, ich lachte ihm in's Gesicht und eilte davon."

„Eigentlich hast Du Recht," sprach der Andere mit düsterer Miene. „Wo hast Du Dein Atelier? Wo malst Du?"

„Mein Atelier?" fragte Wulf verwundert. „Nun," fuhr er gleich darauf heiter fort, „ich habe eigentlich das prachtvollste Atelier, dessen sich nur ein Mensch rühmen kann. Ist doch das ganze Venedig meine Werkstatt. Ich sage Dir, da habe ich ein wunderbares Licht und Modelle von allen Sorten. Apropos und Scherz bei Seite, weißt Du im letzteren Genre hier nichts Aus-

gezeichnetes? Ich bin beauftragt, das Portal der Chiesa dei Miracoli zu malen mit einer Figur — siehst Du, so groß" — er wies das Maß mit den beiden Zeigefingern — „und das kann ich nicht ohne Vorbild machen. Weißt Du mir niemand Famoses dazu?"

„Nein," sagte Tannhäuser kurz. Doch setzte er nach einem augenblicklichen Stillschweigen hinzu: „Ich will Dir die Figur malen, wenn es Dir recht ist. Aber wo? Hier ist der Reflex von der dunklen Mauer dort gar zu störend. Wäre im Hause nicht noch ein anderes Zimmer zu bekommen?"

„Ich glaube ja, nebenan ist gestern eines frei geworden, wo ein Franzose tüchtige Architekturbilder gemalt. Wenn dem das Licht gut genug war, wird es am Ende auch für uns sein."

„Gut denn, überzeuge Dich davon, ob das Gemach brauchbar ist, und ich werde zahlen, was verlangt wird."

„Es wird hier wohlfeiler sein als am Canal grande im Palazzo Pozarro."

„Pesaro!" verbesserte der Tannhäuser. Dann fuhr er mit der Hand über die Augen und sagte: „Ich versichere Dich, Wulf, die Idee mit Dir wieder zusammen zu malen, kann mich ganz glücklich machen. Wenn ich da an vergangene Zeiten denke, wo auch —"

„Der kleine Joco da war," unterbrach ihn hastig der Andere. „Ja, das war eine famose, lustige Zeit, und auch ich werde mich freuen, Dich wieder malen zu sehen. Bin ich doch begierig, ob Du wirklich etwas profitirt hast."

Der Tannhäuser hatte über etwas nachgedacht, etwas überlegt und sprach nun: „Thu mir den Gefallen und laß mir eine Leinwand zurecht machen, so vier Fuß lang und zwei ein halb Fuß hoch. Farben und sonstige Geschichten schicke ich durch eine vertraute Person."

„Aha," meinte Wulf mit einem pfiffigen Lächeln, „wir werden also nicht wissen, daß wir auswärts malen."

„Ich habe meinen guten Grund dazu und werde ihn Dir später mittheilen."

Es geschah denn auch so, wie die beiden Freunde abgeredet. Der Tirolese gab das größere Zimmer, welches ein gutes Licht hatte, bereitwillig her, doch machte er dabei einen Preis, der unverhältnißmäßig höher war als der, welchen Wulf zahlte. Eigentlich sollte man sagen: verhältnißmäßig höher, denn er stand im Verhältniß zu dem neuen Miether, und wer dieser neue Miether war, das hatte der pfiffige Tiroler alsbald aus der Gegenwart des Gondoliers Paolo gesehen, den er kannte und von dem er wußte, daß er bei einer reichen russischen Herrschaft diente.

Da saßen die beiden Freunde denn nun wieder beisammen, der Tannhäuser hatte seinen Rock abgeworfen und malte in Hemdärmeln an seinem Bilde. Dazu hatte er lächelnd den fuchsigen Calabreser seines Freundes aufgesetzt und fühlte sich heiter und froh wie lange nicht mehr. Täglich leerte er die gefüllte Cigarrendose voll der vortrefflichsten Havanna auf den Tisch des kleinen Malers aus und rauchte dafür dessen Rattenschwänze, die dieser in einem obscuren Tabakladen für 8 Centesimi das Stück gekauft. Auch frühstückten sie häufig mit einander eine Flasche gewöhnlichen Weins, einige Schnitten Salami und etwas Käse, und dazu brachte der Tannhäuser einen fast unglaublichen Hunger mit.

Daß Wulf auf die Arbeit seines Freundes außerordentlich gespannt war, brauchen wir wohl nicht zu sagen. Er hatte seine Staffelei so aufgestellt, daß er neben derselben vorbei auf das Bild Tannhäusers blicken konnte, und brachte mehr Zeit damit zu, dorthin zu sehen, als auf seine eigene Leinwand. Tannhäuser hatte eine sehr flüchtige Skizze auf Papier entworfen, deren Composition aber seinem Freunde außerordentlich gefiel. Neben einer Brunnenschaale, über welche von allen Seiten das klare Wasser

herabquillt, stehen zwei junge Mädchen, von welchen die Eine ein glänzendes Gefäß auf dem Kopfe trägt, in welchem sich die Andere lachend zu betrachten scheint. Rechts davon befindet sich eine Gruppe Kinder: ein Mädchen von vielleicht sieben Jahren läßt ihren kleinen Bruder aus der hohlen Hand trinken.

Die Composition hatte dem kleinen Maler, wie gesagt, außerordentlich gefallen, und als jetzt der Andere anfing in leichten, aber doch kräftigen Strichen auf die Leinwand zu zeichnen, dann an einzelnen Stellen ebauchirte, gewandt, wie spielend, ohne sich große Mühe zu geben, dabei beständig plaudernd und doch wieder keinen Pinselstrich umsonst machend, und wie das Ganze in kurzer Zeit so wunderbar herrlich, so frisch und wahr auf der Leinwand hervortrat, da betrachtete der kleine Maler öfter seinen Freund, hinter diesem stehend, kopfschüttelnd von oben bis unten und ging dann meistens schweigend und nachdenklich an seine eigene Arbeit.

„Wenn Dir was nicht gefällt, so sag's frei heraus," meinte mehrmals der Tannhäuser. „Du siehst, ich male hier ohne das Modell vor mir zu haben und muß mich mit flüchtigen Studien behelfen."

Diese flüchtigen Studien, wie er es nannte, brachte er immer von Hause mit, aber da sie meistens die Stellungen, welche der Tannhäuser brauchte, auf's genaueste wiedergaben, so sah Wulf wohl, daß sie sein Freund gerade zu diesem Zwecke gemacht. Er war entzückt über diese Entwürfe und nebenbei gesagt, auch von der Schönheit der Modelle, welche seinem Freunde zur Verfügung standen. Dieser wollte aber nie zugeben, daß es Modelle seien. „Phantasieen," sagte er, wenn ihn der Andere dringend darum fragte. „Erinnerungen, die ich mir so, wie ich sie brauche, zusammentrage."

„Ich sollte fast glauben, daß Du die Wahrheit sprichst," meinte Wulf, „denn es möchte wohl schwer sein, so viel Harmonie

in einem weiblichen Körper vereinigt zu finden. — Und doch war eine, der ich alles das miteinander zugetraut hätte."

Der Tannhäuser gab hierauf keine Antwort, aber er machte hastig einige Striche an einem der weiblichen Köpfe, worauf er zurücktrat und seinen Freund vor das Bild treten ließ.

„Ah!" machte dieser, nachdem er hingeschaut. „Du hast das noch gut im Gedächtniß. Aber thu' mir den Gefallen und lösche diese Aehnlichkeit wieder. Sie thut mir weh. Du würdest sie doch beim fertigen Bilde nicht stehen lassen."

„Darin hast Du recht," entgegnete hastig Tannhäuser. „Du weißt, wie oft ich sie früher gemalt, ja daß ich kein Bild vollendete, auf dem ich nicht ihrer reizenden Züge in irgend etwas gedacht. Aber später war es mir unmöglich, mir solche vor Augen zu bringen; ich habe es ein paar Mal versucht, aber bin jedes Mal vor meinem eigenen Werk erschrocken."

„Male fort, male fort!" sagte still und traurig Wulf. „Du hast recht, wecke ihr Auge nicht auf."

„So glaubst Du auch, daß sie für uns todt und begraben ist?" fragte der Andere mit einem ängstlichen Blick.

„Für mich nicht," erwiderte Wulf, und dabei leuchteten seine Augen so eigenthümlich. „Mir schwebt sie Tag und Nacht vor in herrlicher Klarheit, und ich bin überzeugt, ich sehe sie irgendwo wieder. — O wie ich mich darauf freue!"

Der Tannhäuser machte ein paar leichte Striche an dem Bilde und jede Spur einer Aehnlichkeit mit ihr war verschwunden. „Weiter, weiter!" sagte er nach einer Pause.

„Ja, zum Teufel, was weiter?" lachte der kleine Maler. „Das möchte ich Dich fragen. Apropos, gehen wir zu was Praktischerem über. Wie lange denkst Du noch im Venusberg zu bleiben, schöner Tannhäuser?"

„Ich möchte ihn lieber heut als morgen verlassen."

„Und gehst doch übermorgen noch nicht."

Der Andere nickte mehrmal mit dem Kopfe. „Du hast vielleicht Recht," sagte er, „es hält mich wie mit Ketten und Banden; es ist die süße Gewohnheit dieses Daseins."

„Frau Venus ist eine schöne Frau,
Liebreizend und anmuthreiche;
Wie Sonnenschein und Blumenduft
Ist ihre Stimme, die weiche,"

sagte Wulf. „Nicht wahr, es friert Dich ordentlich, wenn Du denkst, daß Du wieder auf eigenen Füßen stehen mußt? Du bist schon viel zu lange in Capua geblieben."

Der Tannhäuser hatte ruhig fortgemalt, dann trat er einen Schritt zurück, betrachtete, und wie es schien mit Wohlgefallen, sein eigenes Werk und sagte alsdann, wie erhoben durch seine Kunst: „Du irrst Dich, Wulf; ich spiele nur so mit meinem gegenwärtigen Leben. Es ist eine gefährliche Spielerei, aber ich werde die Fesseln, mit welchen sie mich zu halten trachtet, leicht abwerfen können, sobald es mir beliebt. Und gerade, daß ich die Kraft in mir fühle, ein anderes Leben anzufangen, wann ich will, morgen, übermorgen, das läßt mich die Gegenwart fort und fort ertragen, in ihr fortträumen."

„Du irrst Dich selbst," entgegnete der Andere in sehr ernstem Tone. „Du wirst so lange fortträumen bis zu einem erschreckenden Erwachen."

„Sieh mein Bild an," sprach Tannhäuser mit Stolz. „Sage ehrlich, ob es Dir gefällt. Nun gut, ich sehe an Deiner Miene, daß mein Werk über Deinen Erwartungen steht, daß selbst Du zufrieden bist. Nun sage mir, brauche ich, der solche Bilder malt, ich, noch in voller Blüthe der Jugend, ein Erwachen aus meinen Träumen zu fürchten? — Gewiß nicht."

Wulf gab eine Zeit lang keine Antwort, er sah dem Freunde zu, wie er malte, und sagte erst nach einem längeren Still-

schweigen: „Und doch ist es ein Unglück, daß es mit Dir so hat kommen müssen, daß gerade ein Talent, wie Du, so — seltsam in der Welt dastehen muß. Glaube mir, Richard, so lieb es mir wäre, wenn Dein Name mehr genannt würde, so bin ich doch wieder froh, daß es nicht geschieht. Ich habe immer noch eine gewisse Schwachheit für Dich, und es schnitte mir in's Herz, wenn ich zum Beispiel hören müßte: So, das ist der Tannhäuser? — Ah der? — Schade um das große Talent! — Höre mich an. Wie wäre es, wenn Du der Frau Venus ein stilles Valet sagtest? Am Ende wäre ihr auch damit gedient."

„Ich glaube nicht," meinte Tannhäuser, indem er leicht mit dem Kopf schüttelte.

„Versuch' es einmal, bleibe ein paar Tage bei mir. Wer würde Dich hier finden?"

„Pah, und wenn auch!"

„Du trittst ihr offen entgegen; Du sprichst zu ihr: Madame, Alles hat einen Uebergang. So sagte ja auch schon der Fuchs, als man ihm das Fell über die Ohren zog. — Nun, ich will Sie verlassen, ehe die öffentliche Meinung mir völlig etwas Aehnliches thut, wie Reinecke. Leben Sie wohl."

Der Tannhäuser lächelte eigenthümlich, aber es war ein trauriges Lächeln. — „O Wulf! Wulf!" rief er dann nach einer längeren Pause, „hättest Du mich damals in jener Nacht — ich vergesse sie nie, es grollte ein schweres Gewitter am Himmel, — hättest Du mich damals zurückhalten können, dann wäre Alles anders gekommen. Jetzt ist es ja zu spät — o viel zu spät. In den beiden kleinen Häusern," fuhr er mit einem träumerischen Blick fort, der in weite Fernen zu schauen schien, „wohnt Niemand mehr, der uns was angeht. Der Blumengarten ist verwüstet, es wächst jetzt dort nur Unkraut. Und die Lampe unter der Veranda leuchtet nimmer, nimmer, nimmer. — Ist nicht Alles gestorben, verloren, unauffindbar verloren? — Weißt Du, Wulf

ich habe Momente, wo ich anders denke, als ich jetzt spreche. Aber es sind nur kleine Augenblicke. Da sehe ich hinaus auf einen einsamen staubigen Weg, der vor mir dahinläuft und der mich dringend einladet, ihm zu folgen. Und dann treibt mich eine unendliche Sehnsucht fort und meine Phantasie fliegt über Berge und Thäler dahin, rastlos, immer zu, erregt und freudig. Denn in solchen Momenten weiß ich, daß ich finden werde, was ich suche. Aber wie gesagt, nur kurz sind solche Augenblicke; nur zu bald stürze ich aus der schwindelnden Höhe herab und bin alsdann in meiner dumpfen Betäubung so froh, daß mich ein weicher Arm zurückhält."

Wulf war den Worten seines Freundes mit Betrübniß gefolgt; er sah wohl, daß er diesen schwachen Charakter von jeher richtig begriffen, und es war ihm, als müsse er sich Vorwürfe darüber machen, daß er damals nicht gewaltsamer gegen ihn aufgetreten sei.

„Wozu aber diese trüben Gespräche?" rief Tannhäuser mit einer erzwungenen Lustigkeit. „Wir sind ja noch jung, laß uns unsere Jugend genießen. — Und dann hat sie mir doch Fesseln angelegt, die schwer zu zerreißen sind. — Wie sagtest Du vorhin? – Frau Venus ist eine schöne Frau!"

„Ja, ja, so habe ich gesagt, sprach der kleine Maler mit leiser Stimme. „Ich kann die Legende vom Tannhäuser besser auswendig, als Du selber. Da ist noch ein Vers, der kommt unfehlbar hinter drein, und den wirst Du auch noch kennen und begreifen lernen." Und darauf recitirte er:

„Wir haben zu viel gescherzt und gelacht,
Ich sehne mich nach Thränen,
Und statt mit Rosen möcht' ich mein Haupt
Mit spitzigen Dornen krönen."

Vierzehntes Kapitel.

Elise.

Marco war ein nicht minder vortrefflicher Gondolier als sein College Paolo. Und er wußte durch ähnliche Dienstfertigkeiten, nur anderer Art, das Vertrauen seiner Herrin im vollsten Maße zu verdienen. Er wußte nach den ersten acht Tagen schon genau die Stellen, von wo sie dieses oder jenes Bauwerk gern betrachtete, oder die Plätze, wo sie es liebte, auszusteigen, um eine halbe Stunde auf und ab zu promeniren. Auch bemerkte er ganz gut an ihren Mienen, wenn sie trüber Laune war und nichts sehen wollte, als die weite Wasserfläche mit ihren stillen Inseln, die häufig so im Dufte daliegen, daß sie aussehen, wie eine Fata Morgana. Dabei war es zum Erstaunen, wie Marco den andern Tag so genau wußte, wo sein College Paolo den Tag vorher mit seiner Gondel und seinem Herrn gewesen war. Ja nicht nur schien ihm darin nichts verschwiegen zu bleiben, sondern er hatte auch eine außerordentlich schlaue Art, um diese Kenntnißnahme zu verwerthen.

Was mochte wohl der Tannhäuser in jenem kleinen Hause zu schaffen haben, das einem Tiroler gehörte, wohin er sich täglich begab und wo er sich alsdann mehrere Stunden aufzuhalten pflegte? Und daß er von seiner Zeit hier viel verbrachte, das ließ sich nicht leugnen. Auch kehrte er von da meistens heiter gestimmt nach Hause zurück. Wo er gewesen, hatte die Fürstin nie gefragt; sie war überhaupt klug genug, nie Aehnliches zu fragen. Auch hatte ihr der Tannhäuser keine Ursache zum Mißtrauen gegeben; er sprach offen über Alles, was ihm begegnet; er lobt

eine schöne Frau, die er gesehen, oder ein reizendes Mädchen mit nicht minderem Enthusiasmus als ein vortreffliches Bild; er erzählte häufig von dem malerischen Getreibe in den kleinen Kneipen der ärmeren Stadtviertel, die er nicht selten zu besuchen pflegte. Er hatte noch nie von dem Hause des Tirolers gesprochen.

Da die Fürstin aber endlich doch gern wissen mochte, warum er sich so häufig dorthin begebe und so lange dableibe, so hatte sie es sich eines Tages von Monsieur Ferrand erzählen lassen, der es ganz zufällig von Marco erfahren. „Der Herr malen dort nur ein Bild," hatte der alte Diener achselzuckend gesagt, und zwar offenbar mit einem bedauernden Gesichtsausdruck. Er hätte wahrscheinlich lieber etwas Anderes gemeldet.

Die Fürstin aber schien diese Nachricht für nicht ganz so gleichgültig und geringfügig zu halten. Warum malt er auswärts ein Bild? dachte sie. Warum verheimlicht er mir das? Will er sich ein Fundament zu einer neuen Zukunft legen?

Sie schritt eine Zeit lang unruhig und nachdenkend in ihrem Zimmer auf und ab, dann ließ sie Elise zu sich kommen und sprach lange und lebhaft mit ihr. Darin lag nun eigentlich nichts Besonderes, denn das kam häufig vor, wobei die Fürstin auf ihrem Divan lag und das junge Mädchen neben ihr am Boden auf Kissen und Teppiche niederkauern mußte. Sie legte sich dabei mit Schultern und Kopf auf das Ruhebett ihrer Herrin, und dieser machte es Vergnügen, unter dem Plaudern das volle dunkle Haar Elisens aufzulösen, darin herumzuwühlen, es über ihre weißen Schultern und ihre Brust zu zerstreuen, dann ihre warme Hand bald hierhin, bald dorthin zu legen, was das junge Mädchen seltsam erschauern machte. —

Als der Tannhäuser eines Tages zu seinem Freunde kam, — sein Bild war so gut wie fertig — sagte ihm Wulf: „Da war heute Früh ein zudringlicher Kerl da, den ich mit aller Gewalt nicht davon abhalten konnte, Deine Arbeit zu sehen, der sich für

einen Kunsthändler ausgab und der trotz meiner Gegenrede die Thür öffnete und hier herein trat. Ich hätte ihn eigentlich zur Treppe hinab complimentiren sollen."

„Und was wollte er?"

„Nun, was will ein Kunsthändler, der sich ein eben fertig gewordenes Bild betrachtet? — Es kaufen, sobald es ihm gefällt."

„Und es gefiel ihm?" fragte der Tannhäuser mit Interesse.

„Die Frage kannst Du Dir wohl selbst beantworten, denn ich habe Dir wohl schon ein dutzend Mal gesagt, daß Du da ein Werk geliefert hast. Du wirst verstehen, was ich für einen Unterschied mache zwischen einem Bild und einem Werke. Auch habe ich Dir nie unnöthige Komplimente gemacht."

„Das weiß der Himmel! Und der Kunsthändler war Deiner Ansicht?"

„Leider ja. Dieser Kerl wollte und will das Bild kaufen."

„Nun darin sehe ich gerade kein leider, im Falle nämlich, daß er es auch ordentlich bezahlt. Hast Du ihm eine Forderung gestellt?"

„Ja. — Ich verlangte viertausend Gulden."

„In dem Fall," entgegnete lustig der Tannhäuser, „hast Du ihn wirklich auf eine ziemlich feine Art zur Treppe hinab complimentirt. Denn," setzte er mit einem Blick hinzu, dem man ansah, daß er mit Interesse die Antwort seines Freundes erwartete, „bei Deiner verrückten Forderung floh er davon, so schnell er konnte?"

„Nicht so ganz. Allerdings rief er: Corpo di Bacco! dann aber fragte er, ob ich ihm den Kauf bis morgen offen halten wollte."

„Nun?"

„Ich wollte mich auf keine Verbindlichkeiten einlassen; denn — Du siehst mich freilich mit so eigenthümlichem Blicke an, — aber — laß mich ausreden, ich habe, was das Bild anbelangt,

eine andere Idee. Und dann — was ist Dir im gegenwärtigen Augenblicke an viertausend Gulden gelegen! Bagatell für Dich. Und was ich mit dem Bilde will, geschieht rein aus Freundschaft für Deinen Namen."

„Darauf bin ich begierig."

„O es ist sehr einfach, wenn Du aber in dieser Richtung von mir eine große und brillante Rede erwartest, so hast Du Dich unendlich getäuscht. Also kurz und gut, Du überlässest das Bild mir zur freien Verfügung, Du fragst nicht darnach, ob und wann ich es verkaufe; Du erlaubst mir, es zu dem Preise wegzugeben, der mir gut dünkt. Daß ich die dafür zu erhaltenden Gelder gewissenhaft für Dich anlege, versteht sich von selbst. — Ja, lächle nur; Du sitzest freilich bis über die Ohren im Ueberfluß, und ich muß anerkennen, Du bist trotz Deiner goldenen Fesseln in gewisser Beziehung ein freier Mann, — ein Gefangener, dem es deßhalb hinter seinen ruhigen Mauern so gut gefällt und welcher nur aus dem Grunde bleibt, weil er sagen kann: die Thore öffnen sich vor mir, so bald ich es verlange, heute, morgen, übermorgen. — Was können Dir im jetzigen Augenblick viertausend Gulden bedeuten? Leinwand ist wohlfeil, Farben kosten auch nicht viel, und wir haben gesehen, daß es bei Dir keiner langen Zeit gebraucht, um so etwas zu Stande zu bringen, wie es hier auf der Staffelei steht."

„Recht, Du hast Recht," versetzte der Andere, indem er sich gegenüber seinem Bilde an die Mauer lehnte und vor sich niedersah. „Deine Worte sind voll Logik und nebenbei angenehm für mich. Doch bin ich überzeugt, es kommt doch hinter allem dem ein gewichtiges Aber."

„Das will ich meinen, und sogleich," sagte fast lustig der kleine Maler. „Aber es kann auch die Zeit kommen, wo die viertausend Gulden ein nicht zu verachtendes Objekt sind, eine Zeit,

wo Du vielleicht einmal sagen wirst: dieser Wulf ist doch ein gescheuter Kerl gewesen."

„Gewiß, und ein treuer Freund," unterbrach ihn Tannhäuser mit gerührter Stimme, indem er die Rechte des kleinen Malers mit seinen beiden Händen faßte und herzlich schüttelte. „Also die Sache ist abgemacht: Du behältst das Bild, Du machst damit, was Du willst, Du legst es bei Seite —"

„Oder ich stelle es aus."

„Auch das; ganz wie Du willst. Du kannst es behalten, Du kannst es verkaufen, ganz nach Deinem Belieben."

Der kleine Maler hatte, die Worte des Freundes mit Kopfnicken begleitend, auf das Bild geschaut, und als dieser schwieg, wandte er sich um, indem er sagte: „Und das Alles gibst Du mir schriftlich?"

„Du bist ja wie Mephisto; auch was Geschriebenes forderst Du, Pedant?"

„Es ist für alle Fälle gut," entgegnete Wulf, sonderbar mit den Augen zwinkernd, „und da ich Dich von damals her noch als einen guten Kerl kenne, der mit sich reden läßt, so habe ich das Nöthige über unsern schriftlichen Pakt schon aufgesetzt und will es Dir vorlegen."

„In Gottes Namen denn, her damit!"

Wulf hatte aus der Brusttasche seines Rockes ein Papier hervorgeholt, das er behutsam auseinander faltete und es seinem Freunde darreichte. Der Tannhäuser blickte hinein und las alsdann lachend: „Im Monat Juli des Jahres 1856 malte der deutsche Maler Richard Tannhäuser im Atelier des Unterzeichneten ein Bild, vier Fuß hoch, zwei ein halb Fuß breit, zwei Mädchen an einer Brunnenschaale. Ich war bei dieser Arbeit gegenwärtig und kann mit den theuersten Eiden bekräftigen, daß ich zusah, wie besagter Richard Tannhäuser dieses Bild entworfen und gemalt."

Der Lesende schüttelte den Kopf und sagte: „Ja, was soll denn diese Geschichte eigentlich?"

Worauf Wulf zur Antwort gab: „Das sind nur Notizen für mich. Was Dich angeht, folgt darnach."

Der Tannhäuser las weiter: „Das oben bezeichnete und von mir gemalte Bild übergab ich am heutigen Tage dem Maler Friedrich Wulf, indem ich ihm gestatte, mit dem Bilde zu machen, was ihm gut dünkt, so daß er es ausstellen kann, wo und wann er will, und ebenso verkaufen, zu welchem Preis ihm angemessen erscheint."

„Ich muß gestehen," lachte Tannhäuser, nachdem er zu Ende gelesen, „der Schluß dieses Dokumentes ist besser als der Anfang. Gib eine Feder, daß ich mein Handzeichen darunter male. — So," fuhr er fort, nachdem er seine Unterschrift breit und kräftig hingesetzt, „möge es mit dieser Arbeit nach Deinem Gefallen gehen."

„Möge es das!" gab der kleine Maler nach einer Pause zur Antwort, während welcher er sein Papier sorgfältig verwahrte. „Und wenn es also geschieht, so wirst Du später die schönsten Früchte davon ernten."

Er war bei den letzten Worten an seinen Freund hingetreten, hatte dem seine Rechte auf die Schulter gelegt und sprach mit einem eigenthümlich weichen Gesichtsausdrucke: „Als ich, nachdem ich einige Tage hier war, zufällig erfuhr, Du seiest in Venedig, da war mein erster Gedanke, die Stadt sogleich wieder zu verlassen, da es ja möglich sei, Dir zufällig zu begegnen."

„Und das erschien Dir sehr peinlich?"

„Allerdings — sehr peinlich. Aber die winkligen Straßen, dies riesenhafte Labyrinth von Gäßchen und Kanälen beruhigte mich, bis — nun Du weißt besser, wie Du mich aufsuchtest, konntest aber damals nicht sehen, welcher Haß, welche — Verachtung mein Herz durchzuckte, als ich Dich eintreten sah."

„Wulf!“ rief Tannhäuser in ernstem, schmerzlichem Tone und machte zu gleicher Zeit den Versuch, zurückzutreten.

Doch hielt ihn der Andere fest. „Daß ich Dir das jetzt sage, sowie mein Benehmen von der Zeit an gegen Dich, muß Dir ein Beweis sein, daß ich meine Gesinnungen geändert. Und so ist es auch, und ich änderte zwar meine Gesinnungen gegen Dich an dem Tage, wo ich bei den ersten Strichen Deines Bleistiftes sah, daß Dich der Genius der Kunst nicht verlassen. Und da sagte ich mir, so lange der noch schützend die Hand über Dich hält, kannst Du nicht so tief gesunken sein, wie es den Anschein hat.“

„Du sagst mir da herbe Sachen,“ gab Tannhäuser mit einem trüben Lächeln zur Antwort. „Aber ich kenne ja Dein Wesen, ich bin überzeugt, daß Du es gut und redlich mit mir meinst, und ich weiß ja,“ setzte er düster hinzu, „daß Du annähernd ein Recht hast, so mit mir zu sprechen.“

„Schon diese Ansicht ist etwas werth. Aber sage mir, Tannhäuser, hast Du eine Idee davon, wann der Tag kommen wird, wo es Dich drängt, aus dem schwülen Dunstkreis des bewußten Berges, der Deine Sinne umnebelt und gefangen hält, wieder aufzusteigen in die frische fröhliche Natur, aus dem erschlaffenden, betäubenden Dufte hinaus zu uns, die wir im kühlen, duftigen Grase, am Ufer eines frischen, murmelnden Wassers ruhen und aufwärts durch leicht zitternde Blättermassen an den treuen, dunkelblauen Himmel schauen? — Aus dem verführerischen, gedämpften Scheine des einsam brennenden Lichtes hinaus an den goldenen Sonnenschein?“

„Ja, ja, sie kommt!“ versetzte Tannhäuser hastig. „Und bald, bald. Es ist ein Ringen in mir, ein Drang, mich loszureißen, der immer gewaltiger wird und dem ich folgen will und muß — morgen, übermorgen. — Aber glaube mir, Wulf, Du bist befangen, Du urtheilst einseitig. Mein Leben ist kein so wüster Traum, wie Du Dir einbildest, wild wohl, aber frisch und entzückend. Es ist

ein Zauber, gegen den ich schon vergeblich mit aller Kraft angekämpft, den ein Blick aus dunklem Auge, ein Wort aus lieblichem Munde wieder fester um mich knüpft."

„Du mußt ihn zerbrechen, indem Du fliehest."

„Damals wäre das leichter gewesen," fuhr Tannhäuser träumerisch fort. „O hätte ich damals die ganze Gefahr überblickt, damals, als sie noch in der Nähe war! Ich hätte mich zu ihren Füßen geworfen, ihre Kniee umfaßt und gefleht — schütze mich! schütze mich! — Aber dieses schöne Weib," sagte er nach einer Pause, während welcher er die Augen mit der Hand verdeckt hatte, „hält mich fest in zweierlei Gestalt; man kann nicht müde werden, ihr anzugehören, denn sie wechselt ihren Körper unbefangen, sorglos, sie läßt mich scheinbar dahin ziehen, da sie weiß, daß ich um so fester, mit um so glühenderer Lust wieder zu ihr zurückkehren werde. Sie hat ein Doppelleben in sich, ein drei-, ein vierfaches, wenn es ihr gut dünkt; sie bindet mich mit immer stärkeren Banden, da sie meine Ketten scheinbar muthwillig selbst zerreißt." —

„Frau Venus ist eine schöne Frau,
Liebreizend und anmuthreiche,
Wie Sonnenschein und Blumenduft
Ist ihre Stimme, die weiche.

„Wie der Schmetterling flattert um eine Blum',
Am zarten Kelch zu nippen,
So flattert meine Seele stets
Um ihre Rosenlippen,"

sagte der kleine Maler mit leiser Stimme. „Ja, um viele Rosenlippen. — Ja, ich verstehe, wie sie Deine Ketten zerreißt, um Dich dadurch noch fester zu binden.

„Tannhäuser, unglückseliger Mann,
Der Zauber ist nicht zu brechen!

Doch genug davon. Wenn ich auch nicht hoffe auf ein langsames Lösen Deines Verhältnisses, so hoffe ich doch auf die heilige Kunst, welche Dich schirmend umgibt, auf den Genius, der in Dir lebt, und hoffe vor allen Dingen auf irgend ein Ereigniß, welches wie ein Blitzstrahl Deine schwüle Wetternacht durchreißt, Dich aus Deiner Betäubung aufrüttelt und Dich vor gänzlichem Untergange bewahrt. — Ich hatte immer noch gehofft," setzte er hinzu, nachdem er eine Zeit lang dem Freunde in das finstere Angesicht gesehen, „Du würdest vielleicht den Entschluß fassen, Venedig und Alles zu verlassen und mit mir zu ziehen — wohin Du wolltest, meinetwegen sogar nach Rom. Da Du mich aber einen Blick in Dein Inneres thun ließest, so sehe ich wohl, daß es unnöthig aufgewendete Mühe wäre, Dich von hier wegzubringen. Du würdest nachdenkend, träumend folgen, vielleicht bis Mestre, vielleicht sogar bis Padua oder Verona, und dann würdest Du Dich plötzlich losreißen und umkehren. Ist's nicht so?"

Tannhäuser nickte schmerzlich lächelnd mit dem Kopfe.

„Was könnte ich Dir auch versprechen?" fuhr Wulf fort. „Ja, wenn bei den Freunden Alles beim Alten geblieben wäre, wenn ich wüßte, wie Vater und Tochter über uns denken, wenn die beiden kleinen Häuschen, wo wir ein so heiteres, vergnügtes Leben führten, noch unsere Heimat wären, ja dann würde ich Dich mit aller Gewalt der Ueberredung von hier fortzuziehen versuchen und würde Dir immerfort erzählen von der grünen Veranda, die wir nach Tagen oder Wochen wiedersehen würden, von dem Lichtschein, der durch die Blätter blitzt, von ihrem erstaunten und erfreuten Auge. — Das kann ich aber jetzt nicht, und um Dich, mein Freund, mir nachzuziehen, wie ich es thun will und muß, soll ich erst nachsehen, was aus den Freunden geworden. Wenn ich Dir schreibe, daß sie Dich herzlich willkommen heißen, willst Du alsdann meinem Rufe Folge leisten?"

„Ja, ja, ich will, ich will gewiß," entgegnete hastig der

Tannhäuser. „Aber," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „warum sprichst Du wie ein Abschiednehmender?"

„Weil ich es in der That bin, weil es mich von hier forttreibt, weil ich noch mehr von der Welt sehen will und muß."

Der Andere machte einen raschen Gang durch das Zimmer, blieb dann einen Augenblick mit verschränkten Armen vor seinem Bilde stehen und sagte: „Und das packst Du ein und nimmst es mit? — Eigentlich hast Du Recht; Du hast Venedig gesehen, Du hast Deine Studien gemacht, Du bist ein glücklicher freier Mensch, und da Dich nichts mehr hier zurückhält, so schnürst Du Dein Bündel und ziehst davon."

„Ja, ja, frei wie der Vogel in der Luft, wenn auch nicht ganz so zufrieden und glücklich," gab der kleine Maler zur Antwort. Und damit nahm er die beiden Hände des Freundes in die seinigen. „Du gehst also nicht mit mir? — Gut, ich dringe nicht weiter in Dich. Aber sage mir, wo wir uns bestimmt wieder finden, wenn uns das Schicksal nicht früher zusammenführt."

„Das ist nicht so ganz leicht zu bestimmen," sagte der Tannhäuser; „unsere Interessen sind ja leider nicht mehr die gleichen."

„Und treffen doch, hoffe ich, in einem Punkte zusammen, — in der Kunst, Richard."

„Ja, ja, in der Kunst. Gott erhalte mir den Sinn für diese."

„Nun gut, wenn es Dir damit Ernst ist, so wollen wir uns nächsten Herbst in München treffen. Dort ist im Monat September die allgemeine Versammlung deutscher Künstler, wohin es Dich natürlicher Weise auch zieht, und ist doch die Sache selbst ein genügender Vorwand, um Dir Urlaub zu einer Reise zu verschaffen," setzte Wulf mit leichtem Spott hinzu. Er sprach aber dieses Wort gewiß nicht in der Absicht aus, seinen Freund zu kränken, sondern es war seine Art so, sich selbst und Andere aus einer weichen Stimmung, in welche man zu zerfallen dachte, empor zu stacheln.

„Gut, ich komme," sagte Tannhäuser entschlossen, indem er

dem Freunde die Hand darreichte. „Natürlicher Weise vorbehältlich, daß die mächtige Hand über uns nicht ein Anderes gebietet.“

„Versteht sich von selbst,“ erwiederte launig der kleine Maler. „Doch werde ich mich selbst in diesem Falle bemühen, Dir als Geist zu erscheinen.“

„Und nun denn, Friedrich, ohne weitern Abschied.“

„So sei es, Richard, leb' wohl.“ —

Wulf verließ wirklich einige Tage nachher Venedig, ohne seinen Freund nochmals gesehen zu haben, doch ließ er ihm durch den Tirolese einen Brief zustellen, in welchem er schrieb: „Es ist gut, daß ich mit Deinem Bilde das Weite gesucht habe. Jener Kerl, den ich mit meiner von Dir so genannten närrischen Forderung von viertausend Gulden abzuschrecken gedachte, stellte sich noch ein paarmal ein, schien in Deine Arbeit völlig vernarrt und bot mir bis zu sechstausend Gulden. Wohlfeiler werde ich nun auch später Deine Arbeit nicht hergeben, und Du siehst nun, welch' immenses Kapital Du immer noch zu erwarten hast, wenn Du auch mit all' Deinen jetzigen Glücksgütern Schiffbruch leiden solltest. Denke an Raimunds wunderbares Märchen, Du selbst ein Verschwender, und nimm mich für jenen zudringlichen Bettler, der Dir einstens wieder erscheinen wird, hoffentlich aber nicht auf den Trümmern Deines Lebens. Addio!“

Nur ein einziges Mal hatte die Fürstin angespielt auf die Zusammenkünfte im Hause des Tirolese und zwar mit lächelndem Munde und dabei scherzend gesagt: „Bei alle dem, Richard, war es Unrecht von Dir, daß Du mir das Bild nicht zeigtest, welches Du dort gemalt, daß Du es mir verheimlicht hast, Deiner treuesten und aufrichtigsten Verehrerin. Es soll sehr schön geworden sein. Wo hast Du es gelassen?“

„Ich gab es meinem Freunde, jenem kleinen Maler, dessen Du Dich wohl noch erinnerst aus meinem Atelier.“

„Ah, der damals das komische Affenbild malte! O ich vergesse nicht das Geringste aus jener Zeit.“

„Ich mußte einmal ein Bild malen, um es unter meine deutschen Freunde zu bringen. Habe ich doch genug Arbeiten in's Ausland verkauft zu hohen Preisen, bin von meinen Käufern höchlich belobt worden, ohne daß es mir aber gelungen wäre, meinen Namen bekannt zu machen. Das fängt an mich zu drücken.“

„Und weßhalb?“ fragte die Fürstin leichthin. „Schätzt doch Jeder Deine Bilder, der sie sieht, und bist Du auch um Abnehmer nie verlegen gewesen.“

„Allerdings, wenn das das Endziel aller Wünsche eines Künstlers ist, so könnte ich mich zufrieden geben. Aber hast Du keine Idee davon, wie Großes, wie Erhabenes, wie Glücklichmachendes darin liegt, sich einen Namen zu machen, einen gefeierten Namen, bei dessen Nennung man sagt: Ach ja, er, sollten wir ihn nicht kennen? — Ich kenne kein Glück des Lebens,“ setzte er verdüstert hinzu, „keines — keines, keine Freude des Daseins, die je ein solches Gefühl des Gekannt- und Geehrtseins aufwiegen könnten. — Aber ich scheine davon noch weit entfernt zu sein.“

„Und doch werden auch darin Deine Wünsche noch befriedigt werden.“

„Ich hoffe es,“ versetzte Tannhäuser kurz und heftig, „denn sonst möchte ich nimmer leben.“

Die Fürstin brach das Gespräch ab, sie blickte vor sich nieder, sie schien über etwas nachzusinnen, sie lächelte eigenthümlich, dann sagte sie mit einem Male: „Ich habe gestern ein Schreiben von Portinsky erhalten.“

„So,“ machte der Maler in gleichgültigem Tone.

„Er schreibt mir von Rom. Immer noch derselbe Phantast, der alte Mann mit dem viel zu heißen Herzen.“

„Er schreibt von Rom?“ sagte Tannhäuser, mit einemmale aufmerksam geworden. „Was macht er da?“

„Was er dort macht? — Eines Theils was alle Besucher thun, die nach Rom kommen: Merkwürdigkeiten alter und neuer Zeit anschauen, Kirchen und Museen besuchen. Andern Theils aber — es ist eigentlich zu lächerlich!“

„Nun?“

„Hatte er bis Rom die Spur jener jungen Italienerin verfolgt — Du erinnerst Dich gewiß ihrer? — diese Spur aber in der großen Stadt verloren.“

Der Tannhäuser athmete sichtlich auf.

„Jetzt aber schreibt er, er habe sie wieder gefunden — die Spur und dann das Mädchen selbst, er ist entzückter über sie als je, er sagt mir, der Name, den ihr Vater und sie in Deutschland geführt, sei nur ein angenommener gewesen, sie wäre von einer guten, alten Familie, und zwischen den Zeilen seines Schreibens lese ich, daß er, der alte Fünfziger, toll genug sein wird, dem jungen Mädchen seine Hand anzubieten. Ist das nicht förmlich ridicul? — Wenn ich mir denke, daß mir eines Tages der Graf und die Gräfin Portinsky gemeldet werden!“

Wir sind im Stande, über ein kleines Leid, das uns betrifft, über eine Nachricht, die uns verletzt, außer uns zu gerathen, uns in heftigen Reden über das Für und Wider auszulassen, uns in einen völlig fieberhaften Zustand zu versetzen, der den Ausgangspunkt unseres Kummers vollkommen verrückt, der uns exaltirt, weil er uns zu Folgerungen veranlaßt, wie eins sich immer trauriger, immer schmerzender aus dem Andern entwickeln könnte. — Und dagegen sind wir wieder im Stande, ein tiefes Leid, das plötzlich über uns hereinbricht, das wir auf einmal in ganzer, entsetzlicher Gestalt vor uns stehen sehen, mit einer stoischen Ruhe, mit einer an Gleichgültigkeit grenzenden Kälte aufzunehmen.

So ging es dem Tannhäuser; so erschien er wenigstens äußerlich; seine Lippen hatten freilich ein wenig gezuckt, als die Fürstin fast spottend den Namen der Gräfin Portinsky genannt. Er hatte darauf die Zähne fest aufeinander gepreßt, er hatte den furchtbaren Schlag mit einemmale erhalten, unvorbereitet, er hatte ihn ausgehalten, er fühlte sich nur eine Secunde von ihm niedergedrückt und konnte darauf ruhig lächeln und die Antwort geben: „das wäre allerdings außerordentlich komisch.“

Als er dann einige Zeit darauf aus dem Zimmer ging, sah er allerdings ein wenig bleich aus, doch sagte er im Weggehen ein paar Worte mit solcher Ruhe, daß ihm die Fürstin erstaunt nachblickte. Wie es aber in seinem Innern aussah, davon hätte die kleine Gondel erzählen können, in welche er sich hinein warf, deren Vorhänge er zusammenzog und die nun mit ihm, einem starr vor sich Hinbrütenden, durch unbesuchte öde Canäle fuhr. Paolo versuchte es mehrere Male, zu seinem Herrn hineinzuschauen, und wenn ihm das nicht gelingen wollte, so setzte er kopfschüttelnd seine Fahrt fort. Endlich aber, als es schon Abend wurde und der drinnen immer noch kein Zeichen zur Rückkehr nach Hause oder zum Anhalten gab, ließ der Gondolier nicht ohne Absicht sein leichtes Fahrzeug etwas stark an irgend eine Treppe anstoßen, in deren Nähe sie sich gerade befanden, schritt auf den Rand nach vornen und bat um Befehle.

Der junge Maler lag noch immer ausgestreckt in den Kissen, den Kopf auf die Hand gestützt, so daß sich seine Finger tief in sein volles blondes Haar vergruben, und selbst das heftige Anstoßen der Gondel war nicht im Stande gewesen, ihn aus seinen schmerzlichen Träumereien zu erwecken. Wie hatte er sich in diesen langen Stunden selbst gequält, wie hatte er die Vergangenheit in ihren kleinsten Einzelnheiten nochmals durchlebt, wie hatte er sich die Zukunft vor Augen geführt, seine und ihre, wie hatte er sein Herz zerfleischt mit tausend Nadelstichen, mit tausend sein zuge-

spitzten glühenden Gedanken, mit denen er in einem wollüstigen Schmerze sein Inneres zerriß! — Jetzt richtete er sich empor, er strich sein Haar aus der Stirn, richtete sich in die Höhe und befahl Paolo, nach Hause zu rudern.

Dort angekommen stieg er langsam die Treppen hinauf und hörte es kaum, als ihm der Portier meldete, die gnädige Frau sei vor einer halben Stunde ausgefahren. Er nickte mechanisch mit dem Kopfe, und als er oben in das weite Vestibul trat, that ihm die Stille und Dunkelheit, welche hier herrschte, so wohl, daß er sich gerne niedergelassen hätte, doch hatte ihm Monsieur Ferrand bereits nach seiner Gewohnheit mit einer tiefen Verbeugung die Thüre zum Salon geöffnet, weßhalb er dort eintrat.

Es war am Abend für ein glückliches Herz hier immer unbeschreiblich schön; die hohen Bogenfenster standen weit offen und ließen die kühlere Meerluft hereinstreichen; dort über der Giudecca war der Himmel glänzend goldig angestrahlt, und die Formen der mächtigen Kirche von Santa Maria della Salute, sowie weiter links die Kuppel von San Giorgio Maggiore standen dunkel und in noch imposanteren Formen auf dem leuchtenden Abendhimmel. Auf die Canäle senkte sich schon die Nacht herab, und die gegenüberliegenden Paläste des Canal grande erschienen schon in ihren Einzelnheiten unkenntlich; überall sah man Fenster geöffnet; hier und dort hörte man die leisen melancholischen Klänge einer italienischen Volksweise oder ein Bruchstück aus irgend einer beliebten Opernarie, und in der dunklen Häuserreihe blitzten jetzt häufig Lichter auf. Dazwischen war es rings umher so still, daß man deutlich jeden Schlag des Ruders hörte, wenn eine Gondel unten vorüberfuhr, ebenso das Lachen und Plaudern der darin Sitzenden sowie den noch so leise angeschlagenen Ton einer Mandoline, der sich auch zuweilen vernehmen ließ.

Der Tannhäuser lehnte an der Einfassung des Fensters, er hatte die Stirne an den kalten Stein gedrückt, und dieses s

sanfte, allmälige stillzufriedene Einschlummern der großen Stadt, das sonst wohl im Stande gewesen war, eine ernste Ruhe über sein Herz zu verbreiten, preßte ihm heute beinahe Thränen des tiefsten Schmerzes aus. Namentlich durchzuckte es ihn wild, wenn irgendwo wieder zwischen dem Grün einer Veranda oder eines Balkons ein Licht aufblitzte, und dann zog er den Athem kurz und heftig an sich, daß es klang wie ein leichter Aufschrei, wie ein unterdrücktes Schluchzen. O hätte er nur eine Menschenseele gewußt, der er sich hätte mittheilen können, ein freundliches Herz, in das er seinen tiefen Kummer hätte niederlegen können! —

„Jo ti voglio ben assai,
Ma tu non pens' a me!"

klang es mit einemmale aus dem Nebenzimmer halb gesungen, halb gesprochen. — Er kannte die Stimme wohl und auch die Worte. Es war der Refrain eines Liedes, das er von den Gondolieren unzähligemal gehört, das er nie beachtet, das aber jetzt dicht in seiner Nähe so innig, so leise und fast flüsternd vorgetragen, in seiner gegenwärtigen Stimmung eine unbeschreibliche Wirkung auf ihn hervorbrachte. Es riß ihn aus seinen Träumereien, es trieb ihn an die Thüre des andern Gemachs, und als er dort die schwere Portiere aufhob, hätte er im Halbdunkel, welches in dem Zimmer herrschte, kaum die Gestalt Elisens unterscheiden können, die auf dem Divan der Fürstin ruhte und sich bei seinem Eintritte rasch erhob, wenn ihm nicht eine vor dem Hause plötzlich aufflackernde Gasflamme zu Hülfe gekommen wäre, welche das Gemach mit einem sanften, unbeschreiblich wohlthuenden Lichte erfüllte.

„Bleibe, bleibe!" sagte er hastig, wobei er sich dem jungen Mädchen näherte und sich an ihrer Seite niederließ. „Sing' Dein Lied nochmals, oder nur den Refrain desselben; er klingt so mild so beruhigend; er tönt wie eine Klage, die wir gern beantworte

möchten, indem wir ihr, welche sie singt, zu Füßen stürzen und ihr sagen: Nein, nein, Du thust mir Unrecht, ich denke an Dich nicht täglich, nicht stündlich, sondern bei jedem Athemzuge. Denn an Dich zu denken ist mir ebenso Bedürfniß als die Luft einzuathmen. — O Elise," unterbrach er sich, während er ihre Hand ergriff, „laß mich zu Dir reden, laß mich Dir etwas von meiner Vergangenheit erzählen, laß mich Dir erklären, wie sehr der Refrain Deines Liedes auf mich paßt:

„Ich liebte sie von Herzen,
Doch sie denkt nimmer mein!"

O bleibe ruhig, laß mich mein Gesicht etwas zu Dir niederbeugen, daß ich leise flüsternd mit Dir sprechen kann. — So — laß Deine Hand an meiner heißen Schläfe liegen, Deine Finger sind so kühl, sie werden mein Blut besänftigen."

„O nein, nein!"

„Nun laß mich Dir erzählen," fuhr er mit leiser Stimme fort, „gewähre mir die Seligkeit, meine wilden Gedanken in Deine ruhige kindliche Seele niederzulegen. — Du wirst mich verstehen."

„O nein, nein, ich darf und soll das nicht verstehen."

„Und möchtest doch, Elise. — O höre mich!"

Und dann erzählte er ihr mit hastigen Worten und erregter Stimme von seinem früheren Leben und von ihr, von dem kleinen Häuschen, wo er gewohnt, von der Veranda und von ihr; von den wunderbaren Sommer-Abenden, von dem Lichte zwischen dem Grün der Blätter und von ihr, immer wieder von ihr. Und dabei malte er so glühend und heiß, wie er sie geliebt, und wie ihre Blicke auch ihm gesagt, daß er ihr nicht gleichgültig sei, wie diese Blicke zu ihm gesprochen hätten, ihn mächtig angezogen, und wie er oftmals, aber nur in seinen Träumereien, ihr zu Füßen gestürzt sei, — so, so, sie wild und verlangend in seine Arme gerissen. —

Ja, wild und verlangend, — unwiderstehlich — glühend. — Elise! — Elise! —

Während er dem jungen Mädchen so erzählte, trat der eigenthümliche Ausdruck der Ueberraschung auf ihrem Gesichte immer stärker hervor, wobei ihr Auge flammte und sich ihre Lippen zuckend öffneten. Doch als dieser Ausdruck den höchsten Grad erreicht hatte, verschwand er ebenso plötzlich wieder und machte dem Zuge eines Leides Platz, der sich nun wie eine Art Ermattung auf ihrem Gesichte lagerte, — als er nun mit ruhiger, obgleich bewegter Stimme weiter erzählte von jenen Tagen, wie das Schicksal sie von einander gerissen und wie er nichts mehr von ihr gehört, bis ihn heute jene Nachricht, welche ihm die Fürstin mitgetheilt, wie ein Donnerschlag getroffen.

Wie hatte er in seinen selbstquälerischen Träumereien heute Nachmittag diese Nachricht von allen Seiten betrachtet, das Für und Wider überlegt, um am Ende immer und immer wieder zu dem furchtbaren Resultate zu gelangen, das in den wenigen Worten der Fürstin lag: „so können wir es denn erleben, daß sich eines Tags der Graf und die Gräfin Portinsky bei uns melden lassen." — Sie, die blühende Franceska, die Frau jenes ihm verhaßten alten hinfälligen Mannes! Dieser Gedanke brachte ihn immer und immer wieder zur Verzweiflung. Und lag eine Unmöglichkeit darin? Gewiß nicht. Hatte er vielleicht ein Recht, irgend eine Rücksicht von dem jungen Mädchen zu verlangen, dessen Herz er so tief gekränkt, die er so muthwillig, so leichtsinnig verlassen?

So mußte es denn sein, und so mußte es sich erfüllen, worüber er schon früher in finsteren Augenblicken gegrübelt, das er aber lachend, auf ein unverdientes Glück bauend, weggescheucht. Und nicht nur der an sich schon furchtbare Schmerz über die Gewißheit ihres Verlustes war es, was sein Herz zerrissen, nein, die lichte Gestalt des jungen und reinen Mädchens hatte ihm immer vorgeschwebt wie ein verkörpertes Bild seiner eigenen Zukunft, zu

welcher er vielleicht immer noch im Stande sei, sich durch Arbeit, durch Noth und Trübsal hindurch zu ringen. Sie war ihm in schönen Träumen erschienen, wie ein heiliger Altar, vor dem er nicht im Staube niederknien werde, auf ihn das Bekenntniß seiner Fehler, seiner Sünden, seiner Buße niederlegen, von dem herab er auf ein verzeihendes Wort hoffte. — Jetzt war alles vor ihm dunkel und mächtig umzogen; ihm schien kein Tag mehr dämmern zu sollen, er sah keine rettende Hand mehr, die sich ihm darbot, um ihn hinauszuführen aus dem schwülen Dunstkreis des Zauberberges, er sah in diesem Augenblicke kein liebes Bild mehr, das seine Sinne stärkte, die umnebelt und gefangen waren, kein süßes Lächeln, das ihn emporzog in die frische, fröhliche Natur, um dort anbetend und bereuend niederzusinken. —

Selbst das heilige Gebilde der Kunst, das ihn so oft getröstet, das ihn so oft mit neuen Hoffnungen belebt, schien jetzt fernab von ihm zu schweben mit verhülltem Angesichte.

Fünfzehntes Kapitel.

Auf der Ausstellung.

Es ist etwas Eigenthümliches um so eine große Kunstausstellung, da in einem Raume beisammen zu finden, was größere und kleinere Meister innerhalb hundert Jahren auf verschiedenen Punkten der deutschen Erde gemalt und von dem sie nicht gedacht, daß es sich, mit all' den andern vereinigt, eines Tags im Glaspalast zu München zusammenfinden würde. Dabei kann man sich wohl vorstellen, daß es vielleicht den wenigsten der Künstler angenehm gewesen wäre, wenn man ihnen bei Schaffung ihrer Werke

gesagt hätte, daß diese nach so und so viel Jahren von der stillen Wand, wo sie so lange Zeit behaglich geruht und geschlummert, nun auf einmal wieder in die Oeffentlichkeit treten sollten, eine neue Jugendzeit durchmachen, sich damals anstaunen zu lassen, als sie noch in frischen Farben auf der Staffelei ihres Erzeugers standen, und der Herr A. die Madame B., Madame B. den Herrn C. und der Herr C. den Herrn Baron mit seiner Familie dem sich tief verneigenden Maler vorstellten, welche alle gekommen waren, um das reizende Bild, von dem man so viel Wunderbares gehört, anzustaunen und zu sagen, was sie in der letzten Kunstkritik darüber gelesen.

Ja, daß es so einem jungen Bilde Vergnügen macht, von allen Seiten betrachtet und bewundert zu werden, das kann man sich schon denken, aber ebenso natürlich und begreiflich ist es auch, daß sich ein altes Gemälde, welches viele Jahre in gemüthlicher Ruhe die Zierde irgend eines stillen Gemaches gewesen ist, dort meistens nur bekannte Gesichter gesehen, nun auf einmal ausgestellt wird den Blicken Tausender ganz wildfremder Menschen, nun sehr unbehaglich fühlt, verdrießlich, dunkel und finster dreinschaut.

Für den Besucher haben diese Kunstabfütterungen en gros auch etwas Beengendes, Unbehagliches, Uebersättigendes. Wenn man eintritt, so ist es, als käme man in einen großen Salon, wo man unter einer Anzahl fremder Leute ein paar bekannte Gesichter findet, zu denen wir uns auch mächtig hingezogen fühlen, das andere Gewühl scheu von der Seite betrachten und so viel kostbare Zeit verlieren. Erst nach und nach sind wir im Stande, die genaue Bekanntschaft all' dieser renommirten Herrschaften zu machen, und da wir doch für jeden etwas Geistreiches wenigstens denken müssen, so fühlen wir uns in kurzer Zeit körperlich und geistig ermüdet. Am Ende blicken wir seufzend auf die enorme Enfilade von Zimmern, die wir noch durchwandern müssen, und fühlen dabei mit tiefer Betrübniß, daß wir künstlerisch schon so gesättigt

sind, daß nur eine ganz pikante Speise im Stande ist, uns ein klein wenig aufzuregen.

Und so ist es dem gewöhnlichen Strom von Besuchern großer Gemäldegallerien tagtäglich zu Muth, Leuten, die aus Pflichtgefühl ihr Abonnement ausnützen, die alles gesehen haben wollen, um darüber sprechen zu können, oder der Schaar jener Unglücklichen, die über das, was sie erschaut oder nicht erschaut, ein kunstrichterliches Urtheil schriftlich abzugeben genöthigt sind.

Da wir nun aber einmal da sind, unser Eintrittsgeld bezahlt und unsern Stock in Verwahrung gegeben haben, so schlagen wir seufzend den Katalog auf und fangen gleich rechts an der Thür an: Nr. 440. Die Erstürmung Erfurts durch die Türken oder so etwas. — Wenn es nur ein Mittel gäbe, um unsere Gedanken von all' den wunderbaren und schönen Bildern abzubringen! Unsere armen Augen ausruhen zu lassen von dem wilden Durcheinander all' der Farben, all' der verschiedenartig gemalten Physiognomieen, all' der Wasserfälle und Waldeinsamkeiten, all' der Kühe und Esel, all' der goldenen Rahmen! Und doch giebt es ein Mittel, dies zu bewerkstelligen, und dazu in gewisser Beziehung noch ein nutzbringendes. Dort vor dem großen Gemälde steht ein Sopha, das immer besetzt ist von Zuschauern. Setzen wir uns dahin, nehmen eine aufmerksame Haltung an, schlagen ein Bein über das andere, die Arme ebenfalls und starren mit etwas gesenktem Kopfe und vorgeschobener Unterlippe inbrünstig auf das Gemälde. Man wird uns, den Kunst-Enthusiasten, belächeln, aber unser Zweck ist erreicht: man hat unsere Ohren vergessen, wir sind eine Art Leimruthe, an der alle möglichen Gespräche unbemerkt hängen bleiben.

Da treten Zwei dicht auf uns zu, er stützt sich auf das Sopha, auf dem wir sitzen, sie lehnt sich an ihn, und Beide schauen nicht nach unserem Bilde, sondern nach einer daneben hängenden beliebigen Waldnymphe, welche vorsichtig die Zweige

der Büsche auseinander zieht und die Spitze ihres Fußes in ein klares Wasser taucht.

„Ich kann von dem Bilde nicht wegkommen," sagt er, „und wenn ich ein reicher Mann wäre, würde ich es kaufen."

„Ach geh doch!" gibt sie kaum vernehmlich zur Antwort.

„Wahrhaftig, sei doch nicht so kindisch. — Ich sage Dir, das ist eine Aehnlichkeit, die ganz wunderbar ist; man könnte glauben, Du habest dem Maler zum Modell gesessen."

„Ah! das bitte ich mir aus!"

„Es ist aber doch so; dein Gesicht, die Haltung deines Kopfes — wunderbar ähnlich. Und alles — alles!"

Sie treten hinweg, und es ist uns nicht zu verdenken, daß wir den Kopf herumwenden, um dem wirklich hübschen Mädchen nachzusehen, das in allem der Nymphe da oben so ähnlich sieht.

„Weißt Du," spricht eine tiefe Baßstimme neben uns, „das Urtheil eines Kunstverständigen thut nie weh; aber wenn ein solcher Vandal, wie jener Kerl, vor meiner Landschaft steht und zwei Schritte von mir von spinatgrünen Bergen spricht, wozu die Sonne in ihrem Eiergelb vollkommen passe, da könnte man rasend werden und sollte es verschwören, je wieder für die deutsche Nation zu arbeiten. Diese weichen, duftigen Abendtöne spinatfarbig zu nennen. Es ist zum Aufhängen."

Das Letztere würde der Sprecher mit Leichtigkeit haben erreichen können, denn die strickartige Binde um den nackten Hals hätte man nur in irgend einen Haken einzuhängen gebraucht. Im Uebrigen sieht der Träger derselben in seinem Anzug etwas abgeschabt aus, hat ein finsteres, eingefallenes Gesicht, trägt sehr langes Haar und hält einen kuhbraunen Calabreser zusammengedrückt unter dem linken Arm. Er und der Andere, mit dem er spricht, thun übrigens nur so, als betrachten sie das Bild, vor dem wir sitzen, oder die bewußte Nymphe; in Wirklichkeit schauen sie immer dahin, wo die Landschaft mit den spinatfarbenen Bergen

hängt, und wenn von all' den vielen Menschen, die dort vorüber gehen, nur ein Einziger einen Augenblick vor der eiergelben Sonne stehen bleibt, so zieht der mit dem langen Haar die Brauen hoch empor. Aber es beißt selten Einer an auf das saftige Grün, und endlich ist auch der unglückliche Urheber jenes bekannten Bildes verschwunden.

In einer Kunstausstellung sind am unerträglichsten die großen Gesellschaften beiderlei Geschlechter, die sich zusammengethan haben, um gemeinsam zu genießen, und die sich das Wort gaben, ihren Mitleidenden keine Nasen- oder Bajonnetspitze, keinen Sonnenstrahl und keinen Wasserfall zu schenken. Sie rauschen wie eine Heerde um die nächste Ecke heran, verstellen gleich eine ganze Wand und stören durch ihre lebhaften Bewegungen, durch ihre ewigen Ausrufe das bischen Ruhe, welches eben eingetreten, nachdem uns der unzufriedene Maler verlassen.

„Siehst Du? — Nein dies. — Aber da. — Hier das ist schön. — Wo? — Hier. — Hat Aehnlichkeit mit 620. — Ah, von Krautmaier! — Siehst Du Krautmaier? — Von dem Krautmaier? Das ist also der Krautmaier? — Der junge Krautmaier? — Nein, der alte Krautmaier. Krautmaier Du und der Teufel, das ist nicht zu ertragen. — Der die Großmutter malte, als sie schon gestorben war."

Brrrr! Es nützt nichts, wenn man auf wirklich auffallende Art in die Hände klopft, sie fliegen nicht in die Höhe, sie drehen höchstens ihre langen Hälse herum, schauen Dich naserümpfend an, und ein Kecker unter ihnen, der sich ein Ansehen geben will, sagt vielleicht in wegwerfendem Tone: „Es ist in der That ungeheuer genant, daß diese Ausstellung so alle Tage für jedermann zugänglich ist. Man sollte doch wenigstens ein- oder zweimal in der Woche unter sich sein können!" —

Endlich flattern sie davon, sie rauschen um die nächste Ecke, und wir sehen deutlich, wo sie eingefallen sind, denn dort haben

sie ein paar ernste Beschauer verscheucht, die sich gesenkten Hauptes entfernen.

„Sie werden mir zugeben, Herr Professor,“ sagte eine feine, etwas heisere, aber erregte Stimme, „daß Schlachtenbilder zu malen an und für sich ein Unsinn ist. Was soll die Kunst? Erheitern und erfreuen. Und ist ein Bild, wo der Pulverdampf die Luft verdunkelt, wo Leichen und Sterbende dutzendweise in den schauerlichsten Verrenkungen umherliegen, im Stande, uns zu erfreuen, zu erheitern? — Gewiß nicht. Sehen Sie dort den Ueberfall bei Hochkirch. Da stehen sie nun schaarenweise davor und thun, als ob sie entzückt wären.“

„Es ist auch ein schönes Bild, Herr Professor.“

„Allerdings, Herr Professor. Aber wenn man nun einmal nicht anders kann als Schlachten malen, so soll man sie wenigstens im hellen Sonnenschein darstellen. Mich indignirt dieses Bild, so oft ich es sehe.“

„Weßhalb, Herr College?“

„Weil der Maler mir eine der besten Ideen weggenommen, Herr College. Kennen Sie meine Bauernburschen, die mit einer Fackel etwas erheitert von einer Kirmeß heimkehren? — Müssen Sie nicht gestehen, daß sich dieser sogenannte Ueberfall bei Hochkirch in den Hauptmomenten ganz an meine Arbeit lehnt?“

„Ich könnte doch eigentlich nicht sagen, Herr College.“

„In der That? Nicht, Herr College? Ist auf meinem Bilde nicht dasselbe hügelige Terrain, Dunkelheit, Fackellicht, die querfeldein wild anstürmenden Bauernburschen und der Gensdarm, der ihnen auf meinem Bilde so unverhofft in den Weg tritt?“

„Ja, ja, von diesem Gesichtspunkte aus, Herr Professor!“

„O es gibt gar keinen andern Gesichtspunkt, Herr Professor. — Aber so geht es Unsereinem. Nicht nur, daß die kaum herangewachsenen jungen Leute ein paar Ellen Leinwand mit Farben bekleckst ein Bild zu nennen belieben, so gehen sie auch her, nehmen

uns die besten Motive, und so Einer macht aus den bekannten nächtlich herumstreifenden Bauernburschen des Professor Hagelwetter einen Ueberfall bei Hochkirch. Ist es nicht rein zum Davonlaufen?"

„Ein vortrefflicher Esel!" sagen wir halblaut und versenken unsere Blicke in das Portrait des gemüthlichen Langohrs, dessen Rücken Gemüsekörbe trägt und an dessen dickem Kopfe die Ohren so lebendig und sprechend sind. Sagt uns nicht das eine etwas gesenkte, daß es ein heißer Sommertag ist, und erzählt nicht das andere stramm emporgerichtete von dem Ueberfall bei — nein, nein, wir wollten sagen von dem Ueberfall einer stechenden Fliege. — Es ist in der That ein vortrefflicher alter Esel. Und es gibt noch viele dergleichen in der Welt.

„Erlauben Sie, mein Herr!" möchten wir mit einer gelinden Entrüstung ausrufen und rücken dabei etwas heftig auf die Seite, denn ein eben Angekommener läßt sich so stark in die Kissen des Sophas hineinfallen, daß es uns förmlich aus unsern Betrachtungen und unserem Sitze emporschnellt.

„Ich bitte Sie sehr um Verzeihung," sagte der Fremde, „in der That recht sehr um Verzeihung." Und dabei erhebt er sich artig wieder, macht uns eine Verbeugung und setzt sich dann abermals hin, jetzt auf so sanfte und ruhige Art, daß wir den Ueberfall von vorhin verzeihen. Wir haben unsern Katalog in die Höhe genommen, wir erwidern die uns gemachte Verbeugung und schauen dabei über das Buch hinweg unsern Nachbar von der Seite an.

Es ist ein junger und sehr hübscher Mann, einfach, aber äußerst elegant gekleidet. Er trägt einen hellen Sommeranzug und blättert mit seinen silbergrauen Glacéhandschuhen etwas hastig in dem Katalog hin und her, athmet zuweilen tief auf, zuckt unruhig mit den Schultern und gibt auch sonst wohl Zeichen einer ziemlichen Aufgeregtheit. So hat er seinen feinen Panamahut

neben sich hingeworfen, fährt sich ein paar Mal hastig durch das hellblonde Haar und sucht dann auf's neue und auffallend emsig in dem Katalog. Er mag am Ende der Zwanzigen sein, so schätzen wir ihn, und muß am Anfange dieses schönen Abschnittes im menschlichen Alter auffallend schön gewesen sein. Man sieht davon noch die deutlichen und angenehmen Spuren; den frischen, rosigen Teint, die schönen Augen, das volle krause Haar, den feinen Mund. Doch sind das, wie schon gesagt, nur noch Spuren, die vielleicht durch das Leben oder durch Schicksale, oder wer weiß durch was für ein scharfes Auge, wie wir es besitzen, aus jenem wohlthuenden Zusammenhange, aus ihrer vollkommenen Symmetrie gerissen erscheinen. Die so angenehmen und schönen Verhältnisse des Kopfes sind gestört durch einen müden Flug um die Augen, durch einzelne tiefe und scharfe Linien um Nase und Mund, durch ein unruhiges Zucken der Lippen, durch ein düsteres Feuer in den sonst so schönen Blicken. Auf der rechten Wange zeigt sich eine rothe Narbe, welche vom Ohr bis fast zum Mundwinkel geht.

Der Fremde blätterte immer noch hastig in seinem Katalog und wandte sich endlich an uns mit der Bemerkung, die er durch ein scheinbar gleichgültiges Lächeln begleitete: „Es ist eigenthümlich, wie schwer es ist, hier einen einzelnen Namen herauszufinden."

„Es bedarf allerdings einer Kenntniß des Buchs," geben wir ihm zur Antwort.

„Ich möchte mir die Bemerkung erlauben," versetzt er, immer noch im Verzeichnisse blätternd, „daß es ohne die allergenaueste Bekanntschaft mit diesem Katalog eine reine Unmöglichkeit ist. Ich will ihm das durchaus nicht zum Vorwurf machen, denn für die Zwecke des größten Theils der gewöhnlichen Besucher ist alles geordnet zusammengestellt."

Da ich nun, wie der geneigte Leser schon Eingangs dieses Kapitels zur Genüge erfahren haben wird, eifriger Besucher der

allgemeinen deutschen Kunstausstellung war und das ganze Arrangement der Bilder vollkommen auswendig wußte, so verstand es sich von selbst und gebot es mir auch die Höflichkeit, dem Unbekannten meine Dienste anzubieten. Nebenbei flößte er mir auch ein reges Interesse ein, und es war mir angenehm, vielleicht mit ihm auf ein lebhaftes Gespräch eingehen zu können. „Wenn Sie mir," sagte ich deßhalb, „das, was Sie suchen, näher bezeichnen wollen, so wäre ich vielleicht im Stande, Ihnen Auskunft zu geben."

Er sah mich mit einem forschenden Blicke an; ich glaube zum ersten Mal, seit er sich neben mich gesetzt, dann verbeugte er sich ein wenig und gab mit einem sonderbaren Lächeln zur Antwort: „Ich bin Ihnen für Ihr freundliches Anerbieten sehr dankbar. Aber Sie verstehen mich vielleicht, wenn ich Ihnen sage, daß man sich oft scheut, durch eine einzige Frage, die uns ein Anderer leicht beantwortet, eine traurige Gewißheit zu erlangen, der wir durch langsames Nachforschen wenigstens noch für eine Zeit lang entgehen. — Doch," setzte er rasch hinzu, als er sah, wie ich mich mit einer leichten Bewegung zurückzog, „ich bin Ihnen herzlich dankbar für Ihr Anerbieten und werde mir erlauben, sogleich davon Gebrauch zu machen, wenn Sie nämlich so gut sein wollen, Ihr Versprechen nicht zurückzuziehen."

Das sagte er in einem verbindlichen, obwohl etwas traurigen Tone, wobei mir sein ganzes Wesen als ein ängstliches, aufgeregtes erschien. Seine Lippen zuckten häufig, er athmete tief und schwer und dabei glitten seine Finger mit einer krampfhaften Hast durch die Blätter des Buches. Endlich ließ er seine Hände mit dem Katalog auf die Knie niedersinken und sagte mit einer ungezwungenen Heiterkeit: „Jetzt, mein Herr, werde ich mich an Ihre Gefälligkeit wenden und bin Ihnen im Voraus dafür dankbar."

„So erlauben Sie mir vorher eine Frage," erwiderte ich, „die Ihnen vielleicht indiskret erscheint, aber es durchaus nicht

sein soll. Sind Sie vielleicht selbst Künstler und suchten bis jetzt vergeblich eines Ihrer Bilder, das Sie hieher gesandt? — Verzeihen Sie mir," setzte ich lächelnd hinzu, „so kam mir Ihr Benehmen vor. Ich weiß es aus eigener Erfahrung — anch' io sono pittore."

Ich hatte das auf die freundlichste Art von der Welt zu ihm gesprochen, lustig lachend, um ihn heiter zu stimmen; denn der tief schmerzliche Zug, der auf seinem Gesichte lag, that mir ordentlich weh. Sein Gesicht heiterte sich auch in der That ein wenig auf, als ich so mit ihm redete, doch schüttelte er nach einem kurzen Stillschweigen leicht mit dem Kopfe und sagte mit einem etwas scheuen Blicke: „Leider bin ich nicht so glücklich, Künstler zu sein. Nur ein lebhafter Bewunderer und Verehrer alles Schönen, wo ich es finde. Dem Zufall aber bin ich sehr dankbar," setzte er verbindlich hinzu, „daß er mich in die Nähe eines Künstlers geführt, welcher vielleicht die Güte hat, mich auf einige Hauptschätze in diesem Ueberfluß von Reichthum aufmerksam zu machen. Bitte," fügte er hinzu, indem er seinen Katalog darbot, „mir freundlich an betreffenden Stellen ein paar Bleistiftstriche machen zu wollen."

Ich that das mit großem Vergnügen, und als ich ihm nach einiger Zeit sein Buch zurückgab, dankte er mit herzlichen Worten und durchsah darauf flüchtig die angezeigten Blätter.

„Italienische Landschaften und Genrebilder aus Italien sind nicht so bedeutend vertreten, wie ich gedacht," sagte er nach einer Pause, ohne die Augen von dem Hefte in seiner Hand zu erheben. „Bei der Masse von Künstlern, die alljährlich nach dem Süden geht, hätte man denken sollen, von dort eine größere Auswahl zu finden."

„Nun, es fehlt doch gerade nicht daran," erwiderte ich ihm. „Da sind Landschaften in Dunkelblau und Violett genug vorhanden. Und was das Genre anbelangt, so ist an römischen

Landleuten, an Minenten, sowie an Fischern und Fischerinnen durchaus kein Mangel."

„Ich glaubte das Bild eines Freundes hier zu finden," sprach der Unbekannte nach einer längeren Pause.

Aha, wir nähern uns! dachte ich, ohne auf seine Bemerkung etwas zu erwidern.

„Darnach suchte ich, bin aber bis jetzt nicht im Stande gewesen, das Bild irgendwo im Buche zu entdecken. Sie waren vorhin so freundlich, mir eine Auskunft ertheilen zu wollen."

Hier traf mich ein scharfer Blick seiner ausdrucksvollen Augen, dann stockte er, und ich sah, wie er einen tiefen Athemzug that. — „Mit Vergnügen. Darf ich um den Namen Ihres Freundes bitten?"

„Auf den Namen werden Sie sich vielleicht nicht erinnern. Aber da Sie die Ausstellung gewiß schon häufig besuchten, so ist Ihnen vielleicht ein Bild aufgefallen, welches — da —"

Man sah und hörte, daß es ihm Mühe machte, fortzufahren. Endlich aber nahm er sich zusammen. „Eines jener Bilder, nach dem ich vorhin fragte," stieß er jetzt rasch hervor, „ein Genrebild aus Italien. Neben einer Brunnenschaale, über welche von allen Seiten das klare Wasser herabquillt, stehen zwei junge Mädchen."

Er bezeichnete mir ein bekanntes Bild, und um ihm ein Vergnügen zu machen, unterbrach ich ihn rasch, indem ich sagte: „Eines dieser Mädchen hat ein glänzendes Kupfergefäß auf dem Kopfe, welches der Andern, die lachend ihr Haar zurückstreift, als Spiegel zu dienen scheint."

„Ja, ja, so ist es, so ist es!"

„Rechts vom Brunnen ist eine allerliebste Gruppe von Kindern, ein etwas älteres Mädchen läßt den kleinen Bambino, der neben ihr steht, aus der hohlen Hand Wasser schlürfen."

„Es ist Ihnen also bekannt?" fragte er mit einer Hast, die mich erkennen ließ, daß es ein sehr, sehr genauer Freund von ihm

sein mußte, welcher das Bild gemalt. Nun war ich aber im Stande, ohne ihm im Geringsten zu Gefallen zu reden, dies Bild aus vollem Herzen loben zu können. Es wird allen Besuchern der damaligen allgemeinen Kunstausstellung in München unvergeßlich sein, wie es denn auch beständig mit einem Kreise von Bewunderern umgeben war, die hier im hellen glänzenden italienischen Sonnenschein einen Halt zu machen pflegten, ehe sie sich versenkten in die Wald- und Mährchenpracht von Moritz von Schwind's sieben Raben, die sich in der anstoßenden Abtheilung befanden.

„Wenn der Maler dieses Bildes Ihr Freund ist," sagte ich so verbindlich, als ich durch den Ton der Stimme und meine Mienen auszudrücken vermochte, „so bitte ich, ihm mein Kompliment zu machen, er hat da anerkannt ein wunderbares Werk geschaffen."

„Anerkannt?" fragte der Fremde mit tonloser Stimme, wobei seine Lippen wiederum zuckten, doch nicht auf so unangenehme Art wie früher. „Also hat das Bild gefallen?"

„Erlauben Sie mir," erwiederte ich eifrig, „gefallen ist hier nicht der rechte Ausdruck. Dies Bild ist eine der kostbarsten Perlen der ganzen Ausstellung. Und um Ihnen mein Wort von vorhin mit voller Wahrheit zu wiederholen: anerkannter Maßen."

Bei diesen meinen Worten hatte mein Nachbar seine Hände leicht zusammengelegt, ja ich bemerkte mit Erstaunen einen fast schwärmerischen Blick, den er in die Höhe warf. Freilich nur eine Sekunde lang, dann lächelte er so freudig, wie ich lange nicht habe Jemand lächeln sehen, legte seine Rechte auf meinen Arm und sagte dann: „Ich habe nicht Worte, Ihnen für die Freundlichkeit, mit der Sie sich über jenes Bild aussprachen, zu danken. Aber beantworten Sie mir noch eine Frage. Hat der Künstler, der es gemalt, einen bekannten, einen geehrten Namen?"

„Es hat damit eine eigene Bewandtniß," erwiederte ich, und ich bemerkte wohl, wie der Fremde meinen Worten mit der höchsten Spannung folgte. „Sie wissen ebenso gut wie ich, daß unsere

Ausstellung eine rein deutsche sein sollte und auch ist, und aus diesem Grunde wohl hat der sehr bekannte Künstler, um sein Bild überhaupt hieher zu bringen, es mit einem angenommenen Namen bezeichnet."

„Und steht dort nicht der Name Tannhäuser?" fragte er mit tonloser Stimme.

„Allerdings," versetzte ich, aber ich erschrack, wie ich ihn anblickte. Die Freude, welche bis jetzt aus den Zügen meines Nachbars geleuchtet, hatte in seinem Antlitze auch jene Harmonie theilweise wieder hergestellt, die ich beim ersten Erblicken desselben vermißte. Kaum aber hatte ich das eben Erzählte gesagt, als es wie ein Blitz über sein Gesicht fuhr und Alles auf demselben den Ausdruck einer Erwartung annahm, die überzeugt ist, im nächsten Augenblick etwas Furchtbares hören zu müssen. „Allerdings," sagte ich nochmals, „aber gerade der Name Tannhäuser ist ein angenommener Name, das fragliche Bild ist bekannter Maßen von Potowski. Leider ein Russe, könnte man hinzusetzen, denn wir wären stolz darauf, ihn einen Deutschen zu nennen."

„Von — Potowski?" wiederholte mein Nachbar, und den Ton, mit dem er das sagte, werde ich nie vergessen. „Ah, von Potowski?" Dann legte er die rechte Hand an seine Augen und ließ sein Haupt tief auf die Brust herabsinken. So verblieb er lange, ja so lange, daß mir ordentlich ängstlich zu Muth wurde und ich schon im Begriffe war, seine Schulter zu berühren, um ihn vielleicht so zu veranlassen, sich emporzurichten. Aber er that es dann von selbst; er hob den Kopf in die Höhe, er blickte mich mit starren Augen an, und ich sah, daß sein Gesicht mit einer furchtbaren Blässe überzogen war. Dabei versuchte er zu lächeln und sagte mir mit matter Stimme: „Es wird Ihnen seltsam vorkommen, aber es ist vorübergehend. Ich bin heute Morgen bei der starken Hitze etwas zu rasch gegangen. — Also man weiß,

setzte er nach einer Pause hinzu, „daß das Bild, von dem wir vorhin sprachen, von dem russischen Maler Potowski ist?"

„Man vermuthet es allgemein und wohl mit genügendem Grunde. Es ist ganz die frische, kecke Manier des Russen, seine korrekte Zeichnung, sein brillantes, unerreichbares Colorit."

„Und wo hält er sich auf? Lebt er in Deutschland?"

„Das weiß ich Ihnen wahrhaftig nicht zu sagen. Er soll gewöhnlich in Moskau sein, hat aber Deutschland bereist, das bezeugen einige seiner Bilder, die für uns ein so vaterländisches Gepräge haben, als seien sie in Düsseldorf oder hier gemalt. Eigenthümlich dabei ist, daß Potowski, so viel wir von ihm kennen, nie etwas aus dem russischen Leben zum Vorwurf seiner Bilder nahm."

„Das glaube ich wohl," murmelte mein Nachbar mit dumpfer Stimme. Dann athmete er tief auf, strich mit der Hand sein Haar aus der Stirne zurück und fragte mich: „Sind hier in München Bilder von Potowski?"

„So viel ich weiß nur eines im Privatbesitz, das Sie aber wahrscheinlich sehen können, wenn es Sie sehr interessirt. Ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen eine Erlaubniß dazu zu verschaffen."

„Und das Bild — das gewisse Bild trägt nicht den Namen Potowski?"

„Nein," gab ich zur Antwort; „es ist mit dem Namen Tannhäuser, den Sie vorhin nannten, unterzeichnet. Es ist das, wenn Sie wollen, eine Schmuggelei. Doch wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter. Dem Comité wurde das Bild als die Arbeit eines deutschen Malers eingesandt, und da es am Ende einen Maler Namens Tannhäuser geben kann, — Tannhäuser mit hartem T, denn der Wiener Meister Dannhäuser ist ja leider schon längst gestorben, — ist wohl möglich."

„Und von jenem Tannhäuser, dessen Name auf dem Bilde steht, hat man sonst nie etwas gehört?"

„Nie," sagte ich mit voller Wahrheit; „ich wenigstens nicht, und ich bekümmere mich doch so ziemlich um Alles, was in Deutschland auf dem Gebiete der Kunst geschieht."

„Ich danke Ihnen recht sehr," sprach nun der Fremde zu mir mit einem peinlichen, verbindlich sein sollenden Lächeln, worauf er seinen Katalog aufhob, der ihm entfallen war, seinen Panamahut an sich nahm und etwas mühsam aufstand. Er schien wirklich müde zu sein, oder unter einer furchtbaren Gemüthsbewegung gelitten zu haben. Darauf hin deuteten seine bleichen Lippen, das Erlöschen seiner vorhin noch so lebhaften Blicke, der langsame, schwankende, fast unsichere Gang, mit dem er sich nach einer tiefen Verbeugung entfernte.

Dieser Mann dauerte mich von Herzen, ohne daß ich mir den Grund seines Benehmens enträthseln konnte. Gern hätte ich ihm meine Begleitung angeboten, doch hasse ich jede Spur von Zudringlichkeit, und als solche hätte ihm am Ende mein Anerbieten erscheinen können. Auch war es für mich Zeit, den Kristallpalast zu verlassen. Vorher aber ging ich noch einmal zu meinen lieben sieben Raben und verweilte darnach noch vor den Cartons meines unglücklichen, unvergeßlichen Freundes Alfred Rebel, dessen meisterhafte Fresken im Rathhaussaale seiner Vaterstadt Aachen nach diesen Cartons gemalt wahrscheinlich mit jedem Jahrzehnt zu immer größerer Geltung kommen werden und den Namen dessen unsterblich machen, der jetzt als ein armer Geisteskranker in den Alleen des Düsseldorfer Schloßgartens umherirrt, in denselben Alleen, die wir vor Jahren mit frischem Jugendmuthe, heiter, lustig, glücklich durchzogen, — in den Alleen, die heute wie damals in gleicher Frische grünen, während er, der Künstler, der eine große, glänzende Zukunft versprach, vom letzten Hauche eines erlöschenden Daseins wie ein verwelktes Blatt dahin getrieben wird. —

Ein junger, sehr bleicher Mann mit blondem Haar und Bart,

elegant gekleidet, schritt an diesem Tage noch längere Zeit durch die hohen Räume des Kristallpalastes. Doch schien er nur für ein einziges Bild Sinn zu haben: Italienerinnen mit zwei kleinen Kindern an einer Brunnenschale; vor dieses Bild trat er häufig hin, eine Zeit lang im Anschauen versunken, um sich alsdann auf einmal mit raschen Schritten zu entfernen. Doch kam er nicht weiter als bis in die anstoßende Abtheilung, wo er unter der Thüre stehen blieb, nach jenem Bilde hinstarrte und sich dann langsam, wie von demselben mächtig angezogen, wieder näherte. Dann beschaute er es abermals mit dem größten Interesse, beugte sich auch wohl nieder, um den Namen des Künstlers genau zu lesen, und ein paarmal fragte er aufmerksame Beschauer eben dieses Bildes, indem er auf die höflichste Art seinen Hut abnahm, wo dieser Maler Tannhäuser wohl zu erfragen sei.

Zuerst erhielt er von einem Befragten ein Achselzucken zur Antwort und dann sagte ihm ein Anderer: „Es steht da allerdings Tannhäuser, aber es gibt keinen Maler dieses Namens mehr, Dannhäuser ist todt und dieses ist ja mit dem harten T geschrieben. Es ist das eine Mystifikation, eine russische Schmuggelei.“

„Wie so?“ fragte der junge Mann mit dem größten Interesse.

„Nun,“ gab der Gefragte zur Antwort, „das Bild ist von dem bekannten russischen Maler Potowski, der aus Gott weiß welcher Grille das Bild hier auf dieser allgemeinen deutschen Kunstausstellung haben wollte und ihm deßhalb eine deutsche Firma gab. Sie sehen, unsere Namen sind zu allem zu gebrauchen,“ setzte er bitter lachend hinzu.

„Ja — ja — das sehe ich,“ erwiederte der Frager, dankte auf's höflichste für die freundliche Auskunft und empfahl sich alsdann mit einer tiefen Verbeugung.

Dieses Spiel hatte er mehrmals wiederholt, es erinnerten sich später Leute zufällig daran, und dann verließ der junge

Mann langsamen Schrittes das Ausstellungslokal. Unter der Thüre desselben wandte er sich aber nochmals an den dort befindlichen Beamten und sprach zu ihm auf die verbindlichste und höflichste Art von der Welt: „Könnten Sie mir nicht vielleicht sagen, wo ich den Maler des Bildes Nr. 1004 wohl auffinden könnte?"

Der Beamte schob seine Brille fester an die Augen, sah einen Augenblick in sein Buch und versetzte darauf: „Nr. 1004 — Tannhäuser?"

„Richtig, Herr Maler Tannhäuser. Dürfte ich Sie um seine Adresse bitten?"

„Unmöglich, Tannhäuser existirt gar nicht."

„Ah! — So? Maler Tannhäuser existirt also nicht?"

„Nein, es ist nur ein pseudonymer Name, das betreffende Bild ist von Potowski gemalt."

„Von Potowski! — Ich danke Ihnen."

„Keine Ursache, gern geschehen."

Der junge Mann mit dem blonden Haar trat nun in das hohe herrliche Vestibul, wo der gewaltige Springbrunnen seine reichen Wassermassen bis an die Glasdecke spritzt und rings umher angenehme Kühle verbreitet. Er starrte lange, lange nachdenklich darauf hin, und wenn man zuweilen sah, wie sich seine Züge plötzlich zu einem Lächeln verzogen, so hätte man glauben können, er finde außerordentliches Wohlgefallen an dem spritzenden, quellenden, murmelnden und rauschenden Wasser. In Wahrheit aber sah er nichts von der Fontaine im Kristallpalast zu München. Vor seinem inneren Auge stand in riesenhaften Dimensionen das Bild Tannhäuser-Potowski's. Das war hier dieselbe Brunnenschale wie da, und an dieser lehnten dieselben Gestalten, freilich hier etwas gigantisch, in fast erschreckendem Maßstabe. Waren doch die Kinder, die auch daneben standen und von denen der Knabe aus der Hand des Mädchens trank, schon von erschreckender Größe. Was aber das Eigenthümlichste war, so fi

und unbeweglich die Figuren hier auch standen, so vernahm man doch durch das Rauschen und Sprudeln des Springbrunnens hindurch, daß sie mit einander sprachen. Und was sie redeten, erfüllte den Zuhörer mit Entsetzen.

„Der Tannhäuser," sagte die Eine, „existirt gar nicht."

„So ist er todt?" fragte die Andere.

„O nein."

„Also lebt er?"

„Er lebt auch nicht; man hat ihm seinen Namen genommen und so ward er etwas Wesenloses."

„Wo willst Du ihn finden?"

„Nirgends, da er nicht existirt."

„Ah ja, da er nicht existirt!"

Er mußte sich hastig abwenden, um das gespensterhafte Bild nicht mehr zu sehen, um nicht weiter zu hören. Und doch vernahm man noch, wie jetzt der murmelnde Springbrunnen das Wort nahm und sagte: „Dummes Zeug! Dummes Zeug! Das ist gar nicht der Tannhäuser, nämlich nicht der Potowski-Tannhäuser, sondern jener alte Tannhäuser —

— ein Ritter gut,
Wollt' Lieb' und Lust gewinnen,
Da zog er in den Venusberg,
Blieb sieben Jahre drinnen."

„Alle tausend Jahre," so murmelte das geschwätzige Wasser weiter, „darf er einmal auf eine Zeit lang auf die Oberfläche der Erde und den Versuch machen, ob sein Stecken nicht grünen will. Wir wissen das ganz genau. Ich habe es von meiner Großmutter, welche eine uralte Quelle war und da hinten herum im Thüring'schen sehr solide Verbindungen hatte. — Glaubt mir nur, ein Maler Tannhäuser existirt gar nicht, gewiß nicht, gewiß nicht."

Der junge Mann ging davon, ohne seinen Stock einzulösen, der heute noch in den Händen jenes hübschen Mädchens sein muß, welche am Eingange saß und für Regenschirme und dergleichen langweilige Utensilien Marken ausgab. Er hätte auch seinen Hut dagelassen, wenn er ihn nicht zufällig auf dem Kopfe gehabt hätte. Er wandelte schwankend wie im Traume, und als er am Ausgange stand, schien er es gar nicht zu sehen, daß eine elegante Equipage, die rechts im Schatten gestanden, rasch vorfuhr und daß ein Bedienter in Livree den Schlag öffnete.

Er stieg die Treppen hinab, starr vor sich hinblickend, umging den Wagen und den Livreebedienten, der ihm im höchsten Erstaunen, mit offenem Munde nachblickte und dann zum Kutscher sagte, während er mit der Hand seine Stirn berührte: „Hast Du das gesehen, Andreas? Nun, da ist es mit der klaren Vernunft zu Ende oder ich will selbst ein Esel sein. Was thu' ich? Lauf' ich ihm nach?"

„Wie Dir beliebt," entgegnete der Mann auf dem Bocke. „Ich fahre nach Hause. Hätte den Teufel davon, noch länger hier in der Mittagshitze auszuhalten."

„Und ich wahrhaftig auch," meinte lachend der Andere. „Sagen wir, er hätte uns nach Hause geschickt. — Ueberhaupt habe ich das satt."

„Ich auch, mich soll der Teufel holen!" Damit rollte der Wagen davon.

Der aber, dem diese Reden galten, eilte doch trotz der glühenden Mittagshitze, die er absichtlich aufzusuchen schien, denn wo sich auch in seinem Wege Schatten zeigte, da benutzte er ihn nicht, oder schien ihn gar nicht zu bemerken. Von Zeit zu Zeit murmelte er vor sich hin: „Es ist schrecklich, daß man mir meinen Namen genommen, daß ich, der ein großer Künstler zu sein glaubte, nun gar nicht einmal existire. Und noch schlimmer würde es sein,

wenn ich wirklich jener alte Tannhäuser wäre, dem es erlaubt ist, nur alle tausend Jahre für kurze Zeit auf dieser schönen Erde zu wandeln, und wenn ich wieder tief hinab müßte unter die dumpfige Erde, wo man kaum athmen kann, wo es so beklemmend heiß und schwül ist! Nein, nein, nein, nein! Dorthin will ich nicht, ich will in den Wald hinaus, unter den frischen, grünen Bäumen am kühlen Quell ausruhen. — Ah, wie das Wasser erfrischt! und ich kann das brauchen, denn mich dürstet gewaltig. — Ja ausruhen, bis es Abend wird, Abend so schattig und kühl, dann werde ich hinschleichen an das Haus mit der Veranda und versteckt warten, bis sie die leuchtende Lampe auf den Tisch stellt, bis sie mit ihrer lieben Stimme sagt: felicissima notte! — Ein Zauberspruch, dem alle bösen Geister weichen müssen, der mich glücklich machen wird, o so sehr glücklich!

„Aber bis dahin ist es noch weit," sagte er trotz der Hitze erschauernd, „sehr weit. — Wie dehnt sich vor mir der Weg aus, voll Sonnenglut und Staub. Aber nein, nein, das ist kein Staub mehr, das ist der Dunst und Qualm aus dem Berg. Wehe, wehe, sie haben mich wieder, sie fesseln mich wieder, sie halten mich fest! Leb' wohl, Waldespracht! Leb' wohl, Franceska! — Aber ich will nicht; sie sollen mich nicht mit Gewalt hinabziehen, o nicht mit Gewalt!" bat er flehend. — „Was nützt mich auch die Gewalt? Mit Gewalt kann ich nicht entkommen; ich muß freundlich mit ihr sein, ich muß sie bitten, daß sie mich in Güte ziehen läßt.

„Frau Venus, meine schöne Frau,
Von süßem Wein und Küssen
Ist meine Seele geworden krank;
Ich schmachte nach Bitternissen. —
— — — — — — — —

„Frau Venus, meine schöne Frau,
Leb' wohl, mein holdes Leben;
Ich will nicht länger bleiben bei Dir,
Du sollst mir Urlaub geben."

Sechzehntes Kapitel.

Das Wunder.

Am Starenberger See, nicht weit von München, liegt am Fuße reizender Waldhöhen das Dörfchen Leoni, unstreitig einer der malerischsten und schönsten Aufenthaltsorte für die Sommer- und Herbstmonate. Früher war es einigermaßen langweilig, von der Residenz zu Wagen nach den Ufern des Sees zu fahren; heute aber, wo uns die dampfende Locomotive über Thäler hinweg, durch Berge hindurch in einer Stunde dorthin führt, ist diese Tour zu einer kleinen und selbst angenehmen Spazierfahrt geworden. Wie prachtvoll ist der Anblick der klaren und grünen Wasserfläche mit ihren schönen Ufern, wenn wir aus den dunkeln Wäldern der Mühlthalhöhen an den Rand des Thalbeckens hinabfahren. Wie liegt der herrliche See an einem schönen Tage so frisch, so einladend vor unsern Blicken da, wenn kein Windzug die glatte, grüne Fläche kräuselt, wenn die reizend geschwungenen Ufer mit ihren Dörfchen, ihren vielen Schlössern und Villen ein reiches Band um das Wasser schlingend, so klar und deutlich ausschauen; nur dort hinten weit ein wenig im bläulichen Dufte verschwimmend, wo jenseits des Vorlandes die ewigen Alpen so mächtig unsere Blicke anziehen.

Fühlen wir uns doch fast überwältigt von der Schönheit dieses Sees, können uns eines gewissen eigenthümlichen Gefühles nicht erwehren, das uns überschleicht, wenn wir im leichten Boote über die weite Wasserfläche schwimmen, — eines Gefühles, welches uns sagt: so schön das Rundgemälde ist, das sich hier vor uns aufgethan, so wird es doch noch viel angenehmer, noch viel traulicher und behaglicher sein, wenn wir da oder dort am Fenster eines der kleinen Häuser lehnen, hinausschauend auf das spiegelnde Wasser, oder wenn wir uns hinlagern könnten dort unter jenes Gebüsch, unter jene Bäume, um zwischen deren Stämmen das Wasser des Sees langsam und feierlich an's Ufer treiben zu sehen.

Geduld! Dort sehen wir schon das zierliche Königsschlößchen Berg, langsam schiebt sich jetzt hinter ihm die Waldhöhe hervor und an ihren Fuß geschmiegt, dicht an der Wasserfläche liegt Leoni, an sich ein unbedeutendes Dörfchen, aber umgeben von kleinen allerliebsten Villen, die sich mit der hellen Farbe ihrer Häuser zwischen dem tiefen Grün wie eine Guirlande am Ufer hinziehen. O es sind das hier kleine reizende Häuser, wie gemacht in der angenehmsten Gesellschaft, umgeben von frischem Grün am kühlenden See, ein paar Sommermonate zu verträumen. Wie hübsch sind die kleinen Gärten, die sich vor jeder dieser einzeln liegenden Wohnungen befinden, nur durch einen schmalen Weg vom See selber getrennt, in dem sich Badhäuschen befinden, wo jede der Villen ihren Ankergrund hat, einen Hafen von Pfahlwerk, in welchem der leichte Nachen auf der klaren, tiefgrünen Flut schaukelt. Und hinter den Wohnungen erhebt sich langsam ansteigend die Höhe. Da sieht man hübsche Parkanlagen, wo sich unter riesenhaften Bäumen Ruheplätze befinden, die wir tagtäglich nacheinander besuchen, denn sowie wir höher steigen, erweitert sich unser Horizont und immer größer, immer weiter, immer gewaltiger und schöner wird die Aussicht, die wir über den See genießen.

Hier in Leoni, und zwar in dem Hause dort am Landungsplatz — es hat eine hellgelbe Farbe mit grünen Läden und liegt so heimlich versteckt — wohnte jener junge Mann, den man vor Kurzem, als er von einer schweren Krankheit kaum hergestellt war, hieher gebracht hatte, damit er hier in der wunderbaren Einsamkeit des Sees, in dieser herrlichen Natur seine völlige Genesung finde. Denn daß er noch sehr leidend war, das konnte Jeder sehen, der ihn auch nur vorübergehend und flüchtig betrachtete. Sein Gesicht war bleich, eingefallen und sah noch hagerer aus durch den dichten Bart, der sein Kinn beschattete. Auch hatten die tiefliegenden Augen einen seltsamen scheuen und unheimlichen Ausdruck; es war gerade so, als hätte die Glut des Fiebers, die ihn darniedergeworfen, dort einen unheimlichen Glanz zurückgelassen. — Man bedauerte ihn herzlich, wenn er jeden Morgen vorüberschritt, etwas vornüber gebeugt, nie aufblickend, wobei er jedoch Alles bemerkte, was ihm begegnete. Denn man sah das an der verbindlichen Art, mit der er seinen Hut zog und für einen halben Gruß, ja sogar für einen freundlichen Blick dankte. Der Kranke war einfach, aber sehr anständig gekleidet und erschien immer in Begleitung eines vielleicht vierzehnjährigen Knaben, der eine Zeichenmappe trug, sowie einen Malerstuhl.

Regelmäßig an jedem Morgen, wenn es das Wetter nur einigermaßen erlaubte, sah man Beide die Waldhöhe hinan steigen, dort oben lagerte sich der junge Mann in's Grün, blickte auf den See hinaus, nach den fernen Alpen hin und träumte. So schien es denen, welche zufällig vorüber kamen und ihn dort oben bemerkten. Zuweilen legte er auch die Zeichenmappe aufgeschlagen auf seine Knie, zog einen Bleistift hervor und fing an, einige Striche zu machen. Doch schüttelte er nach den ersten Versuchen den Kopf und sagte: „Es geht noch nicht; ich sollte es gar nicht probiren. Weiß ich doch genau, daß ich in Geduld abwarten muß, bis das große Wunder geschieht. Nicht das mit dem

Stocke," fuhr er mit einer wegwerfenden Handbewegung fort, „das ist unmöglich; ich habe es Dir schon oft gesagt. Der Stab, der einmal vertrocknet, kann nicht mehr Knospen und Blätter treiben, das merken wir ja an uns selber. Aber," setzte er dann mit leiser Stimme hinzu, „meine Existenz können sie mir wiedergeben. Doch nehme ich sie nur an in feierlichem Aufzuge, vor allem Volke, eine förmliche und großartige Ehrenerklärung. — Schau auf den Weg hinab, ob Du ihn noch nicht kommen siehst, den Reiter auf weißem Roß. Aber die Bügel müssen golden sein und Zaumzeug und Decke purpurfarben, reich mit Edelsteinen gestickt. — Geh, sag' ich Dir, geh!"

Der kluge Knabe, an den dies Verlangen schon oft gestellt worden war, erhob sich willfährig, ging ein paar Schritte in den Wald hinein, von wo er den geschlungenen Weg übersehen konnte, der auf die Höhe führte, und blieb dort hinabblickend stehen.

„Du siehst noch nichts?" fragte der junge Mann.

„Nur ein paar Fußgänger."

„Bah, es werden keine Fußgänger sein," erwiderte der Andere verächtlich. „Wenn Du nicht das Haar des weißen Rosses leuchten siehst, so komm nur zurück und schaue lieber auf den See hinaus. Ueberhaupt sagt mir eine innere Stimme, daß sie eher noch über die grünen Fluten zu mir kommen werden. Ich halte das, beim Himmel! für wahrscheinlicher. Und wenn ich es mir recht überlege, so erscheint auch ein solcher Aufzug großartiger, majestätischer, des vorhabenden Zweckes würdiger. Schau über den See, ich bitte Dich darum."

Darauf ging der geduldige Knabe etwas vorwärts, auf die Lichtung zu, von wo man die Wasserfläche besser übersehen konnte, hielt die Hand über die Augen und sprach nach einigen Minuten in munterem Tone: „Ich kann noch nicht bestimmt sagen, ob ich etwas sehe. Es liegt ein unendlicher Glanz auf dem Wasser."

„Ah, es liegt Glanz auf dem Wasser, das gibt mir einige

Hoffnung. Schau schärfer hin, ob Du nicht die goldenen vielruderigen Galeeren erblicken kannst. Sie führen bunte Wimpel am Mast, und rechts und links an den Wänden sitzen weißgekleidete Knaben harfenspielend. Auch sind Anker und Tauwerk von reinem Golde. Siehst Du nichts dergleichen?"

„Leider nein," gab ihm der Knabe zur Antwort; „es war das Licht der Sonne, welches jenen Glanz auf's Wasser warf."

„Und Du hörst auch nichts? Keine rauschende Musik, keinen feierlichen Gesang? — Strenge Dein Gehör an."

„Es nützt Alles nichts," erwiderte nach einer längeren Pause der Knabe kopfschüttelnd. „Es ist mit dem Sehen nicht viel, aber ich höre noch viel weniger etwas von dem, was ich hören sollte. — Doch halt! Da erblicke ich etwas."

„In der That?" rief der Andere erwartungsvoll. „Du siehst etwas?"

„Aber doch nicht das Rechte. Es ist nur das Dampfboot, welches über den See fährt."

„Pfui, das Dampfboot!" sagte der junge Mann mit einem Ausdruck tiefer Verachtung auf den Zügen. „Ich wollte ihnen nicht gerathen haben, mir mit dem Dampfboot eine Deputation zu schicken. — Komm nur zurück, der Tag ist noch nicht gekommen."

Wenn auch der Begleiter des sonderbaren Kranken zu verschwiegen war, um etwas von diesen Unterredungen zu erzählen, so war doch das menschenscheue, überhaupt seltsame Benehmen des jungen Mannes zu auffallend, um nicht die Aufmerksamkeit der Bewohner Leoni's, sowie der anwesenden Fremden zu erregen und sie zu begreiflichen Nachforschungen zu veranlassen.

Wer der Kranke war, konnte man übrigens nicht erfahren, daß er aber aus gutem Stande sei, sah man wohl aus seinem Benehmen, und daß er reich sein mußte, zeigte die Art, wie er bei sich eingerichtet war. Das Haus, wo er wohnte, war durch

einen Agenten in München für ihn und seine Dienerschaft gemiethet worden; letztere bestand aus zwei Bedienten, von denen einer mit Hülfe einer alten Magd, die man hier angenommen, das Hauswesen besorgte, während der Andere die Stelle eines Kammerdieners bei dem Kranken versah. Doch schien dieser den jungen Mann bei dessen Spaziergängen nur bis an die Gartenthür begleiten zu dürfen, hier wenigstens blieb der Diener mit einer tiefen Verbeugung jedesmal stehen, während der Andere nach einem leichten Gruße mit der Hand weiter ging. Im Stalle der Villa befand sich ein Pony zum Dienste des Kranken, den dieser aber nur ein paarmal benutzt hatte. Ihm machte es viel mehr Vergnügen, mit seinem kleinen Begleiter an den Abhängen des Waldgebirges umher zu steigen, wo dann häufig die oben beschriebene Scene aufgeführt wurde und von wo dann Nachmittags beide, die Hüte mit grünen Zweigen und Waldblumen bekränzt, nach Hause zurückkehrten.

Zuweilen erhielt der Kranke Besuch von einem ältern Herrn, einem Arzte, wie die Leute sagten, der in Begleitung einer schönen und sehr eleganten Dame mit dem Dampfboote nach Leoni kam. Die Dame aber ging nie in das Haus, wo der Kranke wohnte, sondern sie erstieg die Höhe und blickte von oben in den Garten der kleinen Villa, wo dieser alsdann mit dem ältern Herrn hin und her schritt. Wenn sie zurückkehrte, hatte sie ihren Schleier niedergelassen, hielt auch wohl das Taschentuch an ihren Mund und wartete am Landungsplatze des Dampfbootes auf den Arzt, dem sie, sobald er erschien, hastig einige Schritte entgegen ging. — Das hatten die Leute oft genug gesehen und auch bemerkt, wie alsdann der alte Herr auf die Frage der Dame die Achseln zuckte, ja Einer, der ihnen zufällig begegnete, wollte gehört haben, wie jener sagte: „er hat für nichts Gedächtniß und Sinn als für das Wunder, von dem wir schon oft gehört, daß

er es erwartet und das ihm, wie er sagt, seine Existenz wiedergeben soll."

So verging der Sommer und trübe Tage wechselten ab mit klaren, Regenwolken mit blauem Himmel, und als der Herbst kam, färbten sich die Laubmassen am Ufer des Sees mit all der Pracht, die sie nur einmal zeigen, ehe ihnen des Winters rauhe Hand die bunten Gewänder abstreift, so daß sie alsdann trostlos dastehen, jammernd die nackten Arme gen Himmel streckend. Dazu kamen Tage in einer Klarheit und Frische, und wieder in der Ferne mit jenem wunderbaren Dufte, wie das alles nur der Herbst aufzuweisen hat. Da lugte am frühen Morgen die Sonne so freundlich blinzelnd über die Bergeshöhen, als wollte sie sagen: wartet nur, heute sollt ihr einmal einen schönen Tag haben! — worauf die nächtlichen Nebel, die sich schon stolz und hochmüthig emporrichten wollten, sich schnell und tief niederduckten, es nicht einmal mehr wagten, auch nur schüchtern an den Himmel emporzuschauen, sondern sich eilig in langen weißen Streifen verzogen um die Ecken der Berge in die tiefen Schluchten hinein oder langgestreckt niederfielen auf die grünen Wiesen, um dort, gute Miene zum bösen Spiele machend, gleich darauf als lächelnde Thautropfen zu erscheinen. Dann küßte die Sonne den blanken See, und dieser lachte und schmunzelte so gemüthlich und that so wohlwollend mit seiner Umgebung, daß weiter hinten Himmel und Wasser ordentlich in einander zu verschwimmen schienen.

An einem solchen Tage machten die Beiden, von denen wir vorhin gesprochen, abermals ihren Spaziergang auf die Waldhöhe hinauf. Obgleich es weder Sonntag noch Feiertag war, so erschienen doch die ihnen begegnenden Fremden und die Leute aus dem Dörfchen sonntäglich und festlich geputzt. Ja noch mehr: an der Landungsbrücke, wo das Dampfboot gewöhnlich anlegte, sah man Flaggenstangen mit bunten Wimpeln, und das alte Geländer selbst lächelte freundlich unter frischen Guirlanden von Eichenlaub.

Der Kranke schien nichts von diesen Vorbereitungen zu sehen; er zog wie gewöhnlich seinen Hut ab, häufig und tief, doch schien es ihm vollkommen gleichgültig, wem er eine solche Artigkeit erzeigte. Er hielt den Blick auf den Boden gesenkt und ging, so lange er sich in der Nähe der Wohnungen befand, mit einer gewissen Eile, die sich erst verminderte, sowie er Dorf und Häuser hinter sich ließ und im Schatten des Waldes aufwärts stieg. Dann hob er auch den Kopf empor, dann schien er freier zu athmen, dann klärten sich seine finstern Züge sichtlich auf.

„Heute wollen wir wieder einmal den Versuch machen, eine ganz immense Zeichnung zu entwerfen. Ich fühle so ein Zucken in meiner rechten Hand, es ist mir gerade zu Muth, wie einem Baum im Frühjahr, der ausschlagen will. Fühlst Du nicht auch so was?"

„Dergleichen gerade nicht," erwiederte sein Begleiter; doch setzte er mit einem pfiffigen Lächeln hinzu: „es ist mir ungefähr so wie Jemand, der unverhofft zu einem Feiertag kommt."

„Diese unverhofften Feiertage sind die besten," meinte der Andere. „Wenn wir uns auf etwas zum Voraus freuen und wissen, daß es so kommen muß, so beschäftigt sich unsere Phantasie damit und baut es herrlich und groß aus, daß es uns dann meistens klein und unbedeutend vorkommt, wenn es nach langem Warten endlich erscheint. — Etwas Anderes ist es," fuhr er nach einer Pause fort, „mit dem großen, übernatürlichen Wunder, das ich erwarte. Das kann man sich nicht herrlich genug vorstellen, und wenn Du so glücklich sein wirst, es einmal in der Wirklichkeit zu sehen, da freue ich mich schon zum Voraus, wie Du vor Entzücken außer Dir gerathen wirst."

Sie hatten sich unter einem Baum niedergelassen, während der Kranke so sprach und sahen den Leuten zu, die heute besonders zahlreich auf die Rottmannshöhe zogen. Von dort tönte es auch zuweilen wie einzelne Musikklänge herüber, und wenn der

Kranke das hörte, so sagte er: „horch, wie der Wald so schön singt!“ Da aber immer mehr Leute an ihnen vorüber zogen, plaudernd, lachend und singend, und Viele sie neugierig betrachteten, so stand der junge Mann auf und ging zur linken Seite in den Wald hinein, stieg die Anhöhe hinan bis zu jenem Platz über Leoni, wo man das funkelnde Wasser so gut übersehen konnte.

Hier setzte er sich auf einen Stein nieder, lehnte sich mit dem Rücken an einen Baumstamm und sah mit freudigen Blicken auf das wunderbare Panorama, welches sich vor ihm ausbreitete. Da erschien die glatte Fläche des Sees ohne Uebertreibung wie ein klarer grüner Spiegel. Und das war er auch für seine Ufer, denn die beschauten sich in ihm und sahen sich so deutlich wieder, daß jeder Fels am Rande, jeder Baum, jeder Strauch, jedes Häuschen sich wieder erkennen mußte. Ueber die Erde spannte sich der Himmel so tiefblau, so feierlich und still, grade so, als erwarte er etwas ganz Absonderliches, das sich hier unten auf der Erde begeben müsse. Und diese feierliche Stille des Himmels theilte sich Land und Wasser im Allgemeinen mit, und auch wieder jedem Einzelnen: den Ufern, den Bäumen, den Häusern und den darüber emporragenden Bergen. Alles stand da in dem milden klaren Sonnenschein, so gespannt, so erwartungsvoll. Und drüben jenseits des Vorlandes schienen sich die ewigen Alpen ordentlich in die Höhe zu strecken, um besser sehen zu können, und waren sie im duftigen Glanz des Morgens von der Spitze bis zum Fuß ohne Nebel, ohne Wolke in langer, mächtiger Reihe scharf umgrenzt dem Auge sichtbar. Nur um das Haupt der Königin der baierischen Alpen, um die Zugspitze, schwebte es wie ein leichter Duft, ein feiner, wallender Schleier, den sie wie zum Gruß flattern ließ.

„Wenn heute der Mann auf dem Schimmel kommen wollte“ sagte der Kranke, nachdem er lange, lange in die wunderb

Gegend geblickt, „so würde es ihm unangenehm sein, da unten auf dem Wege so viele neugierige Menschen zu sehen, und wenn ich mir die Sache recht überlege, so halte ich es auch für viel passender, daß sie an mich kommen mit großem Gefolge über das Wasser des Sees. Es würde sich passender machen, auch angemessener des wichtigen Augenblicks. Tritt deßhalb ganz hinaus an den Rand und sage mir, was Du siehst."

Der Knabe that gehorsam, wie ihm befohlen war, und schlenderte, vielleicht zum hundertstenmale, bis an den Abhang der Waldeshöhe, wo er sich ins Gras niederließ, um behaglicher von Zeit zu Zeit melden zu können, wie er schon oft gethan, daß er nichts sehe. Er blickte auch kaum auf den See hinaus, sondern streckte sich lang dahin, stützte den Kopf auf den Arm und schaute verkehrt auf die Landschaft hinaus, derselben so neue und fremde Formen abgewinnend. — Auf einmal aber fuhr er empor. Was sah er dort hinten bei Starenberg? Das war nicht nur das Leuchten der Sonne auf dem Wasser, da blitzte und strahlte es durcheinander wie ganze Haufen von Gold und Edelsteinen. Da flatterten Fahnen in bunten Farben, da war es, als schwimmen Schiffe auf dem Wasser in so eigenthümlichen phantastischen Formen, wie er sie nie gesehen. — Kaum traute er seinem Blicke, er hatte sich überrascht aufgerichtet, er legte die Hand über die Augen, um schärfer zu sehen, — ja er irrte nicht, es war keine Täuschung gewesen; was er vorhin gesehen, verwandelte sich nicht, floß nicht auseinander, ja es wurde deutlicher und immer deutlicher.

Der junge Mann, der unter dem Baume saß, rief ihm jetzt zu: „Schau über den See hin und sage mir, ob Du noch nichts siehst. Es muß ein unendlicher Glanz auf dem Wasser liegen."

„Bei Gott, Herr," sprach der Knabe eilig zurück, „ein unendlicher Glanz und fast noch mehr. Ist es mir doch wirklich, als sähe ich das, von dem wir so oft gesprochen."

Der Kranke hatte seine Hände übereinander gelegt und blickte mild lächelnd gen Himmel. „Endlich also?“ sagte er leise. Dann nickte er mit dem Kopfe und sprach laut: „Siehst Du vielleicht die goldene, vielruderige Galeere? Sie hat bunte Wimpel am Mast, rechts und links an den Wänden sitzen weiß gekleidete Knaben Harfen spielend, Anker und Laubwerk sind von reinem Golde. — Siehst Du das?“

„So wahr mir Gott helfe,“ gab der Knabe in höchster Ueberraschung zur Antwort, „ich sehe die goldenen Schiffe. Und nicht eins, sondern zwei, drei, vier, noch mehrere, und kleine Nachen schwimmen rings umher, ebenfalls verziert mit bunten und goldenen Fahnen. — Was soll das bedeuten, Herr?“ setzte er fast bestürzt hinzu.

„Die Bedeutung habe ich Dir schon oft klar gemacht,“ entgegnete der Andere mit freudestrahlendem Antlitz, indem er sich rasch erhob und dann eilig herankommend mit zitternder Stimme sprach: „Aber so schnell hätte ich das Wunder doch nicht erwartet.“

„Es ist wahrhaftig wie ein Wunder,“ meinte hinblickend der Knabe. „So was habe ich noch nie gesehen.“

„Du nicht und viele Menschen nicht, es auch viele nach Dir werden nicht wieder sehen.“ So murmelte der junge Mann entzückt, da er am Abhange stand und hinausblickte auf den See, und die gefalteten Hände hoch emporhob an seine Brust. „Das ist auch keine Kleinigkeit, mein Knabe,“ fuhr er nach längerem Stillschweigen fort; „das sind keine gewöhnlichen Menschen, die da unten, die sind von Gott besonders begabt, — es sind Künstler. Und sie kommen mir zu sagen, daß ich wieder einer der Ihrigen sein solle. Hörst Du die Klänge ihrer frohen Lieder? Hörst Du ihre rauschende Musik? Siehst Du, wie das alles in Gold und Farben strahlt? — Hole mir mein Buch,“ setzte er hastig hinzu, „dort unter dem Baume liegt's. Ich fühle, wie schon bei dem Anblick der Geist wieder über mich kommt. Dies gewaltige und

doch wieder so reizende Bild da unten — er streckte beide Hände darüber aus — muß festgehalten werden für ewige Zeiten! So, wie ich, wird das kein sterbliches Auge wiederschauen. — Hole mein Buch."

Während der Knabe zurücksprang, um es zu bringen, ließ sich der junge Mann auf einen Stein nieder und nahm alsdann das Heft aus den Händen seines Begleiters, ohne dabei ein Auge von dem See zu verwenden. Es konnte aber auch in der That nicht leicht etwas Herrlicheres geben als das Bild, welches sich drunten auf der blaugrünen Seefläche zeigte, und welches um so schöner und glänzender wurde, je deutlicher es sich durch Näherkommen entwickelte. Gab es ein Wunder, so war dieses eins, denn Fahrzeuge von solcher Gestalt und solcher Pracht konnten sich wohl die ältesten Leute nicht erinnern, hier auf dem Wasser gesehen zu haben. Es mochten wohl zwanzig verschiedene Fahrzeuge sein, alle von kräftigen Schiffern gerudert, eines von dem andern in gewissen Entfernungen daher kommend und so eine große Fläche bedeckend. Aber wenn man auch noch so scharf hinblickte, so bemerkte man nichts, was an die Form gewöhnlicher Schiffe erinnert: was da unten schwamm, waren bunte Bilder in Gold und Silber eingehüllt, so reich und schön gestaltet, wie sie Phantasie und Poesie nur ersinnen konnten.

Alle andern Schiffe an Größe und Pracht der Ausstattung überragend, schaute mitten aus ihnen der Bucentaur der Flotille hervor, ein ziemlich treues Nachbild des berühmten venetianischen Musters, welches der Doge betrat, wenn er sich dem Meere vermählte. Hier wie dort Gold auf allen Seiten, welches die Sonnenstrahlen in's Unendliche reflektirten; Purpurschmuck und vergoldete Schnitzereien deckten seine Wände, bunte Decken und langgefransԑte Teppiche, von den Seiten und im Hintertheile herabhängend, schleppten stolz im Wasser nach. Fahnen und Wimpel aller Art flatterten vom Mast und wehten vom goldenen Baldachin,

der über dem Schiffe ausgespannt war. Und in welch' reicher Gestaltung umgaben die andern Fahrzeuge in ehrfurchtsvoller Entfernung dies Hauptschiff der königlichen Künstler! Wie war auch von ihnen von der früheren Form nichts mehr zu entdecken, alles in blühenden und bunten Schmuck verwandelt! Guirlanden schlangen sich als Takelage um die in Blumenstäbe verwandelten Maste; von deren Spitze flatterten lange, herabwallende Bänder; am Steuer wehten die Fahnen fast aller Länder; über den kleinen Flaggen wiegten sich oben stolz die Banner der Künstler und Sängerzünfte. Dort war ein Blumenschloß auf das Wasser gezaubert; zierliches Holzgeflechte bildete seine Mauern, hundertfarbige Blüthen schlangen sich durch die Gitter; hier stand ein Weihnachtsbaum in einem Schiffe, der Mast war eine schlanke hohe Tanne, Blumenkränze schwebten, unten immer zierlicher sich gestaltend, von ihm nieder: da schwankte auf einem andern Maste ein riesiger Blumenkorb, dort hatte wieder ein anderer Kahn sich ein Dach von lauter Flaggen und Fahnen zusammengesetzt.

So kam die Flotille in einem weiten Bogen daher, glänzend in ihren Formen, in ihrem Schmuck von Gold und Farben, strahlend im hellsten Sonnenlichte und belebt durch die malerisch gruppirten Gestalten, welche ihren Raum erfüllten uud worunter besonders hervorleuchteten die hellen Gewänder der Frauen un[d] Mädchen. Aber nicht bloß das Auge konnte sich ergötzen an diese[n] herrlichen Gebilden, sondern auch das Ohr lauschte entzückt de[n] Klängen heiterer Lieder, die von Instrumenten und menschliche[n] Stimmen ausgeführt so klar und deutlich über das Wasser herübe[r] flogen. Wie schienen aber auch die Ufer aufzuhorchen! Wi[e] standen sie mit Grün und Fahnen festlich geschmückt da, die rei[-]zenden Uferlandschaften; wie hatten sie sich in bunte Farben ge[-]hüllt, all' die Villen und Dörfer rings umher, wie oft und lusti[g] sandten sie krachende Böllerschüsse zu den geschmückten Schiffe[n] hinüber!

Alles, was das Auge erfassen konnte, warf der junge Mann mit einer eigenthümlichen Hast auf das Papier nieder, und sein Begleiter, der ihm nach einiger Zeit über die Schultern schaute, fuhr fast zurück, als er ein getreues Bild des Wunders da unten jetzt hier mit kühnen und scharfen Strichen auf dem Papier erblickte. Das war erst das rechte Wunder, denn der Knabe erinnerte sich wohl, wie oft der Kranke den Bleistift auf das Papier gesetzt, wie oft er träumend Stunden lang gesessen, um alsdann tiefer aufseufzend seine fieberhaft erglühende Stirn mit seiner linken Hand zu bedecken, wenn es ihm nicht gelang, das was seinen Geist bewegte, in künstlerischen Strichen auf dem Papiere festzuhalten. Und es war ihm das ja nie gelungen. Er hatte dann trübe lächelnd zuletzt sein Haupt geschüttelt und gesagt: „Es geht noch nicht; ich muß auf das Wunder warten." — Und wie herrlich hatte sich das nun auf einmal gezeigt! Da drunten auf dem See in fabelhafter Gestaltung, hier oben an dem herrlichen Werk des jungen Mannes, das sich mit jedem Striche schöner und deutlicher dem Auge darstellte.

Da hielt der Maler einen Augenblick in seiner Arbeit ein, horchte und machte seinem Begleiter ein Zeichen mit der Hand, er solle sich hüten, die tiefe, feierliche Stille, welche nun mit einemmale rings umher herrschte, auch nur durch den geringsten Laut zu unterbrechen. Drunten auf den Fahrzeugen schwieg die Musik, man hörte nicht mehr das Rauschen der Ruder, denn diese waren mit einemmale eingezogen worden und alle Schiffe lagen still, alles in denselben war schweigend und erwartungsvoll. — „Das ist der Tag des Herrn!" stimmte der Sängerchor an. Und in richtiger Stimmung schienen die Wellen zuzulauschen, schien der Himmel andächtig herabzublicken, standen rings in der Weite die geschmückten Häuser und Villen wie fromme Zuhörer in der ungeheuren Kirche, die rings umher aufgebaut war. —

„Das ist der Tag des Herrn.
Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn."

Der Knabe oben am Rande der Waldeshöhe war auf die Knie niedergesunken, mitfühlend, was die da unten beteten, und der Kranke hatte den Bleistift fallen lassen, hatte sein Haupt tief herabgesenkt und in beiden Händen verborgen, lange, lange — lange nachdem der Gesang drunten aufgehört hatte und die Schiffe sich wieder in Bewegung gesetzt. Es war ihm so wohl, so selig, auf einmal wieder so glücklich zu Muth. Er glaubte, es sei eine Kette gesprungen, die seinen Nacken belastet, seine Brust zusammengeschnürt; aus seinen Augen tropften Thränen herab unaufhaltsam, und er machte auch keinen Versuch, sie aufzuhalten, denn es erregte ihn ein unendlich wohlthuendes Gefühl, nach langer Zeit wieder einmal weinen zu können, Thränen der Freude, Thränen des Glücks. Wie schwand mit jedem der rollenden Tropfen ein finsterer Schatten aus seinem Herzen, wie war es, als öffnete sich ordentlich sein Inneres, als gewännen jetzt erst seine Sinne wieder Kraft und Leben, um in sich aufzunehmen das reiche, blendende Bild der gewaltigen Natur rings umher. Wie glänzten seine Augen nach den rinnenden Thränen, wie freudig zuckte sein Mund; ja es war, als könne es die Ungeduld, die ihn beseelte, nicht länger sitzend aushalten, denn er sprang rasch in die Höhe, schwang seinen Hut hoch über dem Kopfe und jubelte laut und fröhlich zum See und zu den geschmückten Schiffen hinab.

„Und was ist denn das alles, Herr?" fragte der Knabe, der besorgt dem so außergewöhnlichen Thun des sonst so stillen Mannes zuschaute. „Ist es denn wirklich ein Wunder?"

Worauf ihm dieser mit Begeisterung erwiederte: „Ja, es ist allerdings ein Wunder, was sich da unten begeben, ein vielver-

sprechendes Wunder. Die deutschen Künstler aus allen Theilen des großen schönen Vaterlandes haben einen gewaltigen Schritt vorwärts gethan zur Einigung, indem sie gefunden und deutlich gezeigt, daß es wohl viele große und kleine Akademien und Malerschulen gibt, aber nur Eine deutsche Schule, nur eine deutsche Kunst, hoch und herrlich, wie Alles, was im schönen Heimatlande durch festes Zusammenhalten glänzend hervortritt."

Er fuhr mit der Hand über die Augen und auf seinem bleichen Gesicht zeigte sich ein müdes Lächeln. „Es hat mich das angegriffen," sagte er; „ich will mich wieder dahinstrecken in's grüne Gras, träumend an den Himmel emporblicken und ausruhen."

„Wollen wir nicht lieber nach Hause gehen?" fragte mit besorgter Stimme der Knabe, denn die ungewöhnliche Aufregung des Kranken erschien ihm bedenklich.

„Nach Hause?" versetzte dieser jedoch mit finsterer Miene, wobei er heftig mit dem Kopf schüttelte. „Wo ist mein Haus? Doch nicht da unten, wo ich lange Zeit in dumpfigen Zimmern gelebt und immerfort denselben beängstigenden Traum geträumt? — Nein, nein!" fuhr er hastiger fort, „weißt Du, wo mein Haus ist und wohin es mich so gewaltig zieht? — Blicke dorthin. Siehst Du die Zugvögel nach Süden eilen? Die zeigen mir den Weg, ihnen will ich nach, um dem kalten, frostigen Winter zu entgehen, der mich so lange, so hartnäckig zurückhielt, und um — sie wiederzufinden, — das sprach er mit leiser Stimme — in einem ewigen, unwandelbaren Frühling. — Nicht in ihre Arme will ich eilen," murmelte er; „o nein, nein! auf der Schwelle ihrer Wohnung niederknien werde ich und sie anflehen, daß eine Bitte ihrer reinen Seele mir Vergebung verschaffe hier und dort. Aber jetzt laß mich ruhen, laß mich schlafen und wecke mich nicht eher, als bis sich die Waldeshöhe drüben belebt durch Musik und Gesang."

Unterdessen hatten sich die goldenen Schiffe unter den feierlichen Klängen des Walhallaliedes dem Ufer genähert, legten sic

an die Landungsbrücken, und die lustige Künstlerschaar, die heiteren Gäste, schöne Frauen und Mädchen, Alles durcheinander, hoch überflattert von den bunten Fahnen und Wimpeln, die vorangetragen wurden, in der prächtigsten Farbenmischung, betraten das Land und bewegten sich von da in einem langen, feierlichen Zuge zur Waldeshöhe hinauf. Lange noch sah man sie vom Ufer aus durch den grünen Wald hinaufziehen, lange noch bemerkte man die leuchtenden und flatternden Fahnen, die hellen Gewänder, lange noch hörte man die Klänge der Musik, lustiges Plaudern und Lachen.

Und wie war droben alles zu ihrem Empfange eingerichtet! Wie schimmerte dort zwischen dem Baumdickicht hervor das weißliche Holz der Buden, der langen Tische und Bänke, die auf dem Moosteppiche aufgeschlagen waren; wie flatterten auch hier von den Bäumen, sowie von aufgerichteten hohen Stangen Fahnen aller Farben; wie sinnreich war auf einer Lichtung, die mit Riesenstämmen umgeben war, der Tanzplatz errichtet, wo sich die Jugend in lustigem Reigen drehen sollte. Er war eingefaßt mit aufgesteckten Tafeln, auf denen sinnige Sprüche standen, sowie mit den verschiedenen Künstlerwappen, welche bald hier, bald da an den Bäumen angebracht waren und mit ihren brillanten Farben so hell und angenehm von dem grünlichen Grau der alten Stämme abstachen.

Und welch' lustiges Leben zog wie ein frischer Luftzug über die unvergleichliche Rottmannshöhe. Wie wurde geplaudert und gelacht, gejubelt und gesungen, getanzt und gesprungen! Wie freudig erklang das Klappern der zinnernen Krugdeckel nach einem Toast, der hie und da ausgebracht wurde; wie hörte man ein fröhliches Lied aus dem Dickicht erschallen, um plötzlich wieder überstimmt zu werden durch einen vollen Chorus, oder zerrissen durch die plötzlich einsetzende Tanzmusik. Da fanden sich Bekannte zu Bekannten, die vielleicht zusammen nach München gekommen, sich

dann in dem Strudel des gewaltigen Lebens verloren und heute erst wieder sahen; da traf man auf Freunde, die man hundert Meilen entfernt glaubte, und tauschte einen herzlichen Händedruck, ein lustiges: „Grüß Gott!“ mit Genossen früherer Zeiten, die man Jahre lang nicht gesehen und die uns nach diesem Zusammenstoß auch jetzt wieder auf ihrer eigenthümlichen Bahn auf Jahre verschwinden werden.

Sei es drum, diese Versammlungen deutscher Künstler werden sich wiederholen und uns wieder mit diesem und jenem, in dessen Nähe wir sonst nicht kommen würden, zusammenführen. Haben wir doch hier unter dem schattigen Laubdach sitzend, aus Einem Kruge zusammengetrunken, haben uns von vergangenen Tagen erzählt, nach diesem und jenem gefragt, vielleicht auch nach dieser und jener, haben uns gefreut, wenn wir erfuhren, daß es denen, an welchen unser Herz immer noch ein bischen hängt, wohl und glücklich geht, oder haben nachdenklich die Achseln gezuckt, bei einem: gestorben und verdorben. — Fahre hin! — Und auch Du für heute. Dort sehe ich andere lustige Gesichter, die mich schon von weitem mit hoch erhobenen Händen freundlich grüßten. — Auch Du hier? — Versteht sich, wie Du siehst. — Und dieser und jener? — Auch; den findest Du dort vorn an der Rednerbühne. — Ein Arm schiebt sich in den unsrigen und wir ziehen nach dem schönsten Platz der Rottmannshöhe, wo am Abhange, am Rande der dichten Baumkronen, da wo auch des großen Landschafters Denkmal steht, die Rednerbühne errichtet ist. Eine Rednerbühne darf natürlicher Weise nicht fehlen bei einer Versammlung deutscher Künstler. Hier hatte sie sich einen wunderbaren Platz ausgesucht. Im Rücken geschützt durch den dichten Wald, vor sich tief hinab einen grünen Vordergrund, der sich in Wiesen und Feldern verlief bis zu dem grünlich schimmernden herrlichen See, hinter welchem sich die Alpen wieder hoch und stolz erhoben, in immer neuer ergreifender und überwältigend

Pracht und Herrlichkeit. Es war das ein Platz, von dem aus man hätte der weiten Landschaft predigen können, die sich in so malerischer Schönheit wie aufmerksam und aufhorchend umher gruppirte.

Wenn es zwischen den dichten Bäumen an den langen Tafeln, auf dem Tanzplatze lustig herging und sich dort überall ein frisches Treiben kundgab, so war der Abhang vor und neben der Rednerbühne nicht weniger malerisch belebt. Dort lagerten Männer, Frauen und Mädchen in größern und kleinern Gruppen und Gesellschaften, hier wurde ebenfalls geplaudert und gelacht, hier erklangen wie im schattigen Dunkel des Waldes Lieder und Toaste; hier hatten sich Bekannte und Freunde zusammengethan, und jeder Kreis, mochte er auch aus den verschiedenartigsten Elementen bestehen, war heute wie eine einzige Familie und hieß Jeden willkommen, der sich mit offener Stirn und fröhlichem Gesichte näherte.

Da lagerte eine Gruppe süddeutscher Künstler, einige Schwaben, ein paar Schweizer, und die letzteren, die doch sonst neben der Schönheit ihres Vaterlandes nicht gern etwas Anderes der Art aufkommen lassen wollen, gestanden uns zu wiederholten Malen mit leuchtenden Blicken, daß sie ergriffen seien von der Schönheit des Starenberger Sees, besonders am heutigen Tage. — Ja, der heutige Tag zeigte auch Alles in der wunderbarsten Vergoldung, war doch Sonne genug da und heitere Laune überflüssig, wurde doch Jeder herzlich empfangen, auch ohne daß ihn Jemand vorstellte und einführte, nur wenn er selbst Lust hatte, sich den heiteren Kreisen zu nähern. War doch einer der Schwaben mit dem fremden Maler, den Keiner kannte, Arm in Arm daher gekommen und hatte lächelnd erzählt, wie er ihn allein auf einem Baumstamme sitzend gefunden weit jenseits des Tanzplatzes und der Wirthschaftsbuden, und wie er, der lustige Schwabe nämlich, jenem mit vollem Recht bemerkte, er begreife nicht, wie man sich an einem

solchen Tage in sich selbst zurückziehen könne. Nun brachte er ihn mit, und die Genossen empfingen ihn freundlich.

„Das ist mein Bekannter, der Tannhäuser," stellte ihn der Schwabe vor; „ich muß ihn früher irgendwo einmal gesehen haben, wo? weiß ich nimmer recht; das thut aber auch gar nichts zur Sache. Er wohnt drunten in Leoni und hat heute schon für uns Alle gearbeitet. Ich sage euch: eine wunderbare Ansicht vom See mit den Schiffen. Laß sehen, Tannhäuser."

Und darauf gab der Tannhäuser nicht ungern, wohl aber ängstlich, sein Zeichenheft her. Als die Andern die Ansicht vom See sahen, die er gezeichnet mit der duftigen Fernsicht und dem bunten Gewimmel der Schiffe auf dem Wasser, da nickte der Erste, der hineingeblickt, schweigend mit dem Kopfe und nahm darauf sein Maßkrügel, um dem Kunstgenossen zuzutrinken.

Dieser saß zuerst da still in sich versunken, wie von einem tiefen Traume befangen: Er schaute mit so eigenthümlichen Blicken auf die lachenden und plaudernden Gruppen der schönen Frauen rings umher, er fand es so seltsam und doch wieder so hübsch, daß Alle, auch die, welche einander völlig fremd waren, ein allgemeines Band der Freude umschloß, daß man einem Unbekannten, dessen strahlende Blicke den unsrigen begegneten, freundlich zuwinkte, daß man sich erlaubte, einem frischen, reizenden Mädchen, die dort saß, das volle Haar mit grünen Blättern bekränzt, grüßend zuzunicken, und daß ein solcher Gruß bestens erwiedert wurde. Das ganze Leben und Treiben rings um ihn her kam ihm so neu und doch wieder so bekannt vor; es klang in ihm wieder wie eine liebe, bekannte, längst vergessene Melodie, die wir uns aus einzelnen Klängen wieder zusammensetzen und die dann endlich wieder so wohlthuend unser Inneres durchrauscht. Dabei wagte er es nicht, an die vergangene Zeit zurückzudenken; die lag hinter ihm wie ein wüster, unerquicklicher Traum. Er ruhte wirklich am Abhange eines Berges mit wunderbarer Aussicht

und blickte träumend auf Thal, Wasser und Berg, die jetzt so unaussprechlich schön vom goldenen Strahl der sinkenden Sonne beglänzt wurden, und wagte dabei nicht rückwärts zu schauen in dichte, dunstige Wolkenmassen, die eine Vergangenheit umschleierten, die hinter ihm trüb zusammengeballt von zuckenden Blitzen zerrissen sich gespenstig drohend aufbäumten und ihn mit dumpfem Grollen und Murren vorwärts zu treiben schienen, nach Süden hin, wo sein Himmel noch klar und rein war.

Aber die Wolkenmassen, die er in seiner Phantasie sah, zogen auch in Wirklichkeit hinter den Waldeshöhen auf und standen am späten Nachmittage dieses unvergeßlich schönen Tages als Gewitter hinter dem Peißenberg, so dem Feste ein frühzeitigeres Ende machend, als vielleicht sonst der Fall gewesen wäre.

Die Schweizer, bei denen sich Tannhäuser niedergelassen, und die den stillen, bescheidenen Kunstgenossen bald lieb gewonnen, wollten nicht mit der Künstlerschaar nach München zurückkehren; sie hatten unter sich eine Fußtour verabredet, von der sie sich viel Schönes versprachen. Der Tannhäuser gab seinen Wunsch zu erkennen, sich ihnen anschließen zu dürfen, und als sie ihm durch einen herzlichen Handschlag kund gaben, daß sie seine Begleitung bis zum Fuße der großen Alpen, welche Italien von der Schweiz scheiden, und wo sie daheim waren, gern annahmen, da zuckte es freudig durch sein Inneres.

Darauf zogen die munteren Schaaren, die droben getagt in Scherz und Ernst auf der Rottmannshöhe, mit Sang und Klang wieder hinab nach dem Ufer des Sees; bald hatten sich die Schiffe wieder gefüllt und mit einbrechender Dunkelheit schwamm die bunte Flotte wieder auf den jetzt tiefblauen Wellen. Der Himmel hatte sich dort drüben immer finsterer bezogen und so das Tageslicht früher und gewaltsam verdrängt. Aber anderes Licht, anderer Glanz war nun an dessen Stelle getreten. Zwischen den Blumen und Blüthen des Takelwerks erglühten an den Schiffen

buntfarbige Lampen, Ballons entzündeten sich, Fackeln loderten auf; auf den Uferhöhen leuchteten Feuer, einzelne Landhäuser strahlten in bengalischem Lichte und am Himmel stritten das tiefdunkel verglühende Abendroth, das Wetterleuchten des immer näher ziehenden Gewitters und der die Wolken durchbrechende volle Schein des Mondes um die Herrschaft des Lichtes in der einbrechenden Nacht. Wieder zogen die Klänge der Musik, die Lieder der Sänger über das Wasser hin; aber nicht mehr so ruhig, wie am Morgen trugen die Wellen die Schiffe; in immer lebendigerem Tanze schaukelten sie auf dem Wasser. Der See fühlte schon den Kampf der Nacht. —

Ueber den See schwamm ein kleines Boot unter kräftigem Ruderschlage. Es saßen vier Künstler darin, die in Leoni von Freunden und Bekannten Abschied genommen; drei von ihnen blickten rückwärts auf den immer dunkler werdenden See und auf das prachtvolle Schauspiel der dorthin ziehenden Künstlerflotte. Wie vielfarbige Sterne nahmen sich die bunten feurigen Ballons an dem Mast- und Takelwerk aus; und dazwischen erschienen die Pechpfannen anderer Schiffe wie dunkelglühende Meteore. Wunderbar schön war bei diesen der grelle Widerschein auf dem Wasser, und überraschend die Wirkung, wenn aus den Pechkränzen beim Schwanken der Schiffe lodernde Feuerklumpen in das aufspritzende Wasser fielen. Gedämpft, aber doch noch deutlich trug der Wind die Klänge der rauschenden Musik herüber, und die drei Künstler sangen die Worte dazu.

Der vierte der jungen Leute saß an der Spitze des Bootes und blickte an den Himmel hinauf, der vor ihnen noch lichte Stellen zeigte, welche aber die heranziehenden Wolkenmassen schon mit ihren Nebelarmen zu umziehen drohten. Es war dort ein Hin- und Herwogen, ein bald Klarer-, bald Dunklerwerden, ein Aufblitzen einzelner Sterne, die sich auf diese Art bald zeigten, bald wieder verschwanden. Nur einer dieser leuchtenden Himmelskörper blieb

in hellerem, bläulichem Glanze, in ungetrübter Klarheit noch eine Zeit lang dort hinten über dem Horizonte stehen, und ihn kannte der Tannhäuser nur zu gut und verhüllte schmerzlich berührt sein Haupt, um diesen Stern nicht mehr zu sehen, — die helleuchtende Venus.

Siebenzehntes Kapitel.

Pilgerfahrt.

Bis Zürich war der Tannhäuser mit den drei Schweizer Künstlern gereist, mit denen er vereint den Starenberger See am Abende des schönen Festes verlassen, und nachdem er sich in der freundlichen Stadt noch ein paar Tage bei den Genossen aufgehalten, die ihn lieb gewannen und nur ungern ziehen ließen, nahm er seine Wanderung wieder auf und wandte sich über den Züricher und Wallenstädter See nach Chur, um von da über den Paß des Splügen nach Italien zu gelangen. Er hatte diesen Weg, denselben, den er vor ein paar Jahren in ganz anderer Gesellschaft und unter anderen Verhältnissen gewissermaßen glücklich, gesund, auch heiter und froh zurückgelegt, absichtlich gewählt, um seinem Herzen durch die Erinnerung an jene Zeiten im Gegensatz zu den heutigen wohl und wehe zu thun. O diese Contraste zeigten sich ihm in Allem, bei jedem Schritte. Damals war es Frühjahr, Blätter und Blumen beeilten sich, geweckt vom Glanz einer milden Sonne, hervorzukommen, um die wieder erwachte Erde bereitwillig zu schmücken; eine klare, weiche Luft umspielte die Wangen des Dahinwandelnden, zeigte den Himmel in tiefem Blau, die Schatten [illegible]er in warmen duftigen Tönen und ließ den entzückten Blick weit

hinab in die Schluchten bringen und dort die klaren Wellen des herabstürzenden Bergwassers durchsichtig erscheinen, wie Bänder schimmernder Kristalle, edle Steine aller Art erzeugend in der lustigen Beweglichkeit des Wassers, im Glanze des Sonnenlichtes.

Und heute! Es war Herbst geworden, und ein kaltes Regenwetter, das schon von Chur aus den Reisenden begleitete, ließ die Berge rechts und links von der Straße sich verdrießlich in ihre Nebelkappen hüllen, färbte den Himmel schmutziggrau und drückte die Wolken tief auf die feiernde, nasse Erde hinab. Windstöße, die den Wanderer durchschauerten, strichen unsanft über das verdorrende Gras und rissen die verwelkten Blätter von den Bäumen. Finster und unheimlich gähnte die Schlucht des Viamalapasses. Da waren verschwunden, abgewischt alle die freundlichen Verzierungen durch Blumen und Sonnenschein, da konnte nichts aufkommen von den heiteren Phantasieen, mit denen man sonst die Alpen ersteigt, um drüben das sonnige Italien zu finden; da wurde die lebhafteste Einbildungskraft niedergedrückt von der rauhen und grauen Wirklichkeit; da sauste der kalte Regen scharf und schneidend in die Schluchten hinein, und wo sich auch die fallenden Tropfen zitternd verbargen unter welkem Laub und herabhängendem Grase, da waren sie nicht lange geduldet, denn Laub und Gras schüttelten unmuthig die nassen Gäste von sich, und dann sah man sie trübselig von den Felsen herabsickern durch lehmige Furchen an den Seitenwänden des Weges fließend verschwinden. Tief drunten zu den Füßen der starrenden Felsenmassen tobte und brauste weiß schäumend der hochgeschwollene Rheinstrom, und wenn er sich donnernd über sein Felsenlager wälzte, so schienen die qualmenden Nebelmassen erschreckt aufwärts zu fliehen und zogen sich lang und gespensterhaft um die Berghäupter und in die Schluchten hinein.

Es drängte den Wanderer rastlos vorwärts, er hoffte noch vor der sinkenden Nacht das Dorf Splügen zu erreichen, dessen freundliches Gasthaus ihm noch von damals her in Erinnerung war und dessen er jetzt lebhafter als je gedachte. Wer weiß aber, wann er dort angekommen wäre, wenn nicht ein mitleidiger Postillon, der seine vier Extrapostpferde vor ein leichtes Wägelchen gespannt, ihn aufgenommen hätte, ihm auch eine Decke gegeben, um die warme Hülle über seinen etwas gar zu leichten Paletot zu legen. — So fahren zu können, that seinen erstarrten und ermüdeten Gliedern wohl; auch erwärmte er sich behaglich unter der dicken Umhüllung, und wie er zusammengekauert auf dem Sitze des kleinen Wagens saß, versank er bald in halbwache Träumereien. — Und in diesen Träumen spielte immer noch scharf und schmerzend die damalige Zeit. War es ihm doch oft, als sähe er neben sich vorbei ziehen den eleganten Reisewagen der Fürstin, sich selbst nachläßig und bequem in der Ecke lehnend, ein Buch in der Hand oder eine feine Havanna rauchend. Dann war es ihm auch wieder, als ginge dort vor ihm Elise und als gelangte er jetzt an ihre Seite, um mit ihr freundlich plaudernd weiter zu schreiten. Aber obgleich er diese Gestalten erkannte, traten sie doch nicht deutlich und scharf vor seine Seele; sie erschienen ihm schatten- und nebelhaft, wie man etwas sieht, das, obgleich es dicht vor uns liegt, doch finster und undeutlich erscheint, wenn unser Auge von einem Glanze geblendet wird, der wohl weit entfernt, aber prächtig vor uns aufsteigt. Und in diesem Glanze, der für ihn täglich, stündlich zunahm, sah er ihr Bild immer klarer und deutlicher werden, je mehr die Andern verschwanden, aber er sah es nicht wie eine irdische Erscheinung, sondern Franceska erschien ihm in seinen Träumen wie ein lichter Engel mit mildem Lächeln über den kleinen und großen Leiden dieses Erdenlebens schwebend, von einer strahlenden Glorie umgeben. —

Wenn er alsdann erwachte vom Stoßen des kleinen Wagens oder vom schärfern Anziehen der Pferde, so waren freilich alle die glänzenden Bilder zerrissen und die rauhe Wirklichkeit trat in Nebel und Regen wieder erkältend an ihn heran. Er wickelte sich fröstelnd auf's neue und fester in die Decken und nickte mit dem Kopf, wenn der gutmüthige Postillon sich auf seinem Pferde umwandte und ihm lachend zurief: „Nicht wahr, Herr, es ist doch weit besser, demüthig gefahren, als stolz zu Fuß gehen? Na, bald sind wir droben."

Der Tannhäuser versank wieder in seinen Halbschlummer, zusammengebückt, wie er saß, die Decke wie eine Zeltwand vor sich zugezogen, und es traten Bilder aus seiner Jugendzeit vor ihn hin; als er, ein kleiner Knabe, sich mit andern Gespielen aus Brettern und Glasfenstern im Garten ein Häuschen gebaut, wo sie behaglich zusammen kauerten, während draußen Regenschauer niederprasselten und wo sie mit einem innigen Wohlbehagen sahen, wie von ihren Athemzügen die Fensterscheiben dicht vor ihren kleinen Nasen dunstig anliefen.

Der Klang des Posthorns zerriß auch diesen Traum, dann hielt der Wagen; das Licht einer Laterne, die hoch emporgehalten wurde, drang ihm fast schmerzlich in die Augen, man half ihm vom Wagen und führte ihn in ein sanft erwärmtes Zimmer. Als er dem Postillon hierauf seine Decke zurückgegeben, erstaunte dieser über das reichliche Trinkgeld, das er dafür von dem armen Passagier erhalten, den er eigentlich nur um Gotteswillen auf der Straße aufgelesen.

„Ich kann Euch versichern," sagte er drunten in der Kutscherstube, nachdem er den triefenden Mantel abgelegt, „der hat mir so viel gegeben, daß er davon ganz gut die Post von Chur bis hier hätte bezahlen können. Es gibt doch sonderbare Leute in der Welt."

Dasselbe dachte auch der Wirth in Splügen, nachdem ihm

der Postillon über den Fremden gesprochen und er darauf denselben, als er bei dem einfachen Nachtessen saß, etwas genauer betrachtete. Das Aeußere des Gastes paßte so gar nicht zu einer Herbstreise über die Alpen; der dünne Rock und Paletot, die feinen Stiefel und Handschuhe und hiebei wieder die krankhafte Bläße des eingefallenen Gesichtes, der seltsame Glanz der Augen und ein leichter Husten, der häufig zwischen den zuckenden Lippen hervordrang. Der Wirth des Splügen hatte freilich schon häufig genug ähnliche Gestalten wie die des Fremden eilig und ängstlich über die Alpen herab kommen sehen; aber von hier hinaufgezogen waren der Art Reisende nur wenige. Nun es konnte ja auch Jemand Ursache haben, dachte er, ein Asyl in Italien zu suchen, wie es umgekehrt schon so oft der Fall gewesen. Und daß dergleichen bei dem Gaste zutraf, schien dem Wirthe um so glaubwürdiger, als ihn derselbe am andern Morgen ein Legitimationspapier durchzusehen bat, ob es auch in der Form für die Grenze droben volle Gültigkeit habe. Dieser Paß war in Zürich ausgestellt und vollkommen in Ordnung. Doch konnte der freundliche Wirth von Splügen sich nicht enthalten, seinem Gast, der den Entschluß kund gab, das Gebirge zu Fuß zu übersteigen, auf die Berghöhen aufmerksam zu machen, die in Folge des gestrigen Regens im Thal in einer leichten Schneedecke prangten. Wenn heute freilich auch die Sonne wieder schien, so sah man doch, wie der scharfe Wind vom Berg herunter kam, die Zweige der Bäume heftig erschütterte und welke Blätter vor sich hin jagte.

„Um Mittag kommt die Post,“ sagte der Wirth, „und wenn ich Ihnen einen Rath geben dürfte, so wäre es der, sich dort einen Platz zu nehmen, und Sie sind dann Abends bei guter Zeit in Chiavenna. Verzeihen Sie mir meine Aeußerung, aber Sie scheinen kürzlich krank gewesen zu sein, und da könnte Ihnen eine Fußtour über die Höhen bei solch schneidendem Winde schlecht bekommen. Und trotz des verschlossenen Wagens müssen Sie einen

Mantel mitnehmen, den ich Ihnen geben werde und den Sie beim Posthalter drüben in meinem Namen ablegen können."

Der Tannhäuser dankte auf's herzlichste für die Freundlichkeit, welche ihm erwiesen wurde, und da er heute Morgen einen stechenden Schmerz in der Brust, den er schon seit mehreren Tagen gespürt, lebhafter empfand, so setzte er sich um Mittag in den Postwagen und kam Abends nach Chiavenna.

Hatte der Wirth in Splügen schon über Manches im Benehmen seines Gastes den Kopf geschüttelt und dasselbe eigenthümlich und seltsam gefunden, so wurde ihm dieser noch räthselhafter, oder wenn man will, er fand die Möglichkeit, sich Manches zu erklären, als an dem Tage, wo sein Gast Mittags gegen Chiavenna gefahren war, bei einbrechender Dämmerung ein leichtes Reise-Coupé, von vier schaumbedeckten Pferden gezogen, vor seiner Thüre hielt. Der Postillon, welcher vom Sattelpferd herabstieg und von dem scharfen Ritt ziemlich steif geworden war, stellte sich mit gespreizten Beinen neben seine Rosse, welche alle vier die Köpfe hängen ließen, und rief dann dem Hausknecht zu, der zum Ausspannen herbeieilte, während er sich etwas verlegen am Kopfe kratzte:

„Dein Herr wird hoffentlich kein Gerede davon machen, daß wir ein bischen scharf da hinauf gefahren sind; Courierpferde hat die da drin ohnehin bezahlt und obendrein von einer halben Stunde zur anderen ein Paar Franken Trinkgeld mehr geboten. Man will auch was verdienen, bei Gott! und wenn wir die Roß' tüchtig abreiben, so schadet's ihnen nichts. Heute Nacht bleiben wir da; mach' nur gleich eine Streue, daß sie bis an den Bauch im Stroh stehen. Hü — Bleß!"

Darauf war der Wirth an den Wagen getreten und hatte zwei Damen beim Aussteigen geholfen, beide in Pelz gewickelt, wovon die Eine, die etwas älter schien, hastig nach einem Zimmer, sowie nach einer Unterredung mit ihm, dem Wirthe, ver-

langte. Diese Unterredung war es nun, die ihn einigermaßen aufklärte über jenen Gast, der nun in dem Augenblicke, wo er mit der Dame sprach, schon jenseits der Alpen gegen Campo dolcino hinrollte, weit genug entfernt, um, da ohnedies die Nacht die Thäler und Schluchten des Gebirgs auszufüllen begann, nicht mehr eingeholt zu werden.

Das sagte der Wirth zu Splügen auch der Dame, welche die Stirne an die kalte Fensterscheibe drückte und ihre unruhigen Blicke aufwärts zum Splügen sandte. „Wenn er es eilig hat," fuhr er fort, „so kann er morgen früh mit aller Bequemlichkeit in Mailand sein. — Ja, mit aller Bequemlichkeit," fuhr er nach einer Pause fort und fügte noch hinzu: „Ja wohl — ja," als er bemerkte, daß die Dame am Fenster keine Antwort gab und er das Gespräch nicht wollte in's Stocken kommen lassen.

Doch schien sich die fremde Dame in die immer dunkler werdenden Schluchten des Splügen, welcher vor ihr lag, vertieft zu haben, denn sie antwortete nichts, ja wandte sich nicht einmal zum Wirthe herum.

„Es ist eigentlich meine Schuld," fuhr dieser fort, nachdem er ein minutenlanges Stillschweigen durch verschiedene Hms! Hms! auszufüllen versucht, „daß der Herr — jetzt schon jenseits des Berges ist. Hätten wir ihn nicht überredet, es sei nicht thunlich für ihn, in dieser Jahreszeit zu Fuß über den Splügen zu gehen, so würde er jetzt wahrscheinlich noch lange nicht das Zollhaus erreicht haben, und —"

„Wie so?" unterbrach ihn rasch die Fremde; „er wollte zu Fuß gehen?"

„Ja, gerade so wie er hier ankam," gab der Wirth zur Antwort; „so sagte er."

„So fehlt es ihm — — an Mitteln, an Geld?" sagte die ältere Dame mit einem eigenthümlichen Tone, worauf die andere, die jüngere, welche sich bis jetzt mit einer großen Reisetasche zu

thun gemacht, hastig näher trat, um dem Wirth in das Gesicht zu sehen.

Dieser rieb sich die Hände und versetzte alsdann: „O nein, an Geld fehlt es ihm nicht, und selbst wenn dies der Fall gewesen wäre, so würde man einen so anständigen jungen Herrn gewiß gern aus seiner Verlegenheit gerissen haben. Gewiß," setzte er betheuernd hinzu, „es ist das schon häufig vorgekommen, und der Postmeister von Splügen weiß, wen er vor sich hat."

„Er kam zu Fuß hierher in diesem schauerlichen Herbstwetter?" fragte die ältere Dame und ihre Stimme bebte leise.

„Ja und nein," gab der Wirth zur Antwort. „Eine Stunde von hier traf ihn einer meiner rückkehrenden Postillons und ließ ihn aufsitzen, weil er bemerkte, daß der fremde Herr sehr blaß aussah und vor Frost und Unwohlsein zitterte."

Ein schmerzlicher Ausruf entfuhr beiden Damen, und die eine, welche bisher immer gesprochen, wandte sich wieder dem Fenster zu, legte ihre Stirne auf die Hand und man hörte ein leises Schluchzen.

„O mein Gott!" rief die Andere in schmerzlichem Tone, „so war er krank? — Körperlich krank? — Und er sprach mit Ihnen," setzte sie hastig hinzu, „so wie man gewöhnlich spricht?"

„Gewiß, meine schöne Dame, wie man gewöhnlich spricht," sagte der Wirth. „Etwas einsylbig war er freilich, was ich wohl begreiflich fand, denn er klagte über Brustschmerzen, und das war auch wohl der Grund, weßhalb er sich überreden ließ, einen Platz im Postwagen zu belegen."

„Sonst glauben Sie wohl, er wäre zu Fuß über den Berg gegangen?"

„Davon bin ich überzeugt, wie er mir auch gesprächsweise sagte, er werde von Chiavenna an seinen Reisestab weiter in's Land setzen und nach Rom pilgern."

Die Dame am Fenster fuhr so heftig zusammen, daß sich die

andere ihr näherte, ihr sanft eine Hand auf den Arm legte und einige Worte in weichen, schmeichelnden Tönen zu ihr sprach.

„Ah! eine Pilgerfahrt nach Rom! — Und das sagte er in sehr exaltirter Weise? mit eigenthümlichen Ausdrücken? Er hoffte auf ein Wunder oder so etwas. —"

Der Wirth schüttelte mit dem Kopfe. „Von Exaltation," sagte er nach einer Pause, „habe ich nicht das Geringste bemerkt. Der Herr sprach sehr ruhig und überlegt, etwas leidend freilich — müde, wie auch sein Aussehen war. Er meinte, die Luft in Italien würde ihm wohl thun, ihm zur Ruhe verhelfen. — — — — —"

Jetzt trat, da die Dame am Fenster keine Antwort gab, wieder eine Pause ein, die sich so verlängerte, daß der Wirth, nachdem er ein paar Minuten vergeblich auf Antwort gewartet, laut und vernehmlich hustete und sich mit dem Bemerken nach der Thüre zurückzog: die Damen würden keine Befehle mehr für ihn haben.

Da er auch durch kein Wort weiter aufgehalten wurde, so verließ er das Gemach.

Unterdessen war es so dunkel geworden, daß man im Zimmer die Gestalten der Damen nur noch in undeutlichen Umrissen sah. Die ältere der Beiden war auf einen Stuhl niedergesunken, hatte die Hände vor das Gesicht gepreßt und weinte leise. Die Andere stand neben ihr, hielt den Kopf zu ihr hinabgebeugt und flüsterte ihr zuweilen ein Wort zu. Das dauerte wohl so eine Viertelstunde, dann erhob die, welche saß, ihr Haupt, strich mit beiden Händen über ihre Stirn und Schläfe, und sagte nach einem tiefen, tiefen Athemzuge: „Ja, er wird Ruhe finden — und ich auch, er vielleicht noch glücklich werden. Noch einen Blick gen Süden, noch einen heißen Wunsch für sein Glück, für das Wohl seiner Seele, dann wollen wir nordwärts ziehen. Dort der schwarze Berg, der sich in der Dunkelheit um so riesenhafter vor uns aufthürmt, tritt

wie das unerbittliche Schicksal zwischen uns und weist mich gebieterisch zurück. — — — Ah!“ fuhr sie nach einer Pause fort, wobei es sie wie ein Schauer überflog; „seine Pilgerfahrt zu stören, ihn aufhalten zu wollen — — — nie, nie würde ich mir es erlauben. — Aber ein Wunder ist doch geschehen, Therese, bist Du nicht auch davon überzeugt?“

„Ja,“ versetzte das junge Mädchen und fügte mit leiser Stimme hinzu: „Und ich danke Gott dafür — —“

„Amen! — — — —“

Am andern Tage führte derselbe Postillon, der mit Courierpferden nach Splügen gefahren war, den Wagen mit den beiden Damen wieder gen Tusis hinab. Er machte ein äußerst vergnügtes Gesicht, denn seinen Pferden hatte die Anstrengung nicht geschadet, auch verdiente er doppeltes Trinkgeld. Mit einem pfiffigen Lächeln schwang er sich in den Sattel, und als der Wirth von Splügen die Wagenthüre geschlossen und mit einer tiefen Verbeugung zurücktrat, wickelte der Postknecht lustig pfeifend seine Peitsche ab, sah noch einmal nach dem Radschuh, ob er befestigt sei, und dann ließ er die Pferde dem brausenden Rheine entlang hinablaufen, was sie nur mochten.

Noch mehrere Tage lang drehte sich indessen das Gespräch im Wirthshaus des Dorfes Splügen um den sonderbaren Passagier und jene beiden Damen, worauf der Wirth, der seinen Gästen gegenüber gerne that, als wisse er wohl mehr von der Geschichte, was er ihnen aber nicht anvertrauen dürfe, kopfnickend sagte: „Ja, hier oben so nah an der italienischen Grenze passirt Manches, wovon man sich drunten nichts träumen läßt.“

Der Tannhäuser aber ging am andern Tage zu Fuß weiter durch das Pregagliathal über die schäumenden Wellen der Moira und Lira dem Comer See zu. Wenn auch sein Auge entzückt war von der wunderbaren Schönheit dieser Gegend und es ihn auch zuweilen anwandelte, sich in einem der kleinen, so malerisch

gelegenen Dörfer niederzulassen und dort zu bleiben, vergessen und vergessend, so beschlich ihn doch nur für Augenblicke ein solcher Gedanke, und er schreckte sich alsdann selbst wieder empor aus einer gewissen Ermattung des Körpers und der Seele, der jener Gedanke entstammte, und es tönte in ihm vorwärts, vorwärts bis zum Ziele!

So kam er durch Mailand, so pilgerte er nach Genua, oft angestaunt und belächelt von den ihm Begegnenden, die ihm nicht selten kopfschüttelnd nachsahen. Doch bemerkte er nichts von diesen Blicken und hörte keines der Worte des Erstaunens, die ihm häufig folgten. Er träumte viel, lebhaft und tief, und es war ihm oft zu Muthe, als sei seine ganze Reise ein Traum und er müsse plötzlich erwachen, unter jener Veranda des kleinen Hauses sitzen und von dem Lichtschein der Ampel erweckt werden, welche Franceska mit dem lieben Lächeln und ihren schönen guten Augen auf den Tisch setzte.

So ging er in Genua träumend an Bord des Schiffes, so blickte er träumend in die Wogen des Meeres, und die ewige Bewegung derselben wiegte ihn noch tiefer ein, und dabei war es, als sängen ihm die Wellen, wenn sie an den Wänden des Schiffes vorüberschliffen, allerlei seltsame Lieder. — Nur einmal erwachte er zu einem hellen und deutlichen Leben, und das war in den Florentiner Gallerien, in diesem Heiligthume der Kunst. Da fühlte er sich angeweht vom Hauche der Gottheit, bezaubert beim Anblick der unsterblichen Werke jener großen Meister. Da riß er sich mühsam los, und als er die Höhen hinter dem herrlichen Florenz erstiegen hatte, blickte er zurück auf die blühende Stadt und seufzte: „Wer hier, selbst ein großer Künstler, leben und wirken könnte!"

Weiter zog er dann Hügel auf, Hügel ab, durch fruchtbare Thäler, über wild zerrissene Berge, auf deren Spitzen kleine Städte wie Vogelnester hängen, umgeben mit trotzigen Mauern, an pracht-

vollen Kirchen und Klöstern vorbei, und nirgends hielt er längere Rast, nirgends hatte er Ruhe. Wenn er sich auch zuweilen am Fuße eines Berges Kräfte sammelnd niederließ, so drängte es ihn doch bald wieder empor von dem Stein, wo er ausgeruht. Ueber den einsamen Wanderer hin, hoch am Himmel zogen Schaaren von Zugvögeln, ebenfalls gen Süden. Wie beneidete er die um ihre starken Schwingen! Aber nur sie, nicht die andern Reisenden, welche in raschen Equipagen bei ihm vorbei rollten. Auf diese Art hätte ja auch er schneller vorwärts kommen können, aber er wollte pilgern nach Rom, er wollte dort ankommen wie andere arme Wanderer, die oft zu gleicher Zeit mit ihm die Straße zogen oder denen er begegnete, wenn sie von der ewigen Stadt kamen, diese frohen und heiteren Angesichtes, jene tief gesenkten Hauptes.

Wie oft eilte er vorwärts, wo ihm Ruhe doch so wohl gethan hätte, schwer athmend, mit kurzen, oft wankenden Schritten, mit bleichem, eingefallenem Gesichte. Es drängte ihn nach Rom, um dort vor einem Ereigniß anzukommen, von dem er sich weiter keine Rechenschaft geben konnte, als daß es in seinen Folgen tief in sein künftiges Leben eingreifen müsse. Auch Wulf hoffte er dort wieder zu finden, hatte ihm der Freund doch zuletzt von Rom geschrieben, und gerade in der Zeit, wo er im Begriffe war, von Italien Abschied zu nehmen und nach Deutschland zurückzukehren. Dort aber hatte er sich nirgendwo sehen lassen.

Wenn der Tannhäuser mit Schaudern der vergangenen Zeit gedachte, des vielen Entsetzlichen, was er in den letzten Jahren erlebt, so war es Seligkeit des einzigen Augenblickes, wo ihm an jenem Nachmittage am Starenberger See Kopf und Hand zum ersten Mal wieder dienstbar, wo nach einer langen, finsteren, nächtigen Zeit die Sonne der göttlichen Kunst auf's neue hell in sein zerrissenes Innere schien. Darnach hatte er gelobt, Bleistift und Pinsel so lange nicht mehr in die Hand zu nehmen, bis er dort,

wohin er zu pilgern gedachte, einen würdigen heiligen Gegenstand fände, den er malen wolle mit heißer Inbrunst, mit einer tief empfundenen Reue und Dankgefühl.

Um dies Ziel so bald wie möglich zu erreichen, drängte es ihn so unaufhaltsam vorwärts, und diese ihn verzehrende Sehnsucht war auch wohl die Hauptschuld, daß sein Herz oft so wild und stürmisch schlug, wenn er schwer athmend die Berge erstieg, so daß er häufig stehen bleiben mußte, die Hände auf seine Brust pressend oder sich wohl niederlassend auf einen Baumstamm am Wege, von dem er sich aber nach kurzer Rast wieder erhob, wenn er bedachte, daß er vielleicht von der nächsten Höhe die weite Campagna um Rom und fern am Horizonte den Dom St. Peter sehen würde.

Endlich kam auch dieser Augenblick. Baccano, ein einsames Posthaus, das er in der Dunkelheit der Nacht erreichte und dort ein ärmliches Lager fand, verließ er am frühen Morgen, und als er auf seinem Wege klopfenden Herzens eine kleine Anhöhe erstiegen hatte, sah er sie endlich vor sich liegen die ungeheure Einöde, diese riesenhafte, mit Hügeln bedeckte Fläche in glänzender Morgenbeleuchtung die seltsamsten Farben, die grellsten Lichttöne, die tiefsten Schatten zeigend. Weite, weite Strecken unbebauten Landes, meilenweit kein Dorf, kein Haus, nur hie und da zerbröckeltes Mauerwerk, ein zerrissener Thurm, der melancholisch von einer kahlen Anhöhe herniederschaut. Leise flüsternd zieht der Morgenwind über die mageren Grashalme und durch die Ginsterbüsche, und wenn wir ihm nachblicken, diesem unsichtbaren Wanderer, so sehen wir, wie sich Alles vor ihm bückt, dort die Anhöhe hinan bis zum alten Thurme, den er eilig erklettert, um von der morschen Zinne mit dem lustig dort wachsenden grünen Busche weit in die stille Ebene hinauszuwinken. Wem er so winkt, der Lufthauch, wir wissen es nicht, — gewiß keinem lebenden Wesen.

Zur Linken des Wanderers, der erstaunt, erschüttert von diesem über alle Beschreibung traurigen und doch wieder so malerischen Anblick stehen bleibt, erhebt sich in seinen gezackten Formen wie ein riesenhaftes Todtenmahl der Soracte empor. Der fernliegende ernste Höhenzug der Apeninnen ist mit Schnee bedeckt, so das Gewaltige der ganzen Scenerie noch vermehrend. — Weit, weit vor seinen Blicken verschwimmen die hellen Farben der Campagna, die Lichter und Schatten, die sich über Berg und Thal ausbreiten, in einander, und dort in nebelduftiger Ferne, am äußersten Rande der ungeheuren wellenförmigen Ebene hat es sich zusammengezogen, da erhebt sich ein langer dunkler Streifen mit einem erhabenen, immer stärker hervortretenden Punkt in der Mitte, — das ist Rom und die Kuppel der Peterskirche.

Nachdem der einsame Wanderer seine Blicke lange in dieses gewaltige Rundgemälde versenkt, schritt er wieder vorwärts, die Peterskuppel im Auge behaltend. Doch verging Stunde um Stunde, und unmerklich änderte sich die Ansicht des majestätischen Baues, ihm so anzeigend, daß er der Stadt näher und näher kam. Erreichen konnte er sie heute nicht mehr; schon sank der Abend, die Nacht kam wie hier immer ohne Dämmerung, und er mußte froh sein, in einem der alten Thürme, die am Wege standen, bei einem Ziegenhirten ein Nachtlager zu finden. Doch kümmerte ihn das wenig; seine Gedanken waren nicht bei seiner Umgebung; lange noch saß er auf einem Stein vor dem alten Mauerwerk und blickte nach Rom hinüber, das dalag, wie in einen Schleier von Duft gehüllt, auf dem Tausende von Lichtpunkten glänzten oder ihn mit ihrem Scheine erhellten.

In der Frühe des andern Morgens machte er sich wieder auf den Weg und sah bald, daß er sich nun wirklich der gewaltigen Stadt nähere. Die weite Fläche in ihrer vollständigen Oede blieb nun hinter ihm, und was er noch immer von der Campagna durchwanderte, erschien belebter, war besetzt mit einzelnen Häusern,

mit Vignen-Anlagen, mit niedern Mauern, welche streckenweise die Straße einfaßten, mit grünen Gebüschen, welche hie und da den Grund kleiner Thäler bedeckten, wo sich Wasser fand, das sich auch durch das üppige und frischgrün emporgesproßte Gras kundgab.

Vor der heißen Sonne, die ihn lange, lange Tage beschienen, fand er jetzt Schutz in schattigen Hohlwegen, und als er wieder eine Zeitlang fortgewandert und eine kleine Anhöhe erstiegen hatte, sah er vor sich die Tiber mit ihrem gelben Wasser und folgte mit dem Auge ihren Krümmungen, durch welche sie träge fließend das nicht ferne Meer erreicht. An ihren flachen Ufern sah man Heerden von Büffeln weiden, und die melancholischen Thürme, die er schon am Eingange der Campagna auf ihren runden Hügeln stehend bemerkte, sah man auch hier dicht vor den Mauern Roms. — Wunderbar, herzerhebend aber war der Blick über die gewaltige Stadt, die nun dicht vor ihm lag, auf dies Häusermeer mit seinen hoch emporstrebenden Säulen, seinen unzähligen Kirchen, seinen vielen Kuppeln, und alles das überragt von der Kirche St. Peters. Und wie unendlich schön fand er die Gebirge mit bekannten Namen, die in weitem Umkreis die Stadt umgaben! Immer wieder der alte Soracte, das hohe Gebirge von Tibur über den gelblichen Abhängen im tiefsten Blau emporsteigend, und weiterhin die weichen schönen Formen der duftigen Sabinerberge, umwogt von weißen Nebelstreifen, wie von schimmernden Schleiern, mit denen sie sich kokett verhüllt. — Und drüben über dem Flusse Pinienwäldchen mit ihren eigenthümlich geformten Baumkronen, dahinter emporsteigend einfache Campagnenhäuser und prachtvolle Villen, dann die Massen des grünen Monte Mario, schattirt mit fast schwarzen Cypressenhainen, zwischen denen wieder die weißen Gebäude wie helle Lichter hervorblitzen.

Da ist schon der freundliche Wiesenweg am Ufer der Tiber,

da biegen wir in die lange gerade Straße ein, welche zur Porta del Popolo führt — da sind wir in Rom.

Der Tannhäuser hatte den breiten Mittelweg, der ihm zu sehr belebt war, verlassen und schritt gebückt an der Mauer vorbei, die längs der Straße dahin lief. Von der Campagna herein strömten große Volksmassen der Stadt zu, sonntäglich geputzt, denn es war ein Festtag. Sie kamen auf ihren bunt bemalten Wagen, das Geschirr ihrer Pferde hatte klingende Messingzierrathen, schöne Frauen in malerischem Costüm saßen erhöht auf dem Karren, während Männer mit spitzen Hüten, die Sammtjacke auf der Schulter, die Pferde lenkten, hier auf dem Gabelbaum sitzend, dort hinter den Weibern stehend, mit diesen lachend und plaudernd. Reiter auf kleinen schwarzen Pferden, Andere auch wohl im Sattel munter einher trippelnder Esel, suchten zwischen dem dichten Strom der Fußgänger so rasch als möglich vorwärts zu kommen. Und dabei ging es nicht ab ohne ein hingeworfenes Scherzwort, das ebenso lustig erwiedert wurde, ohne eine fröhliche Bemerkung, die lautes Lachen hervorrief.

So viel der Wanderer von den Reden der bei ihm vorbei Eilenden, die ihn zuweilen scheu von der Seite ansahen, verstehen konnte, fand ein großes Kirchenfest in St. Peter statt, dorthin eilte Alles, dorthin folgte auch er dem Menschenstrome, der ihn mit fortriß, gegen den anzukämpfen er zu schwach und ermüdet war. Hatte er doch sein Ziel erreicht, befand er sich doch in Rom, hatten ihn doch schon die schattigen Straßen der alten Stadt mit ihren hohen ernsten dunklen Gebäuden aufgenommen. Dabei blieb er aber zuweilen einen Augenblick stehen, und faßte betäubt von der lärmenden Volksmenge, die ihn wie im wilden Strudel mit sich fortriß, an seine Stirne, welche sich kalt und feucht anfühlte. Und es flog dann zuweilen ein trübes Lächeln über seine Züge, wenn er wieder tief aufathmend weiter schritt.

Jetzt aber erweiterten sich die engen Gassen, der dichtgedräng'

Menschenstrom floß ruhiger und erlaubte dem schon lange vergeblich Kämpfenden, sich am Geländer einer Brücke festzuhalten, so der vorbeiziehenden Flut Trotz zu bieten. Und als er nun nach kurzer Ruhe die Augen von den gelben Fluten der Tiber erhob, da war ihm zu Muth, als sei er nach langer, mühevoller Reise in die Heimat zurückgekehrt. Erkannte er nicht plötzlich die Brücke, auf der er stand, die Gebäude, welche ihn rings umgaben? Hatten die eigenthümlichen, nicht zu vergessenden Formen der letzteren nicht schon das Auge des Kindes erfreut und ihn später entzückt, wenn er diese massigen Bauwerke gesehen, sich so prachtvoll abhebend von dem tiefblauen italienischen Himmel? War die gigantische Kuppel dort jenseits des Flusses nicht die Peterskirche? Sah er nicht staunend vor sich das mächtige Rundgemälde der Engelsburg, einst das Mausoleum Adrians? Waren die gelben Wellen, zu denen er jetzt die Blicke hinabsenkte, nicht dieselben, die einst an den großartigsten Werken der Welt, an den Palästen und Tempeln der alten Römer vorüberflossen?

Ja, ja, so war es, und gern hätte er hier allein gestanden, und als er alsdann das schützende Brückengeländer losließ, als ihn der Menschenstrom wieder erfaßt und fortgedrängt bei der Engelsburg vorüber, da konnte er sich erst wieder frei regen und fühlen auf der Piazza di San Pietro, jenem ungeheuren, prächtigen, säulenumgebenen Platze, dessen wahre Größe kein menschliches Auge beim ersten Anblick zu würdigen im Stande ist, der uns fast klein erscheint vor der riesenhaften Façade von St. Peter, vor der gewaltigen Felsenwucht des aufstrebenden Kuppelriesen, vor dem himmelanstrebenden Obelisken, der in seiner Mitte steht und doch wieder neben der eben erwähnten Umgebung fast klein erscheint.

Etwas von der Größe des Platzes aber springt uns entgegen, wenn wir erstaunt an der Ecke der Piazza Rusticucci stehen bleibend, an einem Feste wie heute Menschenmassen auf Menschen-

massen an uns vorbeiströmen sehen, gefolgt von zahlreichem Militär, untermischt mit langen Reihen Karossen, und wenn wir nun bemerken, wie all' dies von dem Platze verschlungen wird, ohne daß er sich anfüllt. Es sind hier Tausende, Zehntausende versammelt, und man könnte sagen: der Platz ist leer geblieben. Nur hie und da sieht man die Menschenmenge in kleinen Gruppen und dünnen Streifen, lange Reihen von Soldaten bilden eine schmale, glänzende Linie, hunderte von Equipagen verschwinden auf dem Raume neben der großen Treppe, wo sie sich aufgestellt haben. Selbst das Plaudern der Menge ist herabgesunken zu einem fernen Summen und Rauschen, und das Geräusch, welches die Schritte all' der Tausende hier verursachten, wird übertönt von dem Brausen der beiden riesenhaften Springbrunnen, die mit gewaltiger Kraft ihre hellen Wasserstrahlen in die Luft spritzen, zerstäubend in dem klaren Sonnenlichte, welches sich in Regenbogenfarben behaglich auf den Wassergarben wiegt.

Gleich all' den Tausenden vor, neben und hinter ihm schritt denn auch der Tannhäuser über den ungeheuren Platz und hier erschienen ihm die gewaltigen beweglichen Menschenmengen wie Fluten des Meeres, die dort an der Riesentreppe branden, zerschellen. Was unten am Fuß dieser Treppe noch eine kompakte Masse war, das zerstäubte auf den gigantischen Stufen wie in einzelne Atome, und wenn es auch Tausende waren, welche hinanstiegen, so erschienen sie doch noch als kleine bewegliche Punkte auf der breiten Fläche vor der Riesenfaçade von St. Peter. Der Wanderer, hier noch einsamer, umgeben von diesen unzähligen fremden Gesichtern, als in der öden Campagna vor Rom, empfand dies Gefühl des Verlassenseins schwer auf seinem Herzen lagern. War ihm doch, als wandelte er wirklich in der Brandung des Meeres, als müßten diese gewaltigen Wogen um ihn her nächstens über seinem Kopfe zusammenschlagen. Wie holte er so mühsam Athem, wie fühlte er den kalten Schweiß auf seiner

Stirne stehen, wie hätte er so gerne eine einsame Stelle gefunden, eine verborgene Steinnische, um sich dort zu verstecken, um dort niederzukauern, den Kopf in beide Hände gedrückt. — Aber vergebens — es riß ihn unaufhaltsam dahin.

Es wogte, brandete, es lachte und plauderte immer toller um ihn her; vom Himmel strahlte das hellste Sonnenlicht und lagerte blendend auf Platz und Kirche. Die Wassergarben der Fontainen trieben Brillanten von sich, die Schatten, welche Gebäude und Säulen auf den Boden warfen, thaten dem Auge weh im scharfen Contraste von Hell und Dunkel. Und je näher er der Basilika kam, je mehr vergrößerte sich alles das, was die Sonne blendete. Da schrieen und lärmten die Limonadenverkäufer und die Händler mit frischem Wasser; da glänzten im Sonnenlichte ganze Pyramiden von goldgelben Citronen und Pomeranzen, da leuchteten die blankgeputzten Eisgefäße, und wenn sie hin und her bewegt wurden, reflektirten sie wie Spiegel das Sonnenlicht. Die hunderte von Wagen, welche auf dem Platz fuhren, sah man eine buntfarbige Masse, rechts und links von der Treppe gelagert; viel glänzende Geschirre und glitzernde Trobbeln, viel Purpur und Gold.

Endlich hatte er die Vorhallen, die Eingangsthüren hinter sich, endlich warf er einen Blick in die Riesenhallen. Sie erschienen ihm beim ersten Anblicke wie eine überwölbte Fortsetzung des ungeheuren Platzes draußen. Selbst von diesem hereintretend strebten die Wölbungen dieser Basilika, des ungeheuersten Baues der ganzen Welt, sichtlich in die Höhe und zeigten nach einem Blick auf die Tausende von Menschen, die trotz ihrer Anzahl auch hier nicht als eine gedrängte Masse erschienen, ihre majestätischen Verhältnisse. Und doch kommt man erst nach und nach zum allgemeinen Verständniß der Größe dieses Tempels; nur schrittweise wie man ihn durchwandelt, da er nur mit dem Verstande und nicht mit dem Gefühl zu messen ist. Man muß es sich erst sagen,

daß dort die Taube mit dem Oelzweig an den gigantischen Pfeilern des Mittelschiffs, die wir rechts und links sehen, die wir glauben bequem mit der Hand erreichen zu können, sich beim Nähertreten so hoch erhoben, daß ein Riese nöthig wäre, um sie mit der Spitze des Fingers zu berühren; wir müssen es uns vergegenwärtigen, daß der metallene Baldachin dort auf dem Grabe von St. Peter, über welcher sich die Kuppelwölbung in schwindelnder Höhe erhebt, — daß dieser Baldachin, der uns unter dieser Wölbung klein und niedrig, ja völlig unbedeutend erscheint, so groß ist wie der größte Palast von Rom. Und erst nachdem man sich solchergestalt über die Verhältnisse des Baues klar geworden, wandelt man mit Staunen und Ehrfurcht in diesen Hallen umher.

Den Tannhäuser erfrischte die Kühle, welche im Gegensatze zu dem sonnenbeschienenen Platze hier herrschte; er wandte sich am Eingange rechts und ging alsdann von einem Pfeiler des Hauptschiffes langsam zum andern, wobei er sich mit der heißen, fieberhaft brennenden Hand häufig an den kalten Steinen hielt. Es überfiel ihn eine tiefe Ermattung; er mußte zuweilen stehen bleiben, und wenn er das that, so war es ihm zu Muthe, als schwelle das Geräusch, welches die Schritte der Einherwandelnden und ihr, wenn gleich noch so leises Sprechen, hervorbrachte, zum lauten, betäubenden Getöse an. Und dabei kam es ihm alsdann vor, als drehe sich die ungeheure Kirche vor ihm im Kreise. Endlich ließ er sich auf den Vorsprung am Ende einer dieser Pfeiler nieder und versank für Augenblicke in wirre Träume.

Beim Hereintreten hatte er die langen Reihen Militär bemerkt, welche vom Eingang bis zum metallenen Baldachin standen, untermischt mit andern Soldaten in der ritterlichen Tracht vergangener Jahrhunderte, mit Helm und wallender Feder, mit Panzer und Hellebarde; er hatte gesehen, wie die Tausende und Tausende, welche nach und nach in die Kirche getreten, sich

dichten Reihen hinter dem Militär aufstellten oder sich in den Seitenhallen verloren, von denen jede einzelne schon eine Kirche zu nennen war; er hatte gesehen, wie sich neben den adeligen Römerfamilien, die von Jägern und Kammerdienern gefolgt in dem Tempel erschienen, zerlumpte Campagnabauern mit markirten, bronzefarbenen Gesichtern drängten und stießen, wie Krüppel und Bettler neben schönen Weibern von Albano und Frascati dahin schlichen; er hatte es empfunden, wie das ganze wilde Gewühl, diese verschiedenartigsten Elemente, zu einer buntfarbigen, beweglichen, unruhig wimmelnden Masse zusammengesetzt, anfing seine Sinne zu betäuben, und deßhalb war er glücklich, hier an dem Pfeiler ein stilles Asyl gefunden zu haben.

Und es war in der That ein Asyl des Friedens, das Andere in gleicher Weise mit ihm theilten. Zeigte ihm doch ein Blick hinter sich ein paar Gebirgsbewohner in ihrer malerischen Tracht, arme Leute, fast in Lumpen gehüllt, halb von einem zottigen Schaffell bedeckt, den spitzen Hut zwischen den Knieen, die, wahrscheinlich vom langen nächtlichen Marsche ermüdet, hier auf dem kalten Stein sanft entschlummert waren; bemerkte er doch neben sich eine arme, aber anmuthige Römerin, die unbekümmert um die Hin- und Herwandelnden ihrem Kinde, das sie mit inniger Zärtlichkeit anblickend an ihren Busen drückte, die ursprüngliche Nahrung gab. Ihm, dem ermatteten Pilger, war hier wohler, als draußen auf dem Platze, als vorhin im Lärm der Menge. Er lehnte sein Haupt an den glatten Stein hinter sich, und die Kälte desselben that ihm wohl. Mit welch' wonnigem Gefühl schloß er die Augen, als nun auf einmal ein unendlich ergreifender Gesang erschallte, der in entzückenden Schwingungen, in weiter Ferne verhallend mit leise nachklingendem Echo an den Wölbungen der Kuppel emporstieg und dort noch in einzelnen Tönen fortzitternd langsam verhallte.

Jetzt erfüllte ihn zum ersten Mal der Gedanke, daß er nun

wirklich in Rom sei, mit einer unaussprechlichen Seligkeit, am Ende seiner mühseligen Wanderung, wo er ja auch sie einstens zu finden hoffte. Er fühlte sein Herz so weich gestimmt, sanft erregt, so sich bewußt seiner tiefen Schuld, so reuig und bußfertig, dabei aber so innig von der ihm endlich zu Theil werdenden Gnade überzeugt. Er fühlte, wie seine Augen in seligem Schmerze überströmten, wie seine Thränen zwischen den geschlossenen Wimpern hervorbrachen und langsam über seine Wangen hinabrollten.

Da mit einem Male war es ihm, als wenn die sanften, himmelanstrebenden Klänge, die ihn so glücklich gemacht, disharmonisch zerrissen würden von dröhnendem Posaunenschall; es kam ihm vor, als dränge sich die Menge vor ihm dichter und dichter zusammen und gerathe dabei in unbeschreibliche Bewegung, als woge die ganze Masse vor und zurück und bilde jetzt eine Gasse, die an seinem Pfeiler mündete. Schien es ihm doch dabei, als wenden sich einzelne Gesichter scheu nach ihm hin, als betrachteten ihn blitzende Augen mit unverkennbarem Erstaunen; er fühlte diese Blicke schwer auf seinem Herzen lasten, und da es ihm war, als ob immer mehrere die Augen nach ihm hin wendeten, so wollte er langsam zurückweichen, um hinter dem Pfeiler vor der gaffenden Menge Schutz zu suchen. — Doch Entsetzen! er war nicht im Stande, sich von seinem Platze zu erheben, ja die rechte Hand, mit der er seine feuchte Stirne abwischen wollte, versagte ihm den Dienst; er konnte nicht von der Stelle, er mußte hinab schauen in die Menschengasse, an deren Ende jetzt ehrwürdige Gestalten erschienen in vielfarbigen Ordenskleidern, viele Gestalten, die sich langsam vorwärts gegen ihn bewegten.

Wie sie näher und näher kamen, zog er den Athem mühsam und immer mühsamer in seine Brust. Er bemerkte, daß er der Prozession im Wege war, daß sie über ihn dahin schreiten mußte, und mit einem unbeschreiblichen Gefühl der Angst und Verzweif-

lung drückte er sich in die Nische des Pfeilers hinein, an dem er ruhte, und es gelang ihm, etwas zurückzuweichen. Aber es war auch die höchste Zeit gewesen; denn schon rauschten die schwarzen und weißen Gewänder dicht an ihn heran, jetzt bei ihm vorüber. Doch glaubte er, jeder der langsam Vorüberziehenden werfe einen strafenden Blick auf ihn — alle, alle die Hunderte, die nach und nach erschienen und an ihm vorbeischritten. Mönche in schönen Ordenstrachten, welche schimmernde Kronen auf Purpurkissen trugen, alle die Häupter der katholischen Kirche, die Ordensgenerale, die Patriarchen, die Kardinäle im langen purpurnen Festgewand, die armenischen hohen Priester mit ihren Kronen, die Erzbischöfe und Bischöfe in hellen schimmernden Gewändern, mit der Mütze und Insul, — alle, alle blickten nach ihm hin, alle schienen auf die Seite zu weichen, wenn sie in seine Nähe kamen, als fürchteten sie, ihn mit ihren heiligen Gewändern zu berühren, — alle, alle. Und darauf hin wandten sich immer mehr Blicke aus der dichtgedrängten Volksmasse auf ihn.

Er versuchte es, seine Augen abzuwenden, sie wie Trost und Hülfe suchend emporzuheben zu einem Muttergottesbild, das aus seiner Steinnische noch eben so wohlthuend und freundlich auf ihn herabgelächelt hatte. Aber das Bild der Himmelskönigin schien ihm verschleiert, umhüllt von glänzenden Sonnenstrahlen, die jetzt mächtig in die Kirche drangen und nun mit einem Male über die Häupter der dunklen Menge hinweg, welche andächtig auf ihr Knie niedergestürzt war, die Gestalt des heiligen Vaters mit wunderbarem Schimmer umgaben, in ihm Leuchten all' des Goldes und Silbers, im blitzenden Widerschein der Brillanten wie in einer Flammenglorie erscheinen ließen. Aber es war für den Pilger kein wohlthuendes Bild der Gnade, wie ihm das Haupt der Christenheit, dessen Hand binden und lösen kann, erschien. Näherte er sich doch unter dem Schalle der Posaunen in ernster Majestät ihm, dem Sünder, furchtbar anzuschauen.

Und all' das Licht, all' der Glanz, all' die Pracht, das Funkeln von Gold und Silber, das Blitzen der Sonnenstrahlen betäubten seine Sinne, ließen düstere, unheimliche Schatten vor ihm aufsteigen. Schien doch alles Volk rings umher nur auf ihn zu schauen, der unter den Tausenden allein nicht im Stande war, seine Knie zu beugen; trafen ihn doch tief in's Herz die Blicke des Papstes, der langsam heranschwebte, und wenn auch diese Blicke nach und nach von ihrem furchtbaren Ernste zu verlieren schienen, wenn sie mild und traurig wurden, so lasteten sie doch schwer auf ihm, so beugten sie sein Haupt tief hinab, so ließen sie ihn in sich zusammensinken. — Aber er fühlte dabei, daß ihn das Bewußtsein verließ; er sah noch, wie die Müden an seiner Seite aus dem Schlummer emporfuhren, wie die Römerin neben ihm ihn erschreckt anstarrte, darauf das liebliche Gesicht ihres Kindes verdeckte und dann mit allen Zeichen des Schreckens entfloh. — Er hörte ein Gemurmel von tausend Lippen: der Tannhäuser! Das ist der Tannhäuser!

All' die unzähligen Gesichter, die sich gegen ihn wandten, all' die Tausende und Tausende von funkelnden Augen, die ihn anstarrten, all' die bunten Gewänder, all' das glänzende Gold und blitzenden Steine, die bunte Marmorbekleidung der riesenhaften Pfeiler und Wände, die Lichter am Altar, ja die funkelnden Hänglampen mit ihren schweren goldenen Ketten, der vielfarbige Schimmer der gemalten Fenster, aufleuchtend in blauen, rothen, grünen und gelben Flammen, wo die Sonne hindurchschien, — alles das wand sich durcheinander und verschwamm vor seinen Augen in ein einziges wildes Chaos, aus dem allein deutlich der gellende Ruf hervortrat: der Tannhäuser! ja der Tannhäuser! Es stieg wie graue Schleier um ihn empor, es scheuchte ihn auf vom Fuße des mächtigen Pfeilers, an dem er zusammengesunken, und obgleich ihm war, als sei er nicht im Stande, Hand und Fuß

zu rühren, so näherte er sich doch langsam wie schwebend der großen Thüre des Tempels.

Wie gern wäre er zurückgekehrt, wie gern hätte er sich im dunkelsten Winkel von St. Peter an einem der Altäre niedergekauert, um dort einem mitleidigen Ohr sein Vergehen zu klagen und zu erzählen, wie tief er dafür gebüßt, wie sehr er schon dafür gelitten. — Vergebens! Es war ihm, als fege eine Windsbraut hinter ihm drein, als treibe ihn ein eiskalter Hauch an die Eingangspforten, und ob er sich gleich hier anzuklammern versuchte und mit erschrecktem Auge auf die Tausende und aber Tausende blickte, welche gegen die Stufen anströmten und die — so fürchtete er — im nächsten Augenblicke ihn erkennen würden und eben so entsetzt seinen Namen hinausschreien, wie die drinnen in der Kirche, so wollten doch seine Hände nicht haften an dem eiskalten glatten Stein, und er sank neben der Eingangsthüre zusammen, sich zwischen den Piedestalen der mächtigen Säulen verbergend, auf die Knie nieder, sein Kopf sank auf die Hände herab und zwischen seinen Fingern hindurch tropften schwere, wohlthuende Thränen. Hier lag er eine Zeit lang ruhig und unbemerkt neben andern elenden Krüppeln und Sündern.

Wenn er auch hier für Augenblicke in stillen Betrachtungen und Rückerinnerungen an längstvergangene Zeiten Ruhe und Trost fand, so horchte er doch von Zeit zu Zeit auf Gesang und Glockenton in der Kirche, auf das Geräusch der Schritte, auf das Schleppen der langen, schweren Mäntel, in tödtlicher Angst fürchtend, daß die Prozession von dort zurückkehren werde und daß ihn abermals die finstern Blicke der Vorüberwandelnden aufschrecken würden aus dem elenden Winkel, in dem er zusammengekauert und versteckt lag. Schien es ihm doch, als wartete die unzählbare Menge an den Stufen der Treppe nur auf den Augenblick, wo er, ein armes, gehetztes Wild, zu ihr hinabgescheucht würde.

Und dieser Moment schien zu kommen, denn von der innern

Kirche her nahten sich nun murmelnde Stimmen und tausend Schritte dem Eingange. Die Hellebardiere stießen ihre Waffen auf das Steinpflaster, Weihrauchduft quoll aus dem halbdunkeln Gange der Kirche.

Da war es dem Tannhäuser, als lege sich eine kleine, feine und warme Hand — die Hand eines Kindes — in die seine, und als er fast erschreckt zur Seite blickte, sah er neben sich ein wunderbares Kind stehen mit so milden und lieben Augen, daß es ihm selig durch's Herz strömte. Er hatte die Züge des Knaben schon irgendwo gesehen, — irgendwo, wo man ihm wohlwollte, wo er willkommen war, wo man die Arme öffnen würde, um ihn zu empfangen, wo er endlich ein Asil, eine Zufluchtsstätte finden würde. — Aber wo? das konnte er sich nicht klar machen. Dieser Gedanke, der eine wahre Seligkeit über ihn ausströmen ließ, goß eine solche Ruhe in sein Herz, daß er, die Hand des Kindes festhaltend, das müde Haupt an die Säule legen wollte, um zu ruhen, zu schlafen; so gewiß war er, daß das Kind an seiner Seite ihm Schutz sein würde gegen alle Gefahren, gegen alle Unbilden. Und darüber jauchzte er tief in seinem Herzen auf, wie der Schiffbrüchige, der auf schwimmender Planke aus dem wilden, tobenden Meer an das rettende Ufer gezogen worden ist.

Doch war es, als errathe der wunderbare Knabe seine Gedanken, denn derselbe schüttelte mit dem Kopfe und sagte mild lächelnd: „Komm, hier ist nicht Dein Platz.“ Worauf sich Tannhäuser folgsam erhob und sich leicht und kräftig fühlte, befreit von jener lähmenden Müdigkeit, die ihn niedergedrückt. — — „Komm!“ —

Und leicht schritt er die Treppen hinab an der Hand seines kleinen Führers, ohne Aufsehen durch die Menschenmenge hindurch, die ihn nicht zu beachten, ja nicht einmal zu sehen schien, was wohl daher kam, daß das Kind, welches ihn führte, zuweilen seinen Stab erhob, worauf sich jedes Mal die Menschenmassen wie durch einen Zufall theilten und die Beiden hindurchließen.

So kamen sie an's Ende des gewaltigen Platzes, als das Kind sagte: „Hier muß ich Dich verlassen und kann Dich nicht weiter begleiten. Aber nimm diesen Stab, er wird Dein Führer sein. Schau mir auch noch ein Mal fest in's Gesicht und vergiß es nicht, daß ich Dich dem Hohn der Menschen entriß, weil ich in Deinem Herzen tiefe, aufrichtige Reue las. — Ich allein kann binden und lösen. — Zieh hin und blicke nicht rückwärts, jetzt nicht und für die Zukunft nicht. Da, nimm den Stab und glaube mir — — er wird grünen."

Achtzehntes Kapitel.

Im Norden.

Es ist wohl eigenthümlich, hat aber seine guten Gründe, daß je mehr wir uns dem Norden nähern, wir um so besser die Einrichtungen finden, welche uns einen harten Winter erträglich machen, ja um so mehr im Stande sind, die strenge und strengste Jahreszeit angenehm und comfortabel zu verbringen. Wir, die wir in Deutschland so ziemlich in der Mitte Europa's stecken, finden dagegen in richtiger Wechselwirkung, daß je mehr wir uns dem Süden nähern, wir um so weniger Schutz haben. Wenn es zum Beispiel einmal dem italienischen Klima gefällt, mit etwas ungewohnter Kälte dreinzufahren, und wir, freilich nur auf Stunden, die Straßen von Florenz und Rom, ja die Berge um Neapel, selbst den alten feurigen Vesuv, mit einer leichten Schneedecke überzogen sehen, oder wenn wir da, wo gestern noch blühende Rosen waren, an Fontainen oder kleinen Bächen heute bei Sonnen-

aufgang glitzernde Eiszäpfchen bemerken; so ziehen wir uns wärmer an, als wir es zu Haus in Deutschland bei doppelter Kälte thun würden; da wickeln wir uns schauernd in unsere Mäntel und fühlen mit dem Florentiner oder Römer, der an solchen Tagen mit blauen Lippen zähneklappernd sagt: quali tempo cattivo, quanto freddo! Und im Freien bei emsigem Umherlaufen läßt sich das noch ertragen; kommen wir aber in unsere Wohnung, in die hohen gewölbten Gemächer, so außerordentlich schattig und angenehm bei der Hitze des Sommers, mit ihren Steinboden, ihren Thüren, die nicht recht schließen, ihren klappernden Fenstern, die jedem Luftzug Eingang verstatten, so daß wir kaum das wehende Licht auf dem Tische vor dem Auslöschen bewahren können, sehen wir uns rings um und gedenken dabei eines prasselnden deutschen Ofens oder selbst nur eines französischen Kamines mit viel Dichtung und wenig Wahrheit, so vermissen wir schmerzlich alle die behaglichen Einrichtungen, die es uns zu Hause möglich machen, dem gestrengen Winter siegreich Trotz zu bieten.

Etwas Aehnliches, wenn auch nicht gar so schroff, fühlt der Nordländer bei uns, der Russe, der aus seinem stolzen und glänzenden Petersburg kommend den Winter bei uns zubringen muß. Wenn wir auch lächeln bei seiner Behauptung, daß die strenge Jahreszeit in Rußland viel behaglicher als bei uns zu durchleben sei, ja lächeln und scheinbar nicht mit Unrecht, wenn wir an den unerbittlichen russischen Winter mit seiner Dauer von acht Monaten denken, mit seinem Schnee und Eis, der selten wie bei uns gemildert wird durch wochenlanges milderes Wetter, so hat der Nordländer doch Recht, wenn ihm Deutschland in dieser Beziehung fast ebenso vorkommt, wie uns Italien. Auch wir beugen uns in unserem Leben und in unseren Einrichtungen nicht so sehr vor dem grimmen Herrn Winter, daß wir sein Reich ohne alle Rücksicht anerkennen, daß wir ihm hermetisch Thüren und Fenster verschließen, daß wir uns bis zur Nase in dicke Pelze wickeln bei

einer Kälte, die vielleicht nicht größer ist als im Norden, bei der wir uns noch spazierengehend erfreuen, während der Russe seine Wohnung, ohne dazu gezwungen zu sein, nicht mehr verläßt.

Ja, wir sehen, daß man dem Winter immer siegreicher trotzt, je mehr wir nach Norden rücken; schweben wir daher auf, ziehen wir dorthin. Auf Deutschlands Fluren liegt nur hie und da vereinzelt der Schnee, die Laubhölzer zeigen unbedeckt ihre kahlen Aeste, es erscheint das von oben herab wie leichter Flaum, der weite Länderstrecken überzieht; Fichten- und Nadelwälder zeigen sich dazwischen als tief schwarze Schatten, und die Flüsse mit ihrem wärmeren Wasser dampfen noch und senden ungehindert, noch frei von den Fesseln des Eises, ihre lebendigen Wellen dem weiten Meere zu. — Jetzt rücken die Schneestreifen näher und näher zusammen, die Wälder verwandeln sich nach und nach in weißes Pelzwerk, doch sind die Straßen noch sichtbarer in ihrer Eingrenzung durch Frucht- und andere Bäume, und die Bahnzüge ziehen, noch Rauch auswerfend und funkensprühend, nach allen Richtungen. Was die Flüsse anbelangt, so haben sie nur noch ein schmales Rinnsal mit freiem Wasser; rechts und links hat sich Eis angesetzt, welches sich in wunderlichen Formen immer näher und drohender nach der Mitte des Stromes zuschiebt, jede Nacht ein neues Vorwerk construirt mit glänzenden Zacken, von denen das zu Thal treibende Eis aufgefangen und festgehalten wird, um so fortwährend die Eisränder zu vermehren.

Fliehen wir weiter dahin, so haben wir bald tief unter uns eine einzige weiße weit ausgebreitete Fläche, anscheinend ohne die mindeste Abwechslung. Hügel und Berge, Schluchten und Thäler, Flüsse und Wälder mußten ihre Eigenthümlichkeiten aufgeben und liegen da im starren Winterschlaf gebannt, lange, lange Zeit wohl träumend unter der weißen gewaltigen Decke des Winters. Kein Wasser fließt mehr, keine Straße zeichnet sich ab, das Dampfroß braust noch nicht über diese Flächen, und was wir sich fortbe-

vegend dahinziehen sehen, sind kleine Schlitten, in denen der Rei-
ende in Pelzen vergraben Schutz gegen die strenge Jahreszeit
ucht.

Man sollte glauben, ein solches Dahinziehen, Tage und Nächte
ang über schneebedeckte Flächen, ohne Abwechslung, ohne Aus-
icht, müßte für Geist und Körper unendlich ermüdend sein. Und
och ist dem nicht so: man gewöhnt sich an dies sanfte träume-
ische Dahingleiten; man findet Abwechslung in dem einförmigen
eben eines Kruges, der mitten in der Oede steht, wo wir unsere
Pferde wechseln; wir erfreuen uns an den phantastischen Formen,
nit denen Schnee und Eis die Fichten und Tannen umgaben,
wischen denen wir dahingleiten; wir schlummern und träumen,
nd lassen uns einwiegen durch den melancholischen Ton der
Glöckchen, welche am Geschirr der Pferde sowie an unserem Schlit-
en hängen und die rastlos ihr Bim-bim-bim durch die tiefe Stille
ings umher ertönen lassen.

So gleiten wir dahin, bis wir eines schönen Abends durch
in hochgewölbtes Thor fahren, wo wir stattliche Schildwachen auf
nd ab spazieren sehen, deren glänzende Musketenläufe im hellen
Gaslichte funkeln, bis wir nun statt Birken und Tannen zu
nsern Seiten oder einzelner Bauernhäuser Reihen von palast-
hnlichen Gebäuden durchfahren, oft wirkliche Paläste mit Hun-
erten erleuchteter Fenster, vor denen zwei- und vierspännige
Equipagen und Schlitten halten, welche Diener mit rothglühenden
Pechfackeln umstehen, bis rechts und links von unserem Schlitten
undert andere ähnliche Fahrzeuge schellenklingend mit uns dahin-
liegen, bis uns ebenso viele andere begegnen, auch glänzende
Equipagen, Reiter und ein Strom von Fußgängern, der sich rechts
nd links auf den hölzernen Trottoirs hält, um vom sichern
Platze aus mit hingewandten Gesichtern in das sausende Gewühl
u blicken. Das alles könnte uns nach der langen stillen Fahrt
etäuben, und es betäubt uns auch, namentlich durch die riesen-

haften Dimensionen, welche Alles angenommen hat, was uns hier umgibt, Alles, an dem wir vorbeifliegen oder das wir an uns vorbeifliegen sehen: Brücken, Straßen, Plätze. Deßhalb erregt es uns auch ein Gefühl des Behagens, da wir auf einmal sehen, wie unser Jämschtschik sich etwas höher vom Bocke hebt, als er gewöhnlich thut, den Kantschu am Handgelenk der rechten Faust herabsinken läßt, den Lauf seiner Pferde mäßigt und mit lautem Ruf, um die Fußgänger auf dem Trottoir zu warnen, rechts abbiegt. Vor uns hat sich ein großes Thor geöffnet, welches sich hinter dem Schlitten augenblicklich wieder schließt. Wir befinden uns in einer Halle, der Schlitten hält, und mehrere Hände sind bemüht, die Leder- und Pelzdecken unserer Kibitke zu beseitigen und uns so das Aussteigen zu erleichtern. Eigentlich werden wir von den Armen reich gallonirter Bedienter aus dem Schlitten gehoben und sanft auf die Füße gestellt. Wir befinden uns wie in einem Traume, und es ist uns, als haben Zauberkünste unsere ganze Umgebung mit Einem Schlage verändert. Und wie verändert! Haben sich doch seit der langen Fahrt die niedrigen schmutzigen Häuser, vor denen wir hie und da Halt machten, oder die hölzernen Schuppen, durch welche der vom Wind gepeitschte Schnee sauste, während wir hielten, um Pferde zu wechseln, so fest unserem Gedächtniß eingeprägt, daß wir die so ganz andere, in der That feenhafte Umgebung, in welche wir mit einem Schlage versetzt sind, beinahe mit Mißtrauen betrachten. Angenehm erwärmte Luft fächelt behaglich unsere Wangen; über uns, über Schlitten und Pferde wölbt sich ein hohes Glasdach, die ganze Schneelandschaft, die sich unserm innern und äußern Auge so fest eingeprägt hat, daß wir meinen, es könne nichts anderes mehr auf der Welt geben, als Schnee und wieder Schnee, ist mit Einem Male verschwunden; freundliches Grün umgibt uns nach allen Seiten, fremde Sträucher und Bäume mit großen glänzenden Blättern und zwischen ihnen sogar bunte Blumen, Kinder einer

glücklicheren Zone, die ebenso wie wir in diesem Augenblicke in einem Traumleben befangen sind.

Die reich gallonirten Diener halten nun ihre silbernen Armleuchter hoch empor, und als wir uns der Treppe nähern, die mit einem Teppich bedeckt, bis in das Glashaus, wo wir anfuhren, hinabreicht, geht ein alter Herr in schwarzem Frack, der uns dort erwartet zu haben scheint, ein paar Stufen abwärts uns entgegen und dann mit einer tiefen Verbeugung auf die Seite, nachdem er vorher wie verstohlen sein schneeweißes Jabot abgestreift, vermuthlich, weil er fürchtet, es könne dort ein Körnchen Schnupftabak hängen geblieben sein. Der alte Herr mit seinem kurz geschnittenen aufrecht stehenden weißen Haar, seiner noch weißeren Halsbinde und seinem fast kindlich rosigen Teint lächelt so wohlwollend und freundlich, daß wir uns jetzt schon hier wie zu Hause finden. Er macht eine unterthänige Handbewegung gegen die Treppe hin, zwei Lakaien mit Lichtern hüpfen voran, und durch einen sanft erwärmten Vorplatz, der schon innerhalb des Hauses ist, kommen wir an eine leichte Marmortreppe, die sich frei trägt, und in einer anmuthigen halben Wendung in den ersten Stock hinaufführt. Das Geländer ist von schwer getriebener Bronze-Arbeit, offenbar aber nicht fabrikmäßig erzeugt, sondern nach künstlerischen Modellen von Künstlerhand getrieben und zusammengefügt. Die Ballustrade ist glänzendes schwarzes Ebenholz und spielt wie eine dunkelfarbige Schlange über den schneeweißen Marmorstufen. Eine Bronzefigur in Lebensgröße, die unten an der Treppe steht, über ihrem Kopfe einen Leuchter haltend, auf dem ein Bouquet von Wachskerzen flammt, scheint Jeden, der hinaufsteigt, ernst und forschend zu betrachten.

Geräuschlos erreichen wir den ersten Stock; auf der Treppe wie hier in den Vestibülen und den Vorzimmern sinken unsere Füße förmlich ein in dicke persische Teppiche Daher kommt es auch wohl, daß eine so tiefe Stille auf dem nicht großen, aber

prachtvollen Hause liegt. Nirgends das Geräusch eines menschlichen Trittes; nirgends die Bewegung einer Thüre oder der Klang einer Menschenstimme — Alles ruhig und stille. Da liegt Zimmer an Zimmer, eines eleganter und prachtvoller ausgestattet als das andere, scheinbar unbewohnt und verlassen. Doch halt! im anstoßenden Salon hören wir etwas; es ist ein leichtes unterdrücktes Husten, und wie wir Kraft unseres Zauberstabes auch hier ungesehen eintreten, bemerken wir jenen alten Herrn wieder, der vorhin unten an der Treppe zum Empfang von allenfallsigen Ankommenden bereit stand, mit derselben freundlichen und wohlwollenden Miene in einem Lehnsessel sitzen und in einem Buche lesen. Zuweilen schweift sein Blick über das Buch hinweg nach der gegenüber liegenden Thüre, die mit einer dicken orientalischen Stickerei verhängt ist, und nachdem der alte Herr einen Moment gelauscht, senkt er seine Augen wieder nieder auf die Zeilen seines Buchs, nicht ohne daß er vorher wiederholt und leicht gehustet. Drüben bleibt Alles so ruhig wie in dem ganzen Palaste.

Nähern wir uns jener verhängten Thüre; sie öffnet sich geräuschlos vor uns, und wir befinden uns in einem achteckigen Gemache, welches sein Licht von oben durch eine kleine Glaskuppel erhält. Es ist eine Gemäldegallerie, die uns aufgenommen; an den Wänden hängen wenige aber ausgesuchte Bilder; aber seltsam, sie verrathen alle eine und dieselbe Meisterhand Es ist so: das Auge hat uns nicht betrogen; während wir die Blicke hierhin und dorthin schweifen lassen, lesen wir auf jedem der Bilder: Potowski, hier Potowski, dort Potowski. Stille, daß unsere Verwunderung nicht laut werde; wir sind nicht allein. Die eine Wand des Octogons nämlich fehlt, und die dadurch entstandene Oeffnung, welche in einen Salon führt, ist nur mit seidenen Stoffen verhängt. Ah! hier zum ersten Male vernehmen wir jetzt den Laut einer menschlichen Stimme.

Wir hören und sehen.

Es ist dort ein kleines reiches Boudoir mit einem Aufwand von Kunst und Eleganz eingerichtet. Wände und Decke sind mit grünem Damast bezogen, die letztere nur ausgezeichnet durch ein Netzwerk von goldenen Schnüren, die von der Decke auf allen vier Seiten herabreichend sich dort in Spitzendessins verschlingen und so den reichsten Fries bilden, den man sich nur denken kann. Die Thüren bestehen aus schwarzem glänzendem Ebenholze, dessen Füllungen matt vergoldet sind und als Hintergrund lasurfarbiger, von Meisterhand gemalter schwebender Figuren dienen.

Eigenthümlich sind die Möbel in diesem Zimmer; es sind sonderbar geformte kleine niedrige Fauteuils von Bronze mit orientalischen Stoffen bedeckt; ein paar türkische Divans; und an dem hohen und breiten Fenster des Gemachs, dessen Licht man durch seidene Vorhänge dämpfen kann, bemerkt man Sitze von aufeinander gethürmten Kissen, deren Gestalt sich beliebig ändern läßt.

Auf einem der Divans ruht eine Dame, deren Namen den geneigten Leser, wenn wir ihn nennen, nicht überraschen wird, denn er wird sich schon gedacht haben, daß wir uns in ihrem Hause befinden, — die Fürstin Lubanoff. Sie lehnt ihr Haupt auf den rechten Arm und hält ihre weiße Hand so, daß die Finger ihre Augen beschatten. Gekleidet ist sie in matte graue Seide, und seltsamer Weise legt sich über ihr volles dunkles Haar ein weißer Schleier so, daß er von Weitem wie ein Scapulir aussieht. Um ihre Taille schlingt sich eine dicke seidene Schnur, deren Quasten über den Divan herabhängen. In der linken Hand, welche am Rande der Kissen liegt, hält sie ein Papier, d. h. sie hält es nicht, indem dieses Papier in dem Augenblick, wo es uns vergönnt ist, einen Blick in das Gemach zu werfen, ihren Fingern entgleitet und auf den Teppich niederrauscht.

Vor dem Divan steht Madame Bauvallet, auf deren gutem breitem Gesichte die uns bekannte unverwüstliche Gemüthlichkeit und heitere Laune thront. Sie schüttelt leicht mit dem Kopfe

und bückt sich alsdann auf den Boden nieder, um das entfallene Papier aufzuheben.

„Ich muß nur," sagt sie hierauf, nachdem sie sich mit einem tiefen Athemzug wieder aufgerichtet, „wiederholt gegen diese Art der Frau Fürstin, Geschäfte abzumachen, protestiren. Du mein lieber Gott, da liegt diese ganze colossale Last auf meinen schwachen Schultern, und Madame, meine gnädigste Herrin, thut nicht einmal so viel, einen vergleichenden Blick auf die mühsam zusammengestellten Rechnungen zu werfen."

„Wozu das auch, gute Bauvallet?" fragte die Fürstin mit leisem Tone. „Schickt doch Alles an meinen deutschen Intendanten nach Winoprabofska. Ihr lobt ihn ja selbst als überaus treu und gewissenhaft; er soll mir, wenn wir hinkommen, ein Resumé vorlegen."

„Wenn wir hinkommen!" gab Madame Bauvallet mit leichtem Achselzucken zur Antwort. „Was wollen Euer Durchlaucht auf dem kleinen Gute machen? Ueberhaupt glaube ich nicht," setzte sie nach einer Pause hinzu, während welcher ihr die Herrin eine Antwort schuldig geblieben war, „daß Madame Lust haben, wieder zu reisen."

„O gewiß, o gewiß!" sprach nun die Fürstin erregter, indem sie sich ein klein wenig aufrichtete.

„Nach dem Süden?"

Diese Frage war mit einem kleinen lauernden Blicke begleitet.

„O nein, o nein," sagte die Fürstin mit einem tiefen Seufz[er].

„So werden Euer Durchlaucht nach Moskau auf die gro[ßen] Güter gehen," meinte lächelnd die Französin.

„Wo mein Vetter Iwan den Tag über seine Fuchshatzen [ab]hält," entgegnete die Fürstin in fast entrüstetem Tone, „und [die] Nächte mit seinen gleichgesinnten Gutsnachbarn im Trinken u[nd] Spielen verbringt? — Gott soll mich bewahren! Mag Iw[an] machen, was er will, ich will nach dem Wolthonski-Wald, auf d[en]

kleine liebe Gut, das meine Eltern besaßen," setzte sie in wehmüthigem Tone hinzu, „und wo ich als Kind so glücklich war, o so sehr glücklich."

„Aber die großen Lubanoff'schen Güter bei Moskau, die in schrecklicher Verfassung sein sollen?"

„Wenn wir in Winopradofka sind und dort eingerichtet, schicke ich Feodor Buchholz auf die Lubanoff'schen Güter. Das ist ein braver und energischer Mann; er wird schon Ordnung stiften und ich werde ihm Vollmachten geben, daß er mit Vetter Iwan fertig wird."

„Monsieur Buchholz ist wohl der Mann dazu," sagte Madame Bauvallet nachdenkend, „aber die Leute möchten wohl ihre Herrin einmal selbst sehen."

„Später, später," gab die Fürstin zerstreut zur Antwort. „Doch laß mich hören, was Du weiter hast. Ich sehe da noch eine Menge Papiere in Deiner Hand."

„Ja, Papiere genug," erwiederte die Französin mit einem Gesichtsausdruck, der ernst erscheinen sollte, in Wahrheit aber komisch aussah. „Papiere, wie sie jeden Tag zu Dutzenden einlaufen, und die alle in verschiedenen Variationen dasselbe besagen."

„Nun, was denn?"

„Bitten und Forderungen."

„Und was verlangt man denn so vielfältig von mir? Es muß ja was Arges sein, wenn ich Dein ernstes Gesicht betrachte. — Was will man?"

„Nun, Geld wollen die verschiedensten Leute, zu den verschiedensten Zwecken, unter den allerverschiedensten Vorwänden."

Die Fürstin machte eine Miene der Langeweile, wenigstens der größten Gleichgültigkeit.

„So gib ihnen denn," sagte sie nach einer Pause; „es fehlt Dir doch nicht an Geld?"

„Gott soll mich bewahren, daß es daran fehlt," rief erschrocken

Madame Bauvallet; „das wäre eine grenzenlose Wirthschaft. — Nein, Geld ist im Ueberflusse da, und die Banquiers drängen ordentlich, daß man auf sie anweist."

„Nun denn?"

„Ja, nun denn, Madame — Euer Durchlaucht haben gut reden so — es sind große Summen, die angewiesen werden. Und wen trifft am Ende einmal die Verantwortung?"

„Verantwortung —?" fragte rasch die Fürstin, „gegen wen?"

„Nun, allerdings gegen Sie, aber —" gab die Französin nach einer Sekunde stockend zur Antwort, — „wenn nicht später —"

Die Fürstin machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„O Du Närrin," sagte sie gutmüthig, „eines Tages, wenn ich Dich nach Deinem schönen Frankreich zurückschicke, werde ich Dir noch einen allgemeinen Revers ausstellen, daß Alles, was Du hier gethan und ausgegeben, ja was Du gesprochen und gedacht, auf meinen speziellen Befehl geschehen ist. — Wie? was noch eine Wolke auf Deiner Stirne? Ah! ich verstehe den Blick in Deine Papiere. So lies denn, langweilige Person, so laß mich denn die Hauptforderungen hören, aber nur die Hauptforderungen, nichts unter zehntausend Rubel."

„Die Oberin Ihrer Diakonissen-Anstalt," referirte Madame Bauvallet, augenblicklich Gebrauch machend von der erhaltenen Erlaubniß, „trägt die Summe vor, welche die befohlene Vergrößerung des Instituts kosten würde. — 240,000 Rubel," las sie in sehr gedehntem Tone.

„Gewiß, ich will die Vergrößerung. Weiter."

Die Französin unterdrückte einen leichten Seufzer, dann fuhr sie fort: „Die Seminoff'sche Armenschule schickt die Abschrift eines Briefes, woraus hervorgeht, daß der Frau Fürstin hochseliger Vater in früheren Zeiten dorthin ein jährliches Geschenk von hundert Rubel machte. Sie wünschen —"

„Mein guter, guter Vater!" rief die Fürstin schmerzlich bewegt.

„er that so gern etwas für die Armen, und ich habe ihrer bei meinen vielen Reisen im Ausland so wenig gedacht.“

Sie versank in tiefes Nachdenken. Dann sagte sie nach einem langen Athemzuge: „O mein guter Vater! Hundert Rubel war ein Gegenstand für ihn. — — — — Höre, gute Bauvallet,“ fuhr sie darauf rasch und energisch fort, „was die Seminoff'sche Armenschule anbelangt, sollst Du Dich genau erkundigen, wie ihre Mittel sind, ob sie Kapitalien hat, ob sie gut dotirt ist, und das Geringste, was Du mir für sie vorschlägst, soll ein Geschenk sein hunderttausend Rubel für diesmal und zehntausend jährlich, so lange ich lebe. Glaube mir, wenn mein armer Vater ihnen jährlich hundert Rubel gab, so mußte er wissen, daß sie sehr würdig und bedürftig sind.“

Die Französin neigte ihren Kopf zum Zeichen, daß sie wohl verstanden habe, dann las sie weiter: „Der Annakoff'sche Verein für unbemittelte Jungfrauen und das Marien-Asyl veranstalten eine Lotterie und bitten um Beiträge. Vielleicht wären zweitausend Rubel an sie zu vertheilen.“

„Gib jedem zweitausend Rubel, gute Bauvallet,“ sprach die Fürstin. „Glaube mir,“ setzte sie mit einem reizenden Lächeln hinzu, „ich werde auf andern Seiten wieder sparen. Was habe ich nicht schon diesen Herbst und Winter an der Toilette erspart; Du mußt mir das zugestehen, und wenn wir erst im Wolthonski-Wald sind, da brauchen wir eigentlich gar nichts mehr.“

Madame Bauvallet zuckte leicht mit den Achseln und machte mit dem Bleistift, den sie in der Hand hatte, ein paar feste Striche auf ihre Papiere.

„Hier ist noch,“ sagte sie nach einer Pause, „ein Schreiben von Monsieur Buchholz. Es ist an mich gerichtet, und wenn Madame befehlen, lese ich es Ihnen vor.“

„Lies den Brief von Buchholz,“ gab die Fürstin zur Antwort. „Ich mag den Deutschen gut leiden; auch ist in seinen Briefen

immer etwas, das mich interessirt, und wenn es nur die deutsche
Wendungen sind, mit der er sein Russisch spricht und Französisc
schreibt, oder die einzelnen Ausdrücke seiner Muttersprache, be
denen dafür die hiesige Benennung fehlt. — Lies."

Sie legte ihre rechte Hand unter das Haupt, nachdem sie si
auf ihrem Divan ausgestreckt, und ließ die Augenlider halb zu
fallen. „Nimm Dir einen Stuhl, Henriette," sagte sie alsdan
mit leiser Stimme.

Die Französin aber dankte für die Erlaubniß, sich zu setze
mit einer verbindlichen Neigung ihres Kopfes; dann las sie:

„Madame!

„Glauben Sie meiner Versicherung, daß ich noch nie de
Ende eines dieser langen und langweiligen russischen Winter m
solcher Ungeduld entgegen gesehen, wie eben jetzt, und seien S
überzeugt, daß ich mit dem allergrößten Vergnügen der Welt d
geringsten Anzeichen betrachte, von denen man sagen könnte,
verkündigen, daß die Erde anfange sich zu dehnen und zu rec
nach ihrem festen Winterschlafe, und daß sie endlich, endlich ih
tausend wunderbaren Augen aufschlagen wolle. Wenn mir Ein
meldet, es krache zuweilen im Ladoga-See, so bekommt er v
mir einen Extraschnaps, und alle paar Tage reite ich hinauf a
den Mons Alaunus, der, in Parenthese gesagt, den Namen ein
Berges durchaus nicht verdient, und schaue mich unter den Tanne
wäldern um, ob nicht von Süden her so ein frischer auflösen
Hauch an mein Gesicht schlagen will. Gestern war ich noch drob
und da flüsterten die Nadeln an den Zweigen so geheimnißv
als wollten sie sagen: bald wird er kommen, der göttliche, sehn
erwartete Frühling."

Ueber die Züge der Fürstin flog ein leichtes Lächeln. „M
sieur Feodor ist ein Poet, das gibst Du zu, gute Vauvallet," sa
sie, ohne die Augen aufzuschlagen.

„Er hat in der Art was, wie alle Deutsche," gab die Französin zur Antwort, „die begeistern sich für Sachen, die uns gleichgültig sind, und sie sind im Stande, sogar mit Schwärmerei und Innigkeit einer aufbrechenden Knospe zuzuschauen."

„Ja—a, ja—a. — Doch weiter."

„Das Alles dürften Sie überschlagen, meine gute Madame Bauvallet: ich habe nur damit ausdrücken wollen, daß ich mich wie sonst immer einfach, dießmal doppelt auf den Frühling freue, vorausgesetzt, es bleibt dabei, daß unsere gnädige Fürstin den Walthonski-Wald mit ihrem Besuche beehrt. Dann sehe ich auch Sie wieder und Fräulein Elise."

Die Fürstin schlug lächelnd ihre Augen auf, ließ sie aber gleich darauf wieder zufallen.

„Die beiden Gärtner sind angekommen, ordentliche Bursche, und da das befohlene neue Glashaus vor Ende der strengen Jahreszeit fertig geworden, so haben wir da schon wirthschaften können (die Sämereien, welche mir Fräulein Elise gab, gehen prächtig auf), daß es ein Vergnügen ist. Die Kisten mit Möbeln und Tafelservice, die Sie uns schickten, sind ausgepackt; es ist wenig zerbrochen und Alles ziert das Schlößchen, daß man sich nicht satt daran sehen kann und nur bedauern muß, daß die Bewohner noch fehlen. Ich freue mich wie ein Kind darauf, bis Alles grünt und blüht und wir die Frau Fürstin erwarten können. Legen Sie ihr meinen tiefsten Respect zu Füßen, nehmen Sie meine herzlichsten Grüße und sagen Sie Fräulein Elise ein paar gute Worte von mir."

„Er spricht viel von Elise," meinte die Fürstin lächelnd.

Madame Bauvallet zuckte leicht mit den Achseln, worauf sie in sehr gutmüthigem Tone sagte: „Ich finde das begreiflich, und es freut mich. Er ist ein Deutscher, sie ist eine Deutsche, und Beide sind wackere und liebe Menschen. Doch hier," unterbrach sie sich selber, „steht noch eine Nachschrift, die nicht ganz un-

interessant ist. — Madame werden sich des alten Uprawlajetschi Potowski erinnern."

Die Fürstin preßte ihre Lippen auf einander, und ihre Brust hob sich unter einem tiefen Athemzuge. — „Ob wir uns seiner erinnern! Nicht wahr, gute Bauvallet, Du erinnerst Dich auch noch gern jener Zeit und des Namens, o jenes Namens," setzte sie schmerzlich erregt hinzu, „der uns Allen, Allen so viel Kummer gemacht, so viele bittere Stunden. — Und so viele süße!" — Das sagte sie ganz leise. — „Fort! fort!" Sie wischte mit der umgekehrten Hand über ihre Stirne. — „Was ist's mit Potowski?"

„Potowski hat einen Sohn," referirte die Französin — „doch nein," sagte sie lächelnd, „ich muß das mit den Worten des Intendanten sagen." Und dann las sie wieder aus dem Briefe:

„Der alte Potowski, dessen sich die Frau Fürstin noch erinnern werden, ist noch immer wohl auf; nur trinkt er ein bischen viel Anisbranntwein, und die Folge davon ist, daß ich mich zuweilen genöthigt sehe, in seine Haushaltung ein wenig scharf einzugreifen, indem ich ihn manchmal unter Schoß und Riegel setze, das heißt in seinem eigenen Hause, wo ich dazu ein passendes Lokal gefunden habe, um ihn nicht zum Gespötte der Andern über die Straße führen zu müssen. Er erkennt es auch bestens an, und wenn er nüchtern geworden ist, bedankt er sich für die gnädige Strafe. Es ist gut, daß ich nicht den hohen Auftrag habe, mich um Einige Seinesgleichen so speziell zu bekümmern, denn sonst müßte ich selbst den Vogt machen; und thue ich das auch in diesem Ausnahmsfalle gern, denn Madame Potowski führt ihre Kinderschule auf eine ganz vortreffliche Art."

„Weiter, weiter von den Potowski's," sprach die Fürstin, dann setzte sie wie nachdenkend hinzu: „Ja, ja, sie ist eine brave Frau," und sagte dann, als sie den fragenden Blick der Madame Bauvallet bemerkte: „sie stammt aus den Ostseeprovinzen, war

die Tochter eines deutschen Lehrers und gab uns Kindern Unterricht im Zeichnen."

Die Französin nickte mit dem Kopfe. „Darauf scheint sich die Nachschrift des Intendanten zu beziehen," meinte sie alsdann, „denn er sagt, von den Kindern Potowski's ist nur ein einziger Bube übrig geblieben, der jetzt vierzehn Jahre alt ist, und der, man sollte es nicht glauben, ein eminentes Talent zum Zeichnen und Malen besitzt. Seine Mutter hat ihn unterrichtet, ich schaffe ihm Papier und Farben an, bringe ihm auch bei, was ich selbst noch weiß; aber jetzt sind wir Beide mit unserem Latein am Ende."

Die Fürstin hatte sich rasch emporgehoben, stützte den Kopf auf ihre Hand und sagte, indem sie ihre glänzenden Augen mit dem unverkennbaren Ausdruck des Interesse's auf die Vorleserin richtete:

„Das ist ja außerordentlich, und ich kann Dich versichern, gute Bauvallet, daß mich das sehr, sehr freut."

„Ich wage es auszusprechen," las die Andere weiter, „daß in dem Buben ein ganz außerordentliches Talent steckt, für das es Schade wäre, wenn es nicht durch alle möglichen Mittel geweckt und ausgebildet würde. Hier bei uns kann er nichts mehr lernen, und entweder sollte man ihm einen tüchtigen Lehrer verschaffen, oder auf eine gute auswärtige Schule schicken."

„Zuerst einen Lehrer, Bauvallet," rief die Fürstin rasch und entschieden, „den besten Lehrer, den Petersburg hat, und den wir hinausschicken wollen, um ihn zu prüfen und um uns gewissenhaft berichten zu lassen, ob ein großes Talent in dem Knaben steckt. O wie würde es mich freuen, ja wie würde es mich förmlich glücklich machen," fuhr sie mit leuchtenden Augen fort, „wenn wirklich ein großes bedeutendes Talent in ihm schlummerte, wenn der Name Potowski, den ich freventlich erfunden, doch noch emporstrahlen würde, geehrt und geachtet genannt werden, und" — setzte sie leiser hinzu — „bis zu ihm bringen, um ihm vielleicht

zu sagen, daß ich gut zu machen mich bestrebe, so viel in meiner Macht liegt."

Sie hatte sich rasch von ihrem Divan erhoben, war an einen kleinen Schreibtisch geeilt und schrieb dort hastig einige Zeilen, die sie in ein Couvert steckte, dasselbe schloß und mit einer Adresse versah.

„So, gute Bauvallet," sagte sie alsdann in heiterem Tone, „das besorge mir sogleich, und wenn der Professor kommt, so soll er augenblicklich zu mir geführt werden. Sei Du so gut und schreibe dem Buchholz, daß mich sein Brief gefreut, daß ich mit dem ersten Grün in Winopradoska eintreffen werde und daß ich seiner Sorgfalt den jungen Potowski so dringend empfehle, wie es mir nur möglich ist. Schreibe sogleich und schicke den Brief mit der schnellsten Gelegenheit."

Madame Bauvallet wickelte ihre Papiere zusammen, versicherte, daß sie nicht ermangeln werde, alle Befehle von Madame auf's Pünktlichste zu besorgen, und verließ das Gemach, in der Hand den Brief der Fürstin.

Diese schritt nun erregt auf und ab, drückte zuweilen ihre rechte Hand an die Stirne und dachte lebhaft vergangener Zeiten. Freudig und schmerzlich strömten die Erinnerungen auf sie; bisweilen blieb sie auf ihrem Spaziergange durch das Zimmer stehen; ihren Lippen entschlüpfte ein Ausruf, jetzt wandte sie sich plötzlich um und trat in die kleine Gemäldegallerie, wo sie verschiedene der Bilder betrachtete, dieses eilig, flüchtig, rasch wieder den Blick davon abwendend, als fürchtete sie sich vor den Erinnerungen, welche es in ihr hervorrief, vor einem anderen blieb sie länger stehen, versenkte sich in das Betrachten desselben, und drückte beide Hände gegen ihre Brust, wobei sich ihre Lippen bewegten, als murmele sie ein Wort, einen Namen.

Ein leichtes Geräusch im Salon, den sie eben verlassen, riß sie aus ihren Träumereien, doch schien ihr diese Unterbrechung

nicht unlieb. — „Du bist es, Elise?“ rief sie, und als von drinnen die Antwort erschallte: „Ja, gnädige Fürstin, ich bin es,“ so überflogen noch einmal ihre großen glänzenden Augen die Wände der Gemäldegallerie, worauf sie in das anstoßende Gemach zurücktrat. — „Setze Dich zu mir,“ sagte sie mit sanfter Stimme zu dem jungen Mädchen, welches in der Mitte des Gemachs stehen blieb und die Befehle ihrer Herrin zu erwarten schien. „Komm, setze Dich zu mir, wie damals, wie so oft.“

Sie ließ sich abermals auf den Divan nieder, Elise rückte ein kleines Tabouret an ihre Seite, stützte den Kopf auf den Arm und kam so ihrer Herrin näher, welche, wie sie gern zu thun pflegte, ihre Hand sanft in die vollen Haare des jungen Mädchens vergrub.

„Jetzt ist der Winter bald vorüber,“ sagte die Fürstin; „nicht wahr, er hat lange gedauert?“

„Bei uns in Deutschland ist nun schon Alles grün,“ meinte träumerisch das junge Mädchen; „die Schneeglöckchen sind schon abgeblüht, die Primeln noch da, und duftende Veilchen findet man so viel man will.“

„Soll das ein Vorwurf für unser armes Rußland sein?“ meinte die Herrin lächelnd. „Da könnten die Bewohner der südlichen Länder etwas Aehnliches von den deutschen Landen sagen. In Italien zum Beispiel blühen und glühen die Rosen jetzt im prachtvollsten Flor. — Doch sprechen wir nicht davon,“ setzte sie ernst, fast wehmüthig hinzu, „seien wir mit dem zufrieden, was uns geblieben; nicht wahr, meine gute, gute Elise?“

„Gewiß,“ erwiderte das junge Mädchen, indem sie mit ihren klaren Augen emporschaute und mit einem Ausdruck, in welchem sich viel gute Hoffnung für die Zukunft zeigte. „Ich finde die Winter hier,“ sprach sie dann nach einer Pause, „sogar in gewisser Beziehung sehr behaglich, nur die lange Nacht und die

Morgen- und Abenddämmerung, die oft gar nicht aufhören will, drückt das Gemüth."

„Dafür aber haben wir auch die wunderbaren Sommernächte, wo sich erst Abends um eilf Uhr der Himmel leicht verdunkelt, und schon kurz nach Mitternacht der Tag wieder anbricht."

„Ist das nicht ermüdend?"

„Wenn man glücklich ist, nicht, sonst kann es uns allerdings zuweilen in traurige Stimmung versetzen. — Aber wir wollen glücklich sein, nicht wahr, Elise? — Du wenigstens sollst es sein — ich will es. Was mich anbelangt," setzte sie träumerisch hinzu, „so werde ich mir ein Glück ganz eigener Art suchen. Aber —" unterbrach sie sich mit einer fast ungeduldigen Handbewegung, „wohin führt uns das Gespräch wieder; ich wollte ja vom Frühjahr reden — dann reisen wir."

Das junge Mädchen blickte erstaunt in die Höhe.

„O nicht so," fuhr die Fürstin lächelnd fort, welche diesen Blick wohl verstand, „wir gehen auf meine Güter."

„Nach Moskau?" fragte Elise anscheinend mit großer Unbefangenheit, doch senkte sie ihre Blicke wie zufällig herab und betrachtete ihre Hände, welche sie auf dem Schooße zusammengelegt hatte.

„O nein, wir gehen nach Winopradoska. — Gingest Du lieber nach Moskau?"

„Ich? o nein! Winopradoska soll schön sein."

„O es ist sehr schön, klein und reizend, es hat etwas von einer deutschen Gegend, frisch grüne Hügel und tief blaue Seen. Was sollte ich auch auf den großen Gütern bei Moskau? Dort haust mein Vetter und verbringt seine Zeit auf eine Art, die mir zuwider ist, zwischen Fuchs- und Hasenhatzen, zwischen Spielen und Trinken. Mich dauert nur seine Frau Anna, und ihr zuliebe mische ich mich nicht tiefer in Iwans Angelegenheiten, wie ich doch thun sollte. Doch werde ich von Winopradoska aus Feodor Petro-

witsch mit guten Vollmachten hinschicken müssen. Er treibt es oft zu bunt da unten."

Elise schloß ihre Lippen fester und nickte mit dem Kopfe, als gehe sie vollkommen auf die Ansichten der Fürstin ein, doch war es unverkennbar, daß ein leichter Schatten über ihre sonst so offene und freie Stirn flog.

„Ich bin es den Gütern selbst, besonders aber den Bauern schuldig, eine feste Hand hinzuschicken, die Ordnung hineinbringt und den letzteren das Dasein behaglicher macht. Könnte ich Dir den Unterschied zwischen meinen Gütern bei Moskau und denen am Wolthonski-Wald recht anschaulich machen, Du würdest nie mehr ein Verlangen haben, die ersteren zu besuchen. — So laß uns also auf das Frühjahr hoffen. O ich kann Dir nicht sagen, meine gute Elise, wie sehnsüchtig ich beim Ausfahren die Birken anblicke, ob sich da in den Knospen noch nichts regt, und wie häufig ich es mache wie der gute Feodor Petrowitsch und nach Süden schaue, mein Gesicht dorthin wende, ob nicht ein wärmerer Lufthauch von dort zu spüren ist. Bald aber, bald wird unsere Sehnsucht erfüllt."

— — — — — — — — — — — — — — —

Und der Frühling kam, wie er immer zu kommen pflegt, freilich nicht ganz regelmäßig oder in gleich guter und schlechter Laune: er liebt es, der launenhafte junge Mensch, sich uns alljährlich in den verschiedensten Mummereien zu präsentiren, da er doch weiß, daß er uns armen Menschenkindern willkommen sein muß, mögen nun Blüthen aus seinem Haar stäuben und seine Finger frische grüne Blätter ausstreuen, oder mag er kommen bedeckt mit schwellenden Knospen, die sich aber noch schauernd vor kalten Westwinden in ihrer Umhüllung halten, ja sich momentan noch verstecken müssen unter sprühenden Schneebrisen. Es ist doch einmal der Frühling, der an unsere Pforte pocht, und der die Hoffnung, selbst unter Schnee und Eis, aufleben läßt.

So kam denn auch also der Frühling nach Petersburg, und diesmal sogar mit einem freundlichen Gesichte. Freilich hatte er schon im Süden unzählige Ströme vom Eise befreit, hatte schon Milliarden von Knospen aufgeküßt und eine unsinnige Verschwendung mit Blüten der verschiedensten Art getrieben, ehe er in Rußland die Birkenschößlinge treiben ließ und das Nadelholz mit kleinen hellgrünen Punkten übersäete. —

Frühling! Frühling! Die weiten großen Thore am Glashaus vor der Wohnung der Fürstin wurden geöffnet, und zu gleicher Zeit schälte sich der Portier, der den ganzen Winter über in der Gestalt eines Bären erschienen war, aus seinen Pelzen und zeigte sich in der glänzenden reich gallonirten Livree — der erste Frühlings-Schmetterling, der der häßlichen haarigen Puppe entkrochen.

Auch Feodor Petrowitsch schrieb von Winopradoska: er schwöre darauf, der Wolthonski-Wald sei in der Vegetation Petersburg vier Wochen voraus; er messe jeden Tag verschiedene Baumblätter und es gebe keine mehr, die unter einem Zoll lang seien. Was die Schlingpflanzen um die Cottage anbelange, so schauten dieselben jeden Tag neugieriger in die Fenster hinein und schienen sich zu verwundern, die Zimmer immer noch leer zu finden.

So schrieb er an Madame Bauvallet, denn bei Berichten an die Fürstin selbst erlaubte er sich begreiflicher Weise keiner solchen an diesem Platze unpassender Aeußerungen. Daß aber die boshafte Französin seine Briefe Wort für Wort vorlas und daß sie jeden Gruß an Elise — es kamen häufig darin vor — scharf betonte, davon hatte der gute Deutsche keine Idee.

So stand denn an einem schönen Morgen der Reisewagen der Fürstin vor ihrem kleinen Palaste, mit sechs Pferden bespannt. Einige Kaleschen und Fourgons für die Dienerschaft waren schon vorausgegangen, und nachdem die Herrin mit Madame Bauvallet und Elise in dem großen bequemen Wagen Platz genommen, blickte die Erstere mit seltsam umflortem Auge zu den Fenstern empor,

wo sie den Winter verbracht; dann setzten die Jämschtschiks ihre Hüte auf und fort ging es in die Perspective hinein, von dort donnernd über die Fontanka-Brücke hinweg, lange, lange durch das weite Petersburg, immer zwischen Häusern dahin, durch den Tsarskoje-Sseloschen-Prospekt über den Sagoradnoi-Canal endlich in's Freie an die Grenzen der unermeßlichen Stadt. Es erschien der Fürstin angenehmer, statt die Eisenbahn zu benutzen, den Weg nach Winopradofka über Waldai in ihrem bequemen Reisewagen zu machen. Da rollte sie hin auf der breiten Moskau'schen Straße, und wenn sie vorwärts blickend der weißen Straßenlinie folgend, die sich weit, weit vor ihren Augen auf der unermeßlichen Ebene dahinzog und die Phantasieen so gern entführte nach den fernen südlichen Ländern, mit denen sie den Norden in Verbindung setzt, nach der Türkei, dem Kaukasus, Turkestan, nach China und Persien, so war anderntheils wieder die Umgebung, durch welche die große Straße führt, so recht dazu gemacht, die Gedanken zu versammeln, sie einem Buche zuzuwenden oder der Unterhaltung mit den Begleitern.

Hier ist Alles eben, Alles sumpfig und waldlos; da sieht man vielleicht ein Birkenwäldchen, zuweilen einen kleinen Tannenwald, aber immer recht einsam liegend in weit ausgedehnten Flächen kahlen und wenig angebauten Landes. Dörfer erscheinen als Seltenheiten und das Einzige, was der Reisende vielleicht mit Interesse betrachtet, ist das Leben auf der Straße selbst. Hier freilich taucht alle Augenblicke etwas Neues auf, unzählige Waarenzüge, die mit uns in derselben Richtung gehen oder uns begegnen. Namentlich bilden die Wagen der Fuhrleute, die in's Innere ziehen, große lange Karawanen. Sie führen westeuropäische Waaren, italienische Früchte, französische Bücher und Bijouterien, englische Tücher und deutsche Linnenwaaren nach Moskau und weiter hinein. Leichte Troiken, oder schwere Vier- und Sechs-

spänner kreuzen diese Züge, oder jagen rasselnd und glockenklingelnd an ihnen vorüber.

Wir erreichen Novgorod, zu beiden Seiten der Wolchon liegend, und finden hier die Umgegend noch öder und wüster als bei Petersburg, eine völlig ebene Fläche ohne Hügel und Wald.

Die Fürstin schien diese Gegend nicht mehr so recht im Gedächtniß zu haben und war selbst überrascht von dem Mangel aller landschaftlichen Schönheit. Madame Bauvallet meinte, der Wolthonski-Wald habe sich das so recht als Relief arrangirt und müsse darauf nothwendig als ein kleines Paradies erscheinen. Elise betrachtete und träumte.

Unmerklich steigt das Land hinter Novgorod empor, ja so leise und ohne Uebergänge, daß man wie im Traume dahinrollend die Gegend mit jedem Schritte mehr verändert findet, ohne sich eigentlich Rechenschaft geben zu können, woher das komme. Schmale Grasflächen haben sich kaum merklich zu saftigen Wiesen erweitert, einzelne Birken an der Straße sind kleine frisch grüne Wälder geworden, klares tiefblaues Wasser rauscht uns von Abhängen entgegen, deren Dasein wir eine Viertelstunde vorher noch gar nicht geahnt. Die ganze Landschaft ist anmuthig, man könnte sagen im deutschen Charakter, jetzt frühlingsfrisch und lieblich.

Die Bauart der Häuser hat hier Aehnlichkeit mit der in der Schweiz; man sieht weit hervorragende Dächer, und die Gallerien und Erker vor den Fenstern sind mit buntem Holzschnitzwerk verziert. Wahrhaft zierlich und hübsch erscheinen uns die Wirthschaftsgebäude nebenan; jeder Schuppen, jedes Dach ruht auf dicken Baumstämmen, und da diese Baumstämme gewöhnlich hellschimmernde Birken sind, so sehen diese Gebäude oft aus wie von weißen Säulen umgeben.

Als der Wagen der Fürstin langsamer gegen die Höhe des Waldairückens hinauffuhr und man das kleine Städtchen schon selbst sah, sagte Madame Bauvallet:

„In der nächsten Viertelstunde überschreiten wir die Grenze zu Ihren Gütern, Madame. Da sollte mich wundern, wenn Feodor Petrowitsch nicht schon vor Waldai zu Ihrem Empfange bereit stünde."

Und kaum hatte sie dies gesagt, so sah man einen Reiter in vollem Galopp die Anhöhe herab gegen den Wagen hersprengen und die Fürstin lachend zu dem Ausrufe veranlassen:

„Das ist wie in der Comödie Henriette: Feodor Petrowitsch hat sein Stichwort gehört und tritt ganz Eifer und Feuer auf die Bühne."

Und schon hatte der Reiter den Wagen erreicht, parirte leicht und gewandt sein Pferd und begrüßte, ehrfurchtsvoll seinen breitränderigen Hut abnehmend, die Fürstin, worauf er sein dampfendes Roß wandte und näher zum Schlage ritt.

„Der Himmel hat uns zur Ankunft Eurer Durchlaucht einen prachtvollen Tag gegeben," sagte der Intendant mit einer tiefen, wohlklingenden Stimme, und setzte mit einer abermaligen Verbeugung hinzu: „Es ist das ganz im Einklange mit den frohen Wünschen unseres Herzens."

Feodor Petrowitsch oder Friedrich Buchholz, wie er auch hieß, ehe er nach Rußland kam, der Sohn vom Peter Buchholz, daher sein Beinamen Petrowitsch, war eine angenehme Erscheinung; er hatte ein offenes Gesicht mit einer freien Stirne, klare freundliche Augen, einen großen blonden Schnurrbart und war ein schlank aber kräftig gewachsener Mann von vielleicht dreißig Jahren. Zu Pferde nahm er sich in dem anliegenden grünen Jagdrock, dem Hirschfänger an der Seite, mit den hohen glänzenden Stiefeln stattlich aus, und die Art, wie er die Gangart seines wilden Pferdes dem Fahren des Wagens leicht und gewandt anpaßte, zeigte einen guten Reiter, Madame Bauvallet grüßte er verbindlich und freundlich, und welchen Gruß er für Elisen hatte, die auf dem Rücksitze saß, konnten die im Hintergrunde des Wa-

gens sich befindlichen Damen nicht gut sehen, da Feodor Petrowitsch, als er dem jungen Mädchen seine Verbeugung machte, sein Pferd etwas zurückhielt. Warum Elise diesen Gruß sehr kurz erwiderte, und sich dann zum Wagen hinaus lehnte, um angelegentlich nach Waldai hinauf zu schauen, wissen wir nicht. Vielleicht, daß sie das Städtchen selbst, als so nahe ihrem künftigen Wohnorte liegend, besonders interessirte.

Um die Fürstin so viel wie möglich vor dem Andrängen der Bevölkerung zu schützen, die in ihr dankbarlichst die gute Herrin liebte, hatte der Intendant herrschaftliche Pferde vor das Städtchen bestellt und ließ dort den Wagen umspannen. Daß aber trotzdem Alt und Jung herbeiströmte, dicht an den Wagen zwischen die Räder lief, Mützen und Hüte schwang, daß die Kinder empor gehoben wurden, um in den Wagen blicken zu können, und daß hunderte von Lippen in allen nur erdenklichen Schmeichelworten sich über die endliche Ankunft ihres schönen Mütterchens freuten, war nicht zu verhindern, und dankte die Fürstin herzlichst und wahrhaft gerührt.

Hinter Waldai fingen die lubanoff'schen Güter an, und Feodor Petrowitsch hörte mit Stolz, was die Fürstin sagte, daß man keinen Grenzpfahl brauche, um zu sehen, wo sein, des Intendanten, Regiment beginne. In der That bemerkte man auch hier einen auffallenden Unterschied in der Bearbeitung der Felder. An niedrigen Stellen waren überall Kanäle gegraben, um das überflüssige Wasser von den Aeckern abzuleiten. Die Felder waren gehörig vermessen und gedüngt; die Wiesen gereinigt von Erdschollen und nutzlosen Gesträuchen. Am steilen Ufer einer Quelle, neben dem Weideplatze war eine mit Steinen ausgelegte Stelle, wo das Vieh zur Tränke herabstieg, um nicht im Kothe zu waten und die Quelle nicht mit Erde zu verschütten. Der Weg war zu beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt; die Brücken waren in guter Ordnung und sumpfige Stellen mit Faschinen belegt. Als man

dem Dörfchen selbst näher gekommen war, hinter dem sich das Schloß der Fürstin befand, sah man hölzerne dauerhafte Häuser in einer Reihe zu beiden Seiten der Straße. Um das Fenstergesimse war Schnitzwerk angebracht, die Höfe alle mit hohen Zäunen umgeben, nebst hübschen Pforten und einem Wetterdache. Die Häuser standen in einiger Entfernung von einander, aus Vorsicht gegen Feuersgefahr. Zwischen den Häusern befanden sich Gärtchen mit Fruchtbäumen, hinter den Bauernhäusern die Küchengärten, und hinter diesen die Tennen. Am Ende des Dorfes ragte eine schöne steinerne Kirche empor, beschattet von hohen Linden. Das Haus des Geistlichen unterschied sich durch Sauberkeit und durch ein hübsches Aeußeres. Neben der Kirche standen noch einige niedliche Häuschen, zum allgemeinen Nutzen. In einem derselben befand sich ein Hospital und eine Apotheke; in einem andern ein Verpflegungshaus für Verwaiste, Kränkliche und Hochbejahrte; in dem dritten das Vorrathsmagazin und eine Bude mit den für den Landmann nothwendigen Waaren; in einem vierten die Dorfschule und das mündliche Gericht. Eine Schmiede war am Ende des Dorfes, und in dessen Mitte ein großer Brunnen. Die Landleute beiderlei Geschlechtes hatten ein gesundes Aeußere, und die jungen Frauen zeichneten sich durch Schönheit aus, denn äußere Schönheit ist eine Folge des Wohlstandes. Man bemerkte auf der Straße weder schmutzige Kinder noch abgerissene Weiber, noch betrunkene Bauern. Die Pferde und das Hornvieh der Landleute waren von sehr guter Race, das Geschirr und das Ackergeräth in bester Ordnung.

Dabei hatte die Gegend etwas Friedliches, Patriarchalisches in ihrer ganzen Physiognomie, die Seele fühlte sich beruhigt, und man mußte sich gestehen, daß dies ein Ort sei, wo man der Vergangenheit leben könne und ungestört von seinen Erinnerungen zehren.

Jetzt zeigte sich drüben auf der Höhe Winopradoska, die Be-

sitzung der Fürstin. Noch war ein kleiner Fluß zu überschreiten, auf dessen jenseitigem etwas steilem Ufer wie hingeworfen der Park war, der bis zur Höhe hinan stieg, wo zwischen freundlichem Grün das Schlößchen der Fürstin hervorschimmerte. Die untergehende Sonne küßte goldig die Fenster, so daß diese wie in rothem Feuer aufloderten.

Der Wagen machte eine Biegung, um ans Ufer zu gelangen, und noch in der Entfernung, rückwärts in der Höhe, bemerkte man Waldai; Kirchthürme und Häuser schon in der Dunkelheit verschwimmend, und bald nur noch als unbestimmte Schatten erscheinend. Am Ufer im Fährhause glänzte ein Licht; jetzt hielt der Wagen knirschend im Sande, und dann vernahm man das Rauschen des Flusses sowie das Rufen des Bootsmanns.

Der Himmel hat eine stahlgraue Färbung, und hie und da, immer mehr und mehr springen von seinen Millionen Sternen funkelnd welche hervor. Der Wagen steht auf der Fähre, die sich kaum merklich fortbewegt, so daß man nicht genau weiß, bewegen wir uns wirklich oder führen die Tannen und Föhren, die sich so kohlschwarz von dem helleren Himmel abzeichnen, dort am Bergabhang einen geheimnißvollen Reihentanz auf. Es ist so still rings umher; man hört nichts als ein ungeduldiges Stampfen der Pferde auf dem hölzernen Boden der Fähre, oder das leise Klingeln und Klirren der Glocken und Messingtheile an den Geschirren, wenn sich die Thiere in der kühlen Nachtluft ein wenig schütteln, und das Plätschern der Ruderstangen, wenn sie aus dem Wasser gehoben werden oder aufs neue wieder hinein gleiten.

Feodor Petrowitsch war von seinem Pferde abgestiegen und stand neben dem Wagen; er hatte seine Hand auf den Rand des Schlages gelegt. — Es war hier in der Thalschlucht schon recht dunkel, so daß man kaum mehr die nächsten Gegenstände unterscheiden konnte.

Endlich erreicht man das jenseitige Ufer, die Taue der Fähre werden befestigt, die Stränge der Beipferde wieder an den Wa-

gen gehängt, die Jämschtschiks schwingen sich auf, und fort geht es im Galopp, die steile Straße hinauf bis zum Anfang des Parkes, dort in das weit geöffnete Thor hinein, wo der Wagen auf dem Sandwege gleich sanfter rollt, dann in einer Schlangenwendung um den Berg herum, und eine Viertelstunde später hält die Equipage auf einem terrassenähnlichen Platze vor dem kleinen reizenden Cottage der Fürstin.

Der Mond ist unterdessen aufgegangen, voll und klar, und beleuchtet Gegend, Park und Schlößchen taghell; das letztere hat mit seinen Erkern, Thürmchen und Balkonen eine phantastische Gestalt, die Front desselben ist nach der Seite der Terrasse, wo der Wagen hält, durch nichts verdeckt, während die Rückseite sich schützend an die hohen Bäume des Gartens lehnt, der unmittelbar dort an der Ausgangsthüre beginnt.

Die Fürstin, Madame Bauvallet und Elise traten an den Rand der Terrasse, auf welcher das Cottage lag und blickten in die Gegend hinaus. Weich geformte Hügel bis an ihren Fuß mit Wiesen bedeckt schoben sich vor und neben einander und umgaben einen im Mondlicht hell glänzenden See, welcher die Blicke aller anzog. In der Mitte desselben lag auf einer Insel das Waldai'sche Kloster der iberischen Mutter Gottes, phantastisch und geheimnißvoll schimmerten seine versilberten und vergoldeten Thürme aus dem stahlglänzenden Wasserspiegel und den fast schwarzen Tannenwäldern, welche das Kloster umgaben, im Glanze des Mondlichtes hervor. — — — —

— — — — Von drunten erklang jetzt eine Glocke, sanft und melancholisch, das Herz bestrickend, die Seele tief ergreifend. — Es ist etwas Eigenthümliches um Glockentöne in stiller weicher Mondscheinnacht. — Selbst Madame Bauvallet fühlte sich ergriffen, Elise erhob die leuchtenden Augen gen Himmel, und die Fürstin ließ ihr Haupt tief auf die Brust herabsinken und barg das Gesicht in beide Hände. —

Neunzehntes Kapitel.

Auf den Kaiserpalästen.

In der ewigen Stadt Rom häufen sich Trümmer auf Trümmer. Nicht als ob wir dem geneigten Leser damit sagen wollten, es beabsichtige Jemand, Ruinen anzulegen, wenn er die alten Schutthaufen ebne, um ihrer prachtvollen Lage willen dort mit neuen Marmorquadern seinen prächtigen Palast, oder mit alten Steinen, die er zufällig findet, sein bescheidenes Haus zu bauen. Nein, das kommt Alles von selbst und ist einmal so der Lauf der Welt, daß aus dem Steine allerlei Moose und andere genügsame Kräuter entsprießen, daß diese zu Erde werden und nun einen besseren Grund abgeben, um kräftigeren Pflanzen zum nährenden Boden zu dienen, oder daß wir auf dem verschütteten Keller unseres Vorfahren ein neues Fundament legen, um unser Haus zu bauen, dessen Trümmer dann später für unsere Nachkommen wieder Steine liefern werden für neue Fundamentmauern.

Aber dieses Auf- und Uebereinanderbauen ist wohl nirgends so sichtbar und tritt wohl nirgends so malerisch schön vor unsere Augen, als hier in Rom, wo Generationen den Staub vergangener Generationen geathmet und nun selbst zu Staub geworden an den Fußsohlen anderer Generationen klebten, deren Staub dann wieder zwischen den Rädern unseres Wagens empor wirbelt.

Wer hörte nicht von den Cäsaren-Palästen und von den Thermen des kaiserlichen Roms? Nur einzelne Gebäude in der gewaltigen Stadt und doch wieder selbst Städte vom ungeheuersten Umfange! — Städte mit Spiel- und Uebungsplätzen aller Art, mit Sammlungen von Kunstwerken und Bibliotheken, den

Reichen und dem Volke zu jeder Jahres- und Tageszeit alle Genüsse, Annehmlichkeiten und Belustigungen des raffinirtesten Lebens bietend, mit Bädern, mit unabsehbaren Säulenhallen zum Spazierengehen, Alles das strahlend in grenzenloser Pracht, von Marmor, edlen Steinen und Metallen. — Und nun vergangen, zerfallen zu Schutt und Trümmern, zusammengestürzt und begraben unter Staub und Erde! Und die weiten Flächen, welche später wieder geebnet wurden, sahen neue Prachtbauten entstehen, zu denen man das, was die Erde aus alter Zeit bewahrte, als Steinbrüche benutzte, um neuere größere und kleinere Bauten aufzuführen.

Und so häuften sich gerade hier Trümmer auf Trümmer, und für den, welcher einmal hier oben stand, aus leicht begreiflichen Ursachen. Denn eine Fernsicht, wie sie sich hier dem Auge bietet, hat man nicht leicht von einem andern der sieben Hügel Roms. Da liegt die ewige Stadt vor uns, vom Capitol bis zu den Thermen des Caracalla, und über diese malerischen Ruinen hinweg schauen wir auf die prachtvoll gefärbte Campagna gegen das Meer hin und lassen südöstlich die entzückten Blicke auf den wunderbaren Formen der tiefblauen Albanergebirge ausruhen.

Ja, zum Ausruhen ist das Terrain hier oben wie geschaffen, zu einem süßen, seligen Ausruhen, wobei Alles, was uns in den vergangenen Tagen geschmerzt und gequält, zurückweicht, sich höchstens zu einem angenehmen Weh gestaltet.

Die tausendjährigen Trümmer der Werke des mächtigen Volkes, die unter unsern Füßen begraben liegen, zürnen uns nicht; im Gegentheil, sie sind unsern neuen, gegen sie betrachtet kleinlichen, Anlagen günstig, und der uralte Boden, der früher die stolzen Marmorhallen trug, nährt nun freundlich dichte Lorbeerbüsche, Myrthen und Oleander und so zauberische Rosengärten, wie man sie nirgend wo anders sieht.

Schreiten wir dort durch Trümmer von Mauern und Pfeilern

in ungeheuren Dimensionen, die umgeben sind von der frischen Vegetation neuerer Gärten und Weinpflanzen, — Trümmer aus röthlichem Gemäuer bestehend, das von dichtem Epheu umrankt ist, und umkränzt von zarten Rosen, die von einem weichen Lufthauche bewegt, uns wie träumerisch entgegennicken. Ein wohl unterhaltener, zierlich zwischen den Ruinen geschlungener Fußweg zeigt uns Spuren fleißiger Menschenhände. Folgen wir ihm und dem Rosengehege an seiner Seite, er wird uns freundlich führen. Dort sehen wir auch schon vor uns eine Gruppe dunkler Cypressen und daneben ein kleines Haus, so süß träumerisch versteckt liegend zwischen Orangenbäumen, Myrthen und blühendem Oleander. Wir umgehen leise das elegante Casino und kommen an den Hof desselben, der mit Benutzung alter Säulen und Trümmer so entzückend und malerisch angelegt ist, daß wir augenblicklich mit einem Ausruf der Ueberraschung stehen bleiben. Dieser Hof ist eine kleine Terrasse, deren Ende eine uralte steile Mauer bildet, mit einer neuen zierlichen Brüstung als Schutzwehr versehen. Die alten Säulen und Pfeiler, von denen wir so eben sprachen, sind zu einer der zierlichsten Veranden verbunden, über welche hellgrünes Weinlaub herabnickt, während sich vom Fuße der Steintrümmer blühende Rosenbüsche aufwärts schlingen.

So bildet das Grün der Weinlaube einen phantastischen Rahmen über die geöffnete Terrasse. Dort hinaus schauen wir in eine Fülle tiefgrüner Lorbeerhaine, zwischen denen schwarze Cypressen emporragen; da sehen wir lichte Gärten mit weißen freundlichen Gebäuden; da schauen halbversteckt aus dem lieblichen Grün blühender Orangenhaine die braunschwarzen, zerklüfteten Trümmer des Colosseums von der Tiefe zu uns empor. Da erhebt sich aus der Terrasse selbst eine leichte Marmorschaale in eleganten Formen und spritzt einen klaren Wasserstrahl in die warme, duftige Frühlingsluft. — —

Am Eingange des Casino's, im Schatten der Weinlaube, all'

das unbeschreiblich Schöne vor sich, das wir mit schwachen Umrissen zu schildern versucht, steht ein alter Steintisch — es ist eine röthliche Marmorplatte auf einem weißmarmornen Capitäl — und an diesem Tische sitzt ein kleiner Mann, der den Kopf in beide Hände gestützt hat, aber nicht aus Müdigkeit oder Unlust, sondern weil er auf diese Art bequemer in einem Zeitungsblatt lesen zu können glaubt, welches vor ihm aufgeschlagen liegt.

Aus diesem Zeitungsblatte liest er einem Andern laut vor, der sich an der andern Seite des Tisches befindet. Wir kennen ihn wohl, den Andern, und wenn auch seine Gesichtsfarbe noch sehr bleich ist, so haben doch seine Augen jenes unheimliche Feuer verloren, womit er damals Alle erschreckte, die er anschaute. Sein blondes Haar ist sorgfältig gescheitelt, er trägt einen einfach grauen Rock und einen grünen Kragen und hält seine feinen weißen Hände gefaltet auf den Knieen. Auch das Zucken um seine Mundwinkel hat sich verloren, und wenn sich diese hin und wieder bewegen, so bilden sie ein stillzufriedenes, wir möchten fast sagen, seliges Lächeln, das aber auch wohl seine wohlbegründete Ursache hat. Worin diese Ursache besteht, sollten wir den geneigten Leser eigentlich errathen lassen; da es uns aber schon so oft zum Vorwurf gemacht worden ist, wir liebten es, uns beim Schluß der wahrhaftigen Schilderungen einer unmotivirten Kürze hinzugeben, so wollen wir denn sagen, daß die Ursache dieses seligen Lächelns des Tannhäuser neben ihm an seinem Stuhle lehnt, daß sie sich ein Vergnügen daraus macht, von einem Orangenbaum duftende Blüthen abzubrechen, die sie auf ihn herabfallen läßt, und daß diese Ursache eine liebe Bekannte von uns ist, die wir als verschlossene Rosenknospe verließen, und die nun in voller Pracht aufgeblüht frisch und duftig in ihrer Liebe und Schönheit Alles gehalten, was sie versprochen.

Der kleine Mann, der die Arme auf den Tisch gestemmt hat, wirft einen freundlichen Blick auf die Beiden hinüber, zuckt dann

mit den Achseln und sagt: „Es ist wahrhaftig eine Freude fü
einen gewissenhaften Vorleser, sein Geschäft zu versehen, wenn e
an euren Kindereien wahrnimmt, daß ihr doch nicht bei de
Sache seid.“

Der Tannhäuser nickte begütigend mit dem Kopfe, worauf e
zur Antwort gab: „Du hast Recht, Wulf; aber ehe Du anfingst
vorzulesen, hast Du uns ein Resumé des Ganzen gegeben, da
wohl im Stande war, mich in angenehme Träumereien zu ver
senken, und das mir — verzeih, wenn ich die Wahrheit spreche —
fast alles Interesse für die Einzelnheiten benommen.“

„Und ich bin leider einmal der gute Kerl, der Dir imme
Recht geben muß,“ sagte der Andere lachend und damit patscht
er mit der flachen Hand auf sein Zeitungsblatt. „Was kümmer
uns auch eigentlich die Entrüstung manches ehrlichen Landsmannes
der all' seine Lobsprüche, die er dem Fremden vermiethet hat, au
Dich gezwungener Weise übertragen muß. Aber etwas kann ic
Dir nicht erlassen,“ setzte er mit dem bekannten Blinzeln seine
linken Auges hinzu. „Paß einmal auf, was sie jetzt an den Bil
dern des so berühmten russischen Malers Potowski nachträglic
noch für riesenhafte Schnitzer entdecken werden. — Sieh, darau
freue ich mich.“

„Und wenn sie etwas Derartiges finden,“ entgegnete Tann
häuser, „so will ich mir es zur Lehre dienen lassen.“

„Punktum,“ sprach Wulf in sehr bestimmtem Tone, „der alt
Gott lebt noch, und es wird auch noch manchen braven Man
geben, der sich darüber freuen wird, daß sich der russische Potowsk
in den deutschen Tannhäuser verwandelt.“

„— — — Ein Ritter gut,
Wollt Ehr' und Lieb' gewinnen,
Da zog er in das röm'sche Land —
„Blieb all' sein Lebtag drinnen,“

rief der Tannhäuser mit dem herzlichsten Tone der Stimme und zog Franceska sanft an sich, die ihre blühende Wange mit verschämtem Blicke an sein Haupt drückte.

„Recitir' Einer nur eine Zeile vom alten Tannhäuser," rief laut lachend der kleine Maler, „so hinkt gewiß was vom Uebel herbei. Ich hab' das schon so oft erfahren, daß ich mir fest vornahm, von jetzt an die ganze schauerliche Sage zu vergessen. Da kommt das Uebel."

„Il vecchior Signor conte!" meldete der Gärtner der kleinen Villa, wobei er von der Seite der Rosenbüsche in die Veranda hereinblickte. Ihm folgte in der That auch auf dem Fuße der vecchio conte. Und wirklich, er war recht alt geworden, der alte freundliche Herr; so ungern er auch die lang entschwundene Jugendzeit aufgeben zu wollen schien, von manchen Emblemen derselben konnte er sich immer noch nicht trennen, obgleich sie zum Uebrigen so gar nicht mehr paßten, so das dichte Haar seiner Perrücke und seine glänzenden Zähne. Er gab sich recht Mühe, diesem sowie auch dem freundlichen Lächeln, das um seine eingefallenen Wangen spielte, Gang und Haltung anzupassen.

Aber es wollte nicht mehr gehen; seine schwachen Beine waren müde geworden beim Ersteigen des kleinen Hügels, auf welchem die Villa lag, und als ihm Wulf eine Strecke Weges weit lachend mit einem Stuhle entgegensprang, stützte er sich ebenfalls lachend auf die Schultern des kleinen Malers und sagte: „Wenn das Alles auch keine wahre und ächte Freundlichkeit von Euch ist, so acceptire ich es doch. Ihr seid ein Schalk, aber ich habe schon lange gemerkt, daß es das Beste ist, auf Eure Späße einzugehen. Danke für den Stuhl — da sitz' ich."

Der alte freundliche Herr ließ sich in der That an der Stelle nieder, wo Wulf den Stuhl hingesetzt hatte, und ruhte da ein paar Augenblicke aus, ehe er weiter schritt. Er war aber auch so bepackt, daß seine Müdigkeit verzeihlich war, wenn man dabei noch

die große Anzahl Jahre bedachte, unter deren Last er gebückt ging. In der einen Hand trug er ein kolossales Blumenbouquet und daneben auf dem Arm noch ein ziemlich großes Paket, zu dem er ein Pendant in der andern Hand hielt, allerlei kleine Commissionen enthaltend, deren Besorgung er, so oft er ging, von Franceska sich zu erbitten nicht unterließ, was diese aber nur widerstrebend gewährte.

Und er kam und ging häufig, ja bei gutem Wetter fast täglich, der alte freundliche Herr, und keiner von den Betheiligten nahm den geringsten Anstoß daran. Er war nach und nach so ganz anders geworden, als er sich ehedem gegeben, und wenn hie und da seine Zunge den Versuch machte, einmal mit etwas Leichtfertigem umzugehen, so brauchte Franceska nur den Finger emporzuheben.

Nachdem er Blumen und Päcke abgegeben hatte und sehr lange Details an Franceska über die Besorgung der einzelnen Commissionen, die sie so freundlich gewesen, ihm zu ertheilen, ruhte er eine kurze Zeit aus unter dem Schatten der Weinlaube, indem er sich mit seinem Taschentuch Kühlung zufächelte.

„Daß ich zu Euch Beiden eigentlich nicht komme," wandte er sich darauf an Tannhäuser und an Wulf, „das brauche ich zum Gott weiß wie vielsten Male nicht zu wiederholen. Aber ich sehe meinen alten Freund Pisani nicht."

„Ja, der ist nach der Stadt gegangen," gab Wulf zur Antwort, „in großen Geschäften." Damit zog er wichtig thuend seine Augenbrauen in die Höhe. „Vorbereitungen zu gewaltigen Feierlichkeiten, die in den nächsten Tagen hier stattfinden werden."

„Aber meine Einladung!" wandte sich Graf Portinsky mit einiger Unruhe auf dem Gesichte gegen Franceska.

„Die bleibt nicht aus," entgegnete die junge schöne Römerin lachend, worauf sie in's Haus zurücksprang.

Der alte freundliche Herr blieb eine Zeitlang in tiefe Ge-

danken versunken dasitzen, dann schlug er sich vor die Stirn und sagte: „An meiner Vergeßlichkeit merke ich es recht, daß ich alt werde, merkwürdig alt, ganz unangenehm alt, und daß ich bald zu nichts mehr gut bin, als weggelegt zu werden. Nun," setzte er achselzuckend hinzu, „das ist ja das Ende aller Dinge."

„Und die Vergeßlichkeit?" fragte lachend der Tannhäuser.

Der alte Graf fuhr mit der Hand über die Augen und versetzte dann, mit einem Male in seinem so geläufigen Redefluß stockend: „Nun — es betrifft nicht mich, geht auch nicht von mir aus, eine Bitte von — von — einer guten Bekannten, — einer liebenswürdigen Bekannten, da aus dem Norden. Eigentlich hat die Bekannte damit nichts zu thun, denn die Bitte zu erfüllen, mag sie kommen woher sie will, ist für einen braven Künstler Christenpflicht."

„Ich bin wahrhaftig darauf begierig."

„Nun denn, es betrifft einen Landsmann von mir, einen armen jungen Landsmann, der ein eminentes Malertalent hat und von einer Bekannten, seiner Gönnerin, hieher geschickt wird, hieher nach Rom, wo er ziemlich schutz- und rathlos sein wird, wenn —"

„Sich nicht irgend Jemand seiner annimmt," unterbrach ihn Tannhäuser und setzte hinzu: „hoffentlich zweifeln Sie nicht daran, daß der von Ihnen empfohlene Landsmann uns herzlich willkommen sein wird. Sein Name?"

„Potowski," erwiederte der alte Herr rasch, „wirklich Potowski, der Sohn seines Vaters, des alten Potowski."

Der Tannhäuser schaute einen Augenblick vor sich nieder, dann sprach er: „Gut, er soll kommen, und wenn er Talent hat, werde ich mich seiner auf's Beste annehmen."

Wulf pfiff eine bekannte Melodie und der alte freundliche Herr umfaßte mit seinen beiden Händen die Rechte des Tannhäusers und sagte: „Dank! Dank! tausend Dank! es wird Freude machen, wenn ich das nach Norden in die Heimath schreibe."

Einen Augenblick saßen hierauf alle drei, in tiefe Gedanken versunken, lautlos da; von der Stadt herauf tönte durch die klare, weiche Morgenluft der Klang einer Glocke. Der freundliche Herr bedeckte seine Augen mit der Hand und sprach dann nach einem tiefen Athemzuge: „Die Glocke erinnert mich lebhaft an mein altes heiliges Rußland; sie hat denselben Ton wie eine Glocke dort, den ich auf dem Gute meiner Bekannten oft gehört, einer Glocke im Waldai'schen Kloster der iberischen Mutter Gottes. — Amen! — Und nun," fuhr er plötzlich mit heiterem Tone fort, als wollte er gewaltsam seine ernsten Gedanken verscheuchen, „ihr habt's gut hier oben: während ich im Schweiße meines Angesichts den Berg hinaufsteige und mich abplage mit Paketen zum Nutzen eures Hauses, sitzen die hier und legen müßig die Hände in den Schooß. Ich hatte gehofft, euch fleißig bei der Arbeit zu finden."

„Das sind wieder die ungerechtesten Vorwürfe, die ein Mensch ertragen kann," sprach Wulf mit einem sehr gemachten Stirnrunzeln. „Wir sind in einer Kunstpause begriffen und waren schon ungeheuer fleißig."

„Wovon ich mich überzeugen will," erwiderte der alte Herr, während er aufstand und nach dem Atelier schritt, welches sich zur ebenen Erde des Casino's befand.

Nachdem er kurze Zeit verschwunden war, reichte Wulf die Hand über den Tisch hinüber seinem Freunde und sagte mit einer Bewegung, die man bei ihm selten zu hören gewohnt war: „Jetzt, wo sich drüben in der Heimath Alles für Dich so prächtig aufgeklärt hat, jetzt, wo das Phantom, welches Dir Deinen redlich erworbenen Namen arglistig stahl, wieder in die Nacht zurückgesunken ist, wohin es gehört; jetzt, wo das Bild der Madonna, das Du zu malen gelobt, so herrlich seiner Vollendung entgegengeht, — jetzt erst spreche ich meinen Glückwunsch für Deine Zukunft aus. Du bist ja in einen glückseligen Hafen eingelaufen, und was Dich anbelangt — Du hast Recht, dies wunderbare Land hier, dies

gotterfüllte Fleckchen Erde, auf dem Du glücklich sein wirst, nicht mehr zu verlassen. — Du —"

Der Tannhäuser hatte mit seinen beiden Händen die Rechte des Freundes ergriffen, hatte sie herzlich gedrückt und sagte nun: „Warum betonst Du das „Du" so auffallend? Ich hoffe doch, wir bleiben bei einander?"

Der kleine Maler schüttelte mit dem Kopfe und man sah es ihm an, daß er sich Gewalt anthat, um ein Lächeln auf seinen Zügen hervorzubringen. Auch wischte er sich affektirt die Augen und schlenkerte dann die Finger von sich weg, als wollte er auf diese Art seine Thränen entfernen.

„Laß gut sein," sprach er nach einer Pause, „an einem schönen Morgen werde ich wieder einmal verschwunden sein; — ich muß doch," setzte er sehr ernsthaft hinzu, „nach Becker und Krauß sehen und nach unserem ehemaligen Atelier. — An einem heitern Abend aber," sagte er nach einer Pause lustig, „bin ich wieder da mit einem herzlichen felicissima notte!"

Der alte freundliche Herr kam aus dem Atelier zurück, wie mit großer Befriedigung den Kopf auf und ab wiegend. Er schritt auf den Tannhäuser zu, legte die rechte Hand auf dessen Schulter und sagte: „Das ist schön, das ist schön. Daß mich die menschlich wahren und doch so göttlichen Züge im Kopfe der Madonna anheimeln, versteht sich von selbst und will ich den Grund davon nicht läugnen. Wie Ihr aber, Tannhäuser, den Kopf des himmlischen Kindes träumen konntet, das ist mir rein unerklärlich."

„Den habe ich auch nicht geträumt," versetzte Tannhäuser, indem er vor sich niederblickte. „Ich habe ihn gesehen, gewiß und wahrhaftig vor mir gesehen."

In diesem Augenblicke erschien Franceska wieder, sie lehnte an der Thüreinfassung, die Rechte über dem Kopfe erhoben, wie der kleine Maler, der ernst, fast traurig, nach ihr hinblickte, sie so oft damals unter der Veranda hatte stehen sehen. Warum sich

plötzlich seine Augen umflorten, wollen wir nicht sagen; aber er zwang sich, unter dem eigenthümlichen Glanze, der dieselben erfüllte, zu lächeln, und rief, die Worte des Tannhäuser von so eben bekräftigend: „Ja, alter Herr, er hat es gesehen, gewiß und wahrhaftig gesehen. Aber es ist ein Wunder, und warum sollte es nicht ebensogut ein Wunder sein, wie so Vieles, was mit dem Tannhäuser vorgegangen? Blicken wir um uns," jubelte er laut hinaus, nachdem er die wehmüthige Stimmung, die sein Herz bedrückt, glücklich überwunden, „ist hier nicht Alles wunderbar: Himmel, Erde und Menschen, ja sogar die Bäume? Denn Sie können es mir glauben, alter Herr, der kleine Lorbeerstamm hier — da sehen Sie — ist derselbe, den der Tannhäuser als Stab in der Hand trug, da ich ihn auffand. Jetzt grünt er, und da kommt Vater Pisani den Berg herauf, der grünt ebenfalls. Ich sehe wenigstens in seiner Hand einen grünenden und blühenden Orangenzweig, der uns ansagt, daß alle Schwierigkeiten überwunden sind. — Und so grünen wir Alle mit einander in Jubel und Freude, ich auch, so wahr mir Gott helfe, und werden hoffentlich grünen in alle Ewigkeit."

F. W. Hackländer's

Neuere Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Vierter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

38

Achtunddreißigster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vormals J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Krieg und Frieden.

Erster Band.

Die Dame von Rittwitz.

I.

Wir erlauben uns, den geneigten Leser in den Parterrestock eines eleganten Hauses zu führen. Daß wir die Stadt, wo diese kleine in der That sehr wahre Geschichte spielt, im gegenwärtigen Augenblick nicht zu nennen im Stande sind, halten wir von unserem Standpunkte als Schriftsteller für ein Unglück, denn wir wissen wohl, daß es der Phantasie des Lesers außerordentlich förderlich ist, wenn man genau angeben kann, es ist da oder dort gewesen, wo sich dies und das begeben. Sollte übrigens diese kleine Geschichte das Glück haben, hie und da Jemand so besonders zu gefallen, daß ihm viel daran gelegen wäre, den Namen der Stadt zu erfahren, so stehen wir auch hierin vertraulicher Weise gern zu Diensten.

Der Parterrestock, von dem wir oben sprachen, besteht aus vielleicht sechs Zimmern, und man gelangt in dieselben aus einer bedeckten Anfahrt für Wagen, von welcher eine kleine mit Blumen garnirte Treppe ein paar Stufen aufwärts in ein Vorzimmer

führt, das, wie fast alle Vorzimmer eines guten Hauses, einfach behaglich aber ohne Luxus möblirt ist. Es muß bei allen Dingen dieser Welt eine Steigerung geben, man muß ein Interesse haben, immer weiter vorzudringen, und es ergeht uns hierin immer noch wie den Kindern, deren größtes Vergnügen darin besteht, sich das Beste bis zuletzt aufzusparen.

An das Vorzimmer stößt ein kleines Kabinet, schon wohnlicher und behaglicher. Die Stühle haben sich in Sessel verwandelt, die einfache Carcell-Lampe in der Mitte dorten ist hier zu einem kleinen Kronleuchter geworden, dunkle Vorhänge rahmen das Fenster ein, und vom hölzernen Fußboden sind wir auf einen einfachen Teppich gekommen. Der Schreibtisch am Fenster könnte uns sagen wollen, wir befinden uns in dem Schreibzimmer des Bewohners dieses Parterrestockes; doch belehrt uns das Wesen, sowie das Aeußere der Person, welche davor sitzt und eine Menge Briefe in bereit liegende Couverts schiebt und diese zusiegelt, daß wir es mit dem Kammerdiener des Hausherrn zu thun haben. Dieser Kammerdiener ist ein älterer Mann mit grauen Haaren, schwarz und sehr sorgfältig, ja fast festlich gekleidet, mit weißer Weste und weißer Halsbinde. Er sitzt gebückt über seiner Beschäftigung, vergleicht genau die Briefe mit den Adressen auf den Umschlägen, bevor er siegelt, und macht ein einigermaßen trauriges Gesicht, wozu noch kommt, daß hie und da, wenn er das Petschaft aufdrückt, ein Seufzer seiner Brust entfährt. Jetzt schichtet er die fertigen Couverts zusammen, löscht das Licht und legt darauf den Kopf gedankenvoll in die Hand, schaut einen Augenblick zum Fenster hinaus, sieht dann auf die vor ihm stehende Uhr und schüttelt leicht mit dem Kopfe.

„Das dauert lange," murmelte er vor sich hin. „Hätte mir gedacht, sie würden Alles gethan haben, um eine für Beide so peinliche Ceremonie abzukürzen. Thut mir leid, daß ich das noch erleben mußte." Nach diesen Worten stand er auf, stäubte sorg-

fällig verschiedene Stückchen von der Fahne einer Schreibfeder sowie Siegellackfäden von den Aufschlägen seines schwarzen Frackes und ging in das Nebenzimmer, wohin wir ihm folgen wollen.

Dieses Zimmer, ein schon reicherer Salon, hat außer den beiden Thüren zum Ein- und Ausgehen noch eine Nebenthür, die zu einem kleinen Eßzimmer führt, groß genug zu einem Diner für acht Personen. Hier Alles von geschnitztem Eichenholz; schwere Möbel, die Sessel mit hohen Lehnen, an den Wänden eine Imitation von alten Ledertapeten; ein einziges Fenster geht auf den Hof und zeigt, daß sich dort ein einstockiges Seitengebäude an dieses Eßzimmer anschließt, Küche und Büffetzimmer enthaltend. Der Salon vor dem Speisezimmer, welchen wir durchschritten, ist ein reich ausgestattetes Gemach mit guten Bildern an den Wänden von röthlich brauner Farbe, mit kleinen Statuetten in den Ecken und all' den vielerlei Phantasien und unnöthigen Sachen, die wir so leicht entbehren könnten und die doch ein Appartement so angenehm und wohnlich machen. In diesem Salon versammelt man sich bei dem Hausherrn zu den kleinen Diners, die er gern seinen Freunden und den ihm empfohlenen Fremden zu geben pflegt. Doch war es den Letzteren selten vergönnt, weiter in den Appartements vorzudringen, und nur die ganz genauen Bekannten wurden gern in dem anstoßenden eigentlichen Wohnzimmer des Herrn gesehen.

Dieses Zimmer hatte er nach seinem Geschmacke eingerichtet und war es ganz in dem Style jener prachtvollen Gemächer, die wir nirgends schöner als in den alten englischen Schlössern sehen und von denen uns Nash so wundervolle Zeichnungen gegeben. Hier war ein Erker mit einem einzigen hohen und breiten Fenster, dessen oberer Theil aus den kostbarsten alten Glasmalereien bestand. Die Vorhänge zu beiden Seiten aus den schwersten Stoffen schleiften auf dem Boden. Das Ameublement war schwer und doch auf's bequemste eingerichtet. Die alten Lehnstühle mit

dunklem gepreßtem Sammet bezogen, schienen ihre Arme liebend für eine ganze Familie zu öffnen; die kunstreich gewirkten Tischdecken hingen so tief herab, daß man von den Gestellen dieser Tische nicht das Mindeste sah. Ein offener Bücherschrank auf einer Seite zeigte eine Unmasse seltener Kupferwerke, während auf einem Büffet gegenüber reiche silberne Schüsseln und Gefäße, seltene Krüge und Gläser, sowie kostbare Stücke einer Majolica-Sammlung prangten. Der Fußboden war mit Teppichen bedeckt, mit kleinen persischen Vorlagen, die unter und neben den verschiedenen Möbeln auf einer dicken Smyrnadecke lagen. In dem Erker waren Bärenfelle ausgebreitet, in denen die Füße der Lehnsessel und Fauteuils so tief einsanken, wie der Fuß eines Spaziergängers auf einer dicht bewachsenen Wiese.

An der Wand neben dem großen Fenster hing in einem Eichenholzrahmen das lebensgroße Bild eines schon ältlichen Herrn in der Tracht des sechszehnten Jahrhunderts. Das kurz abgeschnittene Haar, welches etwas struppig empor stand, sowie der spitze Knebelbart, beide von röthlicher Farbe, hoben einen bleichen aber nicht unschönen Kopf etwas zu scharf hervor. Wenn man aber dieses Gesicht näher betrachtete, so bemerkte man einen eigenthümlichen stechenden, fast boshaften Blick, sowie scharf zusammengekniffene Lippen, was dem Kopfe etwas Lauerndes, ja Unheimliches gab. Der Mann auf dem Bilde zeigte sich in stolzer Haltung; er trug ein Kleid von dunklem gestreiftem Sammet, von dem man aber nur die enganliegenden Aermel sah; das Andere war von dem glänzenden Harnisch bedeckt, über den am Halse ein weißer breiter zierlich gezackter Kragen heraushing. Die linke Hand ruhte auf dem Schwertgriff, der Zeigefinger der rechten, die auf einem Tischchen aufgestützt war, schien auf ein Papier zu deuten, das aufgerollt da lag und an einer Seite des Tischchens herabhing.

In der gleichen Haltung sieht man häufig Fürsten abgebildet,

die ihrem Lande eine gute Constitution gegeben und auf diese Art von der dankbaren Nachwelt vergegenwärtigt wurden. Der alte Herr aber war kein regierender Fürst gewesen, hatte auch keine Constitution gegeben, vielmehr war das Papier, auf welches er hinwies, seine letztwillige Verfügung, die für seine Erben eine Klausel enthielt, welche gerade nicht dazu gemacht war, ihn in dankbarer Erinnerung fortleben zu lassen.

Wir wollen dem geneigten Leser nur noch sagen, daß der alte Herr im Bilde Graf Joachim von Schönfeld, Ahnherr des jetzigen Bewohners des Hauses war, und dann eines zweiten Bildes erwähnen, welches dem Herrn Joachim gerade gegenüber hing. Hier sah man eine Dame abgebildet in langem weißem Gewande, deren Gesicht seltsamer Weise abgewendet war, so daß man nur ihr langes fliegendes schwarzes Haar sah, welches über den weißen Nacken und die entblößten Schultern herabhing und auf wunderliche Art mit Feldblumen durchflochten war. Die Umgebung dieser Dame war zur Rechten eine dichte Baumgruppe, sie selbst lehnte auf einem starken Aste und schien vor sich in eine Tiefe hinabzublicken. Es war das ein seltsames melancholisches Gemälde; der Maler hatte wohl absichtlich alles Licht auf die weiße Gestalt concentrirt, so daß diese selbst Abends in der Dämmerung wahrhaft gespensterhaft hervorleuchtete.

Lassen wir aber für einen Augenblick die todten Figuren auf den Bildern und beschäftigen uns mit den lebendigen in diesem Zimmer. Es sind dies drei Freunde des Hausherrn, die vor dem Kamine plaudernd und Cigarren rauchend in den bequemsten Fauteuils ruhen, und die sich, wie wir aus den ersten Worten vernehmen, mit dem Abwesenden beschäftigen. Alle Drei befinden sich in gewählter Toilette, im schwarzen Fracke, tragen weiße Halsbinden und der Aelteste von ihnen, der vielleicht ein Vierziger sein kann, und der sich von den beiden Andern durch einen militärischen Schnurrbart auszeichnet, trägt um den Hals sowie an

einer kleinen goldenen Kette auf der linken Seite seines Frackes die Decorationen verschiedener Orden.

„Ihr habt zuweilen recht leichtsinnige Ideen," sagte dieser, „und dabei noch nie gefühlt, was es heißt, kein Geld zu haben oder dasselbe mühsam selbst verdienen zu müssen."

„Das Erstere habe ich schon oft gefühlt," meinte Hugo von B., einer der beiden Andern, ein junger blonder Mann mit freundlichen Augen und einem sehr heiteren Gesichtsausdrucke. „Teufel auch! Ich weiß wohl, was es heißt kein Geld haben. Und Du wohl auch?" wandte er sich lachend an den Dritten, der, obgleich ebenfalls noch jung, doch ein sehr bedächtiges Wesen hatte, und jetzt, indem er ruhig die Asche von seiner Cigarre stieß, langsam mit dem Kopfe nickte.

„Was ihr kein Geld haben nennt," fuhr der, welcher zuerst gesprochen, fort, „so drehe ich deßhalb keine Hand herum. Das sind augenblickliche selbst verschuldete Verlegenheiten, die ihr selbst im schlimmsten Falle durch unerhörte Prozente und langathmige Wechsel wieder gut machen könnt. Aber Arthur's Verhältnisse sind ganz anderer Art. Mich dauert der arme Kerl."

„Mich in der That auch, Scherz bei Seite!" sagte der mit dem blonden Haar. „Man muß es nur immer verstehen, sich in die Lage eines Andern zu versetzen. Wenn ich bedenke, ich sollte eine Dame heirathen, selbst aus der besten Familie, deren Aeußeres so ist, daß eine Antipathie vollkommen gerechtfertigt erscheint — bürr! ich wäre einer der unglücklichsten Menschen."

„Natürlich — Du," sprach langsam der Bedächtige, „mit deiner Leidenschaft für alles Schöne." Und dabei hob er den glänzenden Stiefel in die Höhe und machte eine sehr komisch aussehende kreisförmige Tanzbewegung. „Du weißt doch das Genaueste," wandte er sich nach einer kleinen Pause an den Aeltesten der Drei, „von dieser eigentlich wahnsinnigen Testaments-Geschichte! Ich kann Dich versichern, Major, ich habe nie daran geglaubt."

„Das finde ich begreiflich," antwortete Major von A. „Kann doch natürlicher Weise keiner von uns über fünfzig Jahre zurückdenken. Aber ich erinnere mich wohl noch, wie mir mein Vater von dem Fideicommiß des alten Herrn Joachim sprach."

„Und ein solches Fideicommiß bindet auf ewige Zeiten?" fragte der mit dem blonden Haar. „Das mußt Du ja am besten wissen, Rechtsbeflissener," sagte er zu dem Bedächtigen.

„Allerdings kann ein einfaches Fideicommiß auf ewige Zeiten errichtet werden," gab dieser zur Antwort, „und im vorliegenden Falle soll dasselbe nur lösbar sein mit Bewilligung beider Interessenten. Und daß die Familie Rittwitz ihre Zustimmung zu einer Annullirung dieser letzten Willensmeinung nicht geben wird, liegt auf flacher Hand."

„Und die Bestimmung selbst?" forschte der Andere weiter.

„Diese Bestimmung ist sehr einfach," antwortete der Major, „und hätte schon viel Unglück hervorbringen können, wenn ein freundliches Schicksal nicht schon ein paar Mal in der Art vergleichend aufgetreten wäre, daß ein Nachkomme des alten Herrn Joachim Schönfeld die betreffende Dame aus der Familie Rittwitz liebenswürdig gefunden und bereitwillig eine Verbindung mit ihr eingegangen wäre."

„Aber die Klausel wörtlich!" sagte Herr von B.

„Nun gerade wörtlich kann ich sie Dir nicht angeben, aber dem Sinne nach besagt sie, daß vom Todestag des alten Herrn Joachim an gerechnet in jedem Jahrhundert einer aus der Familie Schönfeld eine Dame von denen von Rittwitz heirathen muß. Geschieht dieses nicht, so fällt der größte Theil des Vermögens der Schönfeld an die Rittwitz."

„Und ist während des Jahrhunderts eine Zeit bestimmt, wann eine solche Heirath vor sich gehen muß."

„Das nicht. Eine solche Verbindung kann am Anfang oder am Ende dieser bestimmten Zeit vollzogen werden. Das ist voll-

mangelhaft, und leider muß ich es wiederholen, so fatal ihr Aeußeres sich darstellt, so paßt es doch vollkommen zu ihrem Wesen, zu ihren Manieren!"

„O weh! o weh!" sagte Herr von B.

„Sie soll unfreundlich sein, verdrießlich, mißtrauisch, kurz, viele von den Eigenschaften haben, die im Stande sind, einem armen Ehemann das Leben zur Hölle zu machen."

„Das ist ein harter Schritt, den Arthur im Begriffe ist zu thun, oder den er in diesem Augenblicke schon gethan hat," sagte der Bedächtige.

„Mich schaudert, wenn ich an unsern armen Freund denke. — Was ist überhaupt der Ehestand?" philosophirte Hugo von B. „Ein Gewebe, locker zum Auseinanderfallen und doch fesselnd wie der beste Stahl; ein Kranz von zahlreichen Leiden und sehr wenig Freuden, eine Guirlande, wie man sie in einem harten Winter beim Gärtner für sein theures Geld bestellt; sehr viel Laub und fast gar keine Blumen."

„Wenn man Dich so reden hört," lachte der Major, „so sollte man glauben, Du habest schon traurige Erfahrungen gemacht."

„Das habe ich auch," entgegnete der Andere ebenfalls lachend, „freilich nicht in meinem eigenen Hause, dafür aber bin ich bei Andern in harte Schulen gegangen."

„Er nennt das harte Schulen," meinte der Legationsrath, „wenn er durch übermäßig auffallendes Courmachen leichtsinniger Weise eine häusliche Scene herbeigeführt hat, wo auch gelegentlich für ihn ein paar passende Worte mit abfielen. — Aber sage mir," wandte er sich an den Major, „zu welchem Zweck hat uns Arthur eigentlich hieher gebeten? Er schrieb mir von einem kleinen vertraulichen Diner."

„Mir auch," sagte der blonde Hugo.

„Werden wir die Gräfin Schönfeld zu sehen bekommen?"

„Wahrscheinlich nicht," erwiderte kopfschüttelnd der Major,

„Arthur ist anständig genug," entgegnete der Major, „so viel es ihm möglich ist, die Dehors zu beobachten. Am Ende ist Fräulein von Rittwitz auch nicht schuld daran, daß der Ahnherr der Schönfeld eine so wahnsinnige Verfügung hinterlassen hat und daß ihr Papa ein eigensinniger Kautz ist, der sich auf keinen Vergleich einlassen will."

„Aber sie soll unausstehlich sein," bemerkte Hugo von B. „Sprich doch, Major, Du hast sie ja gesehen."

„Ein Mal nur," antwortete der Major achselzuckend, „und da ist sie mir allerdings weder schön noch liebenswürdig erschienen."

„Nun das Erstere ist ein Unglück; aber was das Andere anbelangt, so hätte sie der alte Rittwitz besser erziehen sollen."

„Ist sie groß oder klein?" fragte der bedächtige Legationsrath.

„Groß," gab der Major zur Antwort. „Auch voll, und ihre Figur wäre, eine auffallend starke Hüfte abgerechnet, nicht so übel. Was aber ihr Gesicht anbelangt, so hat sie Haare von einer sonderbaren Farbe, nicht blond und nicht röthlich, dabei hart und ohne Glanz."

„Und das ist ein großes Unglück," warf der junge blonde Mann dazwischen, indem er durch seine dichten, in der That auffallend schönen Locken fuhr. „Ach, so ein glänzendes reiches, kühles Haar kann mich mit Vielem versöhnen. Die Berührung electrisirt. Ach! ich halte viel auf schönes Haar."

Der Legationsrath warf seinem Freunde, dem Major, einen lächelnden Seitenblick zu, welcher ihn aufzufordern schien, sich um die Extase des Andern nicht zu bekümmern. Dieser sagte dann auch: „Der Kopf ist häßlich und mehr noch als das: unangenehm. Daß Fräulein von Rittwitz in ihrer Jugend ein Auge verloren und eine schwarze Binde trägt, ist ein Unglück und hätte vielleicht so viel nicht zu bedeuten. Aber ihre Gesichtsfarbe ist wie die des Haares: unaussprechlich, glanzlos und unangenehm, die Zähne

Stimme. „Dies Bild zeigt ein Fräulein Hildegard von Rittwitz wenige Augenblicke vor ihrem Tode."

„Alle Teufel," rief Hugo von B. mit einem scheuen Blick auf das Bild. „Was Du da eben sagst, macht mir die Dame wohl interessanter aber nicht lieber. — So, so! ei, ei! Da war denn wohl Herr Joachim ein schlimmer Patron? Was die Damen ein Ungeheuer nennen, ein treuloser Verführer, eine Art Don Juan."

„Er war, was Du zu werden versprichst," sagte ruhig der Legationsrath, indem er die Asche von seiner Cigarre abstieß.

„Allerdings verschuldete er das Unglück dieser jungen Dame und um das, was er an jener Familie gethan, einigermaßen wieder gut zu machen, entstand jenes sonderbare Fideicommiß.

„So läßt er für das, was er selbst gethan, seine Nachkommen büßen," bemerkte Herr von B. „Das ist eine bequeme Art, seine Schulden zu bezahlen."

„Doch hat er auch selbst wieder gut gemacht, was er gekonnt und sich bei Lebzeiten, sowie selbst nach seinem Tode strenge Bußen auferlegt. So verfügte er ebenfalls, daß man ihn unter der Schwelle der Dorfkirche begraben solle, bei welcher das Schönfeld'sche Namensgut liegt, damit jeder der Ein- und Auswandelnden auf ihn, den argen Sünder treten müsse."

„Schlag du erst diese Welt zu Trümmern,
Das Jenseits kann dich wenig kümmern."

recitirte Herr von B.

Worauf ihm der Legationsrath antwortete: „Mit solchen Ideen, überhaupt mit Deinen Ansichten wäre es freilich keine große That, Dich unter der Schwelle irgend einer Kirche begraben zu lassen. Aber wenn Du den Stolz und den Hochmuth der Herrn von damals annimmst, wo der kleinste Baron unumschränkter war und sich mehr dünkte als heut zu Tage irgend ein Kaiser oder König, so kannst Du Dir einen Begriff davon machen, was es den alten Herrn Joachim gekostet haben mag, eine Verfügung

„da es Jedem, sogar uns, seinen besten Freunden, untersagt war, in der Kirche während der Trauung zu erscheinen, so könnt ihr euch wohl denken, daß sich die Neuvermählte noch viel weniger bei einem kleinen Diner vor uns sehen lassen wird. Ich meinestheils glaube, Arthur will noch mit uns ein paar vergnügte Stunden verleben, ehe er — sein neues Leben antritt."

„Also eine Art Henker-Mahlzeit," sprach Hugo von B. „Schade um dies liebenswürdige Appartement, daß es für längere Zeit geschlossen werden soll. Es ist doch die reizendste und bequemste Garçonwohnung, die man sich in seinen kühnsten Träumen nur auszudenken vermag."

„Auch ich wüßte nichts daran auszusetzen," warf der Legationsrath hin.

„Nur Eins ist mir unbegreiflich," fuhr der Andere fort, „warum Arthur die beiden melancholischen Bilder dort beständig um sich haben mag."

„Die Bilder sind wundervoll gemalt," antwortete der Major, indem er einen flüchtigen Blick nach beiden Seiten warf. „Und dann ist wegen derselben ebenfalls eine Art Verfügung getroffen worden. Sie kommen jedesmal in den Besitz dessen, der zum Besten seiner Familie eine Rittwitz heirathen muß; es ist freilich eine eigenthümliche Art, ihn zum Gehorsam gegen die Befehle des Ahnherrn zu ermahnen."

„Die weiße Dame ist eine Rittwitz?" fragte der Legationsrath.

Der Major nickte mit dem Kopfe, während Hugo von B. seinen Fauteuil gegen das Bild wandte und es längere Zeit aufmerksam betrachtete. „Das gnädige Fräulein," sagte er alsdann, „verharrt da in einer ganz eigenthümlichen Stellung. Man sollte glauben, unten vor ihr befände sich ein tiefes Wasser, und sie habe sich diesen Platz ausgesucht, um ungestört hinab springen zu können."

„Du hast nicht ganz Unrecht," sprach der Major mit ernster

Stimme. „Dies Bild zeigt ein Fräulein Hildegard von Rittwitz wenige Augenblicke vor ihrem Tode.“

„Alle Teufel,“ rief Hugo von B. mit einem scheuen Blick auf das Bild. „Was Du da eben sagst, macht mir die Dame wohl interessanter aber nicht lieber. — So, so! ei, ei! Da war denn wohl Herr Joachim ein schlimmer Patron? Was die Damen ein Ungeheuer nennen, ein treuloser Verführer, eine Art Don Juan.“

„Er war, was Du zu werden versprichst,“ sagte ruhig der Legationsrath, indem er die Asche von seiner Cigarre abstieß.

„Allerdings verschuldete er das Unglück dieser jungen Dame und um das, was er an jener Familie gethan, einigermaßen wieder gut zu machen, entstand jenes sonderbare Fideicommiß.

„So läßt er für das, was er selbst gethan, seine Nachkommen büßen,“ bemerkte Herr von B. „Das ist eine bequeme Art, seine Schulden zu bezahlen.“

„Doch hat er auch selbst wieder gut gemacht, was er gekonnt und sich bei Lebzeiten, sowie selbst nach seinem Tode strenge Bußen auferlegt. So verfügte er ebenfalls, daß man ihn unter der Schwelle der Dorfkirche begraben solle, bei welcher das Schönfeld'sche Namensgut liegt, damit jeder der Ein- und Auswandelnden auf ihn, den argen Sünder treten müsse.“

„Schlag du erst diese Welt zu Trümmern,
Das Jenseits kann dich wenig kümmern.“

recitirte Herr von B.

Worauf ihm der Legationsrath antwortete: „Mit solchen Ideen, überhaupt mit Deinen Ansichten wäre es freilich keine große That, Dich unter der Schwelle irgend einer Kirche begraben zu lassen. Aber wenn Du den Stolz und den Hochmuth der Herrn von damals annimmst, wo der kleinste Baron unumschränkter war und sich mehr dünkte als heut zu Tage irgend ein Kaiser oder König, so kannst Du Dir einen Begriff davon machen, was es den alten Herrn Joachim gekostet haben mag, eine Verfügung

zu treffen, in Folge welcher die Bauern mit ihren schmutzigen Stiefeln auf seinem hochadeligen Wappen und seiner gräflichen, freilich nur aus Stein gehauenen Nase umherspazierten. — Doch da rollt ein Wagen unter den Eingang. Es wird Arthur sein."

Und es war in der That der Herr des Hauses. Der alte Kammerdiener hob die Portière an der Thüre des Nebenzimmers auf, und machte wahrscheinlich eine so tiefe Verbeugung, um sein kummervolles Gesicht nicht sehen zu lassen. Er nahm Hut und Handschuhe in Empfang und zog sich darauf stillschweigend zurück.

II.

Graf Arthur Schönfeld war ein Mann an die Dreißig, eine angenehme, offene und ehrliche Persönlichkeit. Er hatte manchen guten Freund, viele Bekannte und keine Feinde. Früher Cavallerie-Offizier war er mit seinen Kameraden und Untergebenen so weit im Rapport geblieben, daß er in jeder Beziehung mit Rath und That half, wo er helfen konnte. Was seine ehemaligen Reiter anbelangte, so wurden ihm von jedem derselben trotz beständigen Abwinkens die militärischen Honneurs noch ebenso pünktlich gemacht, als früher, wo er noch die Uniform trug. Ohne ein Beau zu sein, war Arthur von Schönfeld durch sein angenehmes Aeußere und durch seine eleganten, wahrhaft vornehmen Manieren der bemitleidete Liebling der Damenwelt. Man sah in ihm ein Opfer der Rittwitz'schen Habsucht, und manch schmachtender Blick eines schönen Auges, manch leiser Druck einer feinen Hand sprachen ihm von innigem Mitgefühl, daß etwas anderes hätte werden können, wenn er gewollt.

So sehr aber Graf Schönfeld gesucht worden war, so wenig hatte er, ein paar unbedeutende kleine Verhältnisse ausgenommen, die Jeder in seiner Jugend durchmacht, irgend eine ernstliche Ver-

bindung gehabt oder unterhalten. Wohl neckten ihn seine Freunde mit einer Reise, die er vor einigen Jahren nach Italien gemacht, und wo er, wie sie behaupteten, sein Herz zurückgelassen habe. Doch lächelte er nur bei solchen Reden, ging auch bereitwillig auf ein Scherzwort ein, ohne aber durch irgend ein Wort diesen Vermuthungen neue Nahrung zu geben.

Arthur war hoch, schlank und doch kräftig gewachsen, er hatte dunkelblondes, krauses Haar, eine breite Stirne, hellbraune gescheidte Augen und einen angenehm geformten Mund. Seine Gesichtsfarbe, gesund und gewöhnlich rosig, war heute mit einer tiefen Blässe bedeckt. Er trug einen schwarzen Frack, weiße Weste und Halsbinde, und über letztere das Band des Johanniter-Ordens, sowie das kleine Leinwandkreuz desselben auf der linken Brust.

Nachdem er eingetreten war, reichte er dem Major, sowie Hugo von B. die Hände und nickte dem Legationsrath freundlich mit dem Kopfe zu. Doch sprang dieser eifrig auf, eilte ihm entgegen und faßte unter dem Ausdruck inniger Theilnahme mit seinen beiden Händen die Rechte des Freundes, die er herzlich schüttelte.

Der Graf warf sich in einen Fauteuil, legte die Hände über einander und sagte, indem er mit dem Kopfe nickte: „Es ist vorüber, ich bin vermählt. — Ihr dürft mir gratuliren."

Begreiflicher Weise sagte keiner der drei Freunde etwas auf diese Aeußerung, und Hugo von B., der seiner leichten Zunge nicht trauen mochte, stopfte sich mit einer neuen Cigarre den Mund.

„Es ist also geschehen," sprach der Major nach einer längeren Pause. „Du bist ein Mann, lieber Arthur, von dem Deine älteren Freunde lernen können. Du überlegst eine Sache hin und her, und wenn Du einmal einen Entschluß gefaßt hast, so kann man mit gutem Gewissen Amen dazu sagen."

„Ja, Amen ist das richtige Wort," sagte düster der Hausherr. „Das kommt ja nach allen Predigten, mögen sie nun am Tauf-

becken, am hochzeitlichen Altar oder am Sarge gehalten werden. — Laßt mich eine Cigarre anzünden," fuhr er fort, nachdem er sich mehrmals mit der Hand über die Stirne gestrichen, und darauf griff er über sich nach einem eleganten Holzkästchen, das auf dem Kamingesimse stand, nahm eine Havannah, brannte sie langsam an und blies den Rauch bedächtig von sich, wobei er in tiefe Gedanken versunken war.

Der Major schaute in das Kaminfeuer, schüttelte ein paar Mal unmuthig mit dem Kopf, dann bemerkte er ohne aufzublicken: „Du bist ein Mann, Arthur, im wahren Sinne des Worts. Was Du einmal erfaßt, das führst Du durch. Es ist freilich mehr als traurig, auf so trostlose Art gefesselt zu sein, eine Frau heirathen zu müssen, die man nicht liebt. Aber" — statt den Satz zu vollenden, schwieg er still und drehte seinen Schnurrbart achselzuckend in die Höhe.

„Aber — aber," wiederholte der Hausherr. „Ende Deinen Satz. Du willst sagen: aber Du wirst bei Deiner Frau doch vielleicht Eigenschaften finden, die sie Dir werth machen können; Du wirst sie schätzen, vielleicht sogar lieben lernen. Das sollte *Dein* Aber einleiten. Aber ich gebe Dir zur Antwort: nie! nie! nie!" Das letzte Wort hatte er fast heftig herausgestoßen.

„Verzeihe Arthur," sagte der Legationsrath. „So ist die Gräfin Schönfeld in der That, wie sie der Major geschildert? Weder schön noch angenehm?"

„Abschreckend im Aeußern, zurückstoßend in ihren Manieren, gerade so wie ich mir gedacht."

„So sahst Du sie früher nie?" fragte erstaunt Hugo v. B.

„Niemals," war die Antwort. „Wir waren mit denen von *Rittwitz* gespannt, wir standen in keiner Verbindung mit ihnen, und dann müßt Ihr nicht vergessen, daß es noch nicht gar so *lange* her ist, wo ich der Glückliche ward, der vom Schicksal bestimmt wurde, sich für seine Familie zu opfern. Ich bin ja nur

Stellvertreter meines Vetters Eugen, der, statt eine Rittwitz zu
heirathen, es vorzog vom Pferde zu stürzen und den Hals zu
brechen. Als nun die Reihe an mich kam," fuhr er bitter lächelnd
fort, „that ich mir das Gelübde, weder die mir bestimmte Brau
zu sehen, noch Erkundigungen über sie einzuziehen. Ich that das
weil ich fest entschlossen war, meine Freiheit, sei es selbst mit de
größten Opfern, zu erkaufen. Ich hoffte, der alte Rittwitz werd
nachgiebiger sein." — Nachdem er dies gesagt, begrub der Gr
den Kopf in beide Hände und schaute vor sich hin, seinem starre
Blick nach zu urtheilen, in weite, weite Ferne. — „Da nun Alle
vorüber ist," sprach er endlich mit tiefer, seltsam klingend
Stimme, „so halte ich es für meine Pflicht, euch ein paar Wor
zu sagen, nach deren Anhörung ihr vielleicht milder über mi
urtheilen werdet."

Die drei Freunde blickten nach diesen Worten mit dem Au
druck des Erstaunens auf Arthur, der achselzuckend wiederholt
„In der That, damit ihr milder mich beurtheilen möget. De
ich nehme es euch wahrhaftig nicht übel, wenn zuweilen die Fra
in euch aufgestiegen ist, wie kann man eine ungeliebte und — i
will es gestehen — in hohem Grade unliebenswürdige Frau h
rathen, nur um einen großen Theil des Vermögens nicht zu v
lieren? Wie kann man Güter und Geld nicht lieber opfern woll
als sich an ein Wesen fesseln, das uns nicht liebt und das r
ebenfalls nicht im Stande zu lieben sind? — Keine Einwendung
Major. Ich habe Dein und der Andern Freundschaft für m
oft vielfach erprobt, ich weiß, wie ihr mir zugethan seid. U
doch behaupte ich, ähnliche Gedanken sind schon in euch auf
stiegen. Habe ich doch schon häufig dieselben Fragen an m
gestellt."

„Und wenn Du das thust und uns dasselbe zutraust, so
gehst Du in der That ein großes Unrecht," erwiederte sehr er
der Major. „Wir können Dich genugsam, um überzeugt zu se

daß was Deine Person anbelangt, Du Dein ganzes Vermögen hingegeben hättest und in den Dienst getreten wärest, statt diese Heirath zu schließen. Aber bist Du Dein eigener Herr? Ist es nicht Deine Schuldigkeit, für Deine Mutter, Deine Geschwister zu sorgen, und hast Du Dich nicht, indem Du diese Verbindung schlossest, als edler Bruder, als guter Sohn bezeigt!"

„Ich danke Dir für Deine Freundschaft," sagte Arthur von Schönfeld mit leuchtenden Augen, indem er dem Andern gerührt die Hand reichte. Doch setzte er gleich darauf wieder mit trübem Blick hinzu: „So urtheilst Du, so urtheilen die Andern. Aber die Welt wird von mir sagen: er ist ein toller Egoist, doch war so etwas von ihm zu erwarten. Und wenn Andere, besser Gesinnte, vielleicht so freundlich sind, wie Du eben thatest, auf meine Familie hinzuweisen, so werden Jene antworten: Ein Opfer ist es vielleicht, das er gebracht, aber ein sehr kleines Opfer. Graf Schönfeld hat ein kaltes, unempfängliches Herz — er hat ja nie geliebt."

„Das sagt man allerdings von Dir," ließ sich Hugo von B. mit leiser Stimme vernehmen.

„Und wenn man das sagt," rief Arthur von Schönfeld mit einem so lebhaften Ton der Stimme, daß die Anderen überrascht aufblickten, „so sagt man die Unwahrheit. Ich habe geliebt — heiß geliebt, innig geliebt, — o geliebt, wie man nur lieben kann, und," setzte er kaum vernehmbar hinzu, „bin ebenso wieder geliebt worden."

— „Dann ist der heutige Tag entsetzlich für Dich," erwiderte der Major mit dem Ausdruck des tiefsten Mitgefühls, indem er dem Freunde sanft die Hand auf die Schulter legte und nach einem augenblicklichen Stillschweigen fortfuhr: „Dann Arthur — verzeihe mir das Wort — hast Du nicht recht gehandelt."

Der Graf fuhr heftig in die Höhe, doch als er in die klaren, ruhigen Augen seines Freundes blickte, öffneten sich seine zu-

Stellvertreter meines Vetters Eugen, der, statt eine Rittwitz zu
heirathen, es vorzog vom Pferde zu stürzen und den Hals zu
brechen. Als nun die Reihe an mich kam," fuhr er bitter lächeln
fort, „that ich mir das Gelübde, weder die mir bestimmte Brau
zu sehen, noch Erkundigungen über sie einzuziehen. Ich that das
weil ich fest entschlossen war, meine Freiheit, sei es selbst mit de
größten Opfern, zu erkaufen. Ich hoffte, der alte Rittwitz wer
nachgiebiger sein." — Nachdem er dies gesagt, begrub der Gr
den Kopf in beide Hände und schaute vor sich hin, seinem starr
Blick nach zu urtheilen, in weite, weite Ferne. — „Da nun All
vorüber ist," sprach er endlich mit tiefer, seltsam klingend
Stimme, „so halte ich es für meine Pflicht, euch ein paar Wor
zu sagen, nach deren Anhörung ihr vielleicht milder über mi
urtheilen werdet."

Die drei Freunde blickten nach diesen Worten mit dem Au
druck des Erstaunens auf Arthur, der achselzuckend wiederholt
„In der That, damit ihr milder mich beurtheilen möget. Da
ich nehme es euch wahrhaftig nicht übel, wenn zuweilen die Fra
in euch aufgestiegen ist, wie kann man eine ungeliebte und — i
will es gestehen — in hohem Grade unliebenswürdige Frau h
rathen, nur um einen großen Theil des Vermögens nicht zu v
lieren? Wie kann man Güter und Geld nicht lieber opfern woll
als sich an ein Wesen fesseln, das uns nicht liebt und das w
ebenfalls nicht im Stande zu lieben sind? — Keine Einwendung
Major. Ich habe Dein und der Andern Freundschaft für m
oft vielfach erprobt, ich weiß, wie ihr mir zugethan seid. U
doch behaupte ich, ähnliche Gedanken sind schon in euch auf
stiegen. Habe ich doch schon häufig dieselben Fragen an m
gestellt."

„Und wenn Du das thust und uns dasselbe zutraust, so
gehst Du in der That ein großes Unrecht," erwiederte sehr er
der Major. „Wir können Dich genugsam, um überzeugt zu se

daß was Deine Person anbelangt, Du Dein ganzes Vermögen hingegeben hättest und in den Dienst getreten wärest, statt diese Heirath zu schließen. Aber bist Du Dein eigener Herr? Ist es nicht Deine Schuldigkeit, für Deine Mutter, Deine Geschwister zu sorgen, und hast Du Dich nicht, indem Du diese Verbindung schlossest, als edler Bruder, als guter Sohn bezeigt!"

„Ich danke Dir für Deine Freundschaft," sagte Arthur von Schönfeld mit leuchtenden Augen, indem er dem Andern gerührt die Hand reichte. Doch setzte er gleich darauf wieder mit trübem Blick hinzu: „So urtheilst Du, so urtheilen die Andern. Aber die Welt wird von mir sagen: er ist ein toller Egoist, doch war so etwas von ihm zu erwarten. Und wenn Andere, besser Gesinnte, vielleicht so freundlich sind, wie Du eben thatest, auf meine Familie hinzuweisen, so werden Jene antworten: Ein Opfer ist es vielleicht, das er gebracht, aber ein sehr kleines Opfer. Graf Schönfeld hat ein kaltes, unempfängliches Herz — er hat ja nie geliebt."

„Das sagt man allerdings von Dir," ließ sich Hugo von B. mit leiser Stimme vernehmen.

„Und wenn man das sagt," rief Arthur von Schönfeld mit einem so lebhaften Ton der Stimme, daß die Anderen überrascht aufblickten, „so sagt man die Unwahrheit. Ich habe geliebt — heiß geliebt, innig geliebt, — o geliebt, wie man nur lieben kann, und," setzte er kaum vernehmbar hinzu, „bin ebenso wieder geliebt worden."

— „Dann ist der heutige Tag entsetzlich für Dich," erwiderte der Major mit dem Ausdruck des tiefsten Mitgefühls, indem er dem Freunde sanft die Hand auf die Schulter legte und nach einem augenblicklichen Stillschweigen fortfuhr: „Dann Arthur — verzeihe mir das Wort — hast Du nicht recht gehandelt."

Der Graf fuhr heftig in die Höhe, doch als er in die klaren, ruhigen Augen seines Freundes blickte, öffneten sich seine zu-

sammengekniffenen Lippen, er that einen tiefen Athemzug und antwortete alsdann:

„Ah! ich verstehe Dich, Du meinst, ich habe an Jener unrecht gehandelt, die ich liebte und die mich wieder geliebt. Möglich vielleicht, aber nicht so ganz, wie Du glaubst. Es ist das eine entzückende, aber in ihren Folgen so sehr traurige Episode meines Lebens, die ihr hören sollt, im Fall es euch nicht langweilig erscheint, eine vielleicht alltägliche Liebesgeschichte zu vernehmen. — Vorher aber will ich das Feuer im Kamin neu anfachen lassen, es ist ein unangenehmes Gefühl, sein eigenes Schicksal so vor Augen zu haben, eine auslöschende, ersterbende Flamme." Ein Zug an der Klingel rief einen der Bedienten herbei, der neues Holz auflegte, und bald prasselte eine wohlthuend angenehme Flamme aus dem eisernen Feuerkorbe hervor.

Graf Schönfeld blickte auf die Uhr über dem Kamine. „Es ist Viere," sagte er, „wir haben noch eine Stunde bis zu unserem Diner."

Der Major hatte den Kopf in die Hand gestützt und ließ den Arm auf der Lehne des Fauteuils ruhen. Der Legationsrath blickte in die Gluth des Feuers, und Herr von B., der dem Bilde der Dame Hildegard von Rittwitz gegenüber saß, konnte nicht begreifen, warum, als er sich zum Hören anschickte, er es angenehm fand, beständig die schlanke weiße Gestalt zu betrachten.

„Ihr wißt," begann der Hausherr, „daß ich vor einigen Jahren eine länger dauernde Reise nach Italien machte. Ich wollte die Schweiz wieder sehen, wo ich erzogen, wollte Mailand, Genua, Florenz besuchen, wo ich vor langen Jahren mit meinen Eltern eine Zeit lang gelebt, und ich wollte dort sehen, ob die Erinnerungen aus der Knabenzeit stark genug geblieben seien, um einzelne Orte, bei denen ich damals mit großem Vergnügen geweilt, wieder erkennen zu können. Dies war denn auch bei den meisten der Fall, doch erschienen mir all' die prächtigen Bauwerke,

die ich noch im Gedächtniß hatte, als habe ich sie früher einmal im Traume gesehen. Namentlich in Mailand, wo ich mich am Abend meiner Ankunft — es war eine mondhelle Nacht — vor dem großen Café auf dem Domplatze niederließ und vor mir die gewaltigen Massen der marmornen Kathedrale sah, wie sie mit ihren fein gezackten Spitzen fast mit dem ebenfalls weiß glänzenden Himmelsgewölbe verschwamm. Es war eigenthümlich, aber begreiflich, daß mich hier erst die schmetternden Töne einer der großen Straßenorgeln wieder so recht in jene vergangene Zeit zurückversetzten. Wie diese Klänge über den Platz hallten, erkannte ich auch den Dom wieder, die umliegenden Häuser, das Café, vor dem ich saß, ich möchte sagen den Tisch, an dem ich mich niedergelassen, ja beinahe das Gesicht des Kellners, der mir ein Gefrorenes servirte. Ebenso erging es mir in Genua, wo mir der Theergeruch des Hafens all' die kleinen Orte auffrischen half, wo ich als Knabe gespielt und wo ich den unbeschreiblichen Düften der Früchte und Waaren aller Art in den engen Straßen des Hafens nachgehend, endlich den Laden wieder fand, wo meine Mutter uns einstens prachtvolle saftige Orangen kaufte. Ich muß gestehen, daß dieses Aufsuchen bekannter Orte aus der Jugendzeit mein erstes Geschäft in allen Städten war, und erst, wenn ich mich wieder zurecht gefunden, begann ich in Kirchen, Museen und sonstigen Kunstanstalten aller Art von meinem Aufenthalte Nutzen zu ziehen."

„Eine Pflicht des Reisenden, die Einem alles Reisen verbittern könnte," unterbrach Hugo von B. den Erzähler. „In Italien war ich freilich noch nicht, aber wenn ich an Paris denke mit seinen Kunstschätzen, namentlich an Versailles mit seinen stundenlangen Sälen, so graust mir ordentlich."

„Du hast von da eigenthümliche Erinnerungen," sagte der Legationsrath. „Jedem wird es nicht so gut, im Saale des Hercules

auszurutschen und vor einer ganzen ansehnlichen Versammlung niederzusitzen."

„Bst! bst!" ermahnte der Major, worauf der blonde junge Mann die schon fertige Antwort mit einem Gesichte verschluckte, welches deutlich ahnen ließ, auch hier sei aufgeschoben nicht aufgehoben."

„Hinter Florenz," fuhr der Graf fort, „hörten meine Erinnerungen auf, und als ich durch die Porta San Gallo gegen Arezzo hinausfuhr, war mir grade, als verließe ich zum zweiten Male die Heimath. In der andern Nacht vor Perugia trat wieder einmal meine Knaben- und Schulzeit recht lebendig vor mich, als mir der Postillon eine Wasserfläche zeigte, die rechts von der Straße zwischen den Zweigen der Bäume hindurchleuchtete — der Trassimener See. Hatten wir doch selbst häufig in jenen glücklichen Tagen Carthager und Römer gespielt; ja war ich doch selbst meistens der große punische Feldherr, und wenn es hieß: Hannibal ante portas, so mußten meine jüngern Spielgefährten ein erschreckliches Geheul erheben, und ich zog triumphirend ein. — Vorbei! vorbei!"

Während nach diesen Worten der Hausherr die erloschene Cigarre wieder anzündete, sagte der Major: „Nach Perugia hinauf legen sie Einem vor die leichteste Calesche einen Ochsenvorspann, ein guter Vorwand zum Betteln, denn von mir verlangte der Postillon bei solcher Gelegenheit nicht nur ein Trinkgeld für sich, sondern auch eines für die armen Ochsen und sogar für einen kleinen Hund, der nebenher sprang."

„Als ich nach Rom kam," erzählte der Hausherr nach einer Pause weiter, „befand ich mich in jeder Hinsicht in einer für mich ganz neuen Welt. O es ist etwas Wunderbares, diese Orte, uns so bekannt und doch wieder fremd, zum ersten Mal sehen zu dürfen. Wenn ich ermüdet war vom Schauen all' des Schönen, so war es mir eine angenehme Erholung, Abends den Monte Pincio zu

ersteigen, mich dort auf eine Bank zu setzen und ruhig zu erwarten, bis die Sonne hinter St. Peter niedersank. Gibt es wohl etwas Prachtvolleres, als das flammende Gestirn, wenn es hinter der Kuppel verschwindend seine letzten glühenden Strahlen wie aus der kleinen Laterne unter dem Kreuze hervorbrechen läßt, und wenn sich die ganze Masse des gewaltigen Domes nun tief dunkel auf dem goldenen Abendhimmel abzeichnet! — Da ist das Herz geöffnet bis in seine innersten Tiefen und empfänglich wie sonst nie.

„So kam es denn, daß ich eines Abends, als ich im Betrachten dieses wundervollen Schauspiels da saß, ein paar Worte in deutscher Sprache hinter mir vernahm, die einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich machten. Eine wohlklingende Mädchenstimme sagte, hingerissen von dem, was wir sahen: — Da kann man nur beten. Ich blickte um mich, grüßte, und als die junge Dame, welche die Hände auf der Bank hielt, auf diese Art fühlte, daß ich ihre Worte verstanden, trat sie tief erröthend zurück. Eine ältere Dame, ihre Mutter, war bei ihr und als ich aufstand, mich näherte und als Landsmann zu erkennen gab, sprachen wir vielleicht eine Viertelstunde zusammen, ich aufrichtig gestanden erfreut, eine solche Bekanntschaft machen zu können, die Damen freundlich, im feinsten Ton der gebildeten Welt. — Eine Sonne, leuchtender und flammender als die, welche drüben untergegangen, war in meinem Herzen plötzlich erstanden."

„In diesem ruhigen Herzen!" sagte trübe lächelnd der Major. „Besser, Du wärst nicht auf den Monte Pincio gegangen."

„Da hast Du Recht," fuhr Arthur fort. „Aber konnte ich erwarten, was ich dort fand? O gewiß nicht."

„Ihr habt mich von jeher mißverstanden," sprach der Graf nach einem kleinen Stillschweigen weiter, nachdem er finster in die lodernde Gluth des Kaminfeuers geschaut. „Ich war nie kalt und unempfänglich, aber mußte ich, mein Schicksal kennend, nicht

Alles thun, um mir die Freiheit meines Herzens zu wahren? Ich that es auch redlich, bis meine Stunde schlug, und das war jene Stunde, wo ich vom Monte Pincio den Sonnenuntergang betrachtete. Glaubt mir, all' die Augenblicke, in denen ich mein Herz gewaltsam gestählt hatte gegen die Macht weiblicher Schönheit und Liebenswürdigkeit, rächten sich furchtbar an mir. Schon am dritten Abend, wo ich das junge Mädchen an derselben Stelle wiederfand, liebte ich sie mit einer Gluth, einer Innigkeit, die mir deutlich sagte, daß es vergeblich gewesen wäre, gegen diese Leidenschaft anzukämpfen."

„So hatten also Deine Freunde damals Recht, die behaupteten, Du seiest von Deiner italienischen Reise ganz verändert wiedergekehrt."

„Ob sie recht hatten!" rief Arthur schmerzlich bewegt aus. „Ja, ich kam sehr verändert zurück; ich liebte, ich wurde wieder geliebt von einem der schönsten, besten und edelsten Wesen, von einem Mädchen, wie es der Schöpfer nur in seiner besten Laune hervorzubringen vermag."

Der Major schüttelte traurig mit dem Kopfe, als er bemerkte, wie Arthur nach diesen Worten die Hände vor das Gesicht preßte und in seinem Fauteuil zusammengesunken da saß. „Wäre es nicht besser gewesen," sprach er sanft, „Du hättest Deine Freunde schon früher davon in Kenntniß gesetzt? Und wäre es doch vielleicht gelungen, einen Ausweg zu finden."

„Was mir damals eine Unmöglichkeit war, Jemanden anzuvertrauen, — ich hätte es für eine Entweihung gehalten, — das, möchte ich jetzt in wilder Lust der ganzen Welt erzählen. Ihr seid nicht die Ersten, denen ich anvertraut, wie durch diese unglückselige Heirath mein Herz zerrissen wurde. Ehe ich zum Altare ging, habe ich der jetzigen Gräfin Schönfeld mein Innerstes offen gelegt, ich habe ihr gesagt, sie werde meine Hand erhalten, aber nie mein Herz."

„Und sie?“ fragte der Major.

„Sie — — behauptet, mir ein ähnliches Opfer gebracht zu haben.“

„Ah! das könnte komisch sein!“ rief Hugo von B., „wenn es nicht so verzweifelt ernst wäre!“

„Komisches finde ich nun gerade nicht darin,“ sagte der bedächtige Legationsrath. „Warum soll die Dame von Rittwitz, wenn ihr Aeußeres auch von der Natur ziemlich vernachläßigt wurde, nicht ein fühlendes Herz besitzen und schon einmal geliebt haben?“

„Weil sie in dem Falle,“ fuhr der Andere eifriger fort, „Arthur freigegeben hätte und nicht auf einer so unnatürlichen Verbindung bestanden wäre.“

„Ihr vergeßt den Vater,“ sprach ernst der Major. „Ich möchte ihn doch kennen, den alten Herrn von Rittwitz, möchte doch Gelegenheit haben, ein vernünftiges Wort mit ihm zu reden. — Aber eins kann ich Dir nicht verschweigen, Arthur — doch verzeihe meine offene Bemerkung — wenn Du so liebtest, wie Du uns gesagt, wenn Du ein so seltenes und wunderbares Mädchen kennen lerntest, deren Herz für Dich schlug, warum —“

„Warum,“ fiel ihm der Graf in's Wort, „hast Du denn überhaupt die Verbindung mit Fräulein von Rittwitz eingegangen? Hast sie wenigstens nicht hinausgeschoben so lange als möglich? sollte Deine Frage eigentlich lauten, und ich begreife vollkommen, daß Du so fragst. — Hört mir noch wenige Augenblicke zu und dann urtheilt.“

„Die beiden Damen, welche ich auf dem Monte Pincio traf, wohnten im Hôtel Melonie, einem der ersten Roms. Es war eine Frau von Werthen mit ihrer Tochter; sie hatten Dienerschaft und Equipage und lebten auf dem Fuß einer reichen Familie. Ihr könnt euch denken, daß ich, nachdem ich bei ihnen eingeführt war, außerordentlich viel, fast täglich mit ihnen ver-

kehrte. Wir machten unsere kleinen Ausflüge zusammen, wir besuchten Gallerien und Villen gemeinschaftlich, sahen das reizende Tivoli, das ernste Albano mit einander — o es war eine glückliche, entzückende Zeit! Frau von Werthen, kannte, wie sie sagte, meine Familie, und ließ es vielleicht ebendeshalb geschehen, daß sich ihre Tochter mit der Unbefangenheit eines zwanzigjährigen Mädchens keine Mühe gab zu verhehlen, wie sie sich freue, wenn ich komme, und daß sie gern in meiner Gesellschaft verweile."

„Bei unseren gemeinschaftlichen Ausflügen in die Umgegend stiegen wir Beide häufig aus, wenn es den Berg hinan ging, wogegen die Mutter im Wagen blieb. Das waren unsere seligsten Stunden. Magdalene hing sich an meinen Arm, ich machte sie auf diesen oder jenen interessanten Punkt, auf diese und jene landschaftliche Schönheit aufmerksam, ich erzählte ihr von dem classischen Boden, auf dem wir wandelten; sie war meine lernbegierige Schülerin, und wenn sie an meinem Arme hing, so liebte sie es, ihre beiden kleinen Hände zusammen zu legen und mich so innig, so liebend und dabei so neckisch anzublicken, daß ich in solchen Momenten der glücklichste und auch der heiterste Mensch der ganzen Erde zu sein glaubte. — Ach! das sind mir jetzt schreckliche Erinnerungen." —

Der Graf strich sich das Haar aus der Stirne, und nachdem er einen seltsam wilden Blick auf das Bild des alten Herrn Joachim von Schönfeld geworfen, wobei er die Lippen schmerzlich zusammenpreßte, fuhr er fort.

„So vergingen die Tage in Rom mit einer rasenden Geschwindigkeit; die Zeit, welche ich mir vorgenommen hatte, dort zu bleiben, war längst vorüber. Hätte ich aber abreisen sollen, da Frau von Werthen den gleichen Weg mit mir hatte, nach Neapel, und mir lächelnd erlaubt, sie schützend begleiten zu dürfen? Am Tage vor unserer Abreise waren wir Drei abermals auf dem Monte Pincio, um zum letzten Male von dort die Sonne unter-

gehen zu sehen. Es war aber nicht so klar, wie am ersten Abend. Hinter St. Peter zog drohend ein Gewitter, und als die Sonne hinter die schweren dunkeln Wolken sank, schienen diese in Flammen aufzugehen und loderten hoch empor, den halben Himmel bedeckend mit glühender Lohe. Mich machte es traurig, sie am letzten Abend unseres Hierseins so scheiden zu sehen. Schien sie mir doch mit dem finsteren Gewölke, welches ihre Strahlen verdeckte, wie ein Bild meines Lebens; kam sie mir doch vor wie mein eigenes glühendes Herz, das untergehen sollte, nicht heiter, klar und ruhig, sondern in wilden unerreichbaren Wünschen. Frau von Werthen war nach der obern Terrasse gegangen, und als wir so da saßen vor dem großartigen, gewaltigen Naturschauspiel, hatten sich unbewußt unsere Hände gefunden, und als ich ihre warmen Finger zwischen den meinigen spürte, schaute ich sie an, und nahm wahr, daß auch sie nach mir sah. Wir sprachen Beide nicht, sondern senkten unsere Blicke in einander, innige, fragende Blicke. Und ebenso stumm, wie die Frage, welche mein Auge an sie that, war auch ihre Antwort; sie senkte leicht ihr Haupt, und als ich dieser Bewegung folgend sie auf die Stirne küßte, duldete sie meinen leichten Kuß und dabei fühlte ich ganz leise, leise den Druck ihrer Hand.

„Als die Mutter zurückkam und uns so Hand in Hand da sitzen sah, denn wir zogen unsre Hände nicht zurück, — betrachtete sie uns mit einem seltsamen Blicke, und nahm bald darauf Veranlassung nach Hause zu gehen. Ich begleitete die Damen wie gewöhnlich, und als sie sich in ihre Zimmer zurückzogen, wandte sich Magdalena nochmals zu mir, reichte mir ihre beiden Hände und sagte mit einem unaussprechlichen Blicke der Liebe: „Arthur, mein Arthur!"

Das hatte der Graf wie in einem tiefen Traume befangen erzählt, war dann von tiefem Schmerz bewegt, in die Höhe gesprungen, hatte einen raschen Gang durch's Zimmer gemacht und

das nicht höchst ergötzlich! Ich lachte damals laut hinaus und
könnte heute wieder so lachen." —

„So, das wär' vorüber," fuhr der Erzähler nach einer Pause
fort, „jetzt werde ich mich eines ganz ruhigen Tones befleißigen.
— Also die Damen waren fort, spurlos verschwunden. Der
Portier vom Hôtel Melonie, der mir sehr zugethan war, ver-
sicherte mich, die Pferde der Frau von Werthen seien für Storta
— das war die erste Station auf dem Wege nach Florenz oder
Venedig — bestellt gewesen, und dorthin seien die Fremden auch
abgereist. Ich fuhr nach Porta del Popolo. Der Portier hatte
Recht gehabt: um eilf Uhr gestern Abend hatten beide Damen
die Stadt verlassen. Daß ich meinen Paß, der nach Neapel
lautete, augenblicklich für Toskana und Oestreich abändern ließ,
ist selbstredend, doch in Rom eine Sache, die immer Stunden in
Anspruch nimmt. Es wurde Mittag, ehe ich über Ponte Molle
in die Campagne rollte. Meine Postillone waren mit mir zu-
frieden, sie fuhren, was ihre armen Pferde vermochten. Wir
passirten Storta, Baccano, Monte Rosi; dort theilten sich die
Straßen. Ich hatte überall Nachricht von den Damen. Auch hier
berichtete mir der Postmeister, dieselben seien nach Civita Ca-
stellana gefahren, also gegen Venedig. Ich folgte — doch was
soll ich euch weiter ermüden mit der Erzählung dieser Fahrt?
Schon in Civita Castellana stimmten die Angaben des Postmeisters
mit denen des Postillons nicht mehr überein. Der Erstere sagte,
in dem Wagen, der in der Nacht von Rom gekommen sei, habe
sich zwei Damen befunden; der andere sprach von einer Dame
und einem Herrn. Ich ließ einspannen, eilte weiter und kam
nach Terni. Der Wagen, dem ich nachgeeilt, war zwei Stunden
vor mir angekommen; die Herrschaft, so sagte mir der Wirth,
werde gleich herabkommen, um die Wasserfälle zu besuchen. Ich
wartete in einer namenlosen Aufregung; die Herrschaft kam —

es war ein alter, dürrer Engländer mit zwei Damen, die ihm zum Erschrecken ähnlich sahen."

„Ah! das ist Mißgeschick!" rief der Major. „Du hattest den richtigen Wagen verloren; die Damen hatten wahrscheinlich hinter Monte Rosi dem Postillon Befehl gegeben, nach Viterbo zu fahren."

„So war es ohne Zweifel," sprach düster Graf Arthur. „Und ich — ich ließ sie fahren. Ich setzte meine Reise über Rimini fort, ich ging über Ferrara nach Venedig und von dort nach Deutschland zurück. Ich kam nach W., wo Frau von Werthen, wie sie mir gesagt, ihren Wohnsitz hatte; ich fand auch da eine Familie dieses Namens, und in dieser sogar eine Frau von Werthen mit ihrer Tochter, welcher ich mich vorstellen ließ. Aber es war eine andere. Die alte Dame schüttelte seltsam lächelnd den Kopf, als ich ihr im Laufe des Gesprächs von meinem Zusammentreffen mit den beiden Damen in Rom, vielleicht ihren Verwandten, erzählte. — Werthen, sagte sie, der Name so geschrieben wie unser Name geschrieben wird, gibt es meines Wissens nur eine Familie, von der kein Mitglied in letzter Zeit in Italien war. Ich empfahl mich und setzte meine Nachforschungen an Orten, wo Familien mit ähnlich klingenden Namen wohnten, ebenso erfolglos fort. Welche Stunden und Tage, welch' entsetzliche Zeit ich damals verlebte, kann nur der beurtheilen, der sich in meiner Lage befand. Und meine Lage ist so originell, daß vielleicht ein menschliches Herz nie mehr in einer ähnlichen zu leiden hat. — Magdalena von Werthen, die mich innig und herzlich geliebt — dessen bin ich gewiß, — die wohl ebenso unglücklich wie ich, irgendwo verborgen lebte, war todt für mich. Wohl forschte ich selbst und durch Andere über ein Jahr nach ihrem Aufenthalte. Immer vergebens. Da in einer Stunde des Unmuthes, der Verzweiflung zerriß ich die wieder angeknüpften Unterhandlungen mit dem alten Rittwitz, indem ich ihm in einem heftigen Schreiben sagte, ich wolle denn

seiner Habsucht zum Opfer fallen, er solle einen Mann für seine Tochter haben, aber einen Mann ohne Herz, ohne Liebe für sie."

„Und die Familie Rittwitz?" sprach der bedächtige Legationsrath.

„Nahm mein Anerbieten an," rief Arthur, „und der alte Herr sprach mir in einem freundlichen Schreiben von dem Termin, den er zur Hochzeit angesetzt haben möchte."

„Das muß ein altes Ungeheuer sein!" rief entrüstet Hugo von B. „Hoffentlich treffe ich mit diesem Menschen nie zusammen."

„Und wenn das je der Fall wäre," entgegnete sehr ruhig der Hausherr, „so würdest Du Dich enttäuscht finden. Du erwartest, in dem alten Rittwitz einen finsteren, unheimlichen Mann zu finden, und es erscheint Dir eine lächelnde, freundliche, sich herzlich bezeigende Persönlichkeit. — Aber laß uns dies Gespräch abbrechen. Ich habe euch gesagt, was ich für meine Schuldigkeit hielt, euch zu sagen; gleich bin ich fertig, wir wollen darauf noch ein paar Stunden lustig sein, und dann — wie Gott will! Ehe wir aber zum kleinen Diner gehen, muß ich etwas thun, was ich bis jetzt nur an Feier- oder vielmehr an Trauertagen that. Vorher zwei Worte zur Einleitung. Seht dort das Bild der armen Rittwitz, die vielleicht unglücklicher war, als ich es bin. Euch ist ohne Zweifel bekannt, daß sie sich nach einer nicht zu entschuldigenden That meines Ahnherrn in einem Anfalle von Wahnsinn in's Wasser stürzte. Der Maler, der auf Bestellung gearbeitet, hat sehr wohl daran gethan, uns das Gesicht nicht zu zeigen. Wie kann man auch Züge malen, auf denen geschrieben steht, wie der große Dichter sagte:

> „Mich dünkt, von Thränen blicke Luna's Glanz;
> Und wenn sie weint, weint jede kleine Blume
> Um einen wild zerriss'nen Mädchenkranz."

Daß ich, namentlich im letzten Jahre, oft lange, lange trübe

Stunden damit verbrachte, neben diesem Kamine zu sitzen und das Bild droben anzuschauen, könnt ihr mir glauben. Ich that das gern in der Dämmerungsstunde, fast im Dunkel, wo dies Gemach spärlich erleuchtet war von den lodernden Flammen eben dieses Kamins. Es war alsdann eigenthümlich, wie die aufzuckende Gluth seltsame Streiflichter auf das Bild warf. — „Seht hin," unterbrach er sich plötzlich, „der Tag neigt sich seinem Ende zu, es ist beinahe dunkel genug, daß dies Feuer hier neben uns auf das Bild wirken kann. Könnte man nicht glauben, die Gestalt bewege sich, sie strecke sich in die Höhe — sie neige sich jetzt dem Abgrunde zu, wo tief vor ihr der lockende Wasserspiegel glänzt? – sie schaudere auch jetzt davor zurück und vor dem nächsten Augenblicke? — Man könnte darauf schwören, wenn man lange anblickte, das Haar sich bewegen, die weiße Gestalt ihre Haltung verändern zu sehen."

Und so war es in der That; wenn die Flammen des Kamins plötzlich empor fuhren und ein helles Streiflicht auf das Bild warfen, so schien Leben und Bewegung zu kommen in die todte Gestalt der Dame Hildegard von Rittwitz.

„Diese Phantasieen haben mich nie unangenehm berührt," fuhr der Graf nach einer längeren Pause fort. Im Gegentheile. Wenn ich vor dem Bilde saß und es betrachtete, so konnte ich mich in Phantasien und Träumereien vertiefen, die, anfänglich düsterer und finsterer Natur, allmälig licht und freundlich wurden. Es war, als wenn man durch einen finstern Tannenwald reitet, in tiefem, kaltem, unheimlichem Winter, wenn die schneebedeckten Zweige sich ächzend vor dem scharfen Nordwind auf- und abneigen, und wenn man nun plötzlich an den Waldrand kommend wie durch Zauberei eine weite glückliche glänzende Ebene vor sich ausgebreitet sieht, lachend im Schmuck des Frühlings. — Oder wenn man nachsinnend dem Heulen des Windes zulauscht, und wenn die wilden Töne nach und nach sanfter und melodischer

werden, endlich in süße Klänge übergehend, die uns ein liebes bekanntes Lied vor die Sinne bringt, das wir einst gehört in vergangenen glücklichen Tagen. — So geschah es mir, und wenn ich mich, in tiefer Nacht allein sitzend, längere Zeit ins Anschauen jenes Bildes versenkte, so glaubte ich oft zu bemerken, wie die Dame von Rittwitz langsam ihr Haupt erhob, es herum wandte nach mir und mich lächelnd anschaute. Aber nicht mit den Zügen der unglücklichen Hildegard, sondern alsdann war es das liebe süße Gesicht Magdalenens von Werthen, das beglückt und beglückend auf mich niedersah, und von ihren Lippen glaubte ich die lieben Worte zu vernehmen, die sie zu mir gesprochen an jenem letzten glücklichen Abend in Rom: „Arthur! mein Arthur!"

„Ich konnte diese Phantasieen nimmer los werden, und da ich mir in Rom durch einen bekannten Maler ein Porträt Magdalenens verschafft hatte, so ließ ich mir durch denselben Künstler, als er nach Deutschland zurückgekehrt war, eine Copie machen, ganz so, wie mir jenes Bild oft in wachen Träumen erschien. — Ihr sollt es sehen." Nach diesen Worten zog der Hausherr an einer Klingelschnur, die neben dem Kamine hing, und als der Kammerdiener hierauf unter der Thür des Nebenzimmers erschien, befahl der Graf, Lichter zu bringen, und ehe diese kamen, trat er dicht vor das Bild der Dame von Rittwitz, drückte an einer Feder, worauf sich das äußere Portrait langsam öffnete und ein anderes zum Vorschein kam, das nun die drei Freunde, als ein Bedienter zwei hellbrennende Carcelllampen brachte, mit einem lauten Ausruf der Bewunderung anschauten. Was sie sahen, war so, wie es Graf Schönfeld beschrieben: es war die Gestalt Hildegard's von Rittwitz, doch wandte sie ihren Kopf mit einer wunderbaren Grazie dem Beschauer zu. Und dieser Kopf zeigte das reichste, lieblichste Mädchenantlitz, wie man es sich nur in süßen Träumen ausdenken konnte; — ein heiteres, gutes Gesicht im Glanze der Jugendfrische mit herrlich klugen und lieben Augen

einem prachtvollen, dunkelblonden Haar, einem lächelnd geöffneten Mund voll blitzender Zähne. Es war, als erzähle sie dem Beschauer von dem tiefen finsteren Wasser da unten, und wie sie es einen Augenblick gegraust habe, da hinunter zu schauen.

Der Major stand dicht neben seinem unglücklichen Freunde; er hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt und sagte, nachdem er das Bild längere Zeit betrachtet: „Das ist in der That sehr traurig, Arthur."

„Mehr noch," gab dieser zur Antwort, „es wäre entsetzlich für mich, — unerträglich, wenn ich mich nicht daran gewöhnt hätte, an das Original dieses Bildes wie an eine liebe Verstorbene zu denken. Und so Gott will, bleibt sie das für mich. Denn sie plötzlich wiederzusehen, würde mich wahnsinnig machen."

Keiner der vier jungen Leute hatte, während sie das Bild betrachteten, vernommen, daß unter die Einfahrt ein Wagen gerollt war. Wenige Augenblicke nachher trat der alte Kammerdiener des Grafen eilig in das Gemach; er sah überrascht, fast verstört aus und meldete schon unter der Thür: „Der Freiherr von Rittwitz — er folgt mir auf dem Fuße."

Ein Blitz, der niedergefahren wäre oder sonst ein furchtbares Ereigniß hätte den Hausherrn und die drei Freunde nicht so aufs höchste überraschen, ja sie fast erstarren machen können, wie diese Meldung.

„Das ist stark," sagte der Major.

„Wir sollen das Ungeheuer sehen?" meinte Hugo von B.

Und selbst der bedächtige Legationsrath setzte hinzu: „Nach dem, was vorgefallen, finde ich es in der That ziemlich sonderbar von dem Herrn von Rittwitz, sich so ohne Weiteres hier sehen zu lassen."

Der Hausherr zuckte mit den Achseln, indem er bitter lächelnd sagte: „Hat er nicht ein Recht, so ohne alle Ceremonie bei seinem Schwiegersohne einzutreten." Darauf machte er eine Handbewegung

gegen den Kammerdiener und sprach mit einem bedeutsamen Blick auf seine Freunde: „Sage dem Herrn Baron von Rittwitz, ich sei zu Hause — aber nicht allein.“

Wir müssen gestehen, daß sowohl der Major als der Legationsrath und ebenso Hugo von B. mit außerordentlicher Spannung nach der Thür blickten, wo im nächsten Augenblicke Jemand erscheinen sollte, über dessen Betragen man sich, und zwar mit vollem Rechte, noch vor kurzer Zeit in sehr unliebsamen Worten ergangen hatte.

„Ich stelle ihn mir groß und hager vor,“ meinte der Legationsrath, „mit einem langen, dürren Gesichte, struppigem Bart, aufwärts gekämmtem Haar, boshaften Augen und höhnisch zusammengekniffenen Lippen. Ein alter moderner Mephisto.“

Graf Arthur schüttelte traurig lächelnd mit dem Kopfe.

„Er muß klein und verwachsen sein,“ sagte Hugo von B. „Er hat gewiß eine entsetzlich hohe Schulter, worauf sein Ohr bequem ruhen kann. Seine Blicke sprühen Neid und Habgier, und die Finger zucken wie die eines Geizhalses.

„Herr Baron von Rittwitz!“ meldete der Kammerdiener, indem er die Portièren auseinanderzog.

Die drei Freunde standen da mit aufgerissenen Augen und einem fast verlegenen Lächeln des Erstaunens. Denn der Mann, welcher hereintrat, war weder lang und hager wie ein Mephisto, noch zusammengeschrumpft wie ein Geizhals. Er war vielmehr eine Ehrfurcht gebietende Persönlichkeit, ein Mann in Mittelgröße, untersetzt, in gewählter schwarzer Kleidung, mit einem Stern auf der linken Seite des Fracks und einem wahrhaft Zutrauen erweckenden angenehmen und heiteren Gesichte. Er näherte sich der überrascht dastehenden Gruppe mit den vollendet feinen Manieren eines Weltmannes, bat mit einem freundlichen Lächeln, ihn vorzustellen, und nahm darauf die Präsentation der drei Herren eben so anmuthig entgegen, wobei er für Jeden ein freundliches Wort

hatte. Der Baron ersuchte auf so gewinnende Art, sich nicht stören zu lassen, bat darauf um Erlaubniß, sich selbst setzen zu dürfen, um die Förmlichkeit des Stehens zu beseitigen, so daß nur wenig Minuten verliefen, bis die Gesellschaft jetzt um Einen vermehrt, wieder um den Kamin beisammen saß, als seien alle fünf langjährige und gute Freunde.

Der Major drehte seinen Schnurrbart, blickte auf den Legationsrath, der lächelnd in die Gluth schaute und es nicht zu wagen schien, nach Hugo von B. zu sehen, welcher noch immer sprachlos vor Ueberraschung den Herrn von Rittwitz betrachtete.

Der alte Herr wandte sich behaglich lächelnd an den Grafen Arthur und sagte: „Sie wohnen superb, ein reizendes, geschmackvolles Appartement! Und dies Gemach ist eingerichtet, wie ich es außerordentlich liebe. — Sie haben einen feinen Sinn, bester Graf, für die richtige Zusammenstellung dieser vielen unnöthigen und doch für uns so nothwendigen Sachen, damit wie hier ein harmonisches Ganze entstehe. Wenn Sie mir, wie ich hoffe, später einmal das Vergnügen machen, mich auf Rittwitz zu besuchen, so werden Sie einen Theil des Schlosses auf dieselbe Art eingerichtet finden, natürlicher Weise nicht mit der Feinheit wie dieses Gemach. Ich könnte das als schönste Verzierung meiner sämmtlichen Gemächer benutzen, als die Krone des Ganzen. — Ach!" fuhr er gleich darauf mit einem lauten Ausrufe fort, nachdem er nochmals prüfend und billigend ringsum geschaut, „das ist ja das bekannte Bild des alten Grafen Schönfeld." Er erhob sich und stellte sich vor das lebensgroße Portrait hin.

„Er ist von einer merkwürdigen Unbefangenheit," flüsterte der Legationsrath dem Majore zu.

„Ich bin nur darauf begierig, wenn er sich umwendet, um seine Ahnfrau ebenfalls zu betrachten," sagte Hugo von B.

Darauf schien der Hausherr, der dem Baron von Rittwitz gefolgt war, ebenfalls begierig zu sein; doch war seine Erwartung

keine angenehme, denn er blickte finster vor sich hin und preßte die Lippen auf einander. Das Bild war geöffnet geblieben, und statt der sich düster abwendenden Hildegard sah man das sonnige Lächeln Magdalenens von Werthen.

Jetzt wandte sich der alte Herr um. „Der Tausend!" rief er mit einem wie freudig überraschten Gesichtsausdruck. „Und das ist die Dame von Rittwitz? Ei! ei! ei! So angenehm hätte ich sie mir nicht gedacht. In der That ein wohlwollender hübscher Kopf. Dadurch steigt die Schuld des alten Herrn Joachim. Ich weiß nicht, in alten Familien-Urkunden wird die Dame von Rittwitz anders geschildert, als finster, melancholisch."

„Verzeihen Sie, Herr Baron," unterbrach ihn Graf Arthur, der, wie man es nennt, auf Kohlen zu stehen schien, „es ist das nicht das Portrait Hildegard's von Rittwitz, es ist eine Phantasie, eine Spielerei von mir, unter das Originalbild die Gesichtszüge einer lieben Bekannten von mir zu verstecken."

Bei diesen Worten hatte er sich der andern Wand genähert und das ältere Gemälde durch einen Druck mit dem Finger wieder an seinen ehemaligen Platz gebracht. „Das," sagte er, „ist die Dame von Rittwitz."

„Ah! das sieht freilich anders aus," sprach der alte Herr kopfnickend. „Ja, so habe ich mir's auch gedacht. — Verzeihen Sie meinen Irrthum. Das Bild der Dame von Rittwitz hat etwas ungemein Melancholisches; es will Abend werden, eine unheimliche Nacht, wogegen das andere Bild wie ein freundlicher Frühlingsmorgen lächelt. Ist das nicht auch Ihre Ansicht, meine Herren?"

Das war nun freilich die Ansicht der sämmtlichen Anwesenden und sie pflichteten derselben auch in einzelnen Ausdrücken bei; Graf Arthur aber, dem dies Gespräch anfing, peinlich zu werden, wandte sich an Herrn von Rittwitz und sagte ihm mit leiser Stimme: wenn die Ehre seines Besuches vielleicht eine besondere

Veranlassung habe, so stände er zu seinen Befehlen und bäte in diesem Falle, ihm gütigst in ein anderes Zimmer folgen zu wollen.

Der alte Herr nahm die Frage mit einem wahrhaft herzlichen Lächeln auf. „Eine besondere Veranlassung, die mich hierher führt, habe ich allerdings; doch ist sie nicht der Art, daß sie uns nöthigt, die angenehme Gesellschaft Ihrer mir so werthen Freunde zu verlassen. Offenherzig gesagt, bin ich gekommen, mich bei Ihnen zum Diner einzuladen. Ich weiß, Sie speisen um fünf Uhr, und werden mir gewiß ein Couvert nicht versagen. Ihnen, lieber Graf, sowie all' diesen Herren steht dagegen vorkommenden Falles ganz Rittwitz zur Verfügung." Bei diesen letzten Worten machte er eine sehr liebenswürdige Handbewegung gegen die Freunde des Hausherrn, welche von diesen durch eine angemessene Verbeugung erwidert wurde.

„O weh! unser schönes Garçon-Diner!" sprach Hugo von B. zu seinem Nachbar, dem Legationsrathe, der den Herrn von Rittwitz mit Erstaunen betrachtete und zu dem Major sagte: „Das ist ein eigenthümlicher alter Herr. Bei einem Andern würde mir solche Selbsteinladung in den gegenwärtigen Verhältnissen wie Hohn und Spott erscheinen, aber er spricht so natürlich, daß man sich denken könnte, er habe wirklich die Absicht, mit seinem lieben Schwiegersohne eine heitere Stunde zu verleben. Verstehe das, wer's kann."

„Ich ebensowenig wie Du," antwortete der Angeredete. „Es wird Dich nicht überraschen, wenn ich Dir gestehe, daß ich aus meiner Verwunderung gar nicht recht herauskomme. Uebrigens weiß er die unangenehme Sache mit einem Takt zu nehmen, der bewunderungswürdig ist. Und wenn seine Tochter sich halb so verständig benimmt, so kann die Sache noch immer werden wie sie will."

„Das Diner ist servirt," meldete der Kammerdiener.

Und Graf Arthur, der mit Herrn von Rittwitz in der Fenster-

nische gesprochen, ersuchte den alten Herrn mit einer tiefen Verbeugung, voranzugehen.

Man speiste wohl nirgends so behaglich, angenehm und gut, wie bei dem Grafen Schönfeld. Wenn er es auch liebte, daß seine Gäste, und darunter seine vertrautesten Freunde, in sehr gewählter Toilette erschienen, wenn selbst bei diesen kleinen Diners die Arrangements reich und gewählt waren und die Dienerschaft in großer Livré, so wars doch sonst so zwanglos wie immer möglich. Hugo von B. hatte gefürchtet, es werde heute ausnahmsweise sehr steif und langweilig sein und der alte Herr jeden freien Erguß der Fröhlichkeit hemmen. Das war aber ganz und gar nicht der Fall. Wenn der Freiherr von Rittwitz sein Entrée freundlich und liebenswürdig gemacht hatte, so war er jetzt in der Unterhaltung fesselnd, ja hinreißend. Dabei fiel es ihm nicht ein, das Gespräch an sich reißen oder der Gefeierte sein zu wollen. Im Gegentheil. Er nahm das Gespräch fast nur dann auf, wenn er aufgefordert wurde; er erlaubte sich in streitigen Fällen nur eine kleine einfache Bemerkung; diese aber war immer so gediegen und zeugte von solcher Sachkenntniß, daß man ihn von allen Seiten bat, seine Ansicht zu entwickeln. Dabei war er so voll pikanter Geschichten und Anekdoten, und wußte so prachtvoll zu erzählen, daß er schon nach den ersten Gängen das Herz Hugo's von B. erobert hatte und dieser es sich als eine Ehre ausbat, ein Glas Wein mit ihm trinken zu dürfen. Der Legationsrath hatte seinen Nachbar, den Major, schon mehreremale versichert, daß er enchantirt von dem alten Herrn sei. Und als der Major etwas später leise sein Glas gegen Arthur erhob und ihn mit einem leichten Kopfschütteln, das von einem gelinden Seufzer begleitet war, anschaute, hatten die beiden langjährigen Freunde einen und denselben Gedanken: ein so liebenswürdiger Vater und eine so unliebenswürdige Tochter!

Selbst Graf Schönfeld vergaß auf Augenblicke seine eigen-

thümliche peinliche Lage, und er konnte beinahe freudig lachen, wenn der alte Herr mit einer außerordentlichen Komik seine heiteren Geschichten erzählte.

IV.

So mochte es halb sechs Uhr geworden sein, und der kleine reich besetzte Tisch befand sich in jener malerischen Unordnung, welche in diesem Falle für das Auge wahrhaft wohlthuend ist. Die Bedienten servirten Champagner, und als die hohen Kelchgläser bis an den Rand mit einer kaum merklichen Idee von Schaum gefüllt waren, nahm der Freiherr von Rittwitz mit ziemlicher Feierlichkeit sein Glas zur Hand, erhob sich von seinem Sitze und sprach, nachdem er sich freundlich im Kreise umgesehen:

„Meine Herren! Wenn ich mein Glas ergreife, um dem Gebrauche gemäß einen kleinen Toast auszubringen, so bitte ich, das dem Ihnen fast gänzlich Fremden nicht als Anmaßung auszulegen. Ich bin der Aelteste von Ihnen, und indem ich auf das Wohlergehen Ihres lieben Freundes, des von mir hochverehrten Grafen Schönfeld, trinke, so gedenke ich auch zu gleicher Zeit meiner armen Tochter. Und an sein Kind zu denken und demselben Heil und Segen zu wünschen, kann man einem Vater schon erlauben.“ Obgleich der alte Herr diese Rede in festem Tone begonnen, so zitterte doch seine Stimme ein wenig und sein Blick war ernst geworden, als er die letzten Worte sprach. Gleich darauf aber faßte er sich wieder und fuhr in ruhigerem, sehr sanftem Tone fort, wobei er den Grafen Schönfeld zuweilen mit einem so liebevollen innigen Blick betrachtete, daß sogar der bedächtige Legationsrath später versicherte, dieser Blick sei ihm in die Seele gedrungen. — Herr von Rittwitz fuhr also fort:

„Es ist nicht zu läugnen, meine Herren, daß zwei von uns

sich in einer seltsamen Lage befinden; ich meine den Herrn Grafen Schönfeld und mich. Die eigenwillige, ja, ich will es gestehen, harte Verfügung eines längst verstorbenen eigensinnigen Herrn bringt unsere beiderseitigen Familien, die sich seit langen Jahren etwas schroff einander gegenüber standen, auf gewaltsame Art zusammen. Früher wurden ähnliche Heirathen in unseren Familien bereitwillig und gern geschlossen; jetzt aber — es ist eigenthümlich — verbindet sich der letzte Graf Schönfeld mit der letzten Dame von Rittwitz, weil — das Schicksal es so gewollt. Ich spreche nur von dem Grafen Schönfeld, denn was meine Tochter, diese letzte Dame von Rittwitz, anbelangt, so schätzt sie die ihr bekannt gewordenen vortrefflichen Eigenschaften des Herrn Grafen so außerordentlich, daß ich, nur ihren innigen Bitten nachgebend, die Sache bis zum Ende trieb und zu jedem andern Vergleich meine Einwilligung versagte."

Bei dieser Wendung, welche die drei Freunde des Grafen Schönfeld mit großem Erstaunen vernahmen, konnte sich dieser nicht enthalten, fast unmuthig den Redner anzusehen. Ja, er öffnete schon den Mund zu einer Entgegnung, doch machte ihm der alte Herr eine so verbindliche Verbeugung und sah ihn dabei wiederholt so bittend und herzlich an, daß er mit einem Achselzucken gegen seine Freunde stillschwieg. Der alte Herr fuhr mit erhöhter Stimme in fast feierlichem Tone fort:

„Ja, meine Herren, ich habe den innigen Bitten meiner Tochter nachgegeben und habe dadurch wahrscheinlich dem Herrn Grafen Augenblicke des tiefsten Schmerzes, ja des Unglücks ve
ursacht, bin aber vollkommen geneigt, das alles wieder gut
machen. Obgleich, wie wir Alle wissen" — dies sagte er
einem sonderbaren Lächeln — „Graf Schönfeld meine Toch
nicht liebt, so war er doch edel genug, um vor der Welt die
hässigen Gerede, deren schon genugsam cursiren, nicht zu vergrößern
seinen Entschluß dahin auszusprechen, heute Abend mit sei

Frau diese Stadt gemeinschaftlich zu verlassen, um sich, wann und wo es ihm gefällt, mit derselben zu verständigen. Meine Tochter und ich gaben dazu unsere Zustimmung, und ich bin dem Herrn Grafen für diese Aufmerksamkeit dankbar.

„Mag nun diese Verständigung ausfallen wie sie will, so erkläre ich hier vor Ihnen, meine Herren, daß sowohl meine Tochter als ich bereit bin, in eine Scheidung zu willigen, wenn es dem Herrn Grafen so gefällt. Und ich füge hinzu, daß es mir nach dieser Scheidung nie in den Sinn kommen wird, irgend welche Forderung an die Familie Schönfeld zu stellen. Mag also diese, unter so sonderbaren Umständen geschlossene Heirath was immer für Folgen haben, so ist mit einer Auflösung derselben die Verfügung des alten Herrn Joachim von Schönfeld für ewige Zeiten annullirt, worüber ich mir erlaubt habe, ein rechtskräftiges Instrument aufzusetzen. — Er hatte bei diesen Worten in seine Rocktasche gegriffen, ein zusammengefaltetes Papier herausgezogen, welches er dem Grafen übergab.

„Da man aber, meine Herren, von allen Dingen das beste hoffen muß" — dies sprach der alte Baron mit einem schlauen, lächelnden Blick auf Arthur — „und da es doch unerhört wäre, wenn ein Vater am Hochzeitstage seiner Tochter auf eine Ehescheidung derselben trinken wollte, so leere ich mein Glas mit einem Wunsche, in den Graf Schönfeld und Sie, meine Herren, jedenfalls einstimmen können, auf den Wunsch nämlich, daß es den beiden Neuvermählten wohl ergehen möge und sie glücklich seien auf Erden."

Da es nun in der That für Niemand einen vernünftigen Grund gab, diesem Toaste nicht beizustimmen — man konnte ja denken, was man wollte — so klangen die Gläser zusammen und wurden alsdann geleert.

Die Glocke wies auf sechs Uhr, und nach einem fragenden Blick auf den alten Herrn hob Arthur die Tafel auf. Man zog

sich in das schon vorhin erwähnte alterthümliche Gemach zurück, wo die Gäste Kaffee und Cigarren nahmen, während sich Graf Schönfeld in das anstoßende Schlafzimmer begab.

Hier erwartete ihn der alte Kammerdiener, um ihm behülflich zu sein, seine hochzeitliche Toilette mit einem einfachen Reiseanzug zu vertauschen. Der Herr war schweigsam, nachdenkend, und der Diener nahm jedes der ihm dargereichten Kleidungsstücke mit einem kummervollen Blick und einem gelinden Seufzer an sich.

„Du hast meine Befehle besorgt?“ sagte Arthur nach einem längeren Stillschweigen.

„Auf's pünktlichste, Herr Graf.“

„Beide Wagen?“

„Beide, Herr Graf.“

„Und mein Schreiben an — an die Gräfin Schönfeld —“

„Habe ich ebenfalls übergeben, Herr Graf. Und die Frau Gräfin ist dankbar, daß Sie mit ihren Anordnungen zufrieden sind.“

„Du sprachst sie selbst?“

„Nein, Herr Graf, ich sah nur die Kammerfrau.“

„Gut. Du hast meinen Wagen sorgfältig gepackt? — Denke für mich, ich bin heute zerstreut. Vergiß auch meine Cassette nicht und die Bücher, die ich zurückgelegt habe. Noch Eins. Wiederhole den Postillonen beider Wagen auf's sorgfältigste die Instructionen, die ich Dir gegeben. Du wirst nichts vergessen.“

„Gewiß nicht, Herr Graf.“

„So werde ich also gehen. Hast Du mein Coupé einspannen lassen?“

„Es hält unter der Einfahrt.“

„Und die beiden Reisewagen?“

„Der eine im hinteren Hofe; der der Frau Gräfin ist aus der Motelle bereits weggefahren, der andere hält in dem hinteren Hofe und verläßt denselben gleich hinter dem Coupé des Herrn Grafen.“

Nachdem Arthur dies kleine Gespräch mit seinem Diener gehalten, trat er ans Fenster und schaute mit verschränkten Armen einen Augenblick in die finstere Nacht hinaus. Dann wandte er sich plötzlich um, reichte dem Kammerdiener beide Hände, drückte und schüttelte sie herzlich und sagte mit weicher Stimme: „So leb denn wohl, mein lieber, getreuer Freund. Nur keinen Abschied. Sorge für mein Haus, wie Du's immer gethan hast; ich werde Dir in den nächsten Tagen schreiben — Adieu!"

„Gott schütze Sie, Herr Graf," sprach der alte Diener, und da er die Gewohnheiten seines Herrn kannte, so blieb er an der Schlafzimmerthür stehen, zog sie leise ins Schloß, als der Graf hindurchgegangen war, und dann wandte er sich um und preßte beide Hände vor sein von Thränen feuchtes Gesicht.

Einen eben so kurzen Abschied wie von dem Diener nahm Graf Schönfeld auch von den Freunden. Alle wollten aufspringen, um ihm das Geleite bis zum Wagen zu geben, doch bat er sie dringend und herzlich, dies nicht zu thun, um nicht den unvermeidlichen Schmerz des Scheidens zu vermehren. Freiherr von Rittwitz stimmte ihm vollkommen bei und sagte nach einem herzlichen Händedruck: „Graf Schönfeld hat Recht. Auch ich mag dies Abschiednehmen durch die Vorzimmer, die Treppen hinab, beim Einsteigen bis zu dem Momente, wo der Wagen verschwindet, nicht leiden. Wozu nützt das auch? Man wiederholt sich dasselbe hundertmal, man macht sich gegenseitig weich und verlängert einen Schmerz, dem man durch raschen Abschied mehr oder weniger die Spitze abbrechen kann. — Behüte Sie der Himmel, Graf Schönfeld; es ist mir gerade, als sähen wir uns bald wieder."

„Adieu, Arthur!"

„Lebt wohl! denkt an mich!"

Graf Arthur ließ sich unter der Einfahrt seinen Mantel umgeben, dann trat er zum Kutscher, der auf dem Bocke saß, und sagte ihm: „Du fährst ins Hôtel Killmar, und wenn wir dies

nach kurzem Aufenthalte wieder verlassen, zum Steinthore hinaus der Station D. zu. Du wirst fahren, was die Pferde laufen können, bis Du auf der Straße meinen Reisewagen halten siehst; Joseph ist dabei.“ Nachdem Arthur diesen Befehl gegeben, warf er sich in das Coupé, die Thür wurde geschlossen und der Kutscher fuhr in gestrecktem Trabe durch die dunkeln Straßen.

In wenig Minuten hatte er das Hôtel Killmar erreicht, und nachdem Graf Schönfeld aus seinem Wagen gesprungen, wollte er ins Haus treten, als ihm unter der Thüre zwei Damen entgegentraten: seine Gemahlin, die Gräfin Schönfeld, und deren Kammerfrau.

„Ich danke Ihnen für Ihre Pünktlichkeit,“ sagte Erstere, indem sie leicht den Arm des Grafen berührte, um in den Wagen zu steigen, worauf Arthur entgegnete:

„Sie werden daran nicht gezweifelt haben, gnädige Frau, daß ich Ihrem Wunsche mit Vergnügen entgegen kam; es ist leider so wenig, was ich für Sie zu thun im Stande bin.“

Die Thür des Wagens wurde abermals geschlossen, die Kammerfrau setzte sich neben den Kutscher auf den Bock und das Coupé rollte davon.

Es war ein trüber, windiger Herbstabend; der mit Wolken bedeckte Himmel spendete zuweilen einen kleinen scharfen Regen, der das Straßenpflaster näßte und glänzende Flächen bildete, worin sich das Licht der Gaslaternen abspiegelte. Der Kutsch des Grafen that seine Schuldigkeit, und der Wagen flog jetzt dur engere Straßen, dann über weite Plätze, gleich darauf über Brück rasselnd und dröhnend dahin, hier zwischen dunkeln spärlich er leuchteten Häusern, dort vorüber an hell und glänzend erleuchtete Magazinen, deren Licht zuweilen voll und blendend in den Wag fiel. In solchen Momenten warf Arthur wohl einen schnell Blick nach der Seite, wo seine Gemahlin saß, und sah alsdan wie sie sich, in ihren Mantel gewickelt, in die Ecke drückte.

In früheren Zeiten hatte er sich eine Hochzeitsreise anders ausgemalt, er hatte gedacht, das sei wohl der glücklichste Augenblick in seinem ganzen Leben, wo er ein Wesen, das er innig und herzlich liebe, endlich sein nennen dürfe, wo er zurücklassend allen Zwang, alle Etikette nun endlich dicht neben seinem jungen Weibe sitzen werde, traulich im engen Wagen, wie er alsdann ihre Hand ergreifen würde, sie unzählige Mal an sein Herz und seine Lippen drücken und ihr ebenso oft wiederholen: jetzt bist du mein, mein, — ganz mein! — Vergebliches Hoffen und Wünschen eines armen sehnenden Menschenherzens! Das war nun Alles vorbei, und wo er selig hätte sein können, saß er bewegt da, fast verlegen, traurig, unglücklich. — Ob ihr Herz wohl von einem ähnlichen Gefühl bewegt wurde? —

Wenn Arthur zurückdachte an sein vergangenes Leben, an manche heitere und glückliche Stunde, so trat ihm immer wieder jener letzte Abend auf dem Monte Pincio bei Rom vor die Seele, und es war ihm, als sähe er immer und immer den Himmel auflodern im Glanz der untergehenden Sonne — ein wildes, tückisches Feuer, sein ganzes Lebensglück verzehrend. War doch dieser letzte Abend so selig und wieder so entsetzlich für ihn gewesen. Hatte er doch an diesem ihr erstes und einziges Liebeswort vernommen: „Arthur, mein Arthur!"

Schon längst hatte der Wagen die Stadt verlassen und draußen auf der Landstraße herrschte der windige regnerische Herbstabend in seiner ganzen Unheimlichkeit. Zuweilen fuhren die schweren Tropfen klatschend gegen die Scheiben des Coupé's und wenn man in die Nacht hinausblickte, so bemerkte man, wie der Wind zuweilen zum Sturm wurde, und sah beim ungewissen Schein der Wagenlaternen, wie er in seinem Grimm die Zweige der Bäume heftig schüttelte und tief herab beugte.

Die Stadt, die sie eben verlassen, lag in der Ebene, doch

fing das Terrain nicht weit von den Thoren an zu steigen, die Straße lief den Bergen zu, in welchen die Poststation D. lag.

Schweigend waren die Beiden bisher gefahren, und so gern auch Arthur ein freundliches Wort gesprochen, so fand er doch, wie er auch hin und her dachte, keine Veranlassung dazu. Er hatte eine unbegreifliche Scheu vor seiner Nachbarin, und wenn er sich so recht fest in seine Wagenecke drückte, so dachte er gern an sein Haus in der Stadt, an sein trauliches Zimmer, wo die Freunde noch vereint um das lodernde Kaminfeuer saßen. Hatte doch Herr von Rittwitz ihn scherzhaft ersucht, noch eine Stunde da bleiben zu dürfen, und versprochen, für den Abwesenden die Honneurs zur Zufriedenheit seiner Gäste machen zu wollen.

Endlich aber mußte das Schweigen doch gebrochen sein.

Der Wagen näherte sich der Stelle, die dem Kutscher zum Halten angegeben worden war. Mit etwas leiser Stimme fing Graf Arthur deshalb zu sprechen an. „Wir kommen bald auf die Höhe," sagte er, „wo Ihrem Wunsche gemäß beide Reisewagen halten. Sie haben mir schriftlich angezeigt, es sei Ihre Absicht, sich schon dort von mir zu trennen."

„O ja, schon dort," entgegnete sie. Und der Ton ihrer Stimme klang unmuthig, sogar etwas heftig. „Sie werden mir Dank wissen, daß ich die Qual unseres Beisammenseins so viel als möglich abkürze."

„Aber Sie denken vielleicht nicht an das Gerede der Leute, z. B. der Postillons, die, heute Abend nach der Stadt zurückgekehrt, gleich erzählen werden, der Graf und die Gräfin Schönfeld haben ihre Reise jedes in seinem eigenen Wagen fortgesetzt."

„Ob dies Gerede etwas früher oder später entsteht, darum bekümmere ich mich nicht. D. ist eine Stunde weiter entfernt, und von dort findet die Neuigkeit fast eben so schnell ihren Weg nach der Stadt."

„Deßhalb habe ich mir erlaubt, Ihnen gestern schriftlich und

heute mündlich Paris vorzuschlagen. Wir hätten uns da so unbemerkt trennen können, daß nicht darüber gesprochen worden wäre."

Die Gräfin hatte den Kopf in die Hand gestützt und antwortete nach einer Pause mit weicherer Stimme: „Ich war Ihnen dankbar für diese Aufmerksamkeit. Doch ist es mir zu peinlich, auf solche Art eine längere Reise zu machen."

„Ja, es ist recht peinlich."

„Entsetzlich!"

Damit hielt der Wagen, die Kammerfrau öffnete den Schlag, der Graf sprang heraus, doch ehe ihm die Gräfin folgte, sagte sie: „Ich habe noch eine kleine Bitte. Sie werden vielleicht so freundlich sein, meinen Wagen voraus fahren zu lassen; ich werde in D. den Weg über S. nach unsern Gütern einschlagen. Dort erwarte ich, was Sie mir weiter zu sagen haben."

Graf Arthur verbeugte sich tief vor der Frau, mit der er wenige Stunden verheirathet war und von der er sich hier in Wind und Regen auf offener Straße für immer trennen sollte. Er geleitete sie zu ihrem Reisewagen, und als er sie so sanft hineinhob, wie es ihm möglich war, fühlte er einen seltsamen Schmerz in seiner Brust, und er wußte nicht, warum er die Lippen fest auf einander pressen mußte. Er warf selbst den Tritt auf, er schloß den Schlag und dann blieb er vor dem Wagen stehen, als erwarte er noch ein Wort des Abschiedes. Auch die Gräfin lehnte sich nicht sogleich in ihre Ecke zurück, sie blieb vorn übergebeugt sitzen und drückte vielleicht eine Sekunde lang beide Hände vor das Gesicht. Nur einen Moment, dann ließ sie die Rechte nieder sinken, gerade so auf den Schlag des Wagens, als wollte sie dieselbe zum Abschiede hinausreichen. Arthur fühlte sich gedrungen, dies auch so zu verstehen, und ohne ein Wort zu sprechen, nahm er ihre Hand in die seinige. — Ihre Finger ruhten wie leblos in seiner Rechten, doch als sie diese gleich darauf zurückzog, war es ihm, als habe die Hand der Gräfin heftig gezittert. —

„Fort! fort!“ war ihr letztes Wort; die Postillone hieben auf ihre Pferde und der Wagen rollte davon.

Da fühlte der Graf in seiner Brust dasselbe Weh wie vorhin. Dorthin schwankte der Wagen im Schein der Laternen, und es war ihm gerade, als blickte sie aus demselben und sehe zurück nach ihm. Rief sie etwas oder war es das Heulen des Windes, welches ihm wie der Ton einer menschlichen Stimme vorkam? — Nein, es war seine Phantasie, sein klopfendes Herz, sein Unglück, seine Erinnerungen. Und doch hätte er darauf schwören wollen, er habe eine klagende Stimme vernommen, welche rief: „Arthur, mein Arthur!“

Lange stand er so in Regen und Wind, lange, bis der enteilende Wagen schon eine geraume Zeit verschwunden war. Dann schickte er seinen Kutscher mit dem Coupé nach der Stadt zurück und trug ihm einen herzlichen Gruß auf an die Freunde, die er noch in seiner Wohnung treffen werde. Ehe er in seinen Reisewagen stieg, befahl er, langsam nach D. zu fahren.

Es war Arthur schmerzlich, die romantisch gelegene Station so wieder sehen zu müssen; er hatte in dem kleinen Schlößchen, wo sich die Posthalterei befand, manche heitere Stunde verlebt. Ja, wenn er an das unnennbare Glück gedacht, einstens Magdalene als sein Weib heimführen zu dürfen, so war er fest entschlossen gewesen, in D. einen Tag zu bleiben. Dort war ein reizendes Zimmer, hoch über einem Abgrunde gelegen, an dem das Schlößchen stand; dort hatte man eine wunderbare Aussicht auf die Berge, die sanft in die Ebene ausliefen, auf diese Ebene selbst und die große Stadt, in der er künftig mit ihr wohnen wollte. Von dort aus wollte er sie, die er so innig liebte, mit der Gegend bekannt machen, dorthin wollte er einen leichten Wagen kommen lassen, um sie ohne Aufsehen in ihre neue Heimath zu führen. — Das war ein entzückender Gedanke für ihn gewesen,

aber bei dem Gedanken war es auch geblieben; zur Ausführung sollte er ja nie, nie kommen.

Jetzt klangen durch das Sausen des Windes hell und lustig die Hörner der Postillone. Die Station D. war erreicht, und der Posthalter selbst trat an den Schlag, öffnete diesen mit der Frage, ob Graf Schönfeld, den er augenblicklich erkannt, nicht aussteigen wolle.

Arthur blickte nach dem anderen Wagen, und als er ihn nicht mehr sah, wußte er nicht, ob es ihm lieb oder unlieb war. Er trat in das Haus und sein erster Blick fiel auf die Kammerfrau der Gräfin Schönfeld, welche ihm entgegentrat und ihn schüchtern ersuchte, es nicht unfreundlich aufnehmen zu wollen, wenn sie sich erlauben müsse, ihm eine kleine Bitte vorzutragen. Die alte Kammerfrau hatte ein gutes ehrliches Gesicht, sie liebte ihre Herrin, und als sie mit dem Grafen sprach, zitterte ihre Stimme, gewiß vor Rührung und Herzeleid. „Es ist der Frau Gräfin recht schmerzlich geworden," sagte sie, „hier einen Augenblick anhalten zu müssen; sie hat lange mit sich gekämpft, fand aber, daß sie dem Herrn Grafen noch etwas mittheilen müsse, eine Sache, die sich schriftlich nicht gut abmachen läßt. Seien Sie deshalb nicht böse, gnädiger Herr," setzte sie mit weicher Stimme hinzu, „es handelt sich ja nur um wenige Augenblicke, und ich glaube nicht, daß Sie bereuen werden, den Wunsch der Frau Gräfin erfüllt zu haben."

Der Graf nickte schweigend mit dem Kopfe und stieg die Treppen hinan. Auf dem ersten Absatze wandte er sich nach der Kammerfrau um, die ihm gefolgt war, und fragte sie, in welchem Zimmer sich die Gräfin befinde.

„Im Erkerzimmer, das Euer Erlaucht bekannt ist," gab der geschäftige Posthalter zur Antwort, der händereibend unter der Treppe stehen geblieben war.

Die alte Kammerfrau nickte mit dem Kopfe; sie hatte die

Hände gefaltet, und als ihr der Graf bei dem hellen Schein der Lichter, mit denen ein Kellner voraussprang, in das Gesicht sah, bemerkte er, daß die hellen Thränen über ihre Wangen hinabrollten.

Dort war das Zimmer; die Kammerfrau öffnete es, ließ den Grafen eintreten und zog dann die Thüre leise wieder in's Schloß. O er kannte genau dieses Appartement; er befand sich im Vorzimmer desselben, dort rechts war eine geöffnete Thür, die nach dem traulichen Gemach mit dem Erker führte. Er machte zögernd ein paar Schritte, und als er nun dieser geöffneten Thüre gegenüber trat, blieb er plötzlich wie angefesselt, überrascht, fast schaudernd stehen. — Vor sich sah er den Erker, der hinaus in das Freie führte, er sah die mächtigen Bäume, welche dicht am Abgrund standen, und ihre Aeste wie schützend über die Ballustrade hereinstreckten. — Aber er sah noch mehr. Er sah ein lebendes Bild, er sah das Bild, welches in seinem Zimmer hing, gegenüber dem alten Herrn Joachim von Schönfeld. Ja, das war dieselbe weiße Gestalt, welche sich dort hinab beugte, deren Gesicht seltsamer Weise abgewendet war, so daß man nur ihr langes, fliegendes Haar sah, welches über den weißen Nacken und die entblößten Schultern herab hing. War das Gemälde melancholisch, so war der Anblick hier ergreifend, fast furchtbar zu nennen.

Arthur trat unwillkürlich einen Schritt zurück; er wußte nicht, wie ihm geschah. Er erwartete etwas Entsetzliches, und das mußte kommen, und es kam. Denn jetzt bemerkte er deutlich, wie die weiße Gestalt am Erker — die Dame von Rittwitz — langsam ihren Kopf erhob, um sich nach ihm umzuschauen. Alle die Bilder, die er sich seit Jahren, wenn er traurig zu Hause jenes Gemälde betrachtet, von der unglücklichen Hildegard gemacht, traten jetzt so lebhaft vor seine Seele, daß er, von dem eigenthümlichen Moment überrascht, sich einen Augenblick abwenden mußte. Aber nur eine Secunde. Und als er gleich darauf mit voller Willenskraft wieder

nach dem Erker schaute, schrie er laut auf vor Ueberraschung, Glück und Seligkeit..... Sie blickte ihm entgegen, sie, die er so innig liebte, die ihm entschwunden war wie der Klang eines Liedes, wie ein süßer Traum — Magdalena! Und war dies nicht am Ende auch ein Traum? Schlief er vielleicht und sollte, im nächsten Augenblick erwachend, sich vielleicht im Wagen wiederfinden, allein dahinfahrend in der traurigen, stürmischen Nacht? — Er stürzte in das Zimmer. — Nein, nein, es war kein Traum!

Die weiße, gespensterhafte Gestalt hatte warmes, frisches Leben. Es war seine Magdalena, die sich ihm nun an die Brust warf und die unter lautem Weinen herzlich wie an jenem Abend in Rom ausrief: „Arthur, mein Arthur!"

Lange, lange hielten sich die Liebenden eng umschlossen, dann legte Arthur seine Hand unter das Kinn Magdalenens, hob ihr den Kopf sanft in die Höhe und schaute ihr lange in die süßen Augen und das ganze liebe Gesicht. Er verglich dasselbe mit dem Bilde, welches in seinem Herzen lebte, und mußte sich selbst gestehen, daß er die Erinnerung an sie treu bewahrt. — „Aber wer bist Du eigentlich, räthselhaftes Wesen?" fragte Graf Schönfeld nach einer Pause, indem sich in seinen Ton der Heiterkeit ein beinahe ernster Klang mischte.

„Wer ich bin?" erwiederte Magdalene. „Ich zittere fast, es Dir zu sagen, denn ich fühle wohl, meine Mutter und ich, wir sind in dem Spiele, das wir in Rom begonnen, etwas zu weit gegangen. Ich war bis heute das, was ich eben vorstellte: die Dame von Rittwitz, und jetzt bin ich Dein treues, gutes, unterwürfiges Weib. Die Hülle, mit der ich vor dem Altar erschien, liegt dort," setzte sie hinzu, indem sie neben sich wies. „Und mit dem Schleier, unter dem Du mich für eine früher gesehene Fremde hieltest und den ich nun von meinem Antlitz entfernte, legte ich auch den Geist der Heftigkeit und des Widerspruchs, der Dich erschreckte und von mir zurückstieß, bei Seite."

„Du spieltest ein gewagtes Spiel, Magdalene,“ versetzte Graf Schönfeld. Und wenn sie nicht ihre Hände gefaltet hätte und ihn so innig bittend aus den klaren Augen angeschaut, wer weiß, ob sein Ton nicht sehr ernst geworden wäre. Doch schüttelte er mit dem Kopfe und sagte: „Verzeih' mir, Magdalene, aber Deine Mutter that Unrecht, Dir keinen bessern Rath zu geben. Du hättest Dein Spiel verlieren können.“

„O nein, nein Arthur!“ sprach sie erschrocken. „Das war ja nicht möglich! Mein Spiel verlieren hieße ja Dich verlieren! Und dann —“ Sie warf sich ihm auf's neue stürmisch an die Brust, und als er abermals sanft ihr Gesicht erhob, sah er, daß ihre Thränen reichlicher flossen. Er sprach ihr freundlich zu, bis sie so weit ruhig geworden war, um wieder lächeln zu können. Dann sagte sie: „Als wir Dich in Rom trafen, wußte ich ja, daß ich für Dich bestimmt war. Und als ich Dich erst einmal gesehen, war ich glücklich in meiner Bestimmung. Unser gefährliches Spiel, wie Du es mit Recht nanntest, hätte nach meinem Willen auch schon in Rom sein Ende gefunden, aber die Mutter wollte erproben, ob Deine Liebe zu mir wahr und innig sei. Wir wußten um Deine Nachforschung, aber wir wußten auch, daß Du uns unmöglich auffinden konntest. Die Mutter ist in ihrer Sorge um mich fast zu weit gegangen, aber sie würde ihr Kind nie einem Schönfeld gegeben haben, von dem sie hätte voraussetzen können, er erfülle nur die Clausel jenes Testaments, das uns doch am Ende glücklich gemacht. — Ist es nicht so, Arthur?“ setzte sie ängstlich fragend hinzu, indem sie ihm innig in die Augen blickte.

„Es ist zu viel in den letzten Tagen auf mich eingestürmt,“ erwiderte er, „als daß ich mich in diesem Augenblicke so freuen könnte, wie ich sollte. Doch habe ich Dich ja wieder, meine Magdalene, aber verzeihe mir, es wird einige Zeit dauern, wahrscheinlich nur eine kurze Weile, bis ich meine Liebe zu Magdalene von Werthen auf die Dame von Rittwitz übertragen kann.“

„Und Deine arme kleine Frau?“ fragte sie schüchtern.

„Du hast Recht,“ antwortete Arthur, indem er sie sanft und herzlich an sich drückte. Lassen wir das Vergangene vergangen sein. Denken wir nicht mehr an die etwas falsche Magdalene von Werthen in Rom, und ebensowenig an die gespensterhafte Dame von Rittwitz; laß mich nur an mein Glück denken, und das bist Du, mein kleines, liebes, süßes Weib.“

Die Liebenden hatten überhört, daß der wißbegierige Posthalter verschiedenemal geklopft, und als er jetzt seinen Kopf zur Thüre hereinsteckte, um ganz gehorsamst zu melden, daß der Reisewagen des Herrn Grafen angespannt, erlaubte er sich die schüchterne Frage, wohin der Postillon zu fahren habe.

Arthur sah die Gräfin an, und als sie mit leiser Stimme sagte: „Nicht wahr, wir fahren heute Abend nicht weiter in's Land hinein? wir kehren nach der Stadt zurück zu meinem Vater und zu Deiner Wohnung, die ich ja noch nicht kenne?“ da nickte er freudig mit dem Kopfe, und eine Viertelstunde darauf jagten die vier Pferde mit dem Reisewagen des Grafen denselben Weg zurück, den sie vorher gekommen waren

---

Der Freiherr von Rittwitz hatte die Freunde des Grafen durch seine lebhafte geistreiche Unterhaltung so zu fesseln gewußt, daß keiner daran dachte, nach dem Diner nach Hause zu fahren. Als eine Stunde vorübergegangen war, proponirte er eine Tasse Thee und eine Partie Whist mit dem Strohmann, die auch, da man doch nichts Besseres mit dem Abend anzufangen wußte, angenommen wurde. Der alte Herr machte dabei die Honneurs so unbefangen, daß man glauben konnte, man sei bei ihm auf Rittwitz. Hatte er es doch sogar verstanden, die kummervolle Miene des Kammerdieners gänzlich aufzuheitern. Während der ersten

zwei Rubber, wo er nicht mitspielte, ging er in das Schlafzimmer des Grafen Schönfeld, hatte dort eine lange Zeit Gott weiß was getrieben, und als er nun mit dem alten Diener heraustrat, strahlte des Letzteren Gesicht auf eine wahrhaft komische Weise.

Die drei Spieler waren so vertieft, daß sie nicht einmal bemerkten, wie hierauf der Kammerdiener das Bild der Dame von Rittwitz öffnete, das Original gänzlich weghob, so daß das freundliche Gesicht Magdalenens von Werthen wohlthuend aus dem alten düstern Rahmen herausblickte.

Endlich mußte der alte Herr von Rittwitz in die Partie eintreten; doch war er so zerstreut, daß er, sonst ein vortrefflicher Spieler, Fehler über Fehler machte. Hugo von B., der den letzten Strohmann gehabt, ließ sich an dem Kaminfeuer nieder, und als er wieder hinauf nach dem Bilde der Dame von Rittwitz blickte, konnte er einen Ausruf der Ueberraschung nicht unterdrücken. Schon erkundigten sich die Andern nach dem Grunde seines Erstaunens, als sie mit Befremden bemerkten, daß der Freiherr von Rittwitz mitten in einem ausgezeichneten Spiele seine Karten niederlegte, sich plötzlich erhob und horchte. Das Alles hatte etwas Eigenthümliches, fast Unheimliches, so daß der Legationsrath den Major und dieser den Legationsrath mit einem sehr befremdeten Blicke anschaute. Worauf horchte der alte Herr? — Auf das Sausen des Windes, auf das Klatschen des Regens? Sonst vernahm man nichts. — Und doch, jetzt hörte man weit in der Ferne den lustigen Ton eines Posthorns, dann das Rollen eines schweren Wagens, und als dies näher und näher kam, wurde der gleichförmige Trab von vier Pferden hörbar, deren Eisen auf dem Pflaster klirrten. Lärmend rasselte und rollte es unter die Einfahrt — und hielt dann plötzlich.

Der Freiherr von Rittwitz that einen tiefen Athemzug; da er aber ruhig stehen blieb, so machte es der Major, der Legationsrath so wie auch Hugo von B., der sich langsam aus seinem

Fauteuil erhoben hatte, ebenso. — Alle blickten in gespannter Erwartung nach der Thür.

Die Portièren wurden vom alten Kammerdiener geöffnet und herein trat Graf Schönfeld, den die drei Freunde schon meilenweit geglaubt. Am rechten Arme führte er eine junge Dame, seine Frau, die schüchtern den Kopf gesenkt hielt. Als sie in die Mitte des Zimmers kam, erhob sie ihr Gesicht, worauf Hugo von B. vor Ueberraschung gegen alle Etikette in seinen Fauteuil zurückfiel, der bedächtige Legationsrath aber einen Ausruf that, wie man sonst nicht gewohnt ist vor Damen zu vernehmen, und der Major laut hinausschrie: „Magdalene von Werthen!"

Arthur weidete sich einen Augenblick an dem Erstaunen und der Ueberraschung seiner drei Freunde, und hatte während dem die Zeit, dem alten Herrn, der ihm entgegen geeilt war, herzlich die Hand zu schütteln. Dann aber stellte er der jungen Dame die Freunde vor und präsentirte darauf seine Frau mit den Worten: „Die Gräfin Schönfeld, mein liebes Weib, bis dahin — — die Dame von Rittwitz."

Feuerwerker Wortmann.

Erstes Kapitel.

Unter welchen Umständen der Major geboren wurde, und wie der Vater desselben in Arrest kam, weil sich seine Freude über dieses Ereigniß zu laut geäußert.

Daß ich geboren wurde, wird mir der geneigte Leser hoffentlich auf's Wort glauben; ich kann für mein Dasein die besten Beweise beibringen, und lasse mir kein Haar von meiner Existenz wegdisputiren. Wenn bei meiner Geburt auch keine Zeichen und Wunder geschahen, wenn dieselbe weder durch Glockengeläute, Kanonendonner, Illuminationen noch sonstige Festlichkeiten und Gratulationen gefeiert wurde, so war sie doch von Ereignissen begleitet, welche ziemlich bemerkenswerth waren für das Haupt der Familie. Diese Würde behauptete damals mein Vater, Friedrich Wilhelm Wortmann, oder wie er in der Brigadeliste hieß, Wortmann III. Doch braucht man deßhalb nicht an eine fürst-

liche Abkunft zu glauben; mein Vater hieß einfach Wortmann III, weil es einen Unteroffizier Wortmann I. und II. gab.

Mein Vater war Unteroffizier in der 6. Fußkompagnie der 3. Artilleriebrigade, hatte bereits sieben Jahre gedient, und deßhalb die silberne Schnalle, die er am blauen Bande auf der Brust trug, ferner hatte er eine Frau, und bereits zwei Töchter von fünf und sechs Jahren, als ich Miene machte, in der Welt zu erscheinen. Meine Mutter war Marketenderin der 6. Kompagnie; man muß aber deßhalb nicht meinen, daß sie in Friedenszeiten mit einem Schnapsfläschchen herumgezogen wäre; bei ausbrechendem Kriege würde sie sich vielleicht auch dazu verstanden haben, vorderhand aber hielt sie eine „Restauration" in der Kaserne. Dieß Wort hatte mein Vater auf die Thüre unserer Wohnung geschrieben, ein einziges großes Gemach, wo in einer Ecke die Familie Wortmann hinter einem rothcarrirten Vorhange schlief, der größte Theil aber dem oben genannten Geschäft gewidmet war. Im Hintergrund befand sich ein kleiner Schrank, dessen unterer Theil die festeren Nahrungsmittel enthielt, als Brod, Wurst und Schinken, oben hatte er eine Art Etagere, wo angenehme Flüssigkeiten, als Magen- und Ehestandsbitter, Kornbranntwein, Kümmel und Pomeranzen stand, womit der Soldat, so lange er Geld hat, sein zweites Frühstück zu beträufeln pflegt. Gegenüber befand sich ein großer Kochofen und nicht weit davon ein langer Tisch für wenigstens zwanzig Gäste; denn meine Mutter gab um 12 Uhr Table d'Hôte, das Couvert ohne Wein zu 18 Pfennige, Abends aber wurde nach der Karte gespeist. Daß an der Wand unseres Wohnzimmers das Portrait Sr. Majestät des Königs nicht fehlte, wenigstens ein höchst sonderbarer Kopf, der als Unterschrift besagten hohen Namen trug, brauchte ich eigentlich nicht zu erwähnen.

An jenem Tage nun, wo ich mich anschickte, in der Welt zu erscheinen, war Abtheilungsparade vor einem neu avancirten Major.

In der Restauration mußte deßhalb der Kaffee schon in aller Frühe fertig sein und daher meine Mutter sehr zeitig aufstehen. Doch besorgte sie ihre Geschäfte wie bisher; nur als sie fertig war, als der letzte Mann sein Frühstück eingenommen hatte, als das Horn zum Heraustreten durch die Gänge lärmte, setzte sie sich auf eine kleine Bank, die neben dem Bette stand, faltete die Hände und sagte zu unserer Magd, Babett, während sie an den Himmel schaute — Babett spülte gerade die Tassen —: „Ich will Ihr was sagen, mir wird's ganz krämpfig und wuselig; spring' Sie doch hinüber und hol die Frau Hammer." Das alles habe ich natürlicher Weise nur aus Traditionen, sowie auch, daß die mich speziell betreffende Sache einen höchst ungefährlichen und natürlichen Verlauf nahm. Etwas Eigenthümliches bezeichnet übrigens noch meinen Eintritt in die Welt; als Madame Hammer nämlich droben beschäftigt war, rief die Wache drunten: Heraus! Die Musik dröhnte rauschend im engen Kasernenhofe, und unter unserem Fenster sagte ein Unteroffizier der Compagnie: „Jetzt kommt der Major." — — Damit trat ich in die Welt.

Nun hatte mein Vater auch von jeher den sehnlichsten Wunsch gehabt, einen Sohn zu besitzen. Seine beiden Mädchen hatte er sehr lieb, doch zupfte er sie oft an den langen Zöpfen und sagte seufzend: „Wenn mir nur eine von euch den Gefallen gethan hätte, und wäre als Bube auf die Welt gekommen." Der Wunsch meines Vaters war nun also in Erfüllung gegangen, und auch meine Mutter war nicht wenig entzückt darüber. Ja, sie sah recht gläubig der alten Frau Hammer zu, als diese ihren Kalender hervorzog, Datum, Stunde und Himmelszeichen nachsah und befriedigt mit dem Kopfe nickte. „Der Junge," sagte sie, „ist ein Schlaukopf, und hat sich eine gute Zeit erwählt. „Glaub' Sie mir, Frau Wortmann, daß sie ihn draußen mit Musik empfingen, und daß der Unteroffizier im gleichen Augenblicke sagte: da kommt der Major! das hat was zu bedeuten; dem Buben können die

Epauletten nicht fehlen." — „Geb' es Gott," seufzte meine Mutter, worauf sie die Augen schloß und in eine gelinde Ohnmacht verfiel.

Babett aber hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Versuch zu machen, meinen Vater schon während der Parade auf eine schickliche Art von seinem Glück und meiner Ankunft in Kenntniß zu setzen. Zuerst trat sie an's Fenster und blickte in den Hof hinab, wo das Militär in Reih' und Glied aufgestellt war. Wohl sah sie meinen Vater, doch hatte er auf Kommando die Augen rechts gewendet, und nichts wäre im Stande gewesen, ihn ohne Befehl geradeaus sehen zu lassen. Endlich aber kam dieser Befehl, worauf mein Vater einen Augenblick flüchtig nach dem Fenster seiner Wohnung blickte. Babett wollte ihm nun telegraphiren, meine Mutter habe sich niedergelegt, zu welchem Ende sie den Kopf in die Hand legte und die Augen schloß. Ob das nun mein Vater verstanden, weiß ich nicht, die Magd nahm es aber an, und um hierauf das Geschlecht des Neugeborenen näher zu bezeichnen, hob sie ein Paar alte Hosen meines Vaters an dem Fenster in die Höhe. Dieß Zeichen aber verstand er gar nicht, vielmehr schien er zu glauben, er habe statt seiner Paradebeinkleider ein Paar andere angezogen, und blickte deßhalb erschrocken auf seinen Anzug nieder, was ihm vom zugführenden Lieutenant einen gelinden Verweis eintrug.

Hätte sich Babett mit ihrem Telegraphiren begnügt, so wäre es dabei wohl geblieben; da sie sich nun aber einmal in den Kopf gesetzt hatte, ihrem Herrn die Nachricht von meinem Erscheinen und seinem Glück ohne Verzug zu melden, so eilte sie in den Kasernenhof hinab, schlich sich um die Front herum, und zupfte den kleinen Hornisten, der hinter meinem Vater stand, am Rockschoß, ihm die wichtige Nachricht zuflüsternd. Der kleine Hornist hatte hierauf nichts Eiligeres zu thun, als sich seinem Unteroffizier zu nähern und ihm leise zu sagen: die Frau Unter-

offizier droben habe so eben ein Kind gekriegt, und es sei ein Bube. Nun gibt es aber selbst im Leben eines königlichen Unteroffiziers Augenblicke, wo alle Bande der Subordination nicht im Stande sind, einen Ausruf des Schreckens oder der Freude zu unterdrücken. Dem Unteroffizier Wortmann ging es gerade so, und durch die feierliche Stille, die gewöhnlich bei dem großen Moment herrscht, wenn der inspicirende Offizier Montur, Lederzeug und Waffen untersucht, vernahm man plötzlich den ziemlich lauten Ruf: „Himmelsakerment! das ist ein Vergnügen."

Der kleine Hornist prallte erschreckt zurück, und mein Vater, sich seines Verbrechens klar bewußt, stand wie eine Bildsäule, ohne ferner eine Muskel des Gesichtes zu rühren. Während der Parade wurde der ungeheure Frevel nicht geahndet, als aber der Major die Kaserne verlassen hatte, als die Compagnie meines Vaters, welche die Wache zu geben hatte, noch allein drunten stand, trat der Hauptmann vor die Front, legte beide Hände über die Stelle seines Körpers zusammen, wo er einen Bauch hätte haben können, riß die Nasenlöcher auf, wobei sich sein struppiger Bart drohend in die Höhe kehrte, und sagte mit einem Bl[illegible] himmelwärts: „So was ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Unteroffizier Wortmann, ist Er denn rei[illegible] des Teufels?" Mein Vater wollte sich entschuldigen, doch fu[hr] der Hauptmann zornig fort: „Halten Sie gefälligst Ihr M[aul,] Herr-r-r Unteroffizier Wortmann! Ich sehe Ihrem ganzen Habi[tus] an, Sie haben heute Morgen wieder einmal zu stark gefrühstü[ckt.] Bei einer Parade vor dem Herrn Oberstwachtmeister mit „Himm[el]sakerment" dreinfahren! Ist so was in der ganzen Weltgeschi[chte] erhört? Sehen Sie, meine Herren," sprach er leiser zu den O[ffi]zieren, die ihn schaudernd umstanden, „das hätte man zu mei[ner] Zeit thun sollen. Da hätte mein ehemaliger Hauptmann so ei[nen] Mann augenblicklich aus dem Glied nehmen und hätte ihm [vor] der ganzen Compagnie plein pouvoir geben lassen. Es ist n[...]

meine Schuld, daß sich die Zeiten geändert. — Herr Lieutenant von Schwenkenberg," fuhr er darauf lauter fort, „der Unteroffizier gehört zu Ihrem Zuge, strafen Sie ihn, damit er sich nicht mehr untersteht, die feierliche Stille einer Parade zu unterbrechen. — Ich sage Ihnen, plein pouvoir hätte er gekriegt." Damit fuhr er zum Kasernenhofe hinaus, begleitet vom ersten Lieutenant der Compagnie. — Er war ein heftiger Mann, der Capitän, hätte seinem Dienstalter nach schon längst Major sein können, und war deßhalb, so oft ein neuer Vorgesetzter erschien, von der allerschlechtesten Laune.

Einen starken Gegensatz zu ihm bildete der Zugführer, Lieutenant von Schwenkenberg. Es war das ein langer, schlotteriger Offizier, dem der Schneider keine Uniform eng genug machen konnte; jeder Rock hing in verdrießlichen Falten von seinen Schultern herab wie von einem Kleiderständer, und dazu war keine Halsbinde so hoch, um seinen Hals gehörig zu bedecken, was der ganzen Figur wenig Soldatisches gab. Seinen Degen trug er so locker, daß die Spitze der Scheide beständig mit seinen Stiefelabsätzen zusammenschlug, wozu auch sein Gang nicht wenig beitrug; denn er schwankte wie eine lange Signalstange bei starkem Winde. Seine Redeweise paßte übrigens vortrefflich zu seinem Aeußern, er sprach so langsam und schleppend wie möglich, und um sie schriftlich richtig auszudrücken, hätte man zwischen jedes Wort einen Gedankenstrich setzen müssen. „Na, — Sie haben es gehört, Unteroffizier Wortmann," sagte er, „wenn ich — auch freilich — nicht so sehr — von der Heiligkeit — einer Parade überzeugt bin, — wie der Herr Hauptmann, — so begreife ich — doch nicht, wie es einem — gedienten Unteroffizier — einfallen kann, während des Stillstehens — laut zu sprechen. — Was haben Sie eigentlich gesagt?"

Mein Vater wollte etwas erwidern, doch unterbrach ihn der Lieutenant, indem er fortfuhr: „Nun ja, Sie haben gesakermentert

— das kann in der Welt schon vorkommen, — selbst im Gliede denkt man zuweilen so etwas, — wenn es lange dauert, — wenn Einem der Schuh drückt — oder ein Floh sticht, — — ich kenne das, aber laut werden darf man es nicht lassen. Und wer es doch laut werden läßt, — der verdient Strafe. — — Sie haben das gethan, — und ich kann nicht weniger thun, — als Ihnen dafür eine — Strafwache zu geben. Beziehen Sie also sogleich die Kasernenwache, und damit Punktum. — Auseinandertreten! — in die Kaserne."

So feierte denn mein Vater meinen Eintritt in die Welt mit einer Strafwache, woran ich die unschuldige Ursache war. Dabei hatte der Unteroffizier Wortmann auch noch so viel Pflichtgefühl, daß er vom Kasernenhofe direkt in die Wachstube gieng; den kleinen Hornisten schickte er hinauf, ließ meiner Mutter vermelden, was sich zugetragen, und bat zu gleicher Zeit, ihm den Neugeborenen, wenn es thunlich sei, später auf ein paar Augenblicke herunter zu bringen.

Unterdessen hatte Babett einen Zettel an die Stubenthüre geklebt, auf welchem zu lesen stand, es werde heute kein Mittagstisch gehalten, zum Abend aber gebe es Kartoffeln mit Specksauce. Gegen 3 Uhr desselbigen Tages wurde ich denn, dem Befehl meines Vaters gemäß, hinunter in die Wachstube getragen. Glücklicher Weise war es ein warmer Maitag, auch hatte mich Madame Hammer tüchtig eingewickelt. In der Wachstube drunten qualmte ein ziemlich schlechter Tabak, doch hustete ich nicht im Geringsten, was mein Vater als eine gute Vorbedeutung nahm, daß ich später etwas Tüchtiges werde ertragen können. Man legte mich auf den Tisch, schob mir das Ende eines der Wachtmäntel unter den Kopf, und dann wurde ich von sämmtlichen Anwesenden nach Gebühr betrachtet und gelobt. Madame Hammer versäumte nicht, meinen Eintritt in die Welt unter rauschenden Musikklängen gehörig zu schildern, und als sie erzählte, Unteroffizier Kübeck habe in diese

lugenblicke gerufen: dort kommt der Major! so rieb sich mein
Bater vergnügt die Hände, und der Compagnieschneider, ein etwas
iederliches Subjekt, welcher ebenfalls eine Strafwache hatte,
neinte, es könne nicht ausbleiben, aus mir müsse einmal was
Großes werden. Den Soldaten gefiel das ebenfalls absonderlich
ut, und wie oft kleine Ursachen Schuld daran sind, daß man
inen Beinamen erhält, der einem Zeitlebens bleibt, so nannten
ie mich Wortmann's Major oder auch schlechtweg den Major,
nter welchem Namen ich bald in der ganzen Kaserne bekannt wurde.
Unmöglich kann ich hierbei übergehen, daß dieser Beiname später
u sonderbaren Verwechslungen häufig Veranlassung gab, und zu-
veilen einem unschuldigen Soldaten einen strengen Verweis, wenn
icht eine Strafe eintrug. Der Hauptmann hatte gut verbieten,
nich nicht mit dem Namen des Vorgesetzten zu benennen; dies
Verbot wirkte gerade entgegengesetzt, und man konnte häufig hören,
er Major sei ein ganz nichtsnutziger Kerl, und er habe z. B. in
Nr. 24 eine Fensterscheibe eingestoßen. Das Schlimmste aber
assirte einem armen Rekruten. Ich war damals drei Jahre alt,
nd da Noth kein Gebot kennt, ich auch den Unterschied zwischen
inem gewissen Orte und der Kasernentreppe noch nicht vollkom-
nen zu würdigen verstand, so passirte mir eines Tages auf letz-
erer etwas Menschliches, wenige Augenblicke vorher, als der
Hauptmann dieselbe betrat. Natürlich war sein Zorn über alle
Beschreibung. Der unglückliche Treppenkalfakter du jour — so
ieß der Mann, welcher reinigen mußte, — wurde augenblicklich
tirt, der Hauptmann schrie ihn nach seiner gewohnten Weise an,
orauf Jener in großer Verlegenheit erwiderte: das werde wahr-
heinlich der Major wieder einmal gethan haben. — Ein kleiner
rrest war sein Loos.

Der Tag meiner Geburt sollte übrigens für meinen Vater
och recht unangenehm werden. Als ich in der Wachstube auf
em Tische lag und betrachtet wurde, führte das Unglück abermal-

den Hauptmann in die Kaserne; vielleicht hätte er nichts Unrechtes bemerkt, doch fing ich in dem Augenblicke, als er an der Wachstubenthür vorbeischritt, mörderlich an zu schreien, weßhalb er eintrat, mit zusammengeschlagenen Händen die Entweihung des Lokals gewahr wurde, und meinem armen Vater einen vierundzwanzigstündigen Arrest dictirte, zu dem er auch sogleich abgeführt wurde. Doch bestand er seine Strafe guten Muthes, in der Freude des Herzens, daß ich, sein Stammhalter und Erbe geboren sei.

Zweites Kapitel.

Von der Jugend des Majors, auch von der Miranda und der Montirungskammer. Ferner kleine Ursachen und große Wirkungen. — Frau Unteroffizier Wortmann zankt sich mit dem Hauptmann, in Folge dessen Herr Unteroffizier Wortmann aus dem Dienste kommt und eine gute Anstellung erhält.

Die ersten Jugendjahre aller Kinder gleichen sich mehr oder minder; es ist das in vieler Beziehung eine glückliche Zeit, kommen doch hier noch keine Standesunterschiede zum Vorschein, und ob der Vater Minister ist oder Tambour, das hat da nicht viel zu bedeuten. Gleiche Leiden und Freuden umschlingen die ganze junge Generation, und dem Armen schmeckt sein Apfel und sein Schwarzbrod eben so gut wie dem Reichen das Stück Biscuittorte, welches nur den Vorzug hat, daß es dem Betreffenden vielleicht seinen kleinen Magen verdirbt. Die Spiele dieser Zeit sind fast überall die gleichen, und wenn man sich als Räuber und Gensdarmen in einem Sandhaufen herumwälzt, so ist es gleichgiltig, ob die Höschen von feinem Tuch sind, oder fadenscheinig und hie und da mit kleinen Offenherzigkeiten geschmückt.

Wer die Neigung aller kleinen Knaben ruhig beobachtet, der

Augenblicke gerufen: dort kommt der Major! so rieb sich mein Vater vergnügt die Hände, und der Compagnieschneider, ein etwas liederliches Subjekt, welcher ebenfalls eine Strafwache hatte, meinte, es könne nicht ausbleiben, aus mir müsse einmal was Großes werden. Den Soldaten gefiel das ebenfalls absonderlich gut, und wie oft kleine Ursachen Schuld daran sind, daß man einen Beinamen erhält, der einem Zeitlebens bleibt, so nannten sie mich Wortmann's Major oder auch schlechtweg den Major, unter welchem Namen ich bald in der ganzen Kaserne bekannt wurde. Unmöglich kann ich hierbei übergehen, daß dieser Beiname später zu sonderbaren Verwechslungen häufig Veranlassung gab, und zuweilen einem unschuldigen Soldaten einen strengen Verweis, wenn nicht eine Strafe eintrug. Der Hauptmann hatte gut verbieten, mich nicht mit dem Namen des Vorgesetzten zu benennen; dies Verbot wirkte gerade entgegengesetzt, und man konnte häufig hören, der Major sei ein ganz nichtsnutziger Kerl, und er habe z. B. in Nr. 24 eine Fensterscheibe eingestoßen. Das Schlimmste aber passirte einem armen Rekruten. Ich war damals drei Jahre alt, und da Noth kein Gebot kennt, ich auch den Unterschied zwischen einem gewissen Orte und der Kasernentreppe noch nicht vollkommen zu würdigen verstand, so passirte mir eines Tages auf letzterer etwas Menschliches, wenige Augenblicke vorher, als der Hauptmann dieselbe betrat. Natürlich war sein Zorn über alle Beschreibung. Der unglückliche Treppenkalfakter du jour — so hieß der Mann, welcher reinigen mußte, — wurde augenblicklich citirt, der Hauptmann schrie ihn nach seiner gewohnten Weise an, worauf Jener in großer Verlegenheit erwiderte: das werde wahrscheinlich der Major wieder einmal gethan haben. — Ein kleiner Arrest war sein Loos.

Der Tag meiner Geburt sollte übrigens für meinen Vater noch recht unangenehm werden. Als ich in der Wachstube auf dem Tische lag und betrachtet wurde, führte das Unglück abermals

Angst von der Deichsel herab, und suchten eilig das Freie zu gewinnen, was uns aber nicht abhielt, schon am andern Tag das gleiche Spiel wieder auf's Neue zu beginnen. Dabei hatte Jeder sein Lieblingsgeschütz, das er sein eigen nannte. Meine Freundin war eine 7zöllige Haubitze, die Miranda, zu der ich schon als kleines Kind, ich weiß nicht aus welchem Grunde, eine besondere Zuneigung gefaßt hatte; da sie ein Manövrir-Geschütz war, wurde sie selten zum Exerciren herausgezogen, und blieb meistens im hintersten Winkel des Schuppens stehen. Schon als vierjähriges Kind gelang es mir vollkommen, sie vermittelst der Räder zu erklettern, den Mundpfropfen loszuschnallen, worauf ich alsdann die Höhlung des Rohrs zu einer kleinen Vorrathskammer benützte, wo ich meine kleinen Reichthümer, wie Bindfaden, Papierschnitzel, Aepfel und sonstiges Obst, zu verwahren pflegte. Ich erinnere mich noch sehr genau meines grenzenlosen Jammers, als ich eines Morgens in den Geschützschuppen trat und sah, daß die Miranda fehlte. Lange tröstete mich die Mutter und Babett vergeblich, indem sie sagten, die Haubitze würde ja in ein paar Stunden zurückkommen, weinend setzte ich mich an's Kasernenthor und wartete mehrere Stunden, bis ich die Batterie schon von Weitem auf dem Pflaster einherrasseln hörte. Ich lief ihr entgegen, und wäre in der Freude meines Herzens fast unter die Pferde gerathen. Doch gewann ich durch den Beweis der Anhänglichkeit die Gunst des Capitäns, welcher bis dahin dem kleinen Major nicht recht gewogen war; er gab lachend zu, daß mich die Bedienungsmannschaft der Miranda innerhalb des Kasernenthors auf das Rohr setzte, und ich somit triumphirend einziehen durfte, zum nicht geringen Schrecken meiner Mutter, die am Fenster saß und ihre Hände über dem Kopf zusammenschlug; die Miranda nämlich war stark im Feuer gewesen, mit schwarzem Pulverschleim und Staub bedeckt, das sich nun begreiflicher Weise meinen weißgewaschenen Hosen mittheilte. Der Capitän aber lachte, als er vom Pferd

sieht bei fast allen die große Vorliebe für Trommel und Gewehr, überhaupt für alles Militärische, und wird zugestehen müssen, daß, was diesen Punkt anbelangt, ein Kind, welches in der Kaserne geboren und dort seine Kinderjahre verspielen darf, ein glückliches genannt werden kann. Daß ich stets eine große Schaar kleiner Freunde um mich hatte, welche mit unendlichem Glück an allen den geheiligten Orten spielten, die ich als Sohn meines Vaters betreten durfte, wird mir Jeder glauben.

Da war der Geschützschuppen im Hofe, dessen Thor freilich fast beständig verschlossen war, doch krochen wir zu einem kleinen Fenster der Hinterseite hinein, und waren glücklich und selig, wenn wir hier, ohne beunruhigt zu werden, ganz im Geheimen spielen konnten. Da standen die 6= und 12pfündigen Kanonen und Haubitzen so ruhig bei einander, die metallenen Rohre glänzten und waren tief herabgesenkt, so daß es aussah, als dächten sie an Vergangenheit und Zukunft. Wir halfen ihren Träumereien nach, indem wir wie eine Schaar kleiner Kobolde um eines der Stücke schwärmten, es auf allen Seiten erkletterten, uns rittlings auf das Rohr setzten, es mit unsern kleinen Fersen spornten, und ihm die Commando=Worte zuriefen, die wir tagtäglich vor unsern Fenstern hörten — Batterie Marsch! — Batterie Galopp! — Batterie Halt! — mit 6löthigen Kartätschen geladen! — Feuer = r = r = r = r! Am liebsten übrigens erkletterten wir eine der colossalen Deichseln, um sie durch das Gewicht unseres Körpers nach und nach in Bewegung zu setzen; das gelang uns dann auch nach den angestrengtesten Bemühungen, und unsere Freude war nicht gering, wenn die Deichsel sich langsam auf und ab wiegte, wenn das ganze Gestell krachte, und die Ketten der Protze anfingen leise zu rasseln und zu klingeln. Doch war es ein Moment der höchsten Aufregung, wenn einer von uns selbst schaudernd zu sagen wagte, „paßt auf — paßt auf — jetzt wird die Kanone lebendig und fährt davon," so purzelten wir Alle vor

complet fertig sei. Er war groß und hager, hatte eingefallene Wangen, die meistens stark und unheimlich geröthet erschienen; dabei hustete er beständig leicht und trocken, und seine Stimme klang meistens heiser und unverständlich. Wenn er in der Kammer beschäftigt war, so hatte er meistens ein rothseidenes Taschentuch um den Kopf gebunden, und schritt abwechselnd, vor sich hin pfeifend und hustend an den langen Reihen der Uniformen, bald dieß, bald das nachzählend, auf und nieder.

Wenn ich ihn allein in der Kammer sah, und ihm schüchtern guten Tag sagte, so gab er mir meistens die Erlaubniß hereinzukommen. Unteroffizier Poltes war nämlich nicht gerne allein, und wenn er keine andere Gesellschaft haben konnte, so nahm er mit mir, dem kleinen Buben, vorlieb, an den er nun das für mich unverständlichste Zeug hinsprach. „Ja, ja, Major," fing er gewöhnlich seine Reden an, „es sind schlechte Zeiten, und die Hühner gehen barfuß; sieht Er, Major, mich sollte es gar nicht wundern, wenn Ihm noch einmal in Seinem künftigen Leben Dinge passirten, von denen Er sich jetzt gar nichts träumen läßt."

„Was für Dinge, Unteroffizier Poltes?" — „Dinge, Herr Major, die ganz absonderlich sind; wenn auch keine Zeichen und Wunder mehr geschehen, so kommt doch Manches anders, als man denkt; als ich so alt war wie Er, na da dachte ich mir: vier Pferde für Dich später zum Fahren, das wäre verdammt wenig, und jetzt zähle ich alte Uniformen." Darauf pfiff er, und fuhr dann brummend fort: „Ja ja, es ist eine merkwürdige Zeit, man hat Beispiele von Exempeln, daß alte Schornsteine einstürzen, Ziegen crepiren, Kuhschwänze dagegen wackeln und doch nicht abfallen — Pfui Teufel!" —

Auf diese Offenbarungen horchte ich mit offenem Munde, während ich neben ihm hertrippelte, meine Hände beständig auf dem Rücken zusammengelegt.

Nebenbei war mir aber der Unterofgzier Poltes von großem

Nutzen, denn er gab sich mehrere Stunden des Tags mit meiner Erziehung ab, und lehrte mich in kurzer Zeit ziemlich fertig lesen und schreiben, namentlich aber rechnen, und letzterer Unterricht wurde auf der Montirungskammer praktisch betrieben. Da mußte ich Säbel zählen, Knöpfe aussuchen und nach der Nummer, die auf ihnen stand, in Haufen von 10 und 100 zusammentragen.

Machte ich meine Sache einmal sehr gut, so schenkte mir Poltes einen Pfennig, war ich aber recht unaufmerksam, so pflegte er zu sagen: „Soldatenkinder und Erlenholz wächst auf keinem guten Grund — Du bist eigentlich nicht Schuld daran, daß bei der Geburt Deines Vaters schon geschossen wurde — na, es wird schon kommen — Haselholz wächst immer frisch und lustig nach, und Deine künftigen Lehrer werden auch hoffentlich Augenblicke haben, wo ihnen die Finger verdammt jucken.“ —

Man muß übrigens nicht glauben, daß ich meinen Unterricht vernachläßigt hätte, im Gegentheil, sobald ich das fünfte Jahr erreicht hatte, wurde ich in eine Knabenschule geschickt, und mein Vater machte sich ein großes Vergnügen daraus, zu Hause meine Aufgaben mit mir durchzugehen.

Ueberhaupt war mein Vater, Unteroffizier Wortmann, ein in jeder Hinsicht sehr respektabler und namentlich ein tüchtiger, ja vortrefflicher Soldat. Streng im Dienst war er bis zum Exceß, das Exerciren verstand er wie Keiner, und sein Lederzeug war immer so im Stande, daß es häufig nicht nur der ganzen Batterie, sondern der ganzen Abtheilung zum Muster vorgelegt wurde. Obgleich seine Korporalschaft die musterhafteste war, und er auch über die Faulen und Nachläßigen ein eisernes Scepter schwang, so daß die Burschen in Angst geriethen, wenn der Unteroffizier Wortmann nur in's Zimmer trat, so war es doch höchst eigenthümlich, daß er nicht im Stande war, bei uns zu Hause auch nur einen Schein von der Herrschaft auszuüben, die ihm als Familienvater und Chef des Hauses doch wohl gebührt h"

Und, wenn ihn meine Mutter an den häuslichen Tugenden, Fleiß, Sparsamkeit, Reinlichkeit, übertroffen, ja, auch nur erreicht hätte, so würde man die unbegrenzte Herrschaft, welche sie ausübte, einigermaßen erklärlich gefunden haben. Leider kann ich aber, was meine Mutter anbelangt, nur berichten, daß sie das Gegentheil von den eben angeführten häuslichen Tugenden besaß. Mama war, wie die Leute behaupteten, eine recht hübsche Frau, doch that sie gar nichts, um ihr Aeußeres in ein vortheilhaftes Licht zu setzen, und wenn sie einmal einen Versuch machte, z. B. ihr Haupt vermittelst einer Haube mit langen und bunten Bändern zu schmücken, so stach dagegen ihr sehr unscheinbares Kleid, sowie die niedergetretenen Schuhe, auf's Unangenehmste dagegen ab. Daß ihre Wirthschaft vortrefflich ging, war die Schuld eines Monopols, welches der Kapitän meiner Großmutter, der Frau des Feuerwerkers, einstens verliehen, das auf die Tochter übergegangen war, und von meinem Vater erheirathet wurde. Wenn man übrigens die Leute der Batterie in ihren ungenirten Gesprächen belauschte, so kannte man erfahren, daß der Kaffee in unserer Restauration ganz scheußlich sei, daß dem Brod und der Wurst meistens die jugendliche Frische mangele, ja man hörte offen den schrecklichen Verdacht aussprechen, als seien Suppe und Kartoffeln statt mit Butter mit einem Stücke Talglicht geschmelzt. Zuweilen war es vorgekommen, daß irgend ein guter Freund des Vaters, Bombardier oder Unteroffizier oder ein sehr verwegener Geselle der Korporalschaft, sich unterstanden, bescheidene Vorstellungen wegen sehr mangelhafter Speisen und Getränke zu machen, doch war dieß den Betreffenden meistens sehr schlecht bekommen, meine Mutter hatte denselben zuerst eine tüchtige Standrede gehalten, und dann ein- für allemal den Eintritt in die Restauration verboten. Der einzige Mensch, mit dem sie übrigens nicht fertig wurde, war der Unteroffizier Poltes, auch glaube ich, daß für diesen besonders gekocht wurde, soviel war sicher, daß er seinen

Schnaps nie aus der allgemeinen Flasche erhielt. Vor ihm allein scheute sich meine Mutter, und sein Eintritt in die Stube konnte den gewaltigsten Strom ihrer Rede hemmen, dann brach sie plötzlich ab, riß heftig an ihren Haubenbändern, und sagte: „schon gut, ein ander Mal mehr davon.“

Kam Poltes zu einer häuslichen Scene, welche Mama mit Papa hatte, so ermannte sich der Letztere anscheinlich, dann zog er beide Hände in die Aermel der Uniform hinein, wie er zu thun pflegte, wenn er bei der Korporalschaft in Zorn gerieth; Poltes setzte sich alsdann neben ihn auf die Bank, und während er seinen Schnaps trank, stieß er meinen Vater von Zeit zu Zeit mit den Ellbogen in die Seite, und munterte ihn dergestalt auf, das Gefecht fortzusetzen. Daß meine Mutter gegründete Ursache gehabt hätte, mit meinem Vater häufig dergleichen Seenen aufzuführen, glaube ich nicht, denn der Unteroffizier Wortmann war, wie ich schon früher bemerkt, ein Muster sowohl als Soldat, wie auch als Mensch; Mama aber schien sich in ruhiger Atmosphäre nie wohl zu fühlen, und stürmische Luft war zu ihrer Existenz nothwendig; dabei hatte sie ein merkwürdiges Gedächtniß für die Schwächen ihrer Nebenmenschen, und obgleich sie von Herzen gewiß nicht böse war, ja eigentlich ein gutes Gemüth hatte, so war es ihr unmöglich, irgend Jemand etwas Angenehmes zu sagen. Die Kanoniere kannten sie schon, und wußten, wenn sie Morgens zum Kaffee in die Restauration kamen, daß ihnen alsdann ihr ganzes Sündenregister in schauerlicher Wahrheit vor Augen geführt werde. Da saßen sie harmlos bei einander in ihren Stalljacken, und während Babett Kaffeebrod und Butter auftrug, stand meine Mutter an ihrem Kochherde, der sich in der Stube befand, und bereitete die Portionen zu.

„Weißbrod und Butter für Linsemann,“ sagte Babett. Meine Mutter schüttelte mit dem Kopfe und entgegnete: „Linsemann raucht weder Weißbrod noch Butter, da ist Kaffee für ihn, –

soll von seinem Commisbrod dazu essen.“ — „Aber ich bezahle es baar,“ sagte Linsemann patzig, indem er die Jacke aufknöpfte und eine kleine lederne Tasche hervorzog, die sein Geld enthielt. Meine Mutter schüttelte abermals mit dem Kopfe, — „spar' Er seine Pfennige, Linsemann,“ sagte sie, „Er weiß wohl, wo Er sie anbringen kann, — Gott im Himmel, würde ich mich doch schämen, in Stiefeln herumzugehen, die nicht bezahlt sind; meint Er, der Schuster brauche nicht auch sein Geld? Aber da heißt's nur machen lassen, Butterbrod essen, Schnaps trinken, überhaupt lustig gelebt und selig gestorben, ist dem Teufel die Rechnung verdorben; — aber ich will dazu nicht helfen, darauf könnt Ihr Euch verlassen.“ Die Kanoniere lachten und schwiegen, was übrigens Madame Wortmann durchaus nicht besänftigte, wenn sie einmal ihren schlimmen Morgen hatte. „Ueberhaupt,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „geht es mit der ganzen Batterie rückwärts — ist doch bei Euch von Zucht und Ordnung gar keine Rede mehr; schade, daß ich nicht Unteroffizier geworden bin, ich wollte Euch schuhriegeln. Oder hätte ich etwa nicht das Recht dazu? he!“ sagte sie, indem sie die Arme in die Seite stemmte, da Niemand eine Antwort gab.

„Meint Ihr, ich höre es nicht mit meinen leiblichen Ohren, wie Ihr es des Abends treibt, und ohne Schuhe die Treppe hinabschleicht, nachdem die Zimmervisitation vorbei ist. Wo treibt es Euch hin? — draußen in's Bierhaus. — Was treibt Ihr da? — die paar Groschen versaufen, die Ihr so nothwendig brauchtet, um Eure Hemden flicken zu lassen.“

Wenn Mama so in Eifer gerieth, so hielt sie immer eine Art Kapuzinerpredigt, und am Ende sagte sie meistens achselzuckend, natürlicherweise mit andern Worten:

Aber wie kann man die Knechte loben,
Kommt doch das Aergerniß von oben.

„Euch kann man es eigentlich nicht so übel nehmen,“ sprach sie dann, „wie sollte eine Ordnung in die Batterie kommen, wenn

Schnaps nie aus der allgemeinen Flasche erhielt. Vor ihm allein scheute sich meine Mutter, und sein Eintritt in die Stube konnte den gewaltigsten Strom ihrer Rede hemmen, dann brach sie plötzlich ab, riß heftig an ihren Haubenbändern, und sagte: „schon gut, ein ander Mal mehr davon.“

Kam Poltes zu einer häuslichen Scene, welche Mama mit Papa hatte, so ermannte sich der Letztere anscheinlich, dann zog er beide Hände in die Aermel der Uniform hinein, wie er zu thun pflegte, wenn er bei der Korporalschaft in Zorn gerieth; Poltes setzte sich alsdann neben ihn auf die Bank, und während er seinen Schnaps trank, stieß er meinen Vater von Zeit zu Zeit mit den Ellbogen in die Seite, und munterte ihn dergestalt auf, das Gefecht fortzusetzen. Daß meine Mutter gegründete Ursache gehabt hätte, mit meinem Vater häufig dergleichen Seenen aufzuführen, glaube ich nicht, denn der Unteroffizier Wortmann war, wie ich schon früher bemerkt, ein Muster sowohl als Soldat, wie auch als Mensch; Mama aber schien sich in ruhiger Atmosphäre nie wohl zu fühlen, und stürmische Luft war zu ihrer Existenz nothwendig; dabei hatte sie ein merkwürdiges Gedächtniß für die Schwächen ihrer Nebenmenschen, und obgleich sie von Herzen gewiß nicht böse war, ja eigentlich ein gutes Gemüth hatte, so war es ihr unmöglich, irgend Jemand etwas Angenehmes zu sagen. Die Kanoniere kannten sie schon, und wußten, wenn sie Morgens zum Kaffee in die Restauration kamen, daß ihnen alsdann ihr ganzes Sündenregister in schauerlicher Wahrheit vor Augen geführt werde. Da saßen sie harmlos bei einander in ihren Stalljacken, und während Babett Kaffeebrod und Butter zutrug, stand meine Mutter an ihrem Kochherde, der sich in der Stube befand, und bereitete die Portionen zu.

„Weißbrod und Butter für Linsemann,“ sagte Babett. Meine Mutter schüttelte mit dem Kopfe und entgegnete: „Linsemann braucht weder Weißbrod noch Butter, da ist Kaffee für ihn, er

soll von seinem Commisbrod dazu essen." — „Aber ich bezahle es baar," sagte Linsemann patzig, indem er die Jacke aufknöpfte und eine kleine lederne Tasche hervorzog, die sein Geld enthielt. Meine Mutter schüttelte abermals mit dem Kopfe, — „spar' Er seine Pfennige, Linsemann," sagte sie, „Er weiß wohl, wo Er sie anbringen kann, — Gott im Himmel, würde ich mich doch schämen, in Stiefeln herumzugehen, die nicht bezahlt sind; meint Er, der Schuster brauche nicht auch sein Geld? Aber da heißt's nur machen lassen, Butterbrod essen, Schnaps trinken, überhaupt lustig gelebt und selig gestorben, ist dem Teufel die Rechnung verdorben; — aber ich will dazu nicht helfen, darauf könnt Ihr Euch verlassen." Die Kanoniere lachten und schwiegen, was übrigens Madame Wortmann durchaus nicht besänftigte, wenn sie einmal ihren schlimmen Morgen hatte. „Ueberhaupt," fuhr sie nach einer Pause fort, „geht es mit der ganzen Batterie rückwärts — ist doch bei Euch von Zucht und Ordnung gar keine Rede mehr; schade, daß ich nicht Unteroffizier geworden bin, ich wollte Euch schuhriegeln. Oder hätte ich etwa nicht das Recht dazu? he!" sagte sie, indem sie die Arme in die Seite stemmte, da Niemand eine Antwort gab.

„Meint Ihr, ich höre es nicht mit meinen leiblichen Ohren, wie Ihr es des Abends treibt, und ohne Schuhe die Treppe hinabschleicht, nachdem die Zimmervisitation vorbei ist. Wo treibt es Euch hin? — draußen in's Bierhaus. — Was treibt Ihr da? — die paar Groschen versaufen, die Ihr so nothwendig brauchtet, um Eure Hemden flicken zu lassen."

Wenn Mama so in Eifer gerieth, so hielt sie immer eine Art Kapuzinerpredigt, und am Ende sagte sie meistens achselzuckend, natürlicherweise mit andern Worten:

Aber wie kann man die Knechte loben,
Kommt doch das Aergerniß von oben.

„Euch kann man es eigentlich nicht so übel nehmen," sprach sie dann, „wie sollte eine Ordnung in die Batterie kommen, wenn

der Erste am liebsten mit der Flasche exercirt, der Zweite immer in stummem Zorne das Maul hält, als wenn er bersten wollte, der Dritte aus lauter Faulheit nie das sagt, was er sagen will, und der Vierte endlich gar Nichts ist, als ein überzogenes Stück Watte, mit wohlriechendem Wasser begossen." Dabei muß ich übrigens sagen, daß Madame Wortmann die Offiziere nur also classifizirte, wenn sie mit ihrem Mann und Poltes allein war. Den Capitän, den wir bereits kennen lernten, haßte sie unbeschreiblich; daß er meinem Papa am ersten Geburtstag ihres Sohnes eine Strafwache dictirt und in Arrest geschickt, konnte sie ihm nie verzeihen; und auch sonst noch hatte es der Capitän nie daran fehlen lassen, mit seiner ersten Marketenderin häufig Streit anzufangen. Hatte ein Soldat graues Lederzeug, oder dasselbe unsauber lackirt, so brüllte der Hauptmann vor unsern Fenstern so laut, daß es Mama nothwendig hören mußte. — „Wo hat Er seine Tonkugeln und seinen Lack gekauft? — wahrscheinlich bei der Wortmann, und daß die nichts Gescheidtes hat, ist weltbekannt."

Einmal hatte der Lieutenant von Schwenkenberg, der uns überhaupt gewogen war, die Partie meiner Mutter genommen, und gesagt: „Na — Herr — Hauptmann — nehmen — Sie — es — mir — nicht — übel, — aber — das — Material — von — unserer — Marketenderin — muß — doch — gerade — nicht — so — schlecht — sein, — denn — deren — Mann, — der — Unteroffizier — Wortmann, — hat — unstreitig — immer — das — beste — Lederzeug — und — die — sauberste — Lackirung."

„Ei, Herr Lieutenant von Schwenkenberg," hatte darauf der Capitän giftig erwidert, „was Sie nicht Alles zu beurtheilen verstehen; der Unteroffizier Wortmann haben sie gesagt? freilich das ist ein gescheidter Mann, der kauft Tonkugeln und Lack anderswo, ein braver Mann, ein gesunder Mann — behilft sich anderswo."

Unglücklicherweise hatte meine Mutter, da sie am offenen Fenster saß, dieses Wort vernommen, sie setzte ihre beste Haube auf mit langen blutrothen Bändern, und da sie sich eben nicht die Zeit nahm, dieselbe zuzuknüpfen, so flatterten sie wie Schlangen um das Haupt der Medusa hinter ihr drein, als sie in höchster Entrüstung die Treppe hinabrauschte, um vor den Chef der Batterie zu treten.

Leider mußte sie noch warten, bis der Appel vorüber war, und da während desselben noch ein Bombardier krank gemeldet wurde, so trug es nicht zu ihrer Besänftigung bei, daß der Capitän sagte: „So — N. ist krank, — was fehlt dem N.? er wird sich wahrscheinlich in der Wortmann ihrem vergifteten Schnaps übernommen haben, die Sache muß geändert werden, oder mich soll der Teufel lothweise holen."

Damit wurde die Batterie entlassen, der Capitän schritt gegen das Kasernenthor, die Hände auf den Rücken gelegt. Neben ihm ging sein Premierlieutenant, finster und schweigend wie immer, und ihnen folgte Herr von Schwenkenberg und der junge Secondelieutenant. Letzterer hatte zwei Finger der linken Hand zierlich in die schlanke Taille gedrückt, hielt im rechten Auge krampfhaft sein kleines Glas fest, und schwenzelte dazu, wie ein junger Wachtelhund, der sich angenehm machen will.

Vergeblich versuchte mein Vater die Mutter zurückzuhalten; wie eine Rakete schoß sie in den Hof hinein und beschrieb in ihrem Laufe einen weiten Bogen, so daß sie nach wenigen Augenblicken durch eine kleine Schwenkung gerade vor den Capitän hinsauste, der überrascht stehen blieb.

„Herr Hauptmann," begann meine Mutter mit vor Entrüstung zitternder Stimme, wobei sie die Hände krampfhaft auf- und zuschloß, und dazu einen so gewaltigen Knix machte, daß ihre Haubenbänder hoch emporwallten, — „Herr Hauptmann," wiederholte sie, „nehmen Sie es nicht ungnädig, aber ich wollte mir

ganz gehorsamst die Frage erlauben, in wie fern und zu welchem Zweck sich mein Mann anderswo behilft, als bei mir — verzeihen der Herr Hauptmann, aber ich möchte das gar zu gerne wissen, und deßhalb bin ich hier." Und damit knixte sie abermals und noch viel tiefer.

Der Hauptmann war bei dieser Anrede sichtlich roth geworden, er biß die Zähne übereinander und sagte: „Matuschka! sehe mir einer diese verfluchte Wirthschaft an! Was fällt Ihr in's Henkersnamen ein? — Herr Lieutenant von Schwenkenberg, der Unteroffizier Wortmann gehört zu Ihrem Zuge, — rufen Sie mir den Mann her, daß er mir das Weib zur Ordnung bringt. Habe ich so was erlebt?

„Nein, gewiß nicht," entgegnete meine Mutter trotzig und keck, „aber mir hat man auch noch nicht so etwas gesagt. Und ich hätte vergifteten Schnaps, Herr Hauptmann? Sie haben auf der Haide oft von meinem Schnaps getrunken und der Herr Lieutenant von Schwenkenberg; hat es Ihnen je etwas geschadet? — nein — nein — und tausendmal nein! Aber ich weiß schon, Herr Hauptmann — was das Alles heißen soll — ich bin hier zuviel in der Kaserne mit meinen drei armen Würmern, — man will eine andere Frau protegiren, das ist das Ganze!" — Und jetzt bei dem Gedanken an ihre armen Würmer, sowie an eine andere Frau, welcher man ihre Restauration zuwenden wollte, ging der Zorn meiner Mutter in Wehmuth über, und sie fuhr mit dem Schürzenzipfel an ihre Augen.

Glücklicherweise kam in diesem Augenblicke auch mein Vater eilig daher geschritten, und neben ihm der Unteroffizier Poltes, den er sich zur Hülfe mitgenommen. „Geh' Sie nach Hause," sagte der Letztere mit leiser aber ernster Stimme; „wenn es nicht wider den Respect wäre, würde ich sagen, der Klügste gibt nach, doch so —"

„Aber das ist wider den Respect," rief erbost der Hauptmann, „Unteroffizier Leopold, nehmen Sie sich in Acht, oder ich schicke Sie drei Tage in's Loch. — Matuschka! Ist je so etwas vorgekommen, mein Herr? Aber ich bin zu gut aufgelegt, um mich zu ärgern — kehrt — marsch in die Kaserne! — oder es soll ein siebenzölliges Donnerwetter dreinschlagen! — Mich, den Capitän, in meinem eigenen Kasernenhof zu hankariren!"

„Haranguiren," sprach leise für sich der Lieutenant von Schwenkenberg.

„Haben Sie etwas gesagt?" fragte erzürnt der Vorgesetzte.

„Na, Herr Hauptmann," entgegnete kopfschüttelnd der Gefragte, „gesagt habe ich so eigentlich nichts — nur laut gedacht, wenn es Ihnen gefällig ist." Doch wartete der Batteriechef diese Antwort nicht ab, sondern schritt erbost mit seinem Premierlieutenant von dannen, und mein Vater, Poltes und die Mutter hörten ihn noch mehrmals die sehr verletzenden Worte wiederholen: „Ich sage Ihnen, meine Herren, diese Wortmann hat zehntausend Teufel im Leibe."

Ich habe dieses Vorfalles nur deßhalb so ausführlich erwähnt, weil er von großem Einflusse auf das künftige Schicksal meiner Familie war. Aehnliche andere folgten in kurzer Zeit und brachten meinen Vater zu dem festen Entschlusse, Dienst und Kaserne sobald als möglich zu verlassen. Da er nun fast fünfzehn Jahre diente, so hatte er längst das Recht, eine Civilversorgung zu beanspruchen. Er meldete sich deßhalb zur Steuerpartie, und da man ihm die besten Zeugnisse ertheilen mußte, auch der Capitän seiner los sein wollte, so gieng die Sache schneller als gewöhnlich, und schon ein halbes Jahr nach der obenerwähnten Geschichte erhielt mein Vater, zugleich mit seinem Abschiede, die Ernennung zum Steueraufseher in einem kleinen Grenzstädtchen. Zum fernern Betrieb der Restauration fand sich bald eine Unternehmerin, welche die Vorräthe, Flaschen, Gläser

und Teller übernahm. Mir wurde es am schmerzlichsten, das Zimmer zu verlassen, wo ich geboren, sowie die Kaserne mit ihren Höfen, wo ich so gerne gespielt. Der Abschied von Poltes preßte mir bittere Thränen aus. Auch ihm gieng es recht nahe und er fuhr sich mit der Hand über die Augen und seinen langen Schnurrbart, als er mir sagte: „Na, mein Junge, jetzt halte Dich brav, lerne fleißig zeichnen, vor allen Dingen aber rechnen und was daran hängt, die Mathematik, dann werden Dir später die Epauletten nicht fehlen. — Soldat willst und mußt Du doch einmal werden; ich hoffe, Du hast Deines Vaters ordentlichen Sinn geerbt, und das gute Maulwerk Deiner Mutter kann Dir auch noch zu statten kommen. Was mich anbetrifft, so bleibe ich auch nicht mehr zu lange im Dienste, hab' mich ebenfalls zur Steuerpartie gemeldet, und wenn ich einmal fort bin, werde ich schon für Dich eine Batterie ausfinden, wo Du einen angenehmen Chef hast. — Nun, heule nur nicht wie ein Schloßhund."

Es ist mir sehr angenehm, versichern zu können, daß der ganzen Batterie unser Scheiden recht nahe ging. Die Kanoniere meinten, es sei recht traurig, daß sie nun den kleinen Major nicht mehr sehen sollten, und viele schenkten mir, als ich in sämmtlichen Stuben den letzten Besuch machte, allerlei für mich gänzlich unbrauchbare Sachen, als Nadeln und Zwirn, alte Knöpfe, Sporenräder, abgenutzte Säbelquasten und dergleichen Kostbarkeiten mehr.

So kam der Morgen, an dem wir abzogen; ehe wir aber die Kaserne verließen, schlich ich mich noch einmal in den Geschützschuppen, streichelte meine liebe Freundin und Gespielin, die blanke Haubitze, und nahm einen wahrhaft zärtlichen Abschied von ihr, meiner guten Miranda.

Drittes Kapitel.

Von den neuen Verhältnissen meines elterlichen Hauses, auch von meinen Lehrjahren, in welcher der Zukunft des Majors nicht vergessen wird.

Das Grenzstädtchen, in welches mein Vater versetzt wurde, war klein, lag aber in einer schönen Gegend am Fuß eines Gebirgszuges, auf dessen Höhen die Grenzen des Nachbarstaates mit den unsrigen zusammenstießen. Der ehemalige Feuerwerker Wortmann trug nun statt der blauen Uniform mit schwarzem Kragen eine von grünem Tuch mit blauen Aufschlägen, und hatte zur Bewaffnung eine Art Hirschfänger, sowie eine gute Kugelbüchse, mit deren Behandlung ihn der herrschaftliche Jäger eines benachbarten Gutes, der ebenfalls gedient hatte, vertraut machte.

Dieser Jäger zeigte sich überhaupt den Steueraufsehern sehr geneigt und hatte dazu auch doppelt seine guten Gründe; denn wenn die Grenze, an der wir uns befanden, von Schmugglern auch nicht häufig übertreten wurde, da sich keine bedeutende Stadt in der Nähe befand, so luden die prächtigen Wälder und übrigen Jagdgründe, welche den Gebirgszug bedeckten, allerlei unbefugte Jagdliebhaber ein, sich einen stattlichen Hirsch oder fetten Rehbock auf unrechtmäßige Weise zuzueignen. Gegen dieses Getreibe nun wurden die Forsten nach stillschweigender Uebereinkunft mit der benachbarten Gutsherrschaft von den Steuerbeamten ebenfalls geschützt, was denn Manchen derselben hie und da eine kleine unschuldige Annehmlichkeit gewährte, sei es durch Verlaufen eines Hasen in unsere Küche oder durch ein paar Feldhühner, die, wie meine Mutter behauptete, durch den Schornstein hereingeflogen waren.

Mein Vater war bei seiner bekannten guten Haltung und der

musterhaften Sorgfalt, die er auf den Anzug verwendete, bald im ganzen Städtchen geschätzt und geliebt. Als ehemaliger Unteroffizier von der Artillerie besaß er auch so manche Kenntnisse, die den guten Leuten hier zu Statten kamen! er konnte Raketen anfertigen, farbige Feuer, strahlende Sonnen und kolossale Schwärmerbüchsen, Sachen, die namentlich beim Geburtstag des Königs, welcher im Städtchen mit unerhörter Pracht gefeiert wurde, von großer Wirkung waren. Auch war es natürlich, daß der ehemalige Feuerwerker es vortrefflich verstand, taugliche Subjekte zu Bedienung der kleinen Böller-Batterie heranzubilden, woher es denn kam, daß er von den zwei Bürgergesellschaften, die „Concordia" und die „Ressource," welche sich in Feierlichkeiten bei dem Allerhöchsten Geburtstag überboten, zum Ehrenmitglied ernannt wurde.

Diese angenehme gesellschaftliche Stellung wirkte auf meine Mutter höchst erfreulich ein, und die Frau Steueraufseher Wortmann, welche nicht umsonst in einer großen Stadt gelebt, wußte sich einen ganz besondern Anstand zu geben, und wurde schon nach einem halben Jahre den Honoratioren des Bürgerstandes beigezählt. Da sie sich nicht mehr wie sonst in der Kaserne vom frühen Morgen an brauchte sehen zu lassen und ihrem Geschäfte vorzustehen, so verwandte sie mehr Sorgfalt auf ihren Anzug, wenn sie öffentlich erschien, und wenn auch wir im stillen Familienkreise nach wie vor das Glück hatten, sie, wie Unteroffizier Poltes zu sagen pflegte, als Vogelscheuche zu sehen und sehr defekte Schlafröcke von zweifelhafter Farbe und noch zweifelhafterer Reinlichkeit zu bewundern, so sahen sie die Bewohner des Städtchens nur sehr geputzt, in guten Kleidern, namentlich aber in sauber aufgesteckten Hauben, mit langen bunten fliegenden Bändern, welcher Kopfputz ihre Hauptleidenschaft war.

Was nun meine kleine Person anbelangt, so wurde dieselbe begreiflicherweise Tag für Tag größer und stärker, und wenn mich auch in der ersten Zeit gewaltige Sehnsucht nach den Freuden des

Kasernenplatzes und Geschützschuppens bewegte, so fing ich doch auch in kurzer Zeit an, mich in dem kleinen Grenzstädtchen heimisch zu fühlen. Man muß übrigens nicht glauben, daß ich das frühere Soldatenleben vergessen, daß ich der blanken Miranda, des guten Poltes, sowie der Geheimnisse der düsteren Montirungskammer mit weniger Liebe gedacht. — Gewiß nicht! Diese angenehmen Erinnerungen an meine Kinderjahre bewahrte ich fest im Herzen, und um so mehr, da ich ja dazu bestimmt war, nach einigen Jahren selbstthätig und mitwirkend wieder in das Militär einzutreten. Ob ich eigentlich große Lust dazu hatte, wollte mir nicht recht klar werden, und glaube ich fast das Gegentheil versichern zu können, denn oftmals, wenn ich an die dumpfen Kasernenstuben dachte, an die Betten mit den harten Strohsäcken, an Exerciren bei Kälte und Schnee, das ich Alles mit angesehen, sowie an Wache und Arrest, so fühlte ich ein eigenthümliches, fast schmerzliches Zucken in meinem Herzen und konnte oftmals den Gedanken haben, ein anderer Lebensberuf, ein anderer Stand sei auch nicht zu verachten.

Dagegen waren es immer wieder die Briefe meines alten Freundes, des Unteroffizier Poltes, der häufig an meinen Vater schrieb, welche die Lust zum Soldatenleben wieder in mir rege machten. Poltes hatte ebenfalls die Batterie verlassen, da aber sein Gesundheitszustand sich mehr und mehr verschlimmerte, er auch mit der Feder außerordentlich gut umzugehen wußte, so hatte man ihn auf ein Steueramt zum Schreiben commandirt, und da saß er nun hinter angelaufenen Scheiben, vor sich einen schmalen Hof mit schwarzen Brandmauern, am Ende seiner Feder kauend und dachte an die Kaserne, an die rasselnde und glänzende Batterie und an die dreifache Garnitur-Montirungsstücke, die er einstens commandirt. In solchen Seelenzuständen schrieb er an meinen Vater und dachte dabei an mich. „Was macht der Major? Hoffentlich wird der Junge groß und stark, lernt etwas

Tüchtiges und gibt mir bald selbst die Meldung, daß ich mich nach einer Batterie für ihn umsehen soll. Das thu' ich nun freilich für mich schon oft genug, es will sich aber immer noch nichts Passendes finden. Daß unser Hauptmann als Major in den Ruhestand versetzt worden ist, hast Du hoffentlich gehört. Sie haben einen neuen, ziemlich jungen Capitän von der Hauptstadt herüber geschickt, was unsern Premier-Lieutenant und den Herrn Lieutenant von Schwenkenberg so empörte, daß Beide um ihre Versetzung einkamen. Dies ist ihnen denn auch, aber nicht in Gnaden, bewilligt worden, der Erste wurde zur Festungs-Compagnie nach J. versetzt, wo er seinen ewigen Groll an den Mauern der Citadelle auslassen kann; der Lieutenant von Schwenkenberg aber nach D. und wird noch langsamer und schwerfälliger im Reden sein, als bisher."

„Mir geht es nicht besonders, alter Freund," hieß es an einer anderen Stelle; „ist mir doch gerade, als wenn ich verdammt wäre zu einem ewigen Gefängniß, und wenn ich einmal zum Sterben komme, was nächstens geschehen wird, so muß ich dahin gehen im Staube von Aktenbündeln, und hätte doch so gerne meinen letzten Blick auf ein Geschützrohr fallen lassen, auf eines, das gerade zufällig so herrlich in der Sonne funkelt. Ach! die Jugendzeit war prächtig und kommt mir jetzt mehr als je in meinen Träumen vor. So ein Morgen in Duft und Glanz, wenn wir lustig sangen und die Pferde schnaubten, und die Geschütze so dumpf auf der Landstraße dröhnten! Oder wenn es dahin ging in tollem Jagen, eine Anhöhe hinauf, hinter welcher der Feind stand: — — Batterie — h-a-a-a-alt! — — Ja, Batterie halt! wird mir auch bald vom obersten Chef sämmtlicher Kanoniere zugerufen werden, und über diesen wichtigen Moment habe ich meine letzten Bestimmungen testamentarisch niedergelegt. Man soll mir ein hölzernes Kreuz machen von zwei Geschützröhren, und daß Du das besorgst, dafür bürgt mir Deine alte Freundschaft. — Meinen

Lebenslauf vor Augen laß den Major nur was Tüchtiges lernen; er muß die Epauletten bekommen und später einmal eine Batterie commandiren. An mich denken wird er häufig genug, deß bin ich von ihm überzeugt, denn auf der ganzen weiten Welt wird sich Niemand so über sein Glück freuen wie ich. Ja, wenn er einmal die Epauletten hat, und besucht mich, der ich dann unter dem bezeichneten Kreuz liege, so werde ich es fühlen, trotz sechs Schuh Erde und trotzdem mir schon Gras und Baumwurzeln in die Ohren gewachsen sind."

Durch ähnliche Talente, wenn auch in kleinerem Maßstabe, wie mein Vater sie besaß, hatte ich mir in kurzer Zeit die Liebe meiner Schul- und Spielkameraden erworben. Mit den Rädern eines alten Pfluges, auf dem ein Stück hölzerner Brunnenröhre befestigt wurde, hatten wir ein außerordentlich schönes Stück Geschütz hergestellt, das ich natürlicher Weise Miranda taufte und vermittelst welchem ich meinen Spielkameraden das Artillerie-Exercitium beibrachte. Auch die Geschenke der Kanoniere, bei meinem Abgang aus der Kaserne wurden auf's Zweckmäßigste verwendet, und die alten Montirungsknöpfe, Sporenräder, namentlich aber die Säbelquasten verschafften mir manche feste und nutzenbringende Freundschaft. Ueberhaupt wurde ich von meinen Kameraden als Kind eines Soldaten und als bestimmt, einstens selbst den Säbel zu tragen und ein Geschütz zu führen, mit einer gewissen Hochachtung, ja Ehrfurcht betrachtet. Auch ging hier schon die Prophezeihung der Madame Hammer, welche meinem Eintritt in die Welt Vorschub geleistet, theilweise in Erfüllung, denn die Knabencompagnie hatte mich zu ihrem Major ernannt, welche Stelle ich mit dem möglichsten Anstand auszufüllen mich bestrebte. Meine Mutter war über diese Auszeichnung sehr erfreut, und wenn ich mit kindischer Gravität äußerst ernsthaft die Meldung meiner Untergebenen, welche mich mit „Herr Major" anredeten, annahm,

so dachte sie schmunzelnd der Stunde meiner Geburt, wo Musik erschallte und der Unteroffizier rief: „Dort kommt der Major!“

Unter meinen Knabenfreundschaften war, wie das immer zu geschehen pflegt, eine dauernder und fester, und zwar mit dem Sohne des herrschaftlichen Gärtners. Eben so sehr wie zu der Person meines Gespielen fühlte ich mich zu dem Geschäft seines Vaters, welches auch schon theilweise das meines Freundes war, hingezogen, denn auch er mußte schon thätige Hülfe leisten, Unkraut ausjäten, Blumentöpfe sortiren, Etiketten schreiben und dergleichen mehr. Durch dies letztere Geschäft hatte er eine Menge lateinischer Benennungen gelernt, die er bei Spaziergängen mit dem Lehrer, wenn wir irgend eine merkwürdige Blume fanden, vor der ganzen Schule anwenden mußte. Hierdurch und weil er überhaupt einer der fleißigsten und gesetztesten Schüler war, sehr ruhig und überlegt sprach, an recht kindischen Streichen keinen Antheil nahm, so hieß er der weise Vogel, da sein Geschlechtsname Vogel war.

Bald waren wir unzertrennlich, und so wie ich die Schulstunden hinter mir hatte, eilte ich davon und war seelenvergnügt, wenn mich der Gärtner mit einer kleinen leichten Arbeit beauftragte. Mir war so wohl unter den Pflanzen und Blumen, und ich hatte auch ein Geschick in der Behandlung derselben. Hatte doch der Gärtner schon einigemal alles Ernstes mit meinem Vater gesprochen und ihm zugeredet, er solle mich ihm in die Lehre geben. Wer weiß auch, was geschehen wäre, wenn sich nicht meine Mutter auf's Festeste und Bestimmteste dagegen erklärt hätte, unterstützt von ein paar alten Frauen ihrer Bekanntschaft, worunter die Schulmeisterin, deren Mann viel lieber im Garten als in der Schulstube sei, wodurch er seinen Vorgesetzten ein Aergerniß gebe und unmöglich weiter kommen könne, erklärte sie sich auf's Entschiedenste gegen die Erlernung der Gärtnerei und meinte, Jemand wie ich, dem die Epauletten nicht fehlen könnten, ja, den das Schicksal bei der Geburt schon zum Major bezeichnet, dürfe

nicht daran denken, ein, wenn auch an sich recht respektables Geschäft, wie die Gärtnerei, zu erlernen,

Und wie früher in der Kasernen-Restauration bei Unteroffizier Wortmann, so führte auch Mama bei Steueraufseher Wortmann fort und fort das Regiment des Hauses mit unumschränkter Gewalt. Und nicht nur war sie bei uns im Hause tonangebend, sie hatte sich vielmehr auch bei ihren Bekannten eine gewisse Herrschaft zu erringen gewußt, so daß nur das geschah, was die Steueraufseherin Wortmann durch ihr Beispiel zur Nachahmung empfahl. War sie doch lange in einer großen Stadt gewesen, hatte Generale und Prinzen genug gesehen, ja mit einem der letzteren sogar gesprochen. Das war nämlich an einem heißen Manövertage gewesen, wo sich Se. Hoheit herabließ, ein Gläschen Rum anzunehmen, das ihm von der freundlichen Marketenderin angeboten wurde. Natürlich wurde dieser Vorfall mit einigen Nebenumständen erzählt, und wenn meine Mutter ihn den erstaunten Zuhörerinnen vorgetragen, so blieb man zweifelhaft, ob Se. Hoheit der Prinz damals bei uns nur zum Kaffee gewesen sei, oder ob er huldreich ein Gabelfrühstück eingenommen. Das Letztere schien am unzweifelhaftesten.

Auch was die Haushaltungen verschiedener vornehmer Damen, der Majorin A., der Obristin B. anbelangte, so war meine Mutter auf's Genaueste unterrichtet, und wußte der Schulmeisterin, der Frau des Steuer-Controleurs, ja sogar der regierenden Bürgermeisterin manchen praktischen Wink zu geben. Ueber Leindwand-Verhältnisse, besonders Waschangelegenheiten, war sie aus leicht zu erklärenden Gründen auf's Genaueste unterrichtet, hatte auch hie und da die Zurüstung zu einem außerordentlichen Mittagsessen oder einem großen Thee mit ansehen dürfen und ahmte daraus mit einigem Geschicke nach. Daß bei diesen Nachahmungen zuweilen Kleinigkeiten mangelten, der Thee im Wasserkessel auf den Tisch kam und der Spülnapf dazu benutzt wurde, um aus

demselben das allzu starke Getränk zu verdünnen, oder daß bei einem Mittagsessen nach der Suppe ein marinirter Häring kam, oder der Salat so verzuckert war, daß er für eine süße Schüssel hätte gelten können, — Gott! Wen geniren solche Kleinigkeiten! Trotz alledem sprach man doch mit großer Achtung von unserem Hause und staunte die oft merkwürdigen Phantasien an, an denen es Madame Wortmann nie fehlte.

So hatte sie in früheren Jahren gehört, daß die Töchter des Hauses, wenn sie einmal sechszehn Jahre alt geworden seien, in die große Welt eingeführt werden. Obgleich meine Mutter keinen rechten Begriff davon hatte, so beschloß sie doch, diese Feierlichkeit nach eigener Erfindung, als meine Schwester siebenzehn Jahre alt geworden war, mit möglichstem Pompe auszuführen. Sie lud die uns befreundeten Honoratioren des Städtchens zu einem großen Kaffee zusammen, und nachdem sich alle in eine höchst feierliche Stimmung hinein gegessen und getrunken hatten, sagte Madame Wortmann in einer rührenden Rede: sie wolle sich am heutigen Tage erlauben, ihre älteste Tochter in die Welt einzuführen. Da mußte ich die Thüre des Nebenzimmers so weit öffnen, als es möglich war, und hinter einem Vorhange hervor, den Mama zu diesem Zwecke selbst dort angebracht und nun eigenhändig wegzog, trat meine Schwester in weißem Kleide, Blumenkranz und Schleier im Haar, vor die erstaunte Versammlung, wurde von jeder Einzelnen mit großer Rührung begrüßt, küßte der Reihe nach die Hand, wurde wieder auf die Stirne geküßt und bekam auf diese Art Sitz und Stimme im Kaffeerathe. Dieser solenne Akt des Einführens erwachsener Töchter in die Welt fand im Städtchen große Nachahmung und freute man sich darauf, wie auf andere Feierlichkeiten im Leben.

Daß mein Vater all' diesen Geschichten ziemlich fern blieb, brauche ich wohl nicht zu sagen. War er früher im Militärdienste pünktlich gewesen, so war er es jetzt bei der Steuerpartie wo

möglich noch mehr; ja, er erwarb sich die Liebe seiner Vorgesetzten in hohem Grade, und bei einer Visitation, die der Oberinspektor abhielt, gab ihm dieser Hoffnung auf ein Avancement zum Steuer-Controleur.

Meine Erziehung wurde übrigens durchaus nicht vernachläßigt. Außer den Schulstunden wurde noch durch Privatunterricht in der Mathematik und in Sprachen nachgeholfen, und mein Vater verwendete jeden freien Augenblick auf meine militärische Ausbildung. Mit sechszehn Jahren konnte ich exerciren wie ein Unteroffizier und wußte den ganzen Artillerieleitfaden so auswendig, daß mein Vater, obgleich er nicht viele Worte zu machen pflegte, doch eines Tags den Schulmeister versicherte, ich habe Kenntnisse wie ein Oberfeuerwerker, und was Artilleriekunde anbelange, so könne ich mich morgen zum Offizier-Examen melden.

Um diese Zeit kam denn auch ein Brief des Unteroffizier Poltes, worin er uns die Mittheilung machte, daß es ihm persönlich sehr schlecht gehe, daß er aber eine Batterie gefunden habe, in der nur ein paar Freiwillige seien, die auf Avancement zum Offizier dienten, deren Capitän sich aber bereit erklärt habe, den Sohn eines braven Unteroffiziers aufzunehmen.

Viertes Kapitel.

Der Major wird durch einen Freund seines Vaters dem Brigade-Commandeur vorgestellt, und da man militärische Kenntnisse an ihm entdeckt, zum Kanonier angenommen.

Es geht Einem mit dem Militärleben in mancherlei Beziehungen wie mit dem Reisen in südlichen Ländern, namentlich im Orient: von außen Pracht und Herrlichkeit, Glanz und Schim-

mer. Wie dort eine Stadt, so staunt man hier das schöne Schauspiel eines manövrirenden Regimentes, einer feuernden Batterie, ja eines einzelnen Reiters bewundernd an, und meint, mit jedem Schritte, mit dem man näher hinkommt, würden sich immer reichere und herrlichere Details entfalten, und wenn man erst selbst ein Bestandtheil jener strahlenden Maschine geworden, so wäre des Glücks kein Ende. Um aber einen anderen nicht minder passenden Vergleich anzuführen, so geht es im Militärleben im Frieden wie auf den Brettern, welche die Welt bedeuten: wer hinter die Coulissen schaut, der zieht die Augenbrauen hoch empor, zuckt mit den Schultern und fragt sich: wie konnte ich mich so täuschen lassen?

Die offene Scene beim Militärleben ist für den Zuschauer das an einem schönen Tage marschirende Regiment, der friedliche Feldzug, Manövertage genannt; hinter den Coulissen aber ist das Kasernenleben, Exerciren, Waffen- und Knöpfeputzen, Wachen aller Art, kurz der sogenannte Gamaschendienst, nicht zu vergessen die unruhige Nacht auf einem harten Strohsacke zu sechszehn in einem dumpfen Kasernenzimmer. Aber für Jeden, der später in die Welt hinaus will, ist es ersprießlich, all' diese kleinen Leiden und Täuschungen in früher Jugend kennen zu lernen, und eine prächtige Vorschule für jeden spätern Wirkungskreis; — lernt man doch Subordination gegen den Vorgesetzten und gegen das Schicksal, und bekommt eine dicke Haut, so daß wir die tausend Nadelstiche, denen wir später ausgesetzt sind, leichter ertragen können, sie uns kaum mehr wehe thun. — —

Als ich unser kleines Grenzstädtchen und das elterliche Haus verließ, that ich das mit schwerem Herzen, denn alle die zurückbleibenden lieben Freunde beeiferten sich, mir ihren Schmerz über unsere Trennung darzuthun. Hatte ich beim Abgang aus der Kaserne viel unnütze Sachen geschenkt erhalten und mitgeschleppt, so ging es mir bei der jetzigen Trennung fast ebenso; nur hätte

ich einen eigenen Wagen gebraucht, um mit mir zu nehmen all' die Freundschaftsbezeugungen, bestehend in geräucherten Würsten, Aepfeln, Nüssen, Backwerk der verschiedensten Art, dann Bücher, Schreibpapier, kurz alle möglichen Artikel, nicht zu vergessen eine ganze Schachtel Sämereien meines Freundes, des weisen Vogel, die er mir mitgeben wollte, und dabei die Hoffnung aussprach: „Siehst Du, lieber Freund, die Garnison, wo Du hinkommst, soll eine große Festung sein mit Gräben und Wällen; vielleicht findest Du einmal auf letzteren irgend ein Plätzchen, wo es Dir erlaubt ist, einen kleinen Blumengarten für Dich anzulegen." Mein Vater lächelte eigenthümlich, als der gute Vogel so sprach, und meinte, er mache sich einen ganz sonderbaren Begriff von einer königlichen Umwallung; „da wird kein Blumengarten gut gethan," sagte er; „das Einzige, was da geduldet wird, ist sehr kurz geschorenes Gras, schön geordnete Kugelhaufen und alte, mürrische Wallgeschütze." Die Sämereien mußten also, wie so vieles Andere, zurückbleiben, Vater Wortmann hatte mir höchst eigenhändig einen Tornister angefertigt, in welchen das nothwendige Weißzeug verpackt wurde. Was ich an Civilanzügen mitnehmen sollte, trug ich auf dem Leibe. Wozu auch mehr? bei der Compagnie fanden sich ja genug alte Commißwöllchen vierter und fünfter Garnitur; dagegen aber erhielt ich eine Artilleriedienstmütze, sowie einen Säbel meines Vaters, der quer auf meinen Tornister geschnallt wurde, damit man schon von Weitem sehe, weß Geistes Kind ich sei.

Die beiden letztgenannten Stücke übergab mir mein Vater mit großer Feierlichkeit, und kam ich mir in selbigem Augenblicke vor wie jener junge Ritter, zu welchem sein Erzeuger bei einer ähnlichen Veranlassung sagte:

Sohn, hier hast du meinen Speer;
Meinem Arm ist er zu schwer.

Dabei kann ich nicht vergessen, wie dieses an sich so rührende Lied in der Kaserne parodirt wurde.

Sohn, hier hast du meinen Sabel;
Mir wird mit der Zeit ganz miserabel.

Daß der Abschied von den Meinigen sehr rührend war, brauchte ich eigentlich nicht zu erwähnen. Meine Mutter weinte heftig, meine Schwestern schluchzten so laut, als sei dies ein Abschied auf Nimmerwiedersehen, und selbst mein Vater konnte kaum seine Thränen zurückhalten und zog seine beiden Hände zu wiederholten Malen tief in die Rockärmel zurück, wie er bei großen Veranlassungen zu thun pflegte. Endlich entlief ich den Thränen, den Umarmungen, den Segenswünschen, ließ das kleine Haus, wo meine Eltern wohnten, hinter mir, dann die schmale Gasse, wo ein paar Dutzend Bekannte mir aus den Fenstern alles mögliche Gute nachriefen, dann das alterthümliche Stadtthor und zuletzt meine Schulkameraden, die mich eine Stunde Weges weit begleitet hatten. Der weise Vogel trennte sich zuletzt von mir, nachdem er mir noch einen Strauß Feldblumen an der Mütze befestigt, und mich dringend ersucht, die schönen lateinischen Namen derselben nicht zu vergessen.

Nach einer halben Stunde schob sich ein Hügel zwischen mich und das kleine Grenzstädtchen, dann war ich allein in der weiten freien Natur, vor mir die lange Chaussee, über mir den klarsten blauen Himmel, rings um mich her aber das erste frische Grün des Frühjahrs.

Da ich ziemlich kräftig herangewachsen war — für meine sechszehn Jahre war ich freilich nicht lang aufgeschossen, vielmehr ziemlich untersetzt, — so wurde mir das Marschiren leicht, und ich erreichte am Abend bei guter Zeit das kleine Städtchen, welches mir mein Vater zum ersten Nachtquartier vorgeschrieben. Unterwegs war mir nichts Besonderes passirt; nur einmal begegnete mir ein sehr wohlwollender und freundlicher Gensdarm, der sich mit großer Theilnahme nach dem Ziel meiner Reise erkundigte. Ich zeigte ihm meinen Paß, und als er gelesen: „Vorzeiger dieses &c.

begibt sich nach M., um bei dem dortigen Artillerie-Brigade-Commandeur die Erlaubniß nachzusuchen, der und der Batterie zugetheilt zu werden," entließ er mich freundlich mit einem militärischen Gruße. Ich muß gestehen, der Gruß von dem stattlichen Gensdarmen that mir sehr wohl. Sollte doch auch ich bald eine glänzende Uniform tragen. Und wie freute ich mich darauf! Ueberhaupt war meine Lust zum Soldatenleben in der kurzen Zeit, seit ich das Vaterhaus verlassen, wieder bedeutend in mir rege geworden. Alte, halb vergessene Bilder tauchten wieder auf, das lebendige Treiben im Kasernenhof, die rauschende Musik der Infanterie, die täglich an unserem Fenster vorüberzog, die staubbedeckte Batterie, die so geheimnißvoll auf dem Pflaster dröhnte, und dann die Erzählungen der Unteroffiziere und Gemeinen, wenn sie bei meiner Mutter ihren Schnaps tranken und von Manöver, Marsch und Einquartirung sprachen.

In dem Grenzstädtchen, wo ich bis jetzt gelebt, gab es außer meinem Vater und den andern Steuerbeamten nur wenige uniformirte Personen, die der Beachtung werth gewesen wären; die beiden alten Polizeidiener in ihren abgeschossenen Röcken zählten eigentlich gar nicht mit, und eben so wenig die gestickten Fräcke des Postinspektors und Bürgermeisters, die am Geburtstage Seiner Majestät des Königs zum Vorschein kamen. — „Ich dagegen," so sprach ich zu mir selber in jugendlichem Uebermuthe, „wenn ich in einem Jahre nach Haus komme, da werde ich ihnen zeigen, was eine Uniform und was ein Soldat ist. Hab' dann vielleicht schon ein paar goldene Tressen am Arm und werde angestaunt werden von Alt und Jung. — Ach ja! hoffentlich auch von den jungen Mädchen, vielleicht sogar, daß es Bürgermeisters Anna der Mühe werth findet, sich verstohlen nach mir umzuschauen!" Bei diesen Gedanken blickte ich selbst verstohlen um mich her, und obgleich weit und breit kein menschlich Wesen war,

das mir hätte in die Augen schauen können, fühlte ich doch, wie ich über und über roth wurde. — —

Den andern Tag kam ich auch richtig nach M., begab mich in ein bescheidenes Gasthaus, putzte am folgenden Morgen meine Kleider, namentlich die Knöpfe, auf's Sorgfältigste, ebenso den messingnen Griff meines Säbels, stäubte meinen Tornister ab und ebenso meine Feldmütze, nachdem ich vorher den verwelkten Blumenstrauß des weisen Vogel in meine Brusttasche gesteckt. Dann begab ich mich mit einigem Herzklopfen nach der Kanzlei des Brigade-Commandeurs. Mein Vater hatte mir ein Schreiben mitgegeben an einen alten Freund seiner ehemaligen Batterie, der als Schreiber zum Stab abgegangen war. Diesen sollte ich vor allen Dingen aufsuchen und ihn bitten, die einleitenden Schritte für mich zu thun, damit ich dem Herrn Brigade-Commandeur baldigst vorgestellt würde.

Die Wohnung desselben hatte ich bald aufgefunden; es war das ein stattliches Gebäude, vorn mit einem großen Hofe, der von einem Gitter umschlossen war, an dessen Eingang ein Kanonier mit gezogenem Seitengewehre behaglich in der warmen Morgensonne umherschlenderte. Er betrachtete mich forschend von oben bis unten und sagte lächelnd: „Na, wo willst denn Du hin?" — „Zu dem Herrn Brigade-Commandeur," antwortete ich ihm. — „Direkt?" entgegnete die Schildwache; „da mußt Du früh aufgestanden sein. Wirst besser thun, wenn Du einen kleinen Umweg machst. So durch die Anmeldungskanzlei hindurch. — — Na, ich verstehe," fuhr er fort, als er sah, daß ich meinen Brief aus der Tasche zog, wirst schon was Schriftliches haben. Da, links im Hofe Nro. 4, wo die Schreiber im Feuer exerciren, da klopf' nur an, und wenn auch Keiner „herein!" ruft, so mach' nur die große Thüre auf; fressen werden sie Dich gerade nicht. Apropos," sagte er, als ich mich zum Weggehen anschickte, „wie viel Uhr

kann es wohl sein?" — „Halb Zehn." — „Also noch eine halbe Stunde bis zur Ablösung, verdammt lange! Na! 's geht auch vorüber." Damit warf er seinen Säbel in den Arm und schlenderte gähnend von mir weg.

An der bezeichneten Thüre Nro. 4 klopfte ich leise an, einmal, zweimal, dreimal, denn trotz dem Rathe der Schildwache war ich doch zu schüchtern, ohne Erlaubniß einzutreten. Als ich schon den Finger zum vierten Male gekrümmt hatte, vernahm ich drinnen eine laute, fast zornige Stimme, die „R-r-r-rein!" schrie, so daß es durch's ganze Haus dröhnte. Ehe ich ihr Folge leistete, nahm ich bescheiden meine Feldmütze ab, dann trat ich in ein ziemlich großes Gemach, in dem sich vier weiß angestrichene Schreibpulte befanden, die wie große Vogelbauer aussahen, denn bis an die Decke waren sie mit einem hölzernen Gitterwerk umgeben, hinter welchen vier Köpfe auftauchten, deren Augen mich neugierig anschauten. In der Mitte des Zimmers stand ein großer Mann in der Artillerieunterofficier-Uniform, den Waffenrock unten aufgeknöpft, mit gespreizten Beinen, und schaute mich den Eintretenden mit finsterem Stirnrunzeln an. Von seinen Gesichtszügen war wenig zu sehen; unter buschigen Augenbrauen hatte er die Augen zusammengekniffen, und der Schnurr- und Backenbart nach dem neuen Reglement bedeckte die ganze untere Partie seines Gesichtes. Zum Ueberfluß hatte er noch eine Schreibfeder mit großer Fahne quer in den Mund genommen.

„Na, da bin ich begierig," sagte der finster aussehende Mann, nachdem er mich eine Weile gemustert, „was aus dem Tornister herausspazieren wird. Bombardier Knöller," wandte er sich an einen der Schreibenden, „haben Sie vielleicht wieder eine Ahnung über diese Sache?" — Der Gefragte antwortete durch ein blödsinniges Lächeln und schrieb dann ruhig weiter. Ich hatte unterdessen mein Schreiben hervorgeholt und es dargereicht. Der Unterofficier nahm es, schlug mit der flachen Hand auf die Adresse,

um den überflüssigen Sand zu entfernen, dann betrachtete er die Schriftzüge genau, und rief auf einmal laut: „Soll mich doch der-r-r-r — holen, wenn das nicht die Pfote des alten Wortmann ist. — Und Du?" wandte er sich gegen mich, „ja das kann nicht fehlen, straf' mich Gott! Du bist Wortmann's Major oder ich will eine Schlagröhre sein. Bomben und Hagel! ist mich der Kerl gewachsen! ist kaum zwei Käse hoch und trägt schon eine Artillerie-Dienstmütze; hat auch ein Brodmesser aufgeschnallt. Na, die Sache wird immer schöner. Hat man je so etwas erlebt? — Bombardier Knöller, das ist der Major, von dem ich Ihnen schon erzählt. — Herr Major, ich freue mich außerordentlich, Ihre Bekanntschaft zu erneuern." Damit ergriff er meine Hand, lachte laut hinaus, und die vier Schreiber, die mich mit langgestreckten Hälsen durch das Gitterwerk anschauten, lächelten ebenfalls.

Nachdem in seinem Lachen einige Ruhe eingetreten war, öffnete er den Brief meines Vaters, las ihn durch, nickte zuweilen mit dem Kopfe und sagte am Ende: „Ganz gut! vortrefflich! Die Sache wollen wir gleich arrangiren. Ich werde den Herrn Hauptmann Schmelzer sogleich in Kenntniß setzen, und Du sollst dem Herrn Obersten, noch ehe er zur Parade geht, vorgestellt werden. — Teufel! da habe ich eine vortreffliche Idee. Er macht so eben seinen Morgenspaziergang in den kleinen Gärten neben dem Hofe. Wenn er Dich so mit dem Tornister sähe, aber ganz unverhofft, daß er fragen müßte, wer Du seist, und was Du wollest, das wäre am allerbesten. Fassen wir die Sache sogleich an vier Zipfeln. Man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist. Du Bursch, Kopf in die Höh', Brust heraus, blas' die Backen auf, gib Deinem Gesicht ein Ansehen, und wenn Du eine Figur erscheinen siehst, wie Schippenbauer — Gott verdamm' meine schlechten Späße!" unterbrach er sich selber, „ich kann mir das nicht abgewöhnen — wollte ich doch sagen, wenn Du einen Offizier eintreten siehst mit schwarzem Haar, schwarzem Bart, schwarzen

lockt. Er trug die Hauptmanns-Uniform und stand, eine mächtige Brieftasche in der Hand, in sehr steifer Haltung hinter seinem Vorgesetzten. Die Schildwache am Thor schien außerordentlich befriedigt, daß die Langweiligkeit des Hofes durch ein unerwartetes Schauspiel belebt würde.

„Sehen Sie, Herr Hauptmann Schmelzer," sagte der Oberst, nachdem er mich ein paar Augenblicke betrachtet, „das ist ein Soldatenkind, welches sich anschickt, den höchst ehrenvollen Stand seines Vaters zu ergreifen, — ein Entschluß, der zu loben ist, besonders weil er sehr selten vorkommt. Will doch Alles in der Welt einen scheinbar bessern Stand ergreifen, als der des Vaters. Der Sohn des Handwerkers schämt sich der väterlichen Werkstätte und will Kaufmann werden, der Sohn des Kaufmanns will um allen Preis studiren oder sich zum Künstler heranbilden. Ich versichere Sie, Herr Hauptmann Schmelzer, daß die Alten, mit ihrem strengen Kastengeiste, wohl wußten, was sie thaten. — Das aber in Parenthese. – Wie heißt Du?" wandte er sich an mich.

„Friedrich Wilhelm Wortmann," gab ich zur Antwort.

„Friedrich Wilhelm Wortmann. Und kann also exercieren?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Hat auch vielleicht den Artillerie-Leitfaden schon angeschaut?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Kennt die Verpackung eines zehnpfündigen Granatwagens?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Und die Anfertigung einer Leucht- und Stinkkugel?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Wir wollen das untersuchen, Herr Hauptmann von Schmelzer. Sorgen Sie dafür, daß die Papiere des jungen Menschen bestens untersucht werden, auch er selbst, ob er körperlich tüchtig ist, und wenn sich Alles das zu seinen Gunsten herausstellt, so soll man ihn prüfen, ob er wirklich das Exercitium inne hat, und in dem Falle an dem übermorgenden Bombardier-Examen Theil nehmen

lassen. Nicht, als ob ich daran dächte, ihn schon im Voraus zu avanciren, — Gott soll mich bewahren! — sondern nur, um ihm einen Sporn zu geben, der ihn veranlaßt, durch gute Aufführung eifrigst nach den Treffen zu streben. Auch als Empfehlung an seinen künftigen Batterie-Chef. Hat er einen Wunsch in dieser Richtung?"

„Mit der gnädigsten Erlaubniß des Herrn Obersten," erwiederte der Wachtmeister, „wünscht er der achten Fußcompagnie zugetheilt zu werden."

„Hauptmann von Bitter in D.," entgegnete nachdenkend der Oberst, wobei er den Kopf schüttelte und die Augenbrauen hoch emporzog. „Warum gerade dahin?"

„Der Vater des jungen Menschen hat in D. einen guten Freund, ebenfalls früher Unteroffizier, jetzt bei der Steuer-Partie, der ihm mit Rath und That an die Hand gehen wird," meldete der Wachtmeister. „Auch sind bei der achten Fußcompagnie nur zwei Freiwillige, die auf Avancement dienen."

„Meinetwegen," sagte der Oberst; „der Premier-Lieutenant dorten ist der von Schwenkenberg, ein braver Mann. — Also Gott befohlen!" Damit neigte er seinen Kopf leicht gegen mich hin und ging mit dem Hauptmann Schmelzer nach dem Garten zurück, wo er hergekommen war. Der Wachtmeister faßte mich am Kragen und zog mich in die Stube Nro. 4 zurück. „Siehst Du, Major," sprach er dort, wobei er sich die Hände vor Vergnügen rieb, „Du hast mehr Glück als Verstand. Wirst da ohne Anstand angenommen und darfst ohne Weiteres das Bombardier-Examen machen. So gut ist's Unsereinem nicht geworden. Ja, Major, es wird doch am Ende noch wahr, was man Dir bei Deiner Geburt prophezeit. Weßhalb übrigens Dein Vater auf die achte Fußbatterie versessen ist, kann ich mir auch nicht erklären. Freilich lebt der alte Poltes in D., aber der kann Dir nicht mehr viel helfen. Habe ich doch vor ein paar Tagen einen

lockt. Er trug die Hauptmanns-Uniform und stand, eine mächtige Brieftasche in der Hand, in sehr steifer Haltung hinter seinem Vorgesetzten. Die Schildwache am Thor schien außerordentlich befriedigt, daß die Langweiligkeit des Hofes durch ein unerwartetes Schauspiel belebt würde.

„Sehen Sie, Herr Hauptmann Schmelzer," sagte der Oberst, nachdem er mich ein paar Augenblicke betrachtet, „das ist ein Soldatenkind, welches sich anschickt, den höchst ehrenvollen Stand seines Vaters zu ergreifen, — ein Entschluß, der zu loben ist, besonders weil er sehr selten vorkommt. Will doch Alles in der Welt einen scheinbar bessern Stand ergreifen, als der des Vaters. Der Sohn des Handwerkers schämt sich der väterlichen Werkstätte und will Kaufmann werden, der Sohn des Kaufmanns will um allen Preis studiren oder sich zum Künstler heranbilden. Ich versichere Sie, Herr Hauptmann Schmelzer, daß die Alten, mit ihrem strengen Kastengeiste, wohl wußten, was sie thaten. — Das aber in Parenthese. – Wie heißt Du?" wandte er sich an mich.

„Friedrich Wilhelm Wortmann," gab ich zur Antwort.

„Friedrich Wilhelm Wortmann. Und kann also exercieren?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Hat auch vielleicht den Artillerie-Leitfaden schon angeschaut?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Kennt die Verpackung eines zehnpfündigen Granatwagens?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Und die Anfertigung einer Leucht- und Stinkkugel?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Wir wollen das untersuchen, Herr Hauptmann von Schmelzer. Sorgen Sie dafür, daß die Papiere des jungen Menschen bestens untersucht werden, auch er selbst, ob er körperlich tüchtig ist, und wenn sich Alles das zu seinen Gunsten herausstellt, so soll man ihn prüfen, ob er wirklich das Exercitium inne hat, und in dem Falle an dem übermorgenden Bombardier-Examen Theil nehmen

lassen. Nicht, als ob ich daran dächte, ihn schon im Voraus zu avanciren, — Gott soll mich bewahren! — sondern nur, um ihm einen Sporn zu geben, der ihn veranlaßt, durch gute Aufführung eifrigst nach den Tressen zu streben. Auch als Empfehlung an seinen künftigen Batterie-Chef. Hat er einen Wunsch in dieser Richtung?"

„Mit der gnädigsten Erlaubniß des Herrn Obersten," erwiederte der Wachtmeister, „wünscht er der achten Fußcompagnie zugetheilt zu werden."

„Hauptmann von Bitter in D.," entgegnete nachdenkend der Oberst, wobei er den Kopf schüttelte und die Augenbrauen hoch emporzog. „Warum gerade dahin?"

„Der Vater des jungen Menschen hat in D. einen guten Freund, ebenfalls früher Unteroffizier, jetzt bei der Steuer-Partie, der ihm mit Rath und That an die Hand gehen wird," meldete der Wachtmeister. „Auch sind bei der achten Fußcompagnie nur zwei Freiwillige, die auf Avancement dienen."

„Meinetwegen," sagte der Oberst; „der Premier-Lieutenant dorten ist der von Schwenkenberg, ein braver Mann. — Also Gott befohlen!" Damit neigte er seinen Kopf leicht gegen mich hin und ging mit dem Hauptmann Schmelzer nach dem Garten zurück, wo er hergekommen war. Der Wachtmeister faßte mich am Kragen und zog mich in die Stube Nro. 4 zurück. „Siehst Du, Major," sprach er dort, wobei er sich die Hände vor Vergnügen rieb, „Du hast mehr Glück als Verstand. Wirst da ohne Anstand angenommen und darfst ohne Weiteres das Bombardier-Examen machen. So gut ist's Unsereinem nicht geworden. Ja, Major, es wird doch am Ende noch wahr, was man Dir bei Deiner Geburt prophezeit. Weßhalb übrigens Dein Vater auf die achte Fußbatterie versessen ist, kann ich mir auch nicht erklären. Freilich lebt der alte Poltes in D., aber der kann Dir nicht mehr viel helfen. Habe ich doch vor ein paar Tagen einen

Brief von ihm erhalten, worin er mir schreibt, er habe seine letzte Vollkugel geladen, und wenn die hinausgepufft sei, so rufe er für ewige Zeiten: Batterie halt! Sonst hast Du bei der achten Fußbatterie verdammt wenig zu hoffen. Der Kapitän Bitter, na, der ist nicht bitter! Eigentlich böse kann man ihn nicht nennen, aber er hat in seinen Ideen ganz confuse Streifen. Des Premierlieutenants von Schwenkenberg wirst Du Dich vielleicht noch erinnern; er ist nicht fetter am Leibe und nicht geschwinder im Reden geworden. Na! im Grunde ist es Einerlei, einen Hacken gibt's überall und ohne Kampf kommt man nicht durch die Welt. — Jetzt wollen wir aber frühstücken gehen."

Das thaten wir denn, und der Wachtmeister Sternberg, der sich meiner überhaupt freundlich annahm, zeigte mir die Merkwürdigkeiten von M.; führte mich bei einigen seiner Kameraden ein und erhielt am andern Morgen die Erlaubniß, das Exercitium leiten zu dürfen, das ich durchmachen mußte, und worin ich, ich kann es wohl sagen, mit Ehren bestand. Ebensogut ging es mir mit dem Bombardier-Examen, und ich hatte das Glück, daß der vorsitzende Offizier zu mir sagte: „Hätten Sie nur sechs Wochen gedient, so würde ich speziell darauf antragen, daß man Ihnen die Tressen gebe. Aber Sie sind ja noch jung und werden sie frühzeitig genug erhalten."

Ein paar Tage nachher verließ ich M. mit frohem Muthe und gelangte nach mehrtägigem Marsche glücklich in D. an.

Fünftes Kapitel.

Ich wohne dem Appell meiner Kompagnie bei, ohne noch zu ihr zu gehören, sehe die Bestrafung eines Küchengehülfen mit an und werde vom Kapitän sehr unfreundlich aufgenommen.

Begreiflicher Weise war mein erster Gang zu Poltes. Ich hoffte ihn auf seinem Bureau zu finden, doch erhielt ich hier die

traurige Nachricht, daß er schon seit vierzehn Tagen nicht mehr zur Arbeit komme und auch wahrscheinlich nie mehr erscheinen würde. Das Frühjahr, den meisten Brustleidenden gefährlich, hatte auch ihn stark mitgenommen. Nach einigem Nachfragen fand ich seine Wohnung, an der Thüre auf einem kleinen Täfelchen stand der Name Poltes, dem er treu geblieben war. Ich klopfte an, drinnen hustete es, dann rief eine matte Stimme: „Herein!“

Mit klopfendem Herzen trat ich in die kleine Stube. Da saß Poltes aufrecht in seinem Bette, und hatte er schon früher eingefallene Wangen gehabt, so war jetzt sein Gesicht kaum mehr zu kennen. Nur die Augen blitzten noch wie damals, und um den Kopf hatte er noch dasselbe rothseidene Tuch geschlungen, das er in früheren Jahren in der Montirungskammer zu tragen pflegte. Seine Stirne war wachsbleich, seine Lippen fahl, und nur die Haut über seinen hervorstehenden Backenknochen war mit einer tiefen, unheimlichen Röthe bedeckt. Er schien mich nicht zu kennen, denn als ich auf ihn zutrat, sah er mich mit einem befremdeten Blicke an. Erst als ich eine meiner Hände auf seine Rechte legte und ihm sagte: „Kennen Sie mich denn gar nicht mehr? haben Sie Ihren kleinen Gehülfen auf der Montirungskammer vergessen?“ da blitzte es in seinen Augen auf und zuckte fast wehmüthig über sein bleiches Gesicht.

„Das ist der Major,“ sprach er mit zitternder Stimme. „Hol' mich Dieser und Jener, es ist der Major. Was bist Du groß und stark geworden! Na, euch ist es recht gut gegangen. Der Alte soll ja nächstens Controleur werden, und unsere Freundin, Madame Wortmann, hat sich zur großen Dame gemacht. Ja, siehst Du, mein Junge, das Leben ist ein tiefer Brunnen mit auf- und absteigenden Eimern. Wenn der Eine hinaufkommt, muß der Andere hinunter.“ Bei diesen Worten überfiel ihn ein starker Hustenanfall. — „Möchte Dir gerne etwas Näheres darüber sagen,“ fuhr er nach einer langen Pause fort.

Ich bat ihn, sich seines Hustens wegen zu schonen. Er entgegnete kopfschüttelnd: „Das hat nicht viel zu sagen; findest Du wirklich, daß ich stark huste? — — Ueberhaupt hast Du noch gar nicht gesagt, wie Du mich eigentlich findest, mein Junge,“ fuhr er eifriger fort; „jetzt haben wir uns doch in fast zehn Jahren nicht wieder gesehen. Findest Du mich sehr verändert? Sag' es gerade heraus.“

Was sollte ich darauf antworten? Glücklicher Weise fiel mir ein, ihm zu sagen: „Lieber Unteroffizier Poltes, ich finde Sie gerade nicht auffallend verändert, Sie sehen nur ein Bischen blaß aus, wie Jeder, der starken Schnupfen und Husten hat.“

— — — — „Du bist ein gescheidter Junge,“ erwiederte er mit matter Stimme. „Ja, die verfluchte Erkältung! Habe sie jetzt schon den ganzen Winter; geht mir aber weit besser, fühle mich so leicht, daß ich fast versuchen möchte aufzustehen und Dich zu Deinem Batteriechef hinzubringen. — — Thut sich aber doch nicht,“ fuhr er nach einer Weile fort, „will mich lieber wieder gerade hinlegen, meine Brust scheint doch ein wenig angegriffen zu sein. Komm, setz' Dich hier oben an mein Bett; ist mir doch, wenn ich Dich sehe, als kehre die alte Zeit wieder, da wir Säbel und Knöpfe zählten.“ Er hatte den Kopf in die Kissen niedergedrückt, wandte mir sein bleiches Gesicht zu und schaute mich mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an. Dabei fuhren seine mageren Hände auf der Bettdecke hin und her, als suchten sie dort etwas. „Vorhin sprach ich davon,“ sagte er, „daß es im Leben auf und ab gehe. Dein Vater und ich sind davon ein paar lebendige Exempel. Dazumal kamen wir zu gleicher Zeit zur Batterie: Wortmann in einem alten geflickten Bauernrock, zu Fuß mit bestaubten Stiefeln, ich in der Equipage meines Onkels, angezogen wie ein junger Prinz, hab' das noch nie Jemanden erzählt, und Dein Vater sprach mir zu Liebe auch nie darüber. Er wollte Unteroffizier werden, vielleicht einmal Feuerwerker, und später,

wenn's hoch käme, Postconducteur; — — nun, ich ärgerte mich darüber, daß es in der Armee keine Generale der Artillerie gäbe, und mochte nicht daran denken, später einmal einen rothen Kragen tragen zu müssen. Geld hatte ich damals genug, lernen mochte ich aber nichts; zum Fähndrichs-Examen ging ich mehrere Male, fiel aber jedesmal durch; beim drittenmal, als mir dies passirte, war ich nahe daran, mir eine Kugel durch den Kopf zu schießen. Hätte ich es nur gethan! doch ich war schon zu sehr herunter, um einen anständigen Entschluß fassen zu können. „Ha!" dachte ich, „das Leben ist schön, und man kann ebenso glücklich sein, trägt man nun Epauletten oder Achselklappe; wenn nur das Bier kalt und der Branntwein stark ist. So blieb ich denn, wurde Unteroffizier und später Kapitän d'Armes. Und da war es, wo ich die Ehre hatte, Deine Bekanntschaft zu machen, Herr Major. Apropos, von wegen dem Spitznamen, laß' Dir dadurch keine Mucken in den Kopf setzen, sei ein braver Soldat, propre und diensteifrig und habe keinen überflüssigen Ehrgeiz. Sind Dir die Epauletten vom Schicksal bestimmt, so wirst Du sie kriegen; vergiß mir aber nicht, daß ein tüchtiger Unteroffizier ein viel ehrenhafteres Mitglied der Armee ist, als ein schlechter Lieutenant — — Ah! — —"

Nach dieser langen Rede, die er mir gehalten, wandte er das Gesicht von mir ab und blieb eine geraume Zeit still und unbeweglich liegen. Ich hätte weinen mögen, konnte aber nicht sprechen, mochte ihn auch nicht zu neuem Reden anfeuern. Ich drückte ihm herzlich die Hand, worauf er mir das Gesicht abermals zuwandte, und mit ganz leiser Stimme sagte: „Ich bin überzeugt, daß Du zuerst zu mir kamst; aber jetzt ist es Zeit, daß Du nach der Kaserne gehst und Deine Papiere abgibst. Du hast doch Papiere vom Brigade-Commandeur?"

Auf diese Frage hin erzählte ich ihm, wie gut es mir in M. gegangen, daß ich den Wachtmeister Sternberg getroffen, daß ich auch das Bombardier-Examen bereits gemacht, und daß ich

von dem vorsitzenden Offizier sogar an meinen neuen Kapitän empfohlen worden sei.

Poltes nickte nach meinen Worten zufrieden mit dem Kopfe und sagte: „Das kann gut gehen; aber jetzt geh', Du bist am Thore gemeldet worden und mußt Dich vor eilf Uhr bei der Batterie einfinden. Heut' Abend oder morgen früh kommst Du mich zu besuchen und erzählst mir von Deiner Aufnahme. Apropos, grüße mir auch den Lieutenant von Schwenkenberg; da mußt Du mich aber nicht Poltes nennen, sondern sagst ihm, Leopold von Berger laß' ihn grüßen. So hieß ich früher einmal," sprach er seltsam lächelnd; „er weiß das ganz genau."

Darauf winkte er mit der Hand zum Abschied und ich verließ das Stübchen mit beklommenem Herzen und traurigem Gemüthe. Hatte ich doch gehofft, den Poltes von damals wieder zu finden, ihn, der so angenehm plaudern konnte und so voll Humor war. Waren es doch erst zehn Jahre, daß ich ihn nicht gesehen, zehn Jahre meiner ersten Jugend, in denen sich für mich eigentlich so gar wenig geändert, wenigstens fast gar nichts unangenehm; ich hatte nur Freunde erworben, keinen Verlust erlitten. Jetzt stand mir ein solcher bevor, denn daß der arme Poltes nicht mehr lange leben würde, das sah ich wohl ein und deßhalb verließ ich ihn so traurig und niedergedrückt.

Als ich den Hof der Kaserne erreichte, in welcher die achte Fußcompagnie lag, war es eilf Uhr geworden und Alles schon zum Appell angetreten. Die Kanoniere standen, wie es gebräuchlich war, in zwei Reihen, davor die Avancirten mit Front gegen die Compagnie, und im Zwischenraum bewegte sich der Feldwebel, eine kleine dicke Gestalt, die geöffnete Brieftasche in der Hand, aus welcher er alles Bezügliche auf den Dienst vorlas. Die Offiziere hielten sich am rechten Flügel auf, zwei junge Lieutenants und — ja, er war es! — mein Bekannter und Gönner aus der früheren Zeit, der jetzige Premier-Lieutenant von

Schwenkenberg. Man mußte ihn wieder erkennen: es war noch dieselbe Gestalt. Der unendlich lange Hals, an dem der kurze Uniformskragen fast kindisch aussah, lang und hager wie ehemals die ganze Figur, an der Hüfte trug er das gewaltige Schlachtschwert, was bis an die Sporenräder streifte und mit diesen in beständiger Berührung war. Jetzt ging er ein paar Schritte dem Feldwebel entgegen — o; ich hätte ihn am Gange unter Tausenden wieder erkannt! etwas vornüber, aber bei jedem Schritte rechts oder links schwankend.

„Vergessen — Sie — nicht — Feldwebel Möller," sagte Lieutenant von Schwenkenberg, „daß — wir — heute — Nach- — mittag — die — Bastion — mit — den — Exercir- — Wallgeschützen — haben. — Suchen Sie mir — die — schwächsten — Leute — aus; — so — eine kleine — Bewegung — kann — ihnen — nichts schaden. — Herr — Lieutenant — Schwarz — wird — die Güte — haben, — sich — mit ihnen — zu beschäftigen." Der Lieutenant Schwarz war ein junger Secondelieutenant, den ich natürlich nicht kennen konnte; auch schien er eben erst frisch von der Artillerieschule gekommen zu sein; sein Gesicht hatte noch jenen erhabenen und unbeschreiblichen Ausdruck der Ueberraschung, mit der gewöhnlich die neuen Offiziere Alles beim Eintritt in's praktische Militärleben zu betrachten pflegen. Alles war neu an ihm: Uniform, Porte-épée, Epauletten, Haarfrisur und Bart, wogegen Lieutenant von Schwenkenberg aussah, als habe er eben einen sehr gefährlichen Winterfeldzug überstanden.

Schüchtern umschritt ich die Compagnie in einem großen Bogen und erblickte endlich auch den Kapitän, der vor einem vollständig aufgezäumten und gesattelten Offizierspferde stand, das von einem Manne gehalten wurde. Der Hauptmann war eine kleine, aber wie mir schien sehr bewegliche Gestalt, denn er blieb nicht eine Sekunde lang auf demselben Platze stehen. Jetzt tänzelte er auf die rechte und jetzt auf die linke Seite des Pferdes;

dann sprang er hinter dasselbe, um es so auf allen Seiten zu betrachten. „Bekommt ihm schlecht, die Parade!“ rief er darauf; „sehr schlecht; muß aber so sein. Wo Vergehen, auch Strafe. Feldwebel Möller! wie oftmal war Cäsar nun da zur Parade? Wenn ich mich recht besinne achtmal. Soll noch viermal kommen, noch viermal zu Appell, damit das Dutzend voll wird. Alle Wetter! will ihm vertreiben, unartige Männchen zu machen. Konnte ich es doch kaum mit aller Mühe vor einem Sturze bewahren. — Habe ich Ihnen die Geschichte ausführlich erzählt, Herr Lieutenant von Schwenkenberg?“

„Ich — hatte — das — Glück, sie — mit anzusehen,“ sagte langsam Lieutenant von Schwenkenberg.

„Contenance, Contenance! Ja, man muß Contenance haben. Der Teufel auch! das könnte in einem Feldzuge noch fehlen! ein Pferd, das strauchelt und hinschlägt. Machen Sie ruhig fort, Feldwebel Möller,“ wandte er sich an diesen, der bei der Rede des Kapitäns mit dem Verlesen inne hielt und den Chef ehrerbietig anschaute. — „Machen Sie ruhig fort, achten Sie nicht auf mich. Der Appell ist meine Zeit, wo ich nicht nur die ganze Compagnie in- und auswendig betrachte, sondern auch die Kaserne. — Ja, die Kaserne.“ Bei diesen Worten war er anderthalb Mal um die Compagnie herumgetänzelt, warf aber dabei sehr häufig einen Blick in eine nebenan befindliche offen stehende Thüre, wo herausdringender Rauch anzeigte, daß sich dort die Compagnieküche befinde.

„Was ist das für eine Geschichte mit dem Pferde?“ fragte der junge Lieutenant, der erst ein paar Tage bei der Compagnie war, seinen unmittelbaren Vorgesetzten.

Dieser zuckte mit den Achseln, wiegte sich hin und her und entgegnete: „Der — Gaul — war — ein Bischen — unartig; — der — Herr — Hauptmann — wollte — ihn — strafen, — und — als — das — der Gaul — übel nahm, — da — — —

— trennten — sie sich. — Zur — wohlverdienten — Strafe — muß nun — Cäsar — zwölf — Tage lang, — wie — Sie eben — gehört, — feldkriegsmäßig — bepackt — zur Parade — kommen."

„Das ist aber eine größere Strafe für den Reitknecht, als für das Pferd."

„Finden — Sie — das?" meinte Herr von Schwenkenberg mit unverwüstlicher Ruhe.

Jetzt wurde die Stimme des Kapitäns wieder laut: „Das Sprichwort, es ist nichts so fein gesponnen, es kommt an die Sonnen, ist auf den Appell sehr anwendbar. Aber es gehört ein geübtes Auge dazu. Herr Lieutenant Schwarz, wollen Sie sich gefälligst einmal den Mann Ihres Zuges hier betrachten." Der Batteriechef hatte einen Mann auf dem linken Flügel Kehrt machen lassen und sich dicht vor ihn hingestellt. — „Ich habe gesagt," fuhr er nach einer Pause fort, „es gehört ein geübtes Auge dazu; sehen Sie sich einmal den Mann genau an. — Nun? was? — was entdecken Sie an ihm?"

Der junge Offizier betrachtete ihn ringsum auf's Genaueste, mußte aber achselzuckend gestehen, er finde nichts Besonderes.

Der Kapitän lächelte sichtbar zufrieden. Dann sprach er mit großer Genugthuung: „Ja, ein geübtes Auge erwirbt man nicht in einigen Tagen. Schauen Sie auf die Knöpfe der Jacke."

„Sie könnten etwas blanker geputzt sein," meinte schüchtern der junge Offizier.

„Nicht das, Herr Lieutenant Schwarz; bei Gott im Himmel nicht das," versetzte der Kapitän, wobei er seine linke Hand hoch empor hielt, wie ein Maurer, der das Richtloth handhabt. „Denken Sie sich eine Linie vom Kragenhaken bis zur Hosenbauchnaht. Entdecken Sie nichts? wahrhaftig gar nichts? — — Nun, mein lieber Herr Lieutenant Schwarz, es wäre das in der That zu viel verlangt. Wird schon kommen, wird schon kommen.

Man dient nicht umsonst fünfundzwanzig Jahre. — Nun, ich will's Ihnen sagen: der vierte Knopf von oben steht um eine halbe Linie zu viel nach links, Schuld des Schneiders, werden Sie denken. — Gott bewahre! ich richte meine Jackenknöpfe selbst. Er soll einmal aufknöpfen da, und wenn wir nicht am vierten Knopf ein manoeuvre de force finden, so — so will ich Unrecht haben."

Der Kanonier knöpfte die Jacke auf, und es war richtig, wie der Kapitän gesehen. Statt angenäht zu sein, war der vierte Knopf mit einem Hölzchen befestigt, was ihn in eine schiefe Stellung und den betreffenden Mann auf eine Strafwache brachte.

Triumphirend setzte der Kapitän noch einen Augenblick seine Inspection fort, dann schoß er mit einemmale mit vermehrter Geschwindigkeit in die geöffnete Küchenthüre, nach welcher er schon lange geblickt, und kehrte nach einigen Augenblicken mit einem Kanonier zurück, den er am Kragen gefaßt hatte und förmlich hinter sich drein zog. Ich muß schon gestehen, daß dieser Mann nichts weniger als das Bild eines properen Soldaten war; er trug eine höchst schmierige Jacke, an der fast alle Knöpfe fehlten; graue leinene Beinkleider, die von Fett starrten, und eine Schürze, deren ehemals blaue Farbe kaum noch zu erkennen war. Gewöhnlich nahm man in damaliger Zeit zu den Küchengehülfen Leute, denen das Exerciren schwer in den Kopf ging, die im Gliede keine gute Figur machten und sich die Benennung „Schmierfinke" erworben hatten.

Der vom Kapitän Herbeigeführte hatte in der linken Hand ein großes Stück Commisbrod, in der Rechten eine Gabel, und obgleich er mit größter Anstrengung kaute und schluckte, wollte es ihm doch nicht schnell genug gelingen, seine vollgestopften Backen in den Magen zu entleeren. „Feldwebel Möller!" rief der Kapitän entrüstet, „sehen Sie diesen alten Schmierfinken an. Habe ihn schon während des ganzen Appell im Auge gehabt,

faulenzt in der Küche und frißt in Einem fort. Und was frißt er? Sein trockenes Brod, wie es einem rechtschaffenen Kanonier zukommt? — Gott bewahre, nein. Sondern er steht neben dem Kessel, und mit der Gabel, die er da in der Hand hat, fischt er einen Speckbrocken um den andern heraus. Tausend Element! das ist eine unerhörte Geschichte. Und sehen Sie einmal diesen verwahrlosten Anzug an, Herr Lieutenant von Schwenkenberg. — Ich will, daß dieser Mann," wandte er sich nach einer Pause, während welcher er ihn wahrhaft erstaunt betrachtet, an den Feldwebel, „vom Küchendienst abcommandirt werde. Ist er doch vollständig aus Rand und Band, Schmierfinke Numero Eins. Wenn er abcommandirt ist, soll er acht Tage lang feldkriegsmäßig verpackt zum Appell kommen. Jetzt magst Du in Deine Küche zurückgehen. Hat man je so was erlebt? — Und was das Fressen der Speckbrocken anbelangt," rief er ihm noch nach, „so ist das eine Sache, welche Deine Kameraden angeht; zu meiner Zeit wärst Du dafür über die Bank gelegt worden, und dort, wo der Rücken seinen ehrlichen Namen verliert, hätte man Dich unter einem nassen Betttuch gehörig verarbeitet. — Sind wir zu Ende, Feldwebel?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann"

„Lassen Sie uns auseinandertreten."

Dies geschah, und die lachenden Gesichter einiger Kanoniere und die Eile, mit der sich mehrere in die Küche begaben, ließen mich vermuthen, daß das Strafverfahren, von welchem der Kapitän gesprochen, gegen den Küchengehülfen nächstens und nachdrücklichst in Anwendung kommen werde.

Die Offiziere und der Feldwebel blieben noch einen Augenblick bei einander stehen, worauf ich meine Feldmütze abnahm und mich schüchtern der Gruppe näherte. Anfänglich wurde ich nicht bemerkt; nach kurzer Zeit aber wandte sich der Feldwebel halb auf die Seite, und da er sah, wie ich meine Papiere dar-

reichte, nahm er sie und durchlas sie flüchtig. Dies bemerkte der Kapitän, und ich hörte, wie er halblaut zum Lieutenant von Schwenkenberg sagte: „Wenn uns nur da nicht wieder ein neuer Freiwilliger droht. Gott soll uns bewahren! Haben wir doch schon bei der Brigade so viele junge Leute, die auf Avancement zum Offizier dienen wollen, daß ein allgemeines Sterben von oben herunter nothwendig wäre, um nur ein Zehntheil zu placiren. 's ist freilich ein hübsches Wort: von der Picke auf dienen, aber im Frieden taugt's nicht. Zu Unteroffizieren ja; aber die Offiziersstellen soll man jungen Leuten von guter Familie aufhalten, die sich lange Jahre auf den Schulen abgeplagt und dort was Rechtes gelernt haben. — Ich versichere Sie, meine Herren, diese jungen Leute sind der Ruin der Batterie. Das bringt meistens etwas Geld mit, treibt nun alles Mögliche, schafft sich feine Uniform an, ist faul, nachläßig, lernt keine Subordination und verderbt den guten Geist. Aber ich will sie schuhriegeln, daß sie schwarz werden. — — Was giebt's Feldwebel?"

„Ein junger Mann," entgegnete dieser achselzuckend, „der vom Brigade-Commando der achten Compagnie als Freiwilliger zugewiesen wird."

„Habe ich mir's doch gedacht!" sagte ärgerlich der Hauptmann. „Aber wir sind ja schon überzählig."

„Ist gut empfohlen, Herr Hauptmann; weiß auch das Exercitium schon und hat bei der Brigade das Bombardier-Examen gemacht."

„Das Bombardier-Examen!" rief erzürnt der Hauptmann. „Seh' mir Einer an. Sollten wir doch lieber gleich die fertigen Feuerwerker schicken. Wer wird zum Bombardier-Examen zugelassen? — wer sich durch gute Aufführung ein Recht dazu erwirbt! — Aber was ist da zu machen? Lassen Sie ihn einkleiden und geben ihn in die Corporalschaft zu Unteroffizier Wachenbach, der soll ihm im Exerciren einen soliden Grund beibringen, aber

einen recht soliden. Verstehen Sie mich! Und wenn's auch Mühe und Schweiß kostet." Damit griff er an seinen Tschako und eilte zum Kasernenhofe hinaus, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Die beiden andern Offiziere folgten ihm und ich blieb mit recht traurigem Herzen zurück. Hatte ich doch einen anderen, freundlicheren Empfang erwartet, hatte doch gehofft, der Herr Hauptmann würde wenigstens nach meinem Namen fragen und darauf der Herr Lieutenant von Schwenkenberg sagen: „Ah! das ist Wortmanns kleiner Major! Freue mich, Dich wieder zu sehen." Nichts von allem dem; der Feldwebel stopfte meine Papire in seine Brieftasche, winkte mir mit dem Kopfe, ich solle ihm folgen, und übergab mich in der Kaserne dem Unteroffizier Wachenbach, einem finster aussehenden Manne mit rothem Haar und Bart, der mich in die Montirungskammer führte, die mir so gut bekannten lieben Räume, wo aber leider kein freundlicher Poltes war. Hier erhielt ich einen rostigen Säbel, abgeschundenes Lederzeug, eine alte Hose und eben solche Jacke, und durfte all' diese schönen Sachen mitnehmen auf das Kasernenzimmer Nro. 16, in dessen dunkelstem Winkel man mir eine Bettlade und einen Strohsack anwies. Die andern eilf Mann, die hier einquartiert waren, empfingen mich höchst gleichgültig, boten mir kaum einen Stuhl zum Niedersitzen an, und wenn ich ihnen zufällig im Wege stand, so drückten sie mich auf die Seite. Gern wäre ich noch hinaus zu Poltes gegangen, aber der Unteroffizier Wachenbach befahl mir da zu bleiben, da er mich im Verlauf des Nachmittags sprechen wolle. Das mußte er aber vergessen haben, denn ich sah ihn am heutigen Tage nicht mehr, und als ich mich hierauf Abends neun Uhr in mein Bette legte, war ich herzlich froh, allein sein zu dürfen, und schäme mich nicht, einzugestehen, daß ich mein Strohkissen reichlich mit Thränen befeuchtete.

Sechstes Kapitel.

Ein Kapitel voller Widersprüche. Wegen meiner Kenntnisse schlecht behandelt, werde ich in Streitigkeiten verwickelt, da ich gut exerciere; ich zerklopfe dem Herrn Schnapper die Nase, weil er mich für ein Kind von hoher Abkunft hält; komme in Arrest, werde aber wieder befreit und avancire.

Mein Leben in der Kaserne, auf dem Exercierplatz, bei Schießübungen und Manövern war das gleiche, wie es Tausende vor mir erlebt haben und noch viele Tausende nach mir erleben werden; begreiflicherweise mit kleinen Abänderungen und Eigenthümlichkeiten, die eine Individualität vor der andern bedingt. Daß ich exercieren konnte und mein Bombardierexamen schon gemacht hatte, war mir eigentlich keine Erleichterung meines Dienstes, sondern nur eine Quelle ewiger Drangsal und Neckerei. Meinem Lehrmeister, dem Unteroffizier Wachenbach, konnte ich schon gar nichts recht machen. — „Das ist ein saures Stück Arbeit, dem das Exercitium beizubringen," pflegte er zu sagen, „lieber sechs Bauernlümmel, als eine schon so verdorbene Offizierspflanze;" dabei meinte er, bei mir könnte man nicht sogleich anfangen mit dem Lernen des Dienstes, sondern müßte eher alle die schädlichen Ansichten ausrotten, die man mir früher vom Exercieren beigebracht, mich wieder vollkommen umpflügen, — das war sein Ausdruck — ehe die neue gute Saat über Unkraut aller Art die Oberhand gewinnen könne.

Mein Bombardier-Examen hatte mich von vornherein mit allen andern Aspiranten auf diese große militärische Würde recht sehr verfeindet. Man fand es über alle Maßen hochmüthig und lächerlich, ein Examen gemacht zu haben, ehe man noch die Uniform getragen. Um mich zu ärgern, nannten sie mich spottweise vom ersten Tag an „Herr Oberbombardier," und als einer, Gott

weiß wo und auf welche Art, von den Vorfällen meiner Kindheit Kunde erhalten, tauchte auch zum allgemeinen Ergötzen der Major wieder auf, und ich, der geglaubt, daß er lange der Vergessenheit anheimgefallen, sah mich auf einmal wieder als Herr Major titulirt. Einem übrigens, der mir zu arg damit kam, legte ich diese Neckerei auf etwas heftige Art. Es war das ein naseweiser Bursche, der aus der Kaufmannslehre davongelaufen war, ein hochaufgeschossenes blasses Geschöpf, mit so langen Armen, daß alle Jacken und Aermel zu kurz waren, dabei ungeheuer großen Händen, unter deren Vorzeigung er sich stets zum Raufen bereit erklärte, und einem dürren nichtssagenden Gesichte mit blondem Haar, ein Kopf, der sich durch nichts auszeichnete, als ein ungeheures Maulwerk, das er von seiner Mutter, einer Gemüsehändlerin, geerbt. Um eine halbe Kopflänge größer wie alle andern, tyrannisirte er übrigens die ganze Stube, inclusive den kommandirenden Unteroffizier, der sich ihm geneigt zeigte, weil die Mutter ihm einen ungemessenen Credit auf ihre Waarenvorräthe eröffnet hatte.

Ueber die andern Freiwilligen, die noch da waren, kann ich mich kurz auslassen, alle waren nach damaligen Begriffen weit vornehmer als ich, denn der eine war der Sohn eines Apothekers, und die Mutter des andern eine verwittwete Regierungsräthin.

Obgleich ich nichts weniger als furchtsam und schüchtern war, so hatten mich doch die Ermahnungen meines Freundes Poltes dahin gebracht, mir von meinen Kameraden an Neckereien und sonstigen Unarten sehr viel gefallen zu lassen. Ich war der Jüngste, und wenn ich auch ohne Uebertriebenheit von mir sagen darf, daß ich besser exercierte wie die andern Freiwilligen, und meinen Leitfaden inne hatte wie ein Unteroffizier, so war ich doch ein furchtbar grüner Rekrut, der das Maul nicht aufthun durfte, nur zuhören, wenn die Andern sprachen, und der die ganze Fluth ihres sogenannten Witzes über sich mußte ergehen lassen.

So hatte ich eines Tages zum erstenmal mit in der Batterie exerciert, und als ich auf die Stube kam, warf Herr Schnapper, so hieß der lange blonde Freiwillige, Säbel und Patrontasche so gewaltsam von sich, daß mir der erstere an das Schienbein flog, worauf ich ihn freundlich ersuchte, sich künftig in Acht zu nehmen. Doch zuckte er höhnisch lachend die Achseln und meinte, ich solle ihm aus dem Wege gehen. Herr Schnapper war an diesem Morgen außerordentlich schlecht gelaunt, denn der Herr Lieutenant von Schwenkenberg hatte ihm wegen grober Fehler beim Bedienen des Geschützes tüchtig den Text gelesen. Nun hatte er Nr. 4 und mußte richten, während ich als Nr. 3 mit der Handspeiche die Lafette auf seinen Wink rechts oder links drehte. Ich hatte wahrhaftig mein Möglichstes gethan und dem Geschütze die richtige Stellung gegeben, Herr Schnapper aber richtete nach, aber wohin, das mochte der Himmel wissen. Ich folgte natürlicherweise dem Winke seiner Hand, und als Lieutenant von Schwenkenberg nachschaute, war die Kanone auf einen ganz andern Punkt gerichtet, als der uns angegebene.

„Was kann man machen," sagte der Freiwillige erbost zu dem Geschützführer, „wenn hinter mir ein Esel mit der Handspeiche steht."

Ich hatte das wohl verstanden, kannte aber den Dienst und schwieg natürlicherweise stille. Als wir nun droben in der Stube waren, wurde wie gewöhnlich gefrühstückt, und der Stubenkalfacter mit den bekannten platten Flaschen in die Kasernenrestauration geschickt, um für den, der Geld hatte, einen Viertel- oder halben Schoppen Schnaps zu holen. Dazu verspeiste man sein Kommisbrod, wer es erschwingen konnte mit Butter, und wer gar zu verschwenderisch war, nahm dazu noch ein Stück Käse oder Wurst. Schnapper, der immer dergleichen Leckerbissen hatte, lud den Unteroffizier zu Gast, und als der erste Hunger und Durst gestillt war, wurde natürlicherweise das Exercitium von heute

Morgen durchgesprochen. Die Kanoniere saßen rings umher, theils auf ihren Schemeln, theils auch wohl, obgleich das verboten war, auf den Betten. Ich befand mich vor meinem Waffengerüste, aß ein Stück Brod, und schnallte dabei meinen Säbel und Patrontasche los.

„Das sage ich Ihnen aber, Herr Unteroffizier,“ meinte Schnapper nach einer Pause, „wenn ich wieder Nro. 4 haben soll, so muß ein anständiger Kanonier Nr. 3 nehmen; ich habe nicht Lust, wegen solchem Kerl aus dem Volk Nasen zu bekommen.“

„Sie sprechen das sehr frei gegen ihren Vorgesetzten,“ sagte höhnisch lachend der Apothekersohn.

„Wer ist mein Vorgesetzter?“ erwiederte der blasse Freiwillige.

„Nun, der Oberbombardier Wortmann.“

Ich hatte den schlechten Witz schon so oft gehört, daß ich mich gar nicht mehr darüber ärgerte, vielmehr sagte ich lachend: „Gebt nur Achtung, wenn einmal ein Oberbombardier ernannt wird, so werde ich das lange vorher, ehe ihr nur daran denken dürft, Vicebombardier zu werden.“

„Halten Sie Ihr Maul,“ schnauzte mich Herr Schnapper an, „Sie sollten doch so viel Bescheidenheit haben und nur dann sprechen, wenn Sie gefragt werden.“

„Im Gegentheil,“ erwiederte ich. „Ich bilde mich ja nach Ihnen, und das ist meine Schuldigkeit, denn sie stellen sich immer als Muster vor.“

„Fangen Sie mir keinen Streit an, Wortmann,“ rief der Unteroffizier Wachenbach mit vollen Backen, denn er kaute gerade an der Wurst, die ihm der lange blonde Freiwillige gegeben.

„Ich bin nicht streitsüchtig, Herr Unteroffizier,“ entgegnete ich immer noch gut gelaunt; „aber Sie verlangen doch wohl nicht, daß ich mir von Dem da Alles soll gefallen lassen.“

„Es ist aber Ihr älterer Kamerad und schon zum Bombardierexamen eingegeben.“

„Was ich längst schon gemacht habe und ganz gut bestanden," versetzte ich achselzuckend, denn es ärgerte mich, daß der Unteroffizier Partei für den andern nahm.

„Ja, was haben Sie nicht Alles schon gethan," entgegnete dieser, nachdem er einen tüchtigen Schluck aus der Flasche des Herrn Schnapper zu sich genommen, „Sie haben auch Exercieren gekonnt."

„Das hat er mit der Muttermilch eingesogen," meinte Herr Schnapper.

„Und ich kann Sie versichern," fuhr der Unteroffizier fort, „daß mir noch nicht der dümmste Rekrut die Mühe gemacht hat, wie Sie."

Die Kanoniere lachten und ich fing an, mich sehr zu ärgern.

„Es ist eigentlich recht schön," sagte der Apothekersohn nach einer Pause, „wenn man mit dergleichen Anwartschaften so zu sagen schon auf die Welt kommt, das geschieht aber nur ganz ausgezeichneten Menschen. Als ich noch in der Schule war, habe ich gelesen, daß der Sohn des alten Kaiser Napoleon schon zum König ernannt wurde, als er noch in der Wiege lag. Damit haben Sie Aehnlichkeit, denn am ersten Tage, als Sie die Welt durch ihr Erscheinen glücklich gemacht, wurden Sie schon zum Major avancirt."

„Schon mehreremale habe ich Sie gebeten, über Sachen zu schweigen, die Sie Nichts angehen," erwiederte ich ziemlich erbost, doch hatte der Andere die Lacher auf seiner Seite, und Herr Schnapper reichte ihm zum Dank ein großes Stück Wurst, sagte auch nach einer Pause: „Wie so oft in dieser Welt Jemand ohne Verdienst zu etwas kommt, so auch der Herr Oberbombardier Wortmann. Ich weiß die Geschichte ganz genau, er ist nicht daran Schuld, daß er Major wurde, daß er überhaupt wurde, vielmehr schreibt er sich selbst, sowie seinen Titel von was ganz Absonderlichem her."

„Und wovon?“ fragte ich zitternd vor Zorn, indem ich einen Schritt näher zu dem Freiwilligen trat.

„Nun, wovon sollen Sie sich herschreiben?“ entgegnete er mit verächtlicher Miene. „Vom Major und Abtheilungskommandeur, und davon haben Sie auch ihren schönen Titel.“

Nun verstand ich damals diese Bosheit nicht ganz, daß mir aber Schnapper etwas ganz absonderlich Schlimmes gesagt, bemerkte ich an den Gesichtern der Kanoniere, auch daran, daß sogar der Unteroffizier, der nicht mein Freund war, unmuthig mit den Achseln zuckte und an den Worten eines älteren Kanoniers, der neben mir saß und mir zuflüsterte: „Dat is mi als Spaß, dat brukt er net to lieden.“

Schnapper war aufgestanden und hatte Brod, Butter und Wurst wieder in sein Waffengerüst verschlossen. Ich ballte meine beiden Hände krampfhaft zusammen und blickte auf den Unteroffizier, der sich eine Pfeife gestopft hatte und sich nun anschickte, aus der Stube zu gehen, um sich nebenan Feuer zu holen. Kaum war er im Gange verschwunden, so trat ich auf Herrn Schnapper zu, stellte mich dicht vor ihn hin und fragte mit vor Wuth zitternder Stimme: „Was haben Sie so eben gesagt?“

Er maß mich von oben bis unten, und da er über einen Kopf größer war als ich, so wurde ihm das sehr leicht. „Was ich gesagt habe?“ entgegnete er nach einer Pause — „nun ich habe gesagt“ — doch vollendete er diesen Satz nicht, als er in meine wahrscheinlich heftig funkelnden Augen sah, und warf leicht hin: „Ich bin zu gut, mich mit Ihnen zu zanken “

„Aber schlecht genug,“ erwiederte ich auf's Höchste erbost, „um von mir Schläge zu kriegen,“ und damit war ich ihm an die Halsbinde gesprungen, hatte ihn mit der linken Hand gefaßt und schlug ihm mit der rechten eine ungeheure Ohrfeige hin, daß es weithin schallte.

Schnapper schien auf's Höchste überrascht, ja er lächelte fast

aus Ueberraschung und stieß zurückweichend einige Worte hervor, als wie „unanständiger Ueberfall, verächtliche Prügelei" und machte zu gleicher Zeit Miene, zur Thüre hinaus zu entwischen. Die aber hatte der alte Kanonier, von dem ich vorhin sprach, sanft in's Schloß gedrückt und sagte schmunzelnd zu mir: „Mann druf, dat Grutmul verdend's." Zu gleicher Zeit trieb der Apothekersohn den armseligen Schnapper an, solchen Schimpf nicht zu dulden, und mich ohne alle Umstände niederzuschlagen.

Mein Gegner war wo möglich noch bläßer geworden, da er sich aber zu muthigem Auftreten gedrängt sah, so hob er seine langen Arme und ließ sie wie Windmühlenflügel in der Luft herumfliegen.

Auf den Moment hatte ich gewartet, und sowie seine große Hand niederfiel, faßte ich ihn abermals bei der Brust, rang nur ein paar Sekunden mit ihm, und warf ihn dann kräftig auf den Boden, und auf ihm liegend, verarbeitete ich ihn dann mit Faustschlägen und Fußtritten, daß er alle Gegenwehr aufgab und wie ein gestochenes Kalb um Hülfe brüllte.

Leider wurde sein Geschrei nicht blos in den Nebenzimmern gehört, denn nachdem der Unteroffizier von dort herbeigeeilt war, um Ruhe zu stiften, hörten wir auf dem Gange draußen verdächtiges Säbelgeklirre und gleich darnach erschienen keine geringeren Personen, als der Hauptmann selbst und der Lieutenant von Schwenkenberg vor der Thüre des Zimmers. Da war an kein Läugnen zu denken, und ich erzählte den Hergang der Sache der Wahrheit gemäß. Herr Schnapper konnte nämlich im ersten Augenblicke nicht sprechen, sondern wischte sich einiges Blut aus der Nase und drückte sein langes blondes Haar aus, das von Wasser troff, denn während er am Boden lag und brüllte, hatte ihm einer der Kanoniere eine gefüllte Waschschüssel auf den Kopf gegossen, um sein Geschrei zu ersticken, was aber nicht die gewünschte Wirkung that.

„Haben Sie das begriffen, Herr Lieutenant von Schwenkenberg,“ sagte der Kapitän höchst entrüstet, als ich meinen Rapport gemacht. „Haben Sie es verstanden, was diese beiden Gassenbuben, anders kann ich sie nicht nennen, mit einander gehabt, Prügeleien in einer königlichen Kaserne. Ist mir so etwas schon vorgekommen. Wer von Beiden hat angefangen?“

„Das — hat — nach — Bericht — der — Schnapper — — gethan,“ erwiederte der Lieutenant von Schwenkenberg nach seiner langsamen Manier. „Er — hat — mit — Worten — angefangen.“

„Und der andere mit Thätlichkeit,“ sagte der Capitän, „also ist er der eigentliche Anfänger, denn Worte thun nicht weh.“

„Verzeihen — Sie — Herr — Hauptmann,“ erwiederte der Lieutenant. „Worte — können — auch — wehe — thun; und — der lange — Labander — da — er — sollte — sich — schämen — von — einem — kleinen — Kerl — Prügel — zu — bekommen. Hat — allerdings — Worte — gesagt — die — den — andern — verletzen — mußten. — Nicht — wahr — so — habt — ihrs — auch — verstanden,“ wandte er sich an die Kanoniere.

„Ja, Herr Lieutenant,“ sagte mein alter Freund. „He häft schandlich sprocken.“

„Ja — Herr — Hauptmann,“ fuhr der Lieutenant fort, „da — kann — einem — schon — die — Galle — überlaufen.“

„Ich gebe zu, daß einem die Galle überlaufen kann, Herr Lieutenant von Schwenkenberg, aber Sie werden mir dagegen zugeben, daß Prügeleien in einer königlichen Kaserne etwas ganz Unerhörtes sind, und exemplarisch bestraft werden müssen. Ueberhaupt ist dieser Wortmann ein unausstehlicher wilder Kamerad, — Soldatenblut.“

„Soldatenblut — allerdings,“ erwiederte der Lieutenant mit seiner unverwüstlichen Ruhe, „aber — von — einer — guten —

Sorte. — Hat — brave — Eltern — gehabt — der — Wortmann — ich — habe — sie — gekannt. Vater — und Mutter konnte — man — nichts — Schlimmes — nachsagen. — Wollt ihr," wandte er sich direkt an die Kanoniere, die umherstanden, „die — außerordentliche — Gnade — haben — das — in — eure — Köpfe — aufzunehmen — und — gelegentlich — daran — zu — denken."

Mir traten die Thränen in die Augen, als er so von meinen Eltern sprach, und ich hätte ihm die Hand küssen mögen, wenn es angegangen wäre.

„Aber Herr Lieutenant von Schwenkenberg," sagte der Kapitän sichtlich erzürnt, indem er unruhig mit dem Fuß auftrat. „Wollen Sie vielleicht die Güte haben, den Kanonier Wortmann exemplarisch zu bestrafen, er gehört zu Ihrem Zuge und ich will mich nicht in die innern Angelegenheiten desselben Zuges mischen."

„Und — der — Andere — Herr — Hauptmann?"

„Nun bei Gott im Himmel, Lieutenant von Schwenkenberg, der Andere, dünkt mich, ist bestraft genug. Hat ja auch Nichts gethan."

„Ganz — recht — Herr — Hauptmann. — Hat — sich — nicht — einmal — gewehrt," entgegnete der Lieutenant mit dem Ausdrucke tiefer Verachtung.

„Also der Kanonier Wortmann," rief ungeduldig der Kapitän.

„Kommt — 24 — Stunden — in — Arrest," sagte der Lieutenant.

„Auf's Holz bei Wasser und Brod," rief der Kapitän. „Sie haben doch drei Tage gesagt, nicht wahr, Herr Lieutenant von Schwenkenberg?"

„Nicht — ganz — Herr Hauptmann."

„Doch, Herr Lieutenant von Schwenkenberg, erinnern Sie sich, wenn's gefällig ist;" und dann setzte er mit scharfer Stimme

hinzu, indem er jedes Wort besonders betonte: „Der Kanonier Wortmann wird drei Tage in's Loch gesperrt."

„Sehr wohl — Herr — Hauptmann," erwiederte hierauf der Lieutenant mit großer Ruhe, legte die Hand an seinen Tschako und ging, ohne ein Wort weiter zu sprechen, nach der Kanzlei des Feldwebels, vielleicht, so schien es mir, um den Arrestzettel für mich ausfertigen zu lassen.

„Was Sie anbelangt," wandte sich der Hauptmann an Schnapper, „so werden Sie künftig Ruhe halten, glauben Sie denn, es sei an ein Avancement für Sie zu denken, wenn man Ihnen schon im ersten Jahre Händel und Arrest in ihr Nationale schreibt. — Hol' euch Alle der Teufel!" damit ging er ebenfalls zur Thüre hinaus, und sein Säbel klirrte heftig, als er den langen Corridor hinabschritt.

Gleich darauf lärmte der Hornist auf dem Gange und blies das Signal znm Appell. Schnapper, dessen Nase stark aufgelaufen war, ließ sich von dem Unteroffizier krank melden, und ich, der ich ja verurtheilt war und gleich abgeführt werden sollte, fing an meine Arrestlokaltoilette zu machen; das heißt, ich zog zwei Paar schlechte Beinkleider über einander an und eine dicke Weste unter meine Jacke, denn in dem Thurme, wo sich unser militärisches Zellengefängniß befand, wurde es gewöhnlich gegen Morgen empfindlich kalt. Auch ein Stück Brod präparirte ich mir, d. h. ich schnitt eine Höhlung hinein, strich diese voll Butter, und verschloß sie alsdann so pünktlich mit einem künstlichen Brodpfropfen, daß der Gefangenwärter die verbotene Zuthat nicht ahnen konnte. Gleich darauf kam ein Bombardier, um mich zu dem unangenehmen Gange abzuholen; unangenehm hauptsächlich deßhalb, weil es mein erster Arrest war, und mein Vater, sowie auch Poltes hatten es nicht an Ermahnungen fehlen lassen, mich vor den ersten 24 Stunden in Acht zu nehmen, und jetzt hatte ich gleich mit drei Tagen angefangen, das war gar traurig.

Das Arrestlokal, Nro. Sicher oder 7½, auch die Spinnstube genannt, von dem Zeitwort einspinnen hergeleitet, nahm mich nach kurzer Zeit in seine düstere Mauer auf. Ich erhielt ein Käfig circa 8 Fuß lang und 3 Fuß breit, mit vier Holzwänden, einer ditto sehr schmalen Pritsche, einem Wasserkruge, einem Eimer und sehr vielen Wanzen.

Die ersten Stunden im Arrest sind die unangenehmsten. Jede Viertelstunde dünkt uns eine Ewigkeit zu sein. Man hört die Uhren schlagen, man hat sich nicht getäuscht. Die Zeit schleicht mit bleiernen Flügeln, und jede der unangenehmen Minuten scheint uns so lieb gewonnen zu haben, daß sie sich von uns gar nicht losreißen kann. Man mißt schreitend seine Kerkerzelle, 4 und ½ Schritt in der Länge, in der Breite kann man die Wände mit beiden Ellenbogen berühren. Wie von weither ganz undeutlich, bringt das Geräusch des städtischen Lebens an unser Ohr, Wagengerassel und das Summen der Stimmen. Nach und nach nimmt das ab, und vorher wurde es allmählig dunkler in dem kleinen hölzernen Käfig; immer dunkler und endlich so finster, daß man nur noch tappend darin auf- und abgehen kann. Unsere Leidensgefährten, die den Tag über Soldaten- und Schelmenlieder sangen oder lustige Melodien pfiffen, sind auch nach und nach stille geworden. Von einer Seite hören wir die Pritsche unseres Nachbars krachen, von der andern erschallt ein tiefer Seufzer und aus der Ecke ein halb unterdrücktes Fluchen über unwürdige Behandlung und Tyrannei. Wie sich das von selbst versteht, sind alle Militärgefangenen unschuldig, und aus meiner ziemlich langen Praxis weiß ich nur einen einzigen Fall, wo Jemand sich selbst schuldig bekannte. Das war aber ein armer Teufel, der gegen seinen Unteroffizier die Zunge herausgestreckt hatte und der im Arrestlokal behauptete, er sei seines Verbrechens schuldig und eingeständig und habe wenigstens den Tod verdient; des andern Tages aber wurde er abgeholt, denn es stellte sich heraus, daß

er schon seit einiger Zeit an fixen Ideen litt, die sich alsdann zu einem förmlichen Wahnsinn ausbildeten.

Jetzt ist es Nacht. Es kommt die Gefängnißvisitation, der Schließer mit seiner großen Laterne, und zwei Mann von der Wache, die vor der Thüre unserer Zelle stehen bleiben, Gewehr bei Fuß nehmen und uns lachend anschauen, während sich das Licht in dem blanken Gewehrlauf abspiegelt. Ja, sie lachen über unser Elend und haben so Unrecht nicht; vielleicht waren sie gestern selber hier, oder hatten sie eine unbestimmte Ahnung, daß sie diesen Palast, den sie heute als Schildwache schirmen, morgen als Gäste betreten werden. Endlich gehen sie wieder hinaus, das Licht verschwindet, die Schlüssel rasseln, die Riegel werden vorgeschoben, und wir sind wieder allein; haben keine Unterbrechung mehr zu befürchten und können uns zum Schlafen einrichten. Die Jacke wird ausgezogen, über den Oberkörper ausgebreitet und unter ihr kriecht man wie ein Igel zusammen. — — Glücklich, wer schlafen kann.

Aber für Jeden vergeht die Nacht, etwas langsamer, etwas geschwinder, wie es gerade kommt. Das liebe Tageslicht kehrt langsam wieder; mit ihm das Geräusch der Stadt und von jetzt ab scheinen die Stunden schneller zu fliehen. Endlich hört man entferntes Trommeln, dann das Herausrufen der Wache vor dem Arrestlokal. Die Gewehre klirren auf dem Pflaster; Kommandowort erschallt, die neue Wache zieht auf und ich habe erst 24 Stunden meines dreitägigen Arrestes hinter mir. Du lieber Gott! erst ein Drittheil meiner Strafzeit. Was ich Alles gestern Nacht und gestern erlebt, muß ich noch zweimal durchmachen. Drei verlorene Tage meines Lebens, und weßhalb, weil ich dem Schnapper die Nase zu stark verklopft.

Jetzt klirren Riegel und Schlüssel, es ist dies nichts Ungewöhnliches, wenn die neue Wache aufzieht. Der Kommandant derselben hat das Recht, sogar die Verpflichtung, die Arrestlokale

zu untersuchen, aber das geschieht sehr selten, es sei denn, er wolle noch einen guten Freund sehen, um ihm ein paar tröstliche Worte und einigen Schnaps mitzutheilen. Dießmal ist es der Gefangenwärter, der in den Thurm tritt und — nein, ich täusche mich nicht — meinen Namen nennt. „Wortmann?“ scheint er Jemand zu fragen, und ich lausche mit klopfendem Herzen. „Wortmann?“ wiederholte er, und setzte hinzu: „da ist allerdings ein Wortmann, aber ein Kanonier Wortmann und kein Bombardier.“ „Eine Stimme, die mir bekannt ist, denn sie gehört einem Unteroffizier der Batterie,“ antwortet etwas, das ich nicht verstehe. Dann nähern sich Schritte meinem Käfig, der Riegel wird zurückgeschoben und ich darf heraustreten. „Sie haben drei Tage?“ fragte der Schließer, „Kanonier Wortmann?“ „Drei Tage,“ wiederholte ich kopfnickend. — „Sie sind frei,“ fuhr er fort, und dies Wort klang mir wie eine himmlische Musik. Wie ward mir aber erst, als er nun sagte: „Ihnen kommt das Glück im Arrest und im Schlaf, sie kamen als Kanonier hieher, und gehen als Bombardier wieder, ich gratulire.“ Ich blickte erstaunt auf den Unteroffizier unserer Batterie, der das lachend bestätigte. Welche Freude, die Gefühle dieses Augenblickes kann ich Niemand beschreiben.

In meinem späteren Leben erhielt ich größere und wichtigere Auszeichnungen, aber nie wieder hat mich irgend etwas so erfreut, wie dieses Avancement. Mit einem wahrhaft seligen Gefühl ging ich mit dem Unteroffizier durch die Straßen, und da ich glücklicherweise einiges erspartes Geld bei mir hatte, kaufte ich mir eine Elle goldener Treffen, um sie in der Kaserne sogleich auf meine Aermelaufschläge nähen zu lassen. Der Unteroffizier erzählte mir, wie das eigentlich so gekommen. Unser Kapitän war heute Morgen auf einige Tage in Urlaub gegangen, und kaum war er abgereist, so lief unter andern Befehlen auch ein Schreiben des Brigadekommandos ein, welches der Lieutenant von Schwenkenberg, wie ihm das jetzt zustand, eröffnete. Beim Commando hatte

natürlicherweise der Freund meines Vaters, der Brigadeschreiber, Wachtmeister Sternberg, für mich gewirkt, und es wurde der Batterie, die Mangel an Bombardieren hatte, mein Avancement zu dieser Charge zugefertigt. Unser guter Premierlieutenant bemerkte darauf zum Feldwebel, „der Herr Hauptmann hat freilich dem Kanonier Wortmann drei Tage Arrest gegeben, das wirkt aber nicht für den Bombardier Wortmann, der hat durchaus nichts verbrochen und muß entlassen werden.“ Ob der Kapitän derselben Ansicht gewesen wäre, ist unwahrscheinlich, mindestens sehr zweifelhaft. Genug, ich war frei, und als ich unsere Stube wieder betrat, hatte der alte Kanonier seine Kameraden instruirt, die sich vor dem neuen Vorgesetzten pflichtschuldigst erhoben und gerade hinstellten. Der Apothekersohn mußte es sehr gegen seinen Willen ebenso machen, aber Herr Schnapper, um dieser Demüthigung zu entgehen, war in sein Bett gekrochen und hatte sich Revierkrank gemeldet.

Das war meine erste Strafe und mein erstes Avancement.

Wie sich der geneigte Leser erinnern wird, so hatte sich Lieutenant Schwenkenberg, als ich mich bei der Batterie meldete, gar nicht um mich bekümmert, und schien sich des kleinen Majors nicht erinnern zu wollen. Auch später gab er sich nicht viel mit mir ab, und nachdem er mich einmal gefragt, was mein Vater und meine Mutter mache, und ich ihm von unserem bisherigen Leben erzählte, war von früheren Verhältnissen nur ein einziges Mal noch die Rede, als ich nämlich des ehemaligen Unteroffiziers Poltes erwähnte und zwar mit seinem eigentlichen Namen Leopold von Berger. Da schüttelte der Premierlieutenant nachdenkend und fast betrübt sein Haupt und sagte: „Ich — erinnere — mich wohl — noch — seiner — ein — unglücklicher — Mensch — der — seine — Carriere — verfehlt — und — von — den — Umständen — sehr — tief — hinabgedrückt — wurde. Er — ist — sehr — krank — wie — ich — weiß — und — wird — wahr-

scheinlich — nicht — wieder — aufkommen — nun — ich — mag — ihm — die — Ruhe — recht — wohl — gönnen, — es — kommt — ja — an — jeden — von — uns — die — Reihe — und — wenn — wir — alsdann — drunten — liegen — und — zugedeckt — sind — so — ist — es — am — Ende — auch — gleichgültig — ob — ein — Herz — mehr — als — das — andere — gelitten. — Ihr — Vater — kam — auch — damals — zur — Batterie — und — er — hat — das — beste — Loos — getroffen, — wollte — nicht — höher — hinauf — als — für — ihn — gut — war — blieb — in — seiner — Sphäre — und — ist — jetzt — zufrieden — und — glücklich.

Nach diesen Worten hatte der Lieutenant von Schwenkenberg seinen Degen mit dem Ellenbogen festgehalten, wie er zu machen pflegte und schwankte von dannen. Plötzlich aber blieb er stehen, winkte mir, näher zu kommen, und sagte mit ironischem Lächeln: „Ja — das — hätte — ich — bald — vergessen — nicht — blos — von — den — beiden, — Poltes — und — Ihrem — Vater — deren — ich — eben — erwähnte — sondern — auch — noch — von — ein — paar — Dutzend — Anderen — war — ich — der — einzig — glückliche — der — Auserwählte — bekam — die — Epauletten — und — wurde — Lieutenant; — ein ungeheures — Glück — werde — 50 — Jahre — alt — sein — ehe — ich — eine — Batterie — bekomme — und — bin — dann — stumpf — für — Leben — und — Dienst. Wenn — Sie — Glück — haben," fuhr er fort und drückte dabei mit dem Finger auf den obersten Knopf meiner Jacke, „so — kann — es — Ihnen auch — noch — so — gehen — aber — da — ich — Ihnen — wohl — will — hoffe — ich — daß — Sie — kein — Glück — haben. Glauben — Sie — mir — bester — Major — (das war das erste- und letztemal, daß er mich so nannte), bleiben — Sie — in — Ihrer — Sphäre — und — werden — ein — tüchtiger — Unteroffizier — meinetwegen — Feuerwerker. — Wir

— Andern — sind — sehr — oft — falsch — vergoldet. — Aber," — setzte er lachend hinzu — „Sie — brauchen — sich — wahrhaftig — nicht — viel — Mühe — zu — geben — meinen — Wunsch — zu — erfüllen — man — wird — Ihnen — schon — den — Weg — zu — den — Epauletten — verteufelt — sauer — machen. — Sie — haben — keine — Familie — kein — Geld — denken — Sie — an — mich. Was — ihre — drei — Kameraden — anbelangt — so — kann — es — vielleicht — der Sohn — der — Regierungsräthin W. — durchsetzen — Herr — Schnapper — wird — höchstens — Bombardier — dann — fortgeschickt — und — wird — sein — Leben — an — den — Straßenecken — verbummeln. Der — Dritte — hat — Anlage — zum — Feldwebel — und — wird — es — auch — werden — aber — wie — ich — schon — gesagt — Sie — müssen — in — die — Civilcarriere — zurück. Guten — Morgen."

Das war die längste Rede, die ich je von unserem Premier-Lieutenant gehört; er hat auch gewiß nie mehr eine ebenso lange gehalten, und als er darauf von mir fortging, schien er sich ganz ausgesprochen zu haben, denn er schwankte so stark hin und her, wie ein leeres Schiff. Im Dienst war er strenge gegen mich, aber nie unfreundlich, obgleich er mir nicht das Geringste durchgehen ließ.

Als nach meinem Arrest der Appell vorbei war, ließ ich mir vom Compagnie-Schneider meine selbstgekauften Tressen auf die Uniform nähen, was mir einen halben Schoppen bittern Schnaps kostete; dann ging ich zu Poltes, um ihn von meiner Strafe und meinem Glück in Kenntniß zu setzen. Da ich ihn einige Tage nicht gesehen hatte, so fand ich ihn wieder sehr verändert. Er hatte mit Hülfe der alten Frau, die seine Sachen besorgte, sein Bett verlassen, und saß in einem alten Lehnstuhl am Fenster, so daß ihn die Nachmittagssonne beschien. Vergnügt darüber, daß ich kam, streckte er mir die magere Hand entgegen, und als ich

meine hineinlegte, blickte er auf meinen Aermel und machte große und recht vergnügte Augen. „Schon," sagte er, „das ist ja schnell gegangen, „da hab' ich länger warten müssen, nun ich bin auch dafür nicht weit gekommen." Hierauf erzählte ich ihm meinen Streit mit Herrn Schnapper, unsern Kampf und meinen Arrest.

„Sei Du froh," gab er mir zur Antwort, „daß der Kapitän nicht da war, die drei Tage auf's Holz hätten Dich ein Jahr im Avancement zurückgebracht. Nimm Dich aber in Acht, denn der Hauptmann hat Recht, Raufereien in der Kaserne wird nun einmal nicht gut gethan." Das sagte er Alles in großen Zwischenräumen und von häufigem Husten unterbrochen. Sprach er's auch nicht mit seiner gewöhnlichen Herzlichkeit, sondern so, als unterhielten wir uns von einem Dritten.

Von dem Fenster aus, an welchem er saß, konnte er durch eine Häuserlücke weit hinaus in das Land sehen, wo der helle Sonnenschein auf dem wogenden und fast reifen Korne lag, und auf dem Flusse glänzte, sowie auf den Segeln der Schiffe, die wie schneeweiße Tauben dahinzufliegen schienen.

„Das geht Alles heim," sagte er nach einer Pause, „und wenn die Schiffe im Hafen sind, so zieht man die Segel ein. Dann gute Nacht." Er athmete sehr schwer und mühsam und seine Hände zupften an einer wollenen Decke, die er auf den Knieen ausgebreitet hatte. — „Neben dem Flusse daher," fuhr er nach einer Pause mit sehr leiser Stimme fort, „kam ich vor dreißig Jahren gefahren, und gerade dort stieg ich aus und warf flache Steine über den Wasserspiegel, um zu sehen, wie oft sie ricoschettirten. Viermal schlug der Stein auf und in vier Jahren, dachte ich, bist du Offizier."

Hiebei lächelte er ganz eigenthümlich, und nach längerer Zeit erst fuhr er fort: „Das Korn schneiden sie auch bald und thun es in die Scheuer — — — — — — — — — — — Ja, ja den Weg kenne ich genau," sagte er dann wieder, wenn man

ihn verfolgt, weit, weit hinaus mehrere Tage lang, so kommt man an ein schönes Landhaus, da — bin ich geboren — — — — und werde — hier sterben. — — — Hörst Du nicht eine Glocke?"

„Sie läuten auf dem Dome," antwortete ich einigermaßen bestürzt, denn Poltes hatte noch nie so eigenthümlich und mit so sonderbar betonter Stimme zu mir gesprochen.

„So — öffne — das — Fenster," sagte er. Ich that so, und als die feierlichen tiefen Klänge so ungedämpft zu uns hereindrangen, ließ er den Kopf tief auf die Brust herabsinken, so tief zwar, daß ich nicht in seine Augen sehen konnte. Als er aber lange, lange nicht aufblickte, legte ich endlich meine Hand auf die seinige und fühlte mit tiefem Erschrecken, daß dieselbe sehr kalt war; dann bückte ich mich wieder, sah in sein Gesicht, und obgleich ich noch nie einen todten Menschen gesehen, erkannte ich doch sogleich, daß mein armer Freund Poltes heimgegangen sei. Ich rief die alte Frau um Hülfe, und als sie hereinkam, seine Augen betrachtet hatte und seine kalten Hände befühlt, sagte sie: „Nun endlich ist er gestorben, das hat lange gedauert." Während sie ein paar Leute holte, die ihn auf sein Bett legen sollten, kniete ich neben ihm nieder und weinte reichlich und heiße Thränen auf die kalte Hand des Freundes. — — — —

Siebentes Kapitel.

Da die Artillerieschule aufgehoben wird, kann ich nicht zum Examen gelangen, ich pfropfe Bäume und komme in Folge davon auf die Festung.

Der gute Poltes, einst Leopold von Berger, doch wurde selbst dieser Name in der Trauerrede nicht genannt, ward nun mit allen militärischen Ehren zur Ruhe bestattet. Wie wohl that es mir, als sie ihn hinabsenkten und ich weinend dabeistand, daß ich aufblickend sah, wie auch der Lieutenant von Schwenkenberg tief betrübt aussah und mit der umgekehrten Hand eine Thräne wegwischte, die ihm gerade aus den Augen in den langen Schnurrbart laufen wollte. Von meinem Vater, dem ich den traurigen Vorfall schrieb, erhielt ich einen langen Brief, der mir am Eingang meldete, daß zu Hause Alles wohl sei und der mich in Hinweisung auf den verstorbenen Freund schließlich ermahnte, mein Leben recht vorsichtig und mäßig zu genießen, mich namentlich aber vor der Flasche in Acht zu nehmen, und auch vor andern Dingen, die mein Vater aber ziemlich undeutlich bezeichnete. Zu gleicher Zeit schickte er mir einiges Geld für mich, sowie eine zweite kleine Summe, um Poltes' Grab, seinem schriftlich ausgedrückten Wunsche gemäß, gehörig damit schmücken zu können. Meine Mutter hatte ein Postscriptum angehängt, worin sie mich um die Uebersendung verschiedener Ellen Band zu ihren Hauben ersuchte. Man erwarte in dem Grenzstädtchen, so schrieb sie, einen hohen Zollbeamten zur Visitation, und bei den Feierlichkeiten, die begreiflicher Weise dabei stattfinden müßten, wolle sie auf's allerwürdigste erscheinen. Es machte mir eine besondere Freude, Poltes' Grabausschmückung besorgen zu können, und wie er es bei seinen Lebzeiten befohlen, ließ ich ihm zwei hölzerne Kanonenröhren

machen, die ein Kreuz bildeten, zwischen dem einen Schildzapfen stand sein Name, Geburtsjahr und Todestag, zwischen dem andern ein Ausspruch des Apostel Paulus, den er selbst ausgesucht und der durch das letzte Wort, wie Poltes zu sagen pflegte, auf die Artilleriewissenschaft hinzudeuten schien, nämlich: „Alles Wissen ist Stückwerk.“

So hatte ich nun einen Freund weniger und einige Feinde mehr; unter letztern muß ich unsern Hauptmann und Batteriechef Bitter nennen, der gelinde getobt hatte, als er vom Urlaub zurückkehrend erfahren, daß ich nicht nur Bombardier geworden sei, sondern in Folge dessen noch zwei Tage zu früh aus dem Arrest entlassen. Er hatte sogar über diesen Gegenstand eine ziemlich heftige Scene mit seinem ersten Lieutenant, deren Ende war, daß Herr von Schwenkenberg an seinen Tschako langte, und etwas weniger ruhig als sonst sprach: „Wenn — der — Herr — Hauptmann — vielleicht — glauben — daß — ich — unrecht — gehandelt — so — bitte — ich — den — Herr — Hauptmann — ganz — gehorsamst — den — Vorfall — an — das Brigade- — kommando — melden — zu — wollen — ich — für — meine — Person — habe — nichts — dagegen — es — soll — mich — vielmehr — außerordentlich — freuen.“ Damit drehte er sich um und ging seiner Wege.

Mich hatte nun der Kapitän seit jener Zeit, was man so nennt, furchtbar auf dem Striche. Ich konnte machen, was ich wollte, er entdeckte immer etwas Mangelhaftes an meinem Anzuge, oder irgend einen Fehler, wenn ich selbst exercierte oder exercieren ließ. Daher kam es denn auch, daß ich ziemlich häufig Arrest und Strafwachen bekam, zwei Sachen, die der Kapitän in's Nationale schreiben lassen darf und die beim Avancement durchaus nicht förderlich sind.

Die übrigen Feinde, die ich mir erworben hatte, waren natürlicher Weise Herr Schnapper und meine beiden andern Ka-

meraden, da ich so früh zum Bombardier befördert worden war. Bald nach diesem Vorfall ließ der Herr Hauptmann sie ebenfalls das Examen machen, wobei Herr Schnapper übrigens so schlecht bestand, daß er nicht nur nicht avancirte, sondern daß ihm leise angedeutet wurde, er möge ruhig seine zwei Jahre fortdienen und dann seinen Abschied nehmen, was auch später geschah, und sich so die Prophezeihung des Lieutenant von Schwenkenberg bestätigte, denn als Herr Schnapper abgegangen war, bummelte er in der Stadt herum, ohne irgend ein Geschäft zu ergreifen oder überhaupt etwas zu thun, und da er von seiner Mutter noch einiges Geld erhielt, verlumpte er zwar langsam, aber vollkommen.

Auch was die beiden andern Freiwilligen betraf, hatte sich der Lieutenant nicht getäuscht. Der Apothekersohn machte ein schönes Examen, avancirte bald nach mir zum Bombardier, und da er ein Schreib- und Rechengenie war, so wurde er zum Feldwebel kommandirt und erhielt auch, als dieser freilich nach mehreren Jahren zur Civilpartie überging, dessen Posten. Der Sohn der Regierungsraths-Wittwe hatte sich sehr gekränkt gefühlt, daß ich, ein ganz gewöhnliches Soldatenkind, vor ihm befördert worden war, und die früheren Bekanntschaften seiner Mutter hatten es nicht nur zuwege gebracht, daß er zu einer andern Batterie versetzt wurde, sondern auch daß er auf die Kriegsschule kam, und nun einmal auf dem gehörigen Wege, wurde er auch endlich, freilich nach längerer Zeit, Lieutenant. Später sahen wir uns wieder und da sprach er über seine Zukunft auch nicht viel anders, als damals der Lieutenant von Schwenkenberg.

Der Erzählung meines einfachen Lebens bin ich diesem Punkte vorausgeeilt, weil ich aus dem ferneren Zusammenleben mit den andern Freiwilligen nicht viel Interessantes zu berichten weiß.

Mein Streit mit Herrn Schnapper hatte mich bei allen Uebrigen in ziemlichen Respekt gesetzt, und da ich mich bemühte, meinen Dienst auf's Pünktlichste zu versehen, so genoß ich die

Liebe und Achtung meiner Kameraden und Vorgesetzten mit Ausnahme des Kapitäns. Leider konnte er mir bedeutend schaden und unterließ das auch nicht. So viel mir die wenig freie Zeit, die ich hatte, erlaubte, lernte ich Sprachen, Geographie, Geschichte und was nöthig war, um ein Examen in die vorbereitende Artillerieschule machen zu können. Auch wurde ich mit mehreren andern Aspiranten vom Abtheilungskommando zu diesem Examen eingegeben, doch waren die darauf bezüglichen Papiere noch nicht lange bei der Brigade eingelaufen, so erhielt ich vom Wachtmeister Sternberg einen freundschaftlichen Brief — „Donnerwetter, lieber Major, da sind Deine Papiere zum Examen allerdings mit den übrigen eingelaufen, aber mich soll dieser und jener holen, wenn Dein corriculum vitae nicht eines der schlechtesten ist, das mir jemals unter die Hände gelaufen. Bist Du denn wirklich ein so leichtsinniges Subject geworden, oder kämmen sie an Dir herunter. Das wechselt ja ab mit Arrest und Strafwachen. Ich sage Dir, wenn ich nicht bei Schippenb — beim Commando will ich sagen — die Hand über Dein gottloses Haupt hielte, so hätte man Dich wegen des verfluchten Nationale's zurückgewiesen. Das sage ich Dir aber, sei mir gehörig gesattelt; zieh die Bauchgurten Deines Wissens fest zusammen, denn wenn Du beim Examen herabplumpst, so freut mich mein Leben. Dein Alter ist nicht nur wohl, sondern hat auch ein unverschämtes Glück; so eben lese ich, daß er schon zum Steuercontroleur ernannt ist. Gratulire augenblicklich Deiner Mutter, und da Steuercontroleurin schlecht klingt, so kannst Du auf die Adresse schreiben: Frau Steuercontroleuse Wortmann. Auch ich will nächstens abziehen, aber zur Post; weißt Du, ich kann das Sitzen nicht ertragen."

Daß ich in der That vom Brigadekommando beschützt wurde, das sah ich mit großen Freuden, unser Kapitän aber zu seinem großen Verdruß daran, daß ich trotz der schlechten Zeugnisse wirklich zum Examen kommandirt wurde; leider kam ich aber doch

nicht dazu. Wenige Tage vor unserem Abmarsche lief ein Schreiben des Generalkommando's ein mit der für uns trostlosen Nachricht, daß die vorbereitende Brigadeartillerieschule laut höherem Befehl aufgehoben sei, es blieb also nur noch die große Artillerieschule in der Residenz übrig, zu deren Eintritt ein Examen erforderlich war, wie es die Fähndriche bestehen mußten, und dazu reichten meine Kenntnisse nicht aus.

Wachtmeister Sternberg schrieb mir ebenfalls darüber, auch mein Vater, und Beide gaben mir den Rath, ruhig fortzudienen, mich in den Artilleriewissenschaften zu vervollkommen, um später einmal Oberfeuerwerker werden zu können. Das that ich denn auch und verzichtete auf die Epauletten, ohne daß es mir gerade besondern Kummer machte. Hatte ich doch schon genug von dem Offiziersleben kennen gelernt, um einzusehen, daß dasselbe für den, der kein Vermögen besaß, gar zu starke Schattenseiten habe.

Ich widmete mich also auf's Fleißigste dem Dienst und den Artilleriewissenschaften, und als ich zwei Jahre gedient, machte ich ein so glänzendes Unteroffiziers-Examen, daß ich zum Abtheilungskommando augenblicklich avancirt wurde. Nebenbei hatte ich auch meine Liebe zur Gärtnerei nicht vergessen und bildete die Anfangsgründe, die mir der weise Vogel beigebracht, auf's Umfassendste aus. Ich fand einen geschickten Gärtner bei der Stadt, der sich meiner bereitwillig annahm, und war glücklich, alle meine Freistunden unter Blumen und Bäumen zubringen zu können. Das Bischen Latein, das ich in der Schule gelernt, machte es mir leicht, die hunderterlei Namen der Pflanzen zu behalten, und als ich ein Jahr bei meinem Freunde, dem Gärtner, gearbeitet, meinte dieser lachend: „wenn es mir einmal bei der Artillerie durchaus nicht mehr gefiele, so könne ich, was meine Kenntnisse anbelange, getrost den ausgedehntesten herrschaftlichen Garten übernehmen."

Da es mir durch die immerwährende Beschäftigung im Garten

fast zum Bedürfniß geworden war, im Freien unter Pflanzen und Bäumen zu sein, so suchte ich sogar im Dienste dieses Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, daß ich gerne die Wache auf den kleinen Forts übernahm, die außerhalb der Stadt lagen, wo das mit Bäumen bepflanzte Glacis einem kleinen Parke ähnlich war. Da war ich glücklich und half den wildwachsenden Bäumen mit Scheere und Messer auf's Zweckmäßigste nach, mußte mich aber sehr in Acht nehmen, daß diese Ausübung meiner Kunst nicht auf unangenehme Art zu Ohren der Festungsdirection käme. Einmal war ich schon in schweren Anklagestand versetzt worden, als ich nämlich aus einer schönen Ulme mehrere dürre Aeste weggesägt hatte, und da unser Kapitän nicht übel geneigt war, dieses dreifach zu bestrafen, erstens nämlich als Unordnung im Dienste, worin er nicht ganz Unrecht hatte, zu gleicher Zeit aber auch als Waldfrevel, und drittens gar als Holzdiebstahl, so hätte es mir schlecht ergehen können, wenn die Behörde nicht glücklicherweise nur den ersten Fall angenommen hätte, und mich dafür mit ein paar Tagen Arrest beglückte. Aber trotzdem konnte ich die Gärtnerei, wenn auch auf königlichem Grund und Boden, nicht lassen.

So war es denn wieder Frühling geworden, ich diente drei Jahre, war wie gesagt Unteroffizier, und hätte mich schon lange zum Feuerwerker-Examen gemeldet, wenn nicht der Kapitän eine derartige Anfrage meinerseits mit einem wahren Hohngelächter beantwortet hätte und mich darauf gefragt: „Wissen Sie auch, was ein Feuerwerker ist? Sie scheinen keine Idee davon zu haben.“

„Zu befehlen, Herr Hauptmann,“ entgegnete ich einigermaßen gereizt, „ich erlaube mir vielleicht doch zu wissen, was ein Feuerwerker ist.“

„Nun, darauf wär' ich begierig,“ meinte er und sah mich finster an, wobei er die beiden Zeigefinger zwischen Schärpe und Uniform steckte.

„Ein Feuerwerker, Herr Hauptmann, ist meiner Ansicht nach

eine Charge in der Batterie, welche sich mit der Feuerwerkskunde sehr vertraut gemacht hat, der ferner —"

„Und Ihre Ansicht ist durchaus falsch, mein Lieber," fiel er mir nun lächelnd in die Rede. „Wer zum Feuerwerker avanciren will, soll das Muster eines Unteroffiziers sein, soll meiner Ansicht nach viermal so lange dienen als Sie, soll den Dienst auswendig kennen wie ein Buch und ausüben wie eine Maschine, soll das Progesta seiner ganzen Compagnie sein, exercieren können wie ein Engel und soll vor allen Dingen — merken Sie sich das wohl — nie bestraft worden sein. Das ist meine Ansicht von den Eigenschaften eines Feuerwerkers." Das hatte er mit erhabenem Tone gesprochen und setzte nun in gewöhnlichem Tone hinzu: „Daß der Feuerwerker nebenbei eine Rakete von einer Stückkugel soll unterscheiden können, versteht sich von selber."

„Der Herr Hauptmann werden entschuldigen," erwiederte ich, „aber nach dem habe ich wohl keine Hoffnung, jemals in der Batterie des Herrn Hauptmann zum Feuerwerker zu avanciren; denn wenn ich mich auch befleißigen würde, einer der pünktlichsten und propersten Unteroffiziere der Batterie zu werden, so wird es mir doch nie gelingen, ein Nationale beizubringen, in dem keine Strafen verzeichnet stehen."

„Ja, mein Lieber," sagte er, beharrlich mit dem Kopfe nickend, „den Riegel haben Sie sich selbst vorgeschoben. Wenn ich nicht irre, saßen Sie in den drei Jahren schon sechsmal auf dem Holze, und die Zahl Ihrer Strafwachen ist Legion."

„Zu befehlen, Herr Hauptmann, Legion."

„Hm! hm!" machte er verdrießlich. „Und das scheint Sie eigentlich gar nicht zu alteriren. Aber ich weiß schon, worauf Sie bauen, auf den Schutz irgend eines Schreibers beim Brigadekommando, der Ihnen beim Unteroffiziers-Examen so treffliche Dienste geleistet und den Sie sich, Gott weiß durch welche Hinterthüre erschlichen. Aber Herr, das versichere ich Sie, dergleichen

wird nicht mehr gut gethan, so wahr ich Bitter heiße und sehr bitter sein kann."

Es gibt leider Augenblicke im Menschenleben, wo man der Strafe näher ist als sonst. Mir war die Geduld zerrissen und ich erlaubte mir, im Tone der höchsten Achtung und tiefsten Unterwürfigkeit dem Hauptmann zu bemerken, daß ich ihm recht sehr über die Auskunft über mich selbst danke, zugleich aber um die Erlaubniß bäte, mich beim Abtheilungskommando zur Versetzung nach einer andern Batterie zu melden.

Ich gebe zu, daß der gegenwärtige Augenblick zu diesem Gesuche vielleicht nicht passend war und es als Trotz erscheinen konnte; wenigstens nahm es der Hauptmann so auf. Er rieb sich die Hände, hustete ein paar Mal leise und kniff die Augen zu, wie er zu machen pflegte, wenn er anfing sehr übler Laune zu werden. „Sehr schön," sagte er nach einer Pause, „charmant, ich bitte aber recht sehr, Herr Unteroffizier, sich den vorhabenden Schritt noch gefälligst überlegen zu wollen. Und damit es Ihnen hierzu nicht an Zeit und Muse fehlt, so melden Sie sich gefälligst beim Feldwebel zur Strafwache auf Fort Nro. 4, wo Sie über Ihren Entschluß nachdenken können. — Verstanden?"

„Zu befehlen, Herr Hauptmann."

„So gehen Sie."

„Zu befehlen, Herr Hauptmann."

So hatte ich denn abermals eine Strafwache, die mir heute gerade nicht angenehm war, denn wir hatten Feiertag und ich also vollkommen Zeit, den ganzen Tag bei meinem Freunde, dem Gärtner, zuzubringen. Da es übrigens noch früh am Morgen war, ging ich zu ihm hinaus und fand ihn beim Pfropfen verschiedener Gesträuche beschäftigt. Ich erzählte ihm mein Schicksal und er meinte, das Beste wäre, ich solle meinen Abschied nehmen, und mich ganz meiner Lieblingsbeschäftigung, der Gärtnerei, widmen. Einen solchen Entschluß ohne Einwilligung meiner Eltern

zu fassen, daran war nicht zu denken, auch war ich sicher, daß weder mein Vater noch meine Mutter es je erlauben würden, daß ich schon nach drei Jahren wieder den Militärdienst verlasse. Feuerwerker sollte ich nun einmal werden, so wollte es der Vater Wortmann, und die vorgeschriebene Anzahl Jahre dienen, um Ansprüche auf eine Civilversorgung zu haben. In der Thal, da war nichts zu machen und mein Freund mußte mir beipflichten, als ich ihm das auseinandersetzte.

Ich half ihm noch eine Stunde bei seinem Geschäft, dann mußte ich ihn verlassen, da es Zeit war, nach meiner Wachmannschaft zu sehen. Er wickelte mir lachend ein paar der Reiser, womit er beschäftigt war, in Moos und steckte sie mir in die Taschen. „Vielleicht," sagte er, „finden Sie irgendwo einen Strauch, an dem Sie mit Pfropfen ein paar Versuche machen können. An Zeit wird es Ihnen nicht fehlen."

Dann verließ ich ihn, um meine Wache zu beziehen, eine der kleinen Festungen, welche um die Stadt liegen. Daß ich gerade hierhin geschickt worden, dafür war ich dem Kapitän noch dankbar, denn er hätte mich ebensogut nach dem einsamen alten Pulverthurme senden können, oder gar die Kasernenwache übergeben, was mir noch weit unangenehmer gewesen wäre. Auf meinem einsamen Fort war ich doch mitten in der schönen Natur, hatte wenig von Ueberraschungen zu fürchten, namentlich heute an einem Feiertage, und dann führte die Wache hier überhaupt ein recht behagliches, patriarchalisches Leben. Die nothwendigen Bestandtheile eines frugalen Abendessens, Kartoffeln, Butter und etwas Wurst wurden mitgenommen, auch die Kaffeemaschine, Tabak, Pfeifen, sogar ein paar Cigarren, und vor allen Dingen ein paar unterhaltende Bücher.

Mit diesem führten wir denn hier draußen in der Thal ein beschauliches Leben; man war wie im Kloster. Der öde gepflasterte Hof hallte so recht unheimlich von unseren Schritten wieder, das

Wachtlokal mit einer engen vergitterten Schießscharte war wie eine Mönchszelle, und rings um uns her bildeten Gräben und Glacis einen allerliebsten Klostergarten. In diesem hielt ich mich auch am liebsten auf, und auch heute, als ich mein Wachtbuch eingeschrieben hatte, sowie die Meldezettel nach der Stadt geschickt, als das Wachtlokal in Ordnung gebracht war und die Posten aufgezogen und gehörig instruirt, suchte ich mir eine recht angenehme Stellung an der Böschung des kleinen Walles, wo das Bankett eine förmliche Rasenbank bildete. Mein Bursche, der mit mir auf der Wache war, richtete mir die Kaffeemaschine her, ich zündete den Spiritus an, und nachdem der Trank bereitet war, legte ich mich behaglich in's Grüne und las ein paar Stunden.

Die Kanoniere, die nicht auf Posten waren, hatten sich rings auf dem Glacis vertheilt, um nach der Stadt hinauszuspähen, ob sich nichts Verdächtiges nahe, bei welchem Geschäft sie übrigens ebenso wie ihr Kommandant auf Gras und Blumen ruhten, und so genossen wir Alle zusammen die Freuden der Wache an einem schönen Frühlings- und Feiertage.

Endlich war mein Kaffee getrunken, ich auch des Lesens müde, weßhalb ich mich erhob, um meine Posten zu revidiren. Ich fand bei ihnen nichts besonders Ungehöriges; doch war es vielleicht nicht ganz streng dem Reglement gemäß, daß der Eine pfiff, der Andere sang, ehe sie mich kommen hörten. Nur der auf der Plattform des Thurms erhielt einen kleinen Verweis, denn statt umherzugehen, wie es Vorschrift war, hatte er sich in eine der Schießscharten gesetzt und blickte nach der Stadt sowie auf den Fluß, der nicht weit von unserem Fort vorbeiströmte und wo Dampfer auf- und abzogen, eine lange schwarze Rauchwolke hinter sich drein ziehend. Von der Stadt her war ein Gesumme der Menschen, das Rollen der Equipagen, aber Alles verschwamm zu einem unverständlichen Brausen, zwischen dem nur deutlich die Glocken der

vielen Kirchen hervordrangen, in denen zum Nachmittagsgottes-dienste geläutet wurde.

Als ich wieder hinabstieg und auf das Glacis ging, gedachte ich der Zweige, die mir mein Freund, der Gärtner, in die Tasche gesteckt. Ich nahm sie hervor und suchte mir ein passendes Gesträuch, um meine Kunst daran zu versuchen. Es war dies die gewöhnliche Akazie, auf welche ich mich bemühte, einen Zweig der Robinia hispada zu pfropfen. Wenn ich auch als Wachthabender Unrecht hatte, dergleichen zu thun, so war es doch anderntheils ein verdienstliches Werk, die Gesträucher hier zu veredeln, und wie schön mußte es sich nicht im nächsten Frühjahre ausnehmen, wenn hier neben der gelben Blüthe der gewöhnlichen Akazie auf einmal die prachtvolle röthliche der Robinia hispada hervorwuchs. Messer, Bast und Wachs hatte ich nicht vergessen, in die Patron-tasche zu stecken, und durch die am Rande des Glacis umher-liegenden Kanoniere vor jedem Ueberfall gedeckt, machte ich mich mit großer Ruhe und vielem Behagen an mein Geschäft. Schon hatte ich ein paar Sträucher auf's Kunstvollste gepfropft, als ich aufblickend einen meiner Kanoniere vor mir sah, der mit seinen Armen und Händen allerlei seltsame Zeichen und Pantomimen machte, die wahrscheinlich mir gelten sollten.

„Was willst Du?“ rief ich ihm zu. „Kommt Jemand?“

Statt aller Antwort machte er ein ganz erschrecktes Gesicht und deutete schüchtern mit dem Finger vor sich hin. Zu gleicher Zeit rief der Posten auf der Plattform mehreremal meinen Na-men. Ich blickte um mich her und endlich auch hinter mich, und sah zu meinem nicht geringen Schrecken drei Artillerieoffiziere, die aus dem Hofe des Forts kamen und sich mir näherten. Daß ich in einem derselben augenblicklich unsern Hauptmann Bitter erkannte, verminderte meinen Schrecken durchaus nicht. Eilig nahm ich den Tschako vom Boden auf, und als ich mich gegen die Ankommenden wandte, gelang es mir, Messer, Wachs

und Bast in die auf meinem Rücken befindliche Patrontasche zu schieben.

Zum schlimmen Spiel die beste Miene machend, näherte ich mich meinen Vorgesetzten so unbefangen als möglich und meldete: „Auf Wache ein Unteroffizier und zwölf Kanoniere. Weder auf Posten noch im Innern der Forts befindet sich etwas Neues.“

„Nach Ihrer Ansicht allerdings nicht,“ erwiederte der Hauptmann kopfnickend und ganz zufrieden lächelnd; „für mich aber ist es etwas außerordentlich Neues, eine Wache zu finden, die so ihren Dienst thut, wie die Ihrige. Das ganze Fort ist leer, man könnte sogar die Geschütze wegtragen und Sie würden es nicht merken. Nein, Herr Unteroffizier Wortmann, dergleichen ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Was Teufels, Herr, ist in Sie hineingefahren? Wenn Sie vielleicht am periodischen Wahnsinn leiden, so melden Sie sich in's Lazareth. Dann werden wir auch Ihre ganze Aufführung begreifen.“

Ich stand wie eine Bildsäule und verzog keine Miene, das Beste, was ich in meiner Lage thun konnte.

„Ich bitte Sie, Herr Hauptmann von Walter, und Sie Herr Premierlieutenant Schwarz, ist Ihnen in Ihrem ganzen Leben dergleichen vorgekommen?“

Mit einem schnellen Blick beschaute ich mir die beiden andern Offiziere, namentlich den Herrn Hauptmann von Walter, der Kommandant der Festungskompagnie in J. war, von dem wir viel gehört, den seine Leute enthusiastisch liebten, den ich aber noch nie gesehen. Er war ein fast zu starker, sehr behaglich aussehender Mann mit einem runden, außerordentlich freundlichen Gesichte. Dabei hatte er lebhafte, wohlwollende Augen, aus denen es wie Lachen hervorblitzte, ganz im Gegensatz zu dem furchtbaren Auftritte, der sich vor seinen Augen zu entwickeln begann. Soviel ich später sah, hinkte er ein wenig mit dem linken Fuße, und deßhalb führte er auch ein spanisches Rohr mit elfenbeinerner Krücke.

Der Herr Lieutenant Schwarz war ganz das Gegentheil seines Hauptmanns, er war fast übertrieben mager, hatte einen langen dünnen Hals, auf dem ein Kopf saß, der nicht bedeutend stärker, aber viel länger war. Seine Augenbrauen waren erstaunt in die Höhe gezogen, der Schnurrbart hing tief zu beiden Seiten des Kinns herab, und über dem ganzen Gesichte lag ein so furchtbarer Ernst, daß ich ihm ansah, er sei auf's Höchste empört über den Frevel, den ich hier begangen.

„Und was treiben Sie hier auf dem Glacis?" fuhr der Kapitän nach einer kleinen Pause fort. „Mir scheint, Sie haben Ihre alten Mucken wieder. Sollten Sie wohl glauben," wandte er sich an den andern Hauptmann, „daß dieser Unteroffizier schon einmal bestraft wurde, weil er Aeste aus dem Gehölz des Glacis weggeschnitten? — Ich bitte Sie: Aeste eines königlichen Baumes!"

„Es waren dürre Aeste," erlaubte ich mir zu sagen.

„Ast ist Ast!" rief entrüstet der Kapitän. „Und es ist nur schade, daß man damals nicht meiner Ansicht war, sonst wären Sie lange unschädlich gemacht worden. Nicht wahr, Herr Hauptmann von Walter, Ast ist Ast?"

„Nicht so ganz, mein lieber Herr Hauptmann Bitter," erwiederte der dicke Kapitän freundlich. „Ich will zugeben, daß es von einem wachthabenden Unteroffizier nicht ganz passend ist, Aeste von den Bäumen einer königlichen Pflanzung wegzusägen."

„Fürchterlich!" sagte Lieutenant Schwarz im Tone der höchsten Entrüstung.

„Anderntheils aber," fuhr der Hauptmann von Walter fort, „könnte es sogar ein verdienstliches Werk genannt werden, dürre Aeste von einem Baum zu entfernen. Das erhöht dessen Lebenskraft und verhindert in vielen Fällen, daß nicht auch andere Zweige angegriffen werden und ebenfalls absterben."

Unser Kapitän hustete ungeduldig. „Wir wollen das Vergangene nicht weiter untersuchen," sprach er. „Aber was trieben

Sie dort im Gehölz, als wir kamen? — Es thut mir leid, aber die Sache muß untersucht werden. Wenn es den Herren gefällig wäre, so sehen wir etwas genauer auf die Arbeit dieses wachthabenden Unteroffiziers."

„Gehen wir," versetzte der dicke Kapitän und schritt auf seinen Stock gestützt voraus.

Lieutenant Schwarz drückte die Hände auf seinen dünnen Leib und folgte langsamen Schrittes, anzusehen, wie eine finstere Wetterwolke.

„Aha!" rief unser Hauptmann triumphirend, als wir jetzt an Ort und Stelle gekommmen waren und zeigte dabei auf die grünen Akazienzweige, die ich Behufs des Pfropfens entfernt und die auf dem Boden umherlagen. „Sind das auch vielleicht dürre Aeste? Na, Herr! diesmal will ich Sie fassen."

Während der dicke Kapitän ruhig an meine Sträucher trat, zuckte der Lieutenant Schwarz seine Schultern so hoch, daß sie fast die Ohren berührten. Hauptmann Bitter blickte mich kopfnickend an, und ich stand dabei — wehrlos, ein aufgegebener Mann.

„Das ist ja vortrefflich gepfropft!" rief plötzlich der Hauptmann von Walter; „ich sage Ihnen, vortrefflich. Die Bänder sind zierlich und kunstgerecht angelegt und das Baumwachs mit einer wahren Feinheit aufgetragen."

Unser Kapitän schaute erstaunt auf seinen Herrn Kameraden, während der Lieutenant abermals die Achseln zuckte.

„Robinia hispada," rief der Hauptmann von Walter. Eine herrliche Blüthe! wird sich im nächsten Frühjahre ganz ausgezeichnet machen."

„Aber ich begreife nicht," sagte unser Kapitän erstaunt.

„Er verdient freilich einen kleinen Verweis, der Unteroffizier," meinte heiter der dicke Hauptmann, „daß er die Zeit der Wache zu so was anwendet, in seinen Freistunden aber eine Belohnung dafür."

„Aber ich begreife nicht,“ wiederholte Hauptmann Bitter, „das ist doch ein offenbarer Waldfrevel.“

„Kein Waldfrevel,“ unterbrach ihn der Andere, „gewiß, lieber Herr Kamerad, kein Waldfrevel, im Gegentheil, es zeugt von gutem Geschmack, hier in dieser Gruppe Robinia hispada auf Robinia pseudacacia, die gemeine Akazia zu pfropfen. Sehen Sie, dort haben wir Crataegus den Weißdorn, dort eine Lonicera, die dunkelroth blüht, daneben den sogenannten Goldregen, das wird eine ganz schöne Wirkung machen, allerdings auf der Wache,“ sagte er lächelnd zu mir, wobei er komisch drohend seinen Krückstock erhob, „auf der Wache sollte so was unterbleiben.“

„Und ist doch Waldfrevel; dergleichen auf einem königlichen Glacis,“ sagte hartnäckig unser Hauptmann.

„Nein, nein, gewiß kein Waldfrevel,“ erwiederte der Andere, „nur gepfropft und sehr schön gepfropft. — Sind Sie ein gelernter Gärtner?“ wandte er sich an mich.

Der Herr Hauptmann hatte etwas so außerordentlich Wohlwollendes und Gutes in seinem Benehmen und seiner Sprache, daß ich mich sehr zu ihm hingezogen fühlte. Auf seine Frage an mich erzählte ich ihm mit kurzen Worten, daß ich auf Avancement diene, daß ich habe Offizier werden wollen, auch wohl das Examen zur vorbereitenden Artillerieschule habe machen können, aber nicht das zur Kriegsschule, wie es in neuerer Zeit verlangt werde. Ferner sagte ich ihm, daß ich die Gärtnerei außerordentlich liebe, und in meinen Freistunden theoretisch und praktisch erlernt habe.

Während ich das sprach, nickte er vergnügt mit dem Kopfe und that verschiedene Fragen an mich, aus denen ich entnahm, daß er Baum- und Blumenzucht aus dem Fundament verstehe und wahrscheinlich selbst betreibe.

Nachdem das kleine Examen beendigt — und er stellte in der That ein solches mit mir an — nahm er den Hauptmann Bitter unter den Arm, führte ihn ein paar Schritte von mir weg und

redete freundlich lachend in ihn hinein, wobei aber mein Vorgesetzter anfänglich heftig mit dem Kopfe schüttelte. Herr Lieutenant Schwarz, der jetzt die Hände auf den Rücken gelegt hatte, betrachtete meine Pfropfarbeit ungefähr mit dem Gesichtsausdruck, mit welchem man etwas ganz Außerordentliches und noch gar nie Dagewesenes anschaut.

Nach einer kleinen Weile rief mir mein Hauptmann zu: „Kommen Sie daher, Unteroffizier, und bedanken Sie sich beim Herrn Hauptmann von Walter auf's Nachdrücklichste. — Ich hätte Ihnen, wegen des Rückfalls in Ihre Lust, königliche Bäume zu beschädigen, diesmal eine garstige Geschichte aufspielen müssen. — Ja müssen. — Denn Ordnung muß sein. Der Herr Hauptmann von Walter hat für Sie gesprochen, und auf seinen speziellen Wunsch will ich die Sache für diesmal auf sich beruhen lassen."

Daß ich mich auf's Herzlichste bedankte, wird mir Jeder glauben, und ich war froh, mich bei dem guten alten Herrn bedanken zu können. Er hatte durch sein freundliches Benehmen meine ganze Liebe gewonnen, und das erlaubte ich mir, ihm unverhohlen zu sagen, wobei ich nicht unterlassen konnte, hinzuzusetzen, daß ich mich glücklich schätzen würde, später einmal in seine Nähe zu kommen. Darauf reichte er mir treuherzig die Hand, die ich gerne geküßt hätte, und ich kann nicht verschweigen, daß mir fast die Thränen in die Augen traten, als er sie mir auf's Herzlichste schüttelte und so lieb und freundlich von mir Abschied nahm.

Ohne weitere Abenteuer ging die Wache vorüber, und als ich mich am andern Mittag bei unserem Feldwebel vom Fort Nro. 4 zurückmeldete, erzählte ich ihm, was mir gestern begegnet. Er mochte mich wohl leiden, der Feldwebel, und sagte nachdenkend: „Diese Begegnung kann Ihr Glück sein, es ist ein eigenes Ding um den Herrn Hauptmann von Walter. Wie es zusammenhängt, weiß Niemand, aber so viel ist bekannt, daß er bis hoch oben in

die höchsten Regionen mächtige Verbindungen hat. Und wenn er etwas durchsetzen will, so wird's ihm nicht schwer."

Dies geschah ungefähr im Mai und schon im Juni kam der Befehl vom Brigadekommando, mich so schnell als möglich zum Feuerwerker-Examen zuzulassen. Ich machte dasselbe und kann, ohne unbescheiden zu sein, wohl sagen, daß ich sehr gut bestand. Dem Herrn Hauptmann Bitter waren diese Eingriffe in seine Machtvollkommenheit sehr unangenehm. War ich doch durchaus kein Feuerwerker, wie er ihn sich wünschte; glücklicherweise wurde ich es auch nicht bei ihm, denn vierzehn Tage, nachdem meine Papiere zur Brigade abgegangen waren, kam von dort ein Befehl, worin es hieß:

„Der Unteroffizier Wortmann ist unterm heutigen Datum zum Feuerwerker befördert und in dieser Eigenschaft zur Festungskompagnie nach J. versetzt. Der Feuerwerker Wortmann hat sogleich dorthin abzugehen."

— — Wer war glücklicher als ich!

Achtes Kapitel.

Auf dem Wege nach meinem neuen Bestimmungsorte treffe ich einen freundlichen Gensdarmen, der mir durch eine Erzählung beweist, daß man sich ein Vergnügen daraus machen kann, nicht zu avanciren.

Der Abschied von meiner Batterie ward mir, wie man sich wohl denken wird, durchaus nicht schwer. Freunde hatte ich unter meinen Kameraden so gut wie gar keine, der Hauptmann war froh, daß er mich los wurde und auch mir konnte es nur angenehm sein, einen Vorgesetzten zu verlassen, der nicht nur unnachsichtlich und streng, sondern auch parteiisch gegen mich war.

Der Lieutenant von Schwenkenberg hatte seit der langen Rede, die er an mich gehalten, nur noch wenige Worte mit mir gewechselt, er liebte das viele Sprechen überhaupt nicht, war von jeher verschlossen gewesen und wurde es, je länger er diente, immer mehr.

So packte ich denn mit sehr leichtem Herzen meine Habseligkeiten in einen kleinen Koffer, den mir meine Mutter geschickt, nahm von meinem Freunde, dem Gärtner, herzlichen Abschied, ach! und hier war es mir gerade zu Muth, als damals, wo ich den weisen Vogel verließ. Auch er steckte mir die Taschen voll Sämereien, die ich aber jetzt nicht wegwarf, denn obgleich Vater Wortmann mir damals gesagt, auf den Wallgängen wüchsen keine Blumen, so hatte ich doch eine unbestimmte Ahnung, in der kleinen Festung J. unter dem Kommando des Herrn Hauptmann von Walter könne und müsse es doch ganz anders sein, und unter diesen für mich sehr schönen Hoffnungen wanderte ich denn zum Thore hinaus, in der gleichen Jahreszeit als damals, wo ich das elterliche Haus verlassen. Vier Jahre waren seitdem vergangen, ich noch um einige Zoll gewachsen, hatte mir auch einen kleinen Schnurrbart zugelegt, und wenn ich bei Manövern und zur Einquartierungszeit manchen Mädchenaugen glauben durfte, die mich gern freundlich und lächelnd betrachteten, so war mein Aeußeres vielleicht der Mühe werth, daß sich das andere und schönere Geschlecht mit mir beschäftigte. Weßhalb dieß Geschlecht übrigens das schöne genannt wurde, wollte mir damals noch nicht so recht einleuchten. Mein Herz war bis jetzt gänzlich unempfindlich geblieben und ich konnte nur lachen über die Thorheiten, die ich meine Kameraden in dieser Richtung begehen sah. In gewisser Beziehung war ich, ein so junger Feuerwerker, der schon in fünf Jahren Ansprüche auf eine Civilversorgung hatte, für bescheidene Wünsche eine recht gute Parthie zu nennen, und die Tochter unseres Feldwebels, ein wohlgewachsenes, dickes Mädchen, — sie spielte Guitarre und las gerne Romane, —

hatte mir das auch nicht ganz undeutlich zu verstehen gegeben. Sie declamirte gern Gedichte und den Tag vor meiner Abreise hatte sie mich noch mit dem bekannten Liede beglückt:

„Noch einmal, Robert, eh' wir scheiden,
Komm an Elisens klopfend Herz!“

Doch hatte das gar keine Wirkung auf mich ausgeübt, vielmehr reichte ich ihr recht förmlich die Hand, worauf sie ihr Näschen rümpfte und mich ungnädig entließ.

Das war bald vergessen, und ich wanderte wohlgemuth und leichten, fröhlichen Herzens über die lange Chaussee dahin. Reiseabenteuer hatte ich auf diesem Marsche ebensowenig als auf meinem ersten, den ich von meinem elterlichen Hause antrat. Doch begegnete mir auch dießmal wieder der unvermeidliche Gensdarm, der aber, als er meine stattliche Uniform sah, nicht wie damals, nach meinem Passe verlangte, sondern vielmehr freundschaftlich mit mir schlenderte.

Es war am zweiten Tag meines Ausmarsches und ich konnte noch vor Abend die Festung J. erreichen. Der Gensdarm zog ohne besondere Bestimmung mit mir denselben Weg; nachdem er sich mir als einen ehemaligen Unteroffizier der reitenden Batterie unserer Abtheilung zu erkennen gegeben, plauderten wir recht angenehm von vergangenen und zukünftigen Zeiten.

Mir war es recht, daß ich ihn traf, denn da er in der kleinen Festung stationirt war, so kannte er alle Verhältnisse dort genau, was ja schon sein Beruf mit sich brachte, und konnte mir über Manches die beste Auskunft geben. „Die Festung ist klein,“ sagte er, „und deßhalb die Stadt außerordentlich langweilig. Da sie auch nicht an einer Hauptstraße liegt, so ist der Verkehr sehr gering und auf den Straßen und Plätzen wächst so viel Gras, daß man die Kühe nicht braucht zum Thore hinauszutreiben, wie es dort noch jeden Morgen geschieht. Festungskommandant,“ er-

zählte er weiter, „ist der General R., ein braver und sehr freundlicher Vorgesetzter; mit dem Sie übrigens wohl nichts zu thun haben, denn wie ich mir denken kann, gehören Sie zur Compagnie des Herrn Hauptmann von Walter, der die Citadelle fast unumschränkt kommandirt."

„Aber er steht doch unter dem Festungskommando?" fragte ich meinen Begleiter, der mir lächelnd erwiederte: — „Eigentlich ja, und doch wieder nicht, das hat so seine eigene Bewandtniß."

Glücklicherweise hatten wir in diesem Augenblicke eine kleine Anhöhe erstiegen, auf deren Spitze ein einladendes Wirthshaus stand. Ein großer Schild mit angenehmer Versprechung von frischem Bier und ein Platz vor dem Hause mit breitem Tisch und Bänken, die so äußerst behaglich unter sehr riesenhaften Linden standen, im Schatten der weitausgestreckten Aeste, während ringsumher eine heiße Juniusnachmittagssonne auf Straße und Feld brannte. Das schäumende Bier kam in ein paar Krügen und für so was ist selbst das harte Herz eines Gensdarmen empfänglich. Wir machten es uns so bequem als möglich und nachdem der erste Durst gelöscht war, auch der Hunger mit einigem Brod und Käse beschwichtigt, lenkte ich das Gespräch abermals auf die Citadelle und meinen künftigen Chef.

„Das ist eine ganz eigenthümliche Geschichte," meinte der Gensdarm „und da es kein Dienstgeheimniß betrifft, auch nichts Schlimmes ist, so kann ich schon erzählen, was ich davon gehört."

„Wofür ich Ihnen sehr dankbar bin," erwiederte ich, „denn es ist sehr angenehm, die Verhältnisse kennen zu lernen, in welche man eintritt."

„Der Herr Hauptmann von Walter," sagte der Gensdarm nach einem tüchtigen Zuge, „ist, wie Sie ja auch gesehen haben, schon ein alter Herr, näher den Sechzigen als den Fünfzigen. Da die jungen Leute leider die schlimme Gewohnheit haben, den

meisten Vorgesetzten einen zweiten Namen beizulegen, der sich auf ihre allenfallsigen Schwächen bezieht, so thaten sie das auch bei Herrn Hauptmann von Walter. Da aber über den nun, weiß Gott, Niemand im Geringsten zu klagen hat, so nennen sie ihn, weil sich kein Mensch zu erinnern weiß, daß er avancirt ist, den ewigen Hauptmann. Denn Hauptmann war er schon, als der alte Oberfeuerwerker, der auch schon eine tüchtige Reihe von Jahren dient, nach J. kam. Daß er Hauptmann war, erinnern sich die alten Zollaufseher am Thore und schon graue Leute der Stadt können sich nicht anders denken, als daß der Hauptmann von Walter in der Citadelle gehaust habe."

„So ist er kein guter Offizier, wenn er nicht avancirt ist?" fragte ich.

„Im Gegentheil," versetzte mein Begleiter, „wie alle seine Herren Kameraden sagen, ist er ein ausgezeichneter Artillerieoffizier. Aber nun hören Sie den Haken, den die ganze Geschichte hat. Er war schon so früh Hauptmann und das obendrein in der Gardebrigade, daß er jetzt schon wenigstens Brigadekommandeur sein müßte, wenn er gewollt hätte. Damals begleitete er einen hohen Herrn auf Reisen, und machte sich bis hoch oben hinauf außerordentlich beliebt."

„Aber das sind ja alles Gründe, um schnell zu avanciren," sagte ich erstaunt.

„Natürlich," versetzte der Gensdarm, „wenn man avanciren will."

„Und wer will nicht avanciren?"

„Der Herr Hauptmann von Walter. Hören Sie nur. Bevor es auf die besprochene Reise ging, wurde der junge Lieutenant Walter ein sehr junger Hauptmann, und als man höchst zufrieden zurückkam, da hieß es: Jetzt wird er Major werden. Aber im Gegentheil, bald darauf erstaunten alle seine Kameraden, als es hieß: der Hauptmann von Walter ist zur Festungskompagnie

nach J. versetzt. „„Eine förmliche Ungnade,““ sagte man. Ja, gehorsamer Diener, daß es keine Ungnade war, sah man schon im nächsten Jahr, als Seine Majestät Allerhöchst selbst da unten in der Ebene die großen Herbstmanövers kommandirten. Denn während derselben war der Hauptmann von Walter beständig in der Allerhöchsten Suite, speiste jeden Mittag an der Tafel, hatte häufige Unterredungen mit dem Herrn und nach den Manövern ging er mit dem Hoflager nach der Residenz, wo er ein halbes Jahr blieb und dann wieder als Hauptmann von Walter zurückkehrte. Einige Zeit darauf erhielt er von dem Prinzen, den er begleitet, ein hübsches Gut zum Geschenk, schön gelegen am Mittelrhein, das er zeitweise besuchte, aber immer wieder als Hauptmann zurückkam. Kameraden, die weit hinter ihm waren, rückten über ihn hinaus, ja der Herr General von R., unser Festungskommandant, war in damaliger Zeit sein vorgesetzter Major und hat, wie die Herren sagen, doch eine sehr langsame Carriere gemacht.“

„Und aus welchem Grunde will er nicht avanciren,“ fragte ich erstaunt, oder nicht nach der Residenz zurückkehren, was doch der Wunsch jedes Offiziers ist?“

„Wie gesagt, genau weiß man das nicht. Nur soviel ist sicher, daß er die Citadelle, in welcher er wohnt, mit ihren Wällen und Gräben über Alles liebt und daß er jede Beförderung von der Hand gewiesen hat, um nur dort bleiben zu können. Daß er aber nicht versetzt wird, darum hat er Seine Majestät selbst gebeten, und Allerhöchstdieselben haben ihm das lachend zugesagt. Ich selbst hörte es, als ich, es sind nun beinahe fünfzehn Jahre, Ordonnanzunteroffizier war und mit in der Suite ritt.“

Dieß sagte der Gensdarm äußerst wichtig, worauf er einen tüchtigen Zug aus seinem Glase that.

„Und die Compagnie ist in gutem Zustande?“ fragte ich einigermaßen schüchtern.

„Die Compagnie?" rief der Gensdarm wie im Ton der Ueberraschung, „das sollten Sie doch wissen, ist die beste sämmtlicher Brigaden, und ich sage Ihnen, Sie haben ein Glück, darum Sie ein alter Feuerwerker der Garde beneiden wird. Donnerwetter auch! ich ziehe heute meinen Rock aus und trete da wieder als Unteroffizier ein. Sie müssen wissen, daß der Hauptmann von Walter bis oben hinauf merkwürdige Verbindungen hat."

„Das habe ich schon gehört," erwiederte ich gespannt.

„Daß man ihm über alle Maßen wohl will; und diese Protektion benützt er dazu, um sich aus allen Batterien die tüchtigsten Leute zu seiner Compagnie kommandiren zu lassen. Ich will Ihnen kein Compliment machen, aber daß er Sie zum Feuerwerker annimmt, das hat mir, unter uns gesagt, einen ganz donnermäßigen Respekt vor Ihnen beigebracht."

Ich wehrte dieses Compliment, denn ein solches war es, so gut als möglich von mir ab, indem ich versicherte, was er da gesagt, mache mich wahrhaft ängstlich und ich wüßte nicht, ob ich die Erwartungen meines neuen Chefs zu erfüllen im Stande sei.

„Dabei hat er seine kleinen Liebhabereien," fuhr der Gensdarm fort.

„Die Blumenzucht und Gärtnerei," fiel ich ihm in die Rede.

„Das ist's," sagte er, „und Sie werden sich wundern, wenn Sie in die Citadelle kommen, wie es da aussieht. Da ist's außerordentlich schön, und ich kann Sie versichern, daß Leute von nah und fern kommen, um die alten Wälle und Gräben zu sehen. Nebenbei führen die Leute der Compagnie ein Leben wie Gott in Frankreich, und die Menage, die sie machen, ist besser als anderswo eine Offizierstafel. Ja, dabei möchte ich auch sein. — Na, Sie werden schon sehen. Hat doch der Gemeine da unten in der Citadelle jeden Tag Suppe, Gemüse und Fleisch und noch ein Nachtessen obendrein. Es ist wie eine große Familie, oder

wie ein Landgut, wo Alles aus eigenem Interesse zu arbeiten scheint. Wenn die Kerle da unten ausgedient haben, und sie dürfen nach Hause gehen, da soll mich der Teufel holen, wenn ein Einziger lacht. Nein, flennen thun sie, daß sie der Bock stößt, wenn sie über die Zugbrücke hinausgehen; und wenn der Hauptmann von Walter unter den Gemeinen Kapitulanten haben wollte, da bestände die ganze Compagnie aus solchen."

So erzählte mir der Gensdarm, und ich muß gestehen, daß ich sehr erfreut war, ein solches Glück getroffen zu haben. Wir tranken unsere Gläser aus, worauf mich der Gensdarm verließ, da er, wie er sagte, in der Nachbarschaft noch ein nothwendiges Geschäft habe. Wir trennten uns mit dem Wunsche auf baldiges Wiedersehen und ich schritt lustig und wohlgemuth zur Ebene hinab. Es war mir so unbeschreiblich leicht und angenehm zu Muth, ich fühlte, daß ich mit jedem Schritte einer glücklichen Zukunft entgegenging und als ich endlich drunten freilich noch in weiter Ferne, zwischen Baumreihen und den langen grünen Walllinien den spitzen Thurm der Festung auftauchen sah, war mir gerade zu Muthe, als sei ich da unten schon sehr gut bekannt, ja, als schreite ich meiner Heimath entgegen.

Es dunkelte bereits, als ich das Glacis erreichte. Der Posten am Thor wies mich in die Wachstube zum kommandirenden Infanterie-Offizier, der meine Papiere durchsah und mir freundlich sagte, ich scheine ihm ein sehr junger Feuerwerker zu sein und daß ich trotzdem in die Citadelle kommandirt wäre, dazu könne er mir nur gratuliren. Die Straßen des Städtchens, welche ich durchschritt, lagen allerdings sehr still und öde. Nur hie und da brannte eine ärmliche Oellaterne, und wenn der Ort nicht so gar klein gewesen wäre, so hätte es mir große Mühe gemacht, die Citadelle zu finden. So aber kam ich nach kurzer Zeit auf einen mit Bäumen bepflanzten Exercierplatz, an den das Glacis der Citadelle stieß. Der kommandirende Unteroffizier am Thor

empfing mich freundlich und betrachtete mich ebenfalls erstaunt, schien aber schon von meiner Ankunft zu wissen und gab mir einen Kanonier mit, der mich durch den Hof in meine Wohnung führen sollte. Hier in der Citadelle war schon eine bessere Beleuchtung, wie draußen in der Stadt; hell schimmerten die Lichter hinter den blankgeputzten Laternenscheiben hervor und beleuchteten den Hof recht freundlich. Bei dieser Helle sah ich, daß verschiedene Kanoniere auf Bänken im Hofe saßen und sich rauchend und plaudernd der warmen Nachtluft freuten; in einer Ecke standen zwei mit frischem Heu hochbeladene Leiterwagen, die herrlich dufteten. Aus einem erleuchteten Zimmer zu ebener Erde schallten Guitarrenklänge und Gesang hervor; die massiven Steintreppen, welche ich, meinem Führer folgend, hinanschritt, waren bis zur Uebertreibung sauber und ebenfalls hell beleuchtet; oben kamen wir an einen Corridor, der nicht die Spur von der gewöhnlichen Kasernenluft enthielt. Die weiten Fenster standen offen und ließen eine würzige Luft einströmen. Auch hier dieselbe Ordnung und Reinlichkeit wie überall, die Thüren mit sauberen Täfelchen versehen, worauf Inschriften und Nummern mit wahrer Kunst gemalt erschienen; dazu die helle strahlenden Laternen, der Fußboden frisch weiß geputzt, nirgends Lärm und Spektakel; man hätte glauben können, in einem Gasthofe zu sein. Die letzte Thür war die zu meinem Zimmer. Der Kanonier nahm den Schlüssel, der an der Seite hing, und schloß auf. Es war ein rundes Zimmer, in welches ich eintrat, ein Thurmgemach, freundlich geweißt und mit Möbeln versehen, die, wenn gleich im Kasernengeschmack, doch so untadelhaft und reinlich waren, daß man sich beim ersten Beschauen schon außerordentlich heimisch hier fühlte. Es fehlte gar nichts. Das Bett war frisch und reinlich überzogen, der Waschtisch mit dem Nöthigen versehen und mein kleiner Koffer, den ich vorausgeschickt hatte, stand ebenfalls schon da. Auch zeigte mir der Kanonier ein verschlossenes Gelaß in der dicken Mauer, wo ich

meine Kleider aufheben könnte; dann entfernte er sich und ließ mich allein.

Ich trat an das Fenster und schaute in die stille Nacht hinaus. So viel ich draußen in der Dunkelheit sehen konnte, ging der Thurm, in welchem ich mich befand, in einen Graben und gegenüber mußte ein Wallgang oder eine Bastion sein. Auch war es mir, als vernehme ich das Plätschern eines Springbrunnens.

Nach einer kleinen Weile öffnete sich meine Thür wieder und ein anderer Kanonier, der eintrat, meldete mir, daß er als mein Bursche kommandirt sei und brachte mir zu gleicher Zeit ein kleines Nachtessen, bestehend in einer Gerstensuppe, sowie Salat und Wurst. Da ich trotz dem Berichte des Gensdarmen einigermaßen überrascht, ihm dasselbe zahlen wollte, entgegnete er mir, das gehöre zur Menage, an der ich auch wohl Theil nehmen würde. Wenn ich aber Bier oder Wein wünsche, so müsse ich das natürlicher Weise selbst bezahlen. Ich dankte ihm und da ich weiter nichts nothwendig hatte, so entließ ich meinen neuen Burschen, verzehrte mein Nachtessen und legte mich, da ich sehr müde war, zu Bette; konnte aber nicht augenblicklich einschlafen, die Erzählung meines Begleiters von heute Nachmittag beschäftigte mich, denn sie schien sich, so wunderbar sie mir auch geklungen, nach allem dem, was ich bis jetzt gesehen, bestätigen zu wollen.

Neuntes Kapitel.

Eine Musterbatterie. — Ich sehe Exercierbastionen und Gemüsegärten, Festungsgräben und Kuhställe und mache ein vortreffliches militärisches Diner.

Am andern Morgen in der Frühe weckte mich die Reveille aus festem Schlafe und wenn auch bald darauf ein Bischen mehr Leben in den Gängen herrschte, als gestern Abend, so war doch immer noch ein großer Unterschied zwischen dem Leben hier und dem einer gewöhnlichen Kaserne.

Eine lachende Sonne schien mir ins Fenster und als ich aufgestanden war, und dasselbe öffnete, sah ich mit Entzücken in die weite Ebene vor mir, über welche die Thürme und Wälle der Festung etwas erhöht lagen. Dicht unter meinem Fenster befand sich ein breiter Festungsgraben mit einem schmalen Graben voll klaren Wassers, den man Diamant nannte. Rechts und links vor demselben war ein zierlich angelegter Gemüsegarten und unten sah ich ein paar Mann mit grauen Zwilchkitteln beschäftigt, welche frisch gepflanzten Kohl sowie hervorsprießende Gurken und Salat begoßen. Hinter diesem Graben erhob sich eine breite Bastion, auf welcher die Wallgeschütze standen, die zum Exercieren benützt wurden. Auch da die größte Ordnung und Sauberkeit. Die eisernen Geschütze waren glänzend schwarz und die von Bronze so sauber geputzt, als ob sie eben aus der Gießerei kämen. Untadelhaft standen die Lafetten vor ihren Keilen, alles Holz und Eisenwerk mit verschiedenen Farben sauber angestrichen, ebenso die kleinen bedeckten Ständer, auf welchen die Wischkolben und Hebebäume lagen. Die Brustwehren und Traversen waren mit niedrigem, saftig grünem Rasen geschmückt, der aussah, als ob er häufig geschoren würde. Von ihm stachen die hellen Holzbettungen

sowie der Fußboden des Platzes von gelbem Sand auf's Freundlichste ab, und alle Kugelhaufen, die sich zwischen den Geschützen erhoben, waren so symmetrisch aufgestellt, daß man überall nur scharfe, gerade Linien zu sehen vermeinte. Dazu waren die Geschosse blank geputzt, und an jedem Haufen war auf einer der glänzend schwarzen Kugeln, Kaliber und Anzahl mit weißer Farbe bezeichnet.

Nachdem ich meinen Koffer ausgepackt, und die Sachen in der Mauervertiefung aufbewahrt, kleidete ich mich so pünktlich als immer möglich an, um in der allgemeinen Ordnung, die hier überall herrschte, nicht unvortheilhaft abzustehen, und ließ mich darauf von meinem Burschen zum Feldwebel führen, um mich dort als angekommen zu melden. Der Feldwebel war ein ältlicher, ernster, aber wohlwollend aussehender Mann, der die letzten Feldzüge mitgemacht hatte, was man an den paar Medaillen sah, die er auf der saubern Uniform trug. Er sagte mir mit ein paar Worten, er freue sich, mich kennen zu lernen, und wie er hoffe, werde diese Freude keine vergebliche sein. Darauf steckte er seinen Degen in's Bandelier und nahm seine Dienstmütze, sowie die unentbehrliche Brieftasche, ohne welche sich ein Feldwebel nie öffentlich sehen läßt. Dann gingen wir auf das Zimmer, in welchem die Korporalschaft lag, die mir zugetheilt worden. Das Innere dieser Kasernenzimmer war ebenso freundlich und reinlich wie alles Uebrige, die Wände schienen erst gestern geweißt zu sein, oben unter der Decke hin befand sich sogar etwas Malerei. Da sah man eine Guirlande von feuerspeienden Granaten, die durch ebenfalls gemalte sechspfündige Kugeln mit einander verbunden waren. Der Fußboden war blendend weiß gescheuert, die Waffengerüste mit einer Eichenholzfarbe angestrichen und an jedem hing ein zierliches Täfelchen, woran der Name des betreffenden Kanoniers zu lesen war. Das Lederzeug war von einer wirklich rührenden Reinheit und die Messingverzierungen

glänzten, als seien sie frisch vergoldet. Der Feldwebel stellte mir meine Leute einzeln vor, sowohl nach dem Namen als auch nach dem Gewerbe, welches sie früher betrieben, und dieß sowie die beigefügten Bemerkungen des Feldwebels ließ mich einen weitern Blick thun in die eigenthümliche Organisation dieser höchst merkwürdigen Festungscompagnie.

Die meisten der Leute meiner Korporalschaft, es waren ihrer im Ganzen vierundzwanzig, waren Bauernsöhne und Taglöhner, welche in Feld und Garten gearbeitet; drei waren Gärtnergehülfen, zwei Feldmaurer, zwei Anstreicher, einer Blecharbeiter und ein anderer sehr geschickt in Anfertigung künstlicher Drahtarbeiten. So war denn in meiner Korporalschaft eine förmliche Gärtnerei vertreten und dazu sahen die Bursche so freundlich, willig nnd wohlgemuth aus, daß mir das Herz im Leibe lachte, wenn ich mir dachte, mit diesen Kräften in einem tüchtigen Garten arbeiten zu dürfen. So viel ich bemerken konnte, mißfiel ich den Leuten ebenfalls nicht, nur als sich die Thüre hinter uns schloß, hörte ich Einen sagen: „Verdammt jung sieht der Feuerwerker aus.“

Der Feldwebel war so freundlich, nach dem Besuche meiner Korporalschaft mich auch zu den übrigen zu begleiten, und mich dort mit meinen Kameraden bekannt zu machen.

Der zweite Feuerwerker war ein kräftiger untersetzter Mann, vielleicht zehn Jahre älter als ich, der eine ebenso starke Korporalschaft kommandirte, und bestand diese aus Leuten, die mit Pferden und Vieh umzugehen wußten, auch die Ackerwirthschaft verstanden, namentlich aber aus allen möglichen Handwerkern. Die Korporalschaften der übrigen Unteroffiziere waren kleiner und nicht auf so eigenthümliche Art zusammengesetzt; doch waren auch hier die Leute ausgesucht, man sah keinen mit nachlässiger Haltung, und ein Schmierfinke war, glaub' ich, in der ganzen Batterie nicht zu finden. Ein schmutziger Kerl konnte aber hier

unmöglich gedeihen, denn wo man hinsah, überall war das Bild der Ordnung und Reinlichkeit. Hatte doch sogar jedes Zimmer seine Spucknäpfe, die mit weißem Sand gefüllt waren, und war ich doch Zeuge, wie mein Kamerad Feuerwerker einen Bombardier anließ, der aus seiner Pfeife absichtlos etwas Asche auf den Boden niederstreute.

Nachdem wir sämmtliche Zimmer der Kaserne durchwandert, sagte mir der Feldwebel lächelnd: „Jetzt haben Sie unsere militärischen Einrichtungen gesehen und werden zugeben müssen, daß Sie Alles bei uns in keinem schlechtern Zustande angetroffen haben, als bei irgend einer andern Kompagnie. Wie ich mir denken kann," fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er freundlichst meine Ausbrüche des Entzückens über alles Gesehene anhörte, „haben Sie aber auch schon erfahren, daß unser hochverehrter Chef, der Herr Hauptmann von Walter, mit dem Nützlichen das Angenehme zu verbinden pflegt, und werde ich Ihnen nun auf Befehl des Herrn Hauptmanns jene Seite der Kompagnie und der Citadelle zeigen, welche man vielleicht unmilitärisch nennen könnte, auf die wir aber," setzte er mit erhobenem Kopfe hinzu, „alle Ursache haben, stolz zu sein und auch wirklich sind. Ehe wir aber unsern Gang antreten, werde ich mich meiner Brieftasche und meines Degens entledigen; denn statt der kriegerischen haben wir es nun mit lauter friedlichen Anstalten zu thun."

Dicht bei meinem Zimmer stiegen wir eine Wendeltreppe hinab und traten unten aus dem Thurme in den Graben, den ich heute Morgen schon gesehen. Das war nun in der That ein förmlich und gut angelegter Garten; und wie wir weiter und immer weiter um die innere Ringmauer schritten, schloß sich ein Gemüsebeet an das andere; alle Pflanzen auf denselben mit militärischer Genauigkeit gesetzt, es war eine Freude, wie genau Kohl und Erbsen gerichtet waren. An den Mauern, die aus dem

Graben aufwärts führten und den warmen Strahlen der Sonne zugänglich waren, standen die herrlichsten Aprikosen- und Pfirsich-spaliere. Die breiten Gänge, die hinan zu den Bastionen und Wällen führten, waren auf beiden Seiten mit Zwergbäumen der edelsten Obstsorten bepflanzt und diese waren mit einer Pünktlichkeit zu Pyramiden ausgebrochen, daß man nichts Gleicheres und Schöneres sehen konnte. Als wir die Citadelle fast umschritten hatten, stiegen wir von der andern Seite auf die Exercierbastion vor meinem Fenster, traten an die Brüstung und dort ließ mich der Feldwebel einen Blick auf das Glacis thun, welches statt einfach mit Birken und Eschen angepflanzt zu sein, einem kleinen zierlichen Parke ähnlich sah, durch welchen Wege von hellgelbem Sande liefen, hübsche Laubpartieen umgebend, aus denen die vielfarbigsten Blüthen hervorglänzten. Ueber das Glacis hinaus, auf der Seite, wo wir uns befanden, sah ich eine Menge unserer Kanoniere in grauen Zwilchkitteln auf einem anstoßenden großen Felde beschäftigt. Dort häufelten sie Kartoffeln und banden Erbsen an kleine Pfähle. „Das ist unsere Kornkammer," sagte der Feldwebel, „und zu ihr gehört noch jenes große Getreidestück bis an die Chaussee, die Sie dort sehen."

„Das ist ja eine wunderbare Landwirthschaft!" rief ich aus, worauf mir der Feldwebel entgegnete: „Ja, mit Kräften, wie wir sie haben, läßt sich unter tüchtiger Leitung schon was erreichen."

Hinter der Exercierbastion lag eine Lunette, mit weiten kasemattirten Räumen, zu welchen wir nun hinabstiegen. Dort befand sich eine herrliche Stallung mit zwanzig Stücken Vieh, sowie sechs prächtige Ackerpferde und hier regierte mein College, der andere Feuerwerker. Es war eine Lust, zu sehen, mit welchem Stolz und welchem Wohlgefallen er zwischen den glänzenden blankgeputzten Thieren umherspazierte. Hier war aber auch jede Kuh

gestriegelt und geputzt, wie ein herrschaftliches Pferd im besten Stalle, und unter Lachen und Scherzen thaten die Leute ihren Dienst. Auf der andern Seite der Lunette befand sich ein Backofen, wo von dem Getreide, das draußen wuchs, ein vortreffliches und feineres Zulagebrod für die Kompagnie gebacken wurde.

„Rathen Sie einmal," sagte mein Führer, der Feldwebel, mit einem eigenthümlichen Lächeln, „zu was dieser Raum früher benützt wurde?"

Das konnte ich begreiflicher Weise nicht wissen, und statt in's Blaue hinein zu rathen, sah ich ihn fragend an.

„Hier war früher das Arrestlokal," belehrte mich der Feldwebel, wobei er den Kopf sehr hoch hob und mich stolz anblickte. „Ja das Arrestlokal, jetzt ist es Backstube und Backofen."

„Und wohin ist jetzt das Arrestlokal verlegt? fragte ich schüchtern, obgleich ich die Antwort ahnete, die er mir geben würde.

„Wir haben keins mehr," entgegnete er mit einem unbeschreiblichen Lächeln; „seit sechs Jahren hat der Herr Hauptmann nicht nöthig gehabt, einen Arrest zu dictiren, ja nicht einmal eine Strafwache."

„Und es kommen also gar keine Unordnungen, kein Vergehen und dergleichen vor?" fragte ich mehr und mehr überrascht, worauf mir der Feldwebel entgegnete:

„Das will ich gerade nicht behaupten; aber wenn dergleichen vorfällt, so machen das die Korporalschaftführer, besonders aber die Kameraden unter sich aus."

Im Weitergehen erzählte er mir noch Einiges von der Organisation dieser höchst eigenthümlichen Kompagnie, und gab zu, daß im Allgemeinen und Großen ein solcher Zustand nicht durchzuführen sei. „Dem Herrn Hauptmann von Walter," sagte er, „dem man höheren Ortes sehr wohl will, wurde es gestattet, diese seine Idee zur Ausführung zu bringen. Ja man unter-

stützte ihn, indem man ihn hier auf der alten Citadelle beläßt, ein Posten, der früher von seinen Herren Kameraden nicht gesucht war. Auch wird es ihm leicht, sich überall her gute Leute kommandiren zu lassen, sowie ein wirklich unverbesserliches Subject auch bei uns nie lange aushält, sondern meistens zu einer sehr scharfen Kompagnie geschafft wird. Inspicirt werden wir wohl mehr, als jede andere Kompagnie," setzte er lächelnd hinzu, „und daran ist, unter uns gesagt, ebenso gut die Neugierde der höheren Herrn Offiziere schuld, als auch der Gedanke, bei der Bauernkompagnie, wie sie uns häufig zu nennen beliebten, das Militärische sehr vernachlässigt zu finden. Aber dem ist nicht so, das kann ich Sie versichern. Was Propreté und Dienst anbelangt, da kann unser letzter Kanonier ein Muster für jede Batterie abgeben. Anfänglich hat es dem Herrn Hauptmann wohl Mühe gekostet, die Sache in Gang zu bringen, es wird Sie gewiß interessiren," unterbrach er sich selber, wobei er mich fragend ansah, „das in ein paar Worten zu vernehmen."

„Dafür bin ich Ihnen auf's Höchste dankbar," erwiederte ich, und so fuhr denn der Feldwebel fort:

„Weßhalb sich der Herr Hauptmann von Walter hieher zurückzog, das wissen wir nicht, thut auch nichts zur Sache. Genug, er war ein großer Garten- und Blumenfreund, und als er das Kommandanturhaus hier übernahm, mit einem verwilderten Fleck Erde, den man Garten nannte, da ging er mit einer wahren Lust an's Geschäft und hatte in kurzer Zeit schon sehr viel sauber gemacht. Nun war dazumal die Kompagnie in einem nicht minder verwahrlosten Zustande, als der Garten; und da aufzuputzen und zu säubern war schon schwerer. Doch ging auch das gut von Statten und schon nach einem Jahre kannte der inspicirende Oberst die Festungskompagnie gar nicht wieder. Anfänglich aber war Kompagnie und Gärtnerei scharf getrennt und was hier oben gearbeitet wurde, geschah durch Taglöhner aus

der Stadt. Nun wissen Sie aber selbst aus Erfahrung, daß die Kanoniere, wenn sie ihre Zeit eintheilen und fleißig sind, eine Menge Freistunden haben.

Da standen sie nun in diesen auf der Exercierbastion und schauten nach dem Garten des Herrn Hauptmanns herüber, wie aber Alles so schön grünte und blühte, und Manche, die sich zu Hause auch mit Feld und Pflanzen abgegeben, baten um Erlaubniß, ein Bischen helfen zu dürfen. Das wurde aber nur den ordentlichsten Leuten zugestanden, und da diese stolz darauf waren, so meldeten sich nach und nach immer mehr und gaben sich auch Mühe, durch Pünktlichkeit im Dienst die Erlaubniß zu erhalten, mit in dem Garten arbeiten zu dürfen. Nach und nach dehnte sich dieß auch auf die Glacis aus und wurde dort der kleine Park angelegt, den Sie gesehen, dann ging es an die Festungsgräben, und als da erst einmal Kartoffel, Kraut und Salat wuchsen, Alles zum Besten der Menage, da hätten Sie einmal sehen sollen, mit welchen Riesenschritten sich die Landwirthschaft vergrößerte. Da schaffte der Herr Hauptmann aus eigenen Mitteln Kühe an und der Ertrag war wieder für die Kompagnie, und vom Ueberschuß, der sich bald ergab, nahm er draußen die Felder in Pacht, die Sie gesehen. Freilich sind das nur zehn Morgen, aber bei dem Eifer und dem guten Willen der Mannschaft könnten wir ein paar hundert Morgen bearbeiten. Ja, wir könnten einen Ertrag erzielen, wie das größte Herrschaftsgut. Einer der Leute will dem Andern nicht zurückstehen und so spornt Einer den Andern an. Ich versichere Sie, wir haben Bauernsöhne, die sich zu Hause zu gut dünken und zu vornehm, um einen Wagen auf's Feld zu führen, und die hier bei uns im Stalle arbeiten, wie zu Hause ihre letzte Viehmagd."

„Und Freiwillige haben Sie nicht?" fragte ich.

„O ja," erwiederte der Feldwebel. „Wir haben sogar viele Freiwillige; nur keine von denen, die man mit dem Namen

Offizierspflanzen belegt. Unsere Freiwilligen sind Handwerker, die wir brauchen können, meistens aber Bauernsöhne und Gärtnerburschen, und wenn wir Alle nehmen wollten, die sich melden, so könnte die Kompagnie viermal so stark sein. Der Herr Hauptmann ist darauf bedacht, alle neuen praktischen Erfindungen, die Landwirthschaft betreffend, hier bei uns einzuführen. Daraus lernen die Leute nun viel Gutes, was sie zu Hause bei ihrer eigenen Wirthschaft nun wieder mit großem Nutzen anwenden."

Unter diesen Gesprächen waren wir durch die Gräben verschiedener Lunetten und Bastionen um die kleine Festung herumgewandelt und fast wieder an dem Thurme angekommen, wo ich meine Wohnung hatte. Ehe wir ihn aber erreichten, zeigte mir der Feldwebel ein weiß angestrichenes Gitterthor auf der Höhe einer Rampe, an der wir hinaufstiegen, um hier in einen der reizendsten Blumengärten zu schauen, den ich in meinem ganzen Leben gesehen. Hier duftete und blühte es wunderbar. Die reinlichen Wege waren mit fast weißem Sand bestreut und umgaben die frischesten Rasenplätze oder Rabatten und Blumenkörbe, in denen die seltensten Pflanzen standen. Hie und da erhoben sich kleine Gruppen von Orangen und Granaten in weißangestrichenen Kübeln, namentlich in der Nähe des kleinen Hauses, welches in diesem weitläuftigen Vorwerke lag und die Wohnung des Herrn Hauptmann von Walter war.

„Da dürfen wir jetzt nicht hinein," sagte mein Führer, „das wird Ihnen der Herr Hauptmann selbst zeigen. Und somit haben wir unsern Spaziergang beendigt."

Als wir zurückgingen, dankte ich ihm auf's Freundlichste für alles Schöne, was er mir gezeigt, ja ich war recht gerührt darüber und ließ auch mit einfließen, wie sehr ich mich bestreben würde, ein tüchtiges und würdiges Mitglied der Kompagnie zu werden, worauf er mir lachend erwiederte: er hoffe das selbst und ich hätte alle Ursache mich anzustrengen, denn es sei eigentlich etwas

Seltenes, so jung schon Feuerwerker zu werden, aber ganz unerhört, in meinen Jahren Feuerwerker bei der Festungskompagnie in J. zu sein. Das sah ich denn auch wohl selbst ein und man kann sich denken, mit welch guten Vorsätzen ich in mein Thurmgemach hinaufstieg, ebenso aber, daß ich eine Stunde nachher mit wahrem Herzklopfen zum Appell hinabstieg.

Hier sah ich nun die ganze Kompagnie versammelt und im Anzug, in der Haltung, sowie in den zufriedenen, wohlgenährten Gesichtern jedes einzelnen Kanoniers machte sie auf mich denselben guten Eindruck, wie die einzelnen Korporalschaften, die ich gesehen.

Der Premierlieutenant, den ich ja schon von meiner Wache her kannte, befand sich vor der Fronte, ernst, fast finster, wie er gewöhnlich war. Er nahm die Meldung, daß ich da sei, mit einem steifen Kopfnicken auf und verwies mich an die beiden Secondelieutenants, zwei noch ziemlich junge Leute, die, als ich mich ihnen vorstellte, auch nicht anders thaten, als die Hand für einen Augenblick an ihre Dienstmütze zu legen. Obgleich dieser Empfang nicht geradezu unfreundlich war, so bemerkte ich doch, daß man gegen mich zurückhaltend war, was ich auch Niemanden verdenken konnte. Man mußte ja erst sehen, wie ich, ein so junger Mensch, mich in der neuen ziemlich wichtigen Stellung benehmen würde.

Nach dem Verlesen der Kompagnie erschien der Hauptmann. Er war mit dem Feldwebel draußen bei der Parade gewesen und brachte den Kommandanturbefehl über Wachen und dergleichen, die wir zu stellen hatten. Dann wurde das Exercieren für morgen geordnet, überhaupt nur streng militärische Befehle gegeben und dann trat die Kompagnie auseinander. Mir winkte der Hauptmann auf die Seite und als ich vor ihm stand, betrachtete er mich lächelnd von oben bis unten und sagte: „Ich hoffe, daß ich mich nicht in Ihnen geirrt habe.“ Meine ehrerbietigen und eifrigen Versprechungen, sowie die Hoffnung, die ich aussprach, daß er

gewiß nie bereuen solle, mich zu seiner Kompagnie gezogen und damit zum glücklichsten Menschen gemacht zu haben, nahm er freundlich auf und bestellte mich um drei Uhr in seine Wohnung, um mir dort Einiges zu zeigen, was mich interessiren würde.

Ich konnte die Zeit bis dahin kaum erwarten, doch hatte ich auch noch mein erstes Kompagniediner mitzumachen, auf das ich ebenfalls sehr gespannt war. Um zwölf Uhr rief uns das Hornsignal in einen untern Raum neben der Küche, wo sich drei große Tafeln befanden, die sogar mit weißen Tischtüchern bedeckt waren. Ehe ich in diesen Speisesaal trat, konnte ich mich nicht enthalten, durch die Küche zu gehen und den Contrast zu bewundern, den ich hier im Vergleich mit andern derartigen Anstalten fand. Einer der bärbeißigsten Unteroffiziere von der Batterie hatte hier die Aufsicht und machte es nicht, wie es gewöhnlich mit dergleichen Beaufsichtigungen geht, wo sich der Betreffende nicht darum bekümmert, sondern während des Anrichtens befand er sich an einem Nebentische und trug dort in ein Buch ein, was verabreicht wurde oder wer von der Mannschaft nicht da war, um so im Stande zu sein, den Fehlenden auch draußen auf der Wache, oder wo sie gerade waren, das Gehörige zukommen zu lassen.

Die Geräthschaften in der Küche waren blank und sauber geputzt, und statt daß bei meiner früheren Kompagnie ein paar der unordentlichsten Kerle zu Küchenkalfaktern kommandirt waren, deren schmierige Uniformen Einem von vornherein allen Appetit benahmen, arbeiteten hier ein paar reinliche Leute in den sauberen bekannten Zwilchkitteln. Dazu war das Essen vortrefflich, obgleich es nur im irdenen Geschirr aufgetragen wurde; wir hatten eine gute Gerstensuppe mit einem großen Stücke kräftigen Rindfleisches, das aber später zu Gemüse und Kartoffeln gegessen wurde; und welche Portionen waren von Allem vorhanden und wie war Alles zubereitet! Das Brod war das gewöhnliche, wie es geliefert wurde, denn das Zulagebrod wurde Morgens zum Kaffee gegeben, sowie

Nachmittags zum Vespern. An den beiden langen Tafeln saßen die Kanoniere, an jeder unten die Bombardiere, oben an der Seite die Unteroffiziere, und vor den Tischen hatte an einem mein Kamerad Feuerwerker seinen Platz, ich an dem andern. Den Leuten schmeckte es prächtig, doch was ich schon auf dem Corridor und in den Zimmern bemerkt, auch hier war kein Lärmen zu hören, Geschrei oder Lachen, wie sonst wohl in den militärischen Speisesälen.

Zehntes Kapitel.

Ich sehe den Garten des Herrn Hauptmanns, exerciere vortrefflich und darf Blumensträuße binden. Da ich aber etwas lernen will, komme ich in schlimmen Verdacht.

Vor drei Uhr trat ich meine Wanderung zum Hause und Garten des Herrn Hauptmanns an; an dem weißen Gitterthor hing eine Glocke, die ich in Bewegung setzte, worauf ein Dienstmädchen über den weißen Sandweg daher kam, um mir zu öffnen. Es erfaßte mich damals ein eigenes Gefühl, als ich zum Erstenmal durch jene Pforte trat. War es die Stille, der unbeschreibliche Frieden, der auf diesem reizenden Blumengarten lag, oder war es ein Vorgefühl, daß es mir hier sehr gut gehen würde, soviel ist gewiß, mein Herz schlug ängstlich und bewegt, ich hielt den Athem an und wandelte leise auf den Fußspitzen, als fürchtete ich, die zierlichen Blumen zu erschrecken.

Das Dienstmädchen wies mich nach rechts, wo ich den Herrn Hauptmann bei einem Beete von Rosenwildlingen stehen sah, die er selbst an Stämme band und das wilde Laub ausputzte, um die kräftigsten Zweige zum Oculiren herzurichten. Er hatte einen leichten weißen Sommerock an und rief mir schon von Weitem freundlich entgegen: „Hier sollen Sie morgen Ihr Probe- und

Meisterstück machen. Ich erwarte heute Abend noch eine Menge kostbarer Rosenzweige und davon können Sie morgen früh hier Augen nach Herzenslust einsetzen.“ Er hatte an jeden Stab ein hölzernes Täfelchen gebunden und darauf die Namen der Rosen bemerkt, mit welchen er die Wildlinge veredelt haben wollte. Im Vorübergehen zeigte er mir auch, wo die vorräthigen Etiquetten lagen, sowie weicher, feiner Bast zum Ueberbinden. Dann gingen wir mit einander durch den ganzen Garten. Man konnte nicht leicht einen Platz sehen, der sich besser dazu geeignet hätte, als dieses große Vorwerk, wo jede Zufälligkeit so mit vollem Geschmack und reizend benützt war.

Es war eine große Bastion, die durch den äußeren Wassergraben vom Glacis getrennt war; doch waren hier weder Banquette noch Traversen zu sehen. Die drei Fuß hohe Umfassungsmauer lief mit einer festen Brüstung rings umher. Hier sah man kaum, daß man sich in einer Festung befand: das einzige Militärische war ein langer metallener Vierundzwanzigpfünder an der Spitze der Bastion über Bank gerichtet, ein prächtiges altes Stück und so glänzend geputzt, daß die Strahlen der Sonne leuchtende, spielende Flammen darauf hervorzauberten. Um aber wieder den Eindruck dieses ernsten Kriegswerkzeuges zu mildern, standen Räder und Lafette in einem Blumenbeete, aus dem die verschiedensten Tropäolum hervorwuchsen, welche die Speichen und Felgen umrankten und das ernste Geschütz wie mit Blumenketten fesselten.

An der Nordwestseite der Bastion befand sich eine Allee von alten Kastanien, welche die kalten Winde und Schlagregen abhielten; gegen Morgen zu stand das kleine freundliche Wohnhaus, fest aus Quadern gebaut, mit einem breiten Balkon, auf dem man über das Glacis hinweg gewiß eine entzückende Aussicht auf die weite Ebene hatte, welche die Festung umgab. Hier befanden sich auch die Glashäuser zum Aufbewahren der Pflanzen während der Winterszeit. Sie waren aus Eisen und Glas gebaut und

sahen zierlich wie alles Uebrige aus. Auf einer Treppe neben dem Hause stieg man zum Fuß der Bastionmauer hinab, wo dicht an dem Wassergraben ein Haus für Orchideen gebaut war, denen die Feuchtigkeit des Wassers außerordentlich zu behagen schien, und ich sah nicht leicht schönere Exemplare dieser Pflanze als hier. Jedes der Blumenbeete oben im Garten bestand aus einer einzigen Gattung von Blumen und war mit einer andersfarbigen und passenden Einfassung versehen; aber alle Pflanzen waren kräftig und gesund, hatten die rechte passende Höhe und nirgends entdeckte man eine Spur von Unkraut.

Von meiner Korporalschaft sah ich mehrere im Garten beschäftigt. Als ich Alles betrachtet, gab mir der Herr Hauptmann einen kleinen Schlüssel, mit dem ich das Gitterthor öffnen könne, um, wie er sagte, auch früh Morgens und zu sonstiger Tageszeit nach den Pflanzen sehen zu können, wenn ich es gerade für nothwendig halte, dann verließ er mich und ging in's Haus zurück. Wenn ich vorher Alles oberflächlich angeschaut, so nahm ich mir jetzt, da ich allein war, die Zeit, um Alles, Blumenbeete, Obstbäume, Zierpflanzen, Glashäuser genau und einzeln zu betrachten. Ich sprach auch mit den Leuten meiner Korporalschaft und ließ mir von ihnen manches sagen über die Güte der Erde, über die Lieblingsblumen des Herrn Hauptmanns, was ich selbst ja nicht wissen konnte, und verbrachte so noch mehrere Stunden in dem schönen Garten.

Abends holte mich mein Kollege Feuerwerker aus meinem Thurmgemache und wir gingen in den östlichen Festungsgraben, wo sich eine Kegelbahn befand, sowie ein Vergnügungsgarten für die Kompagnie. Hier sah ich zum Erstenmal etwas von einer Marketenderin, die Frau eines alten Unteroffiziers nämlich hielt hier eine kleine Bierwirthschaft; so war denn Alles in der Citadelle vereinigt, was nur ein militärisches Herz wünschen konnte. Doch war es trotz Kegelbahn und Biergarten Niemanden verwehrt, in

die Stadt zu gehen, aber von dieser Erlaubniß machten nur Wenige und höchst mäßigen Gebrauch. Die ganze Kompagnie war wahrhaftig wie eine große Familie, und die Lust an der gemeinschaftlichen Arbeit sowie die liebevolle Behandlung, welche sowohl Kapitän als Offiziere jedem Einzelnen nach seinem Verdienste zu Theil werden ließen, schlang sich wie ein festes Band um die ganze glückliche Kompagnie.

Da ich am nächsten Morgen schon um acht Uhr den zweiten Zug bei den Haubitzen exercieren sollte, mir aber der Kapitän nicht nur von den Rosenablegern gesprochen, die kommen sollten, sondern mir auch später noch sagen ließ, dieselben seien wirklich angekommen und lägen im Gewächshause in feuchtes Moos verpackt, so begab ich mich schon um fünf Uhr in den Garten, um mit dem Oculiren fertig zu sein, ehe der Dienst begann. Es war ein klarer schöner Morgen, die Blumen, erquickt durch die Kühle der Nacht und satt getrunken von kristallhellem Thau, erhoben stolz und zierlich ihre Köpfchen und dufteten, daß es eine Pracht war. Draußen auf der weiten Ebene flimmerte es und strahlte beim Glanz der Morgensonne, welche flammend über die Höhen der fernen Berge emporstieg. Von dort her war ich vor ein paar Tagen gekommen und dorthin wandte ich meinen Blick und meine Gedanken flogen, mein vergangenes Leben wieder durchgehend, nach meiner ehemaligen Garnisonsstadt, dann weiter weg zu meinem Freunde Sternberg, dem Brigadeschreiber, der wohl hauptsächlich Schuld daran war, daß ich mich hier befand, und dann gingen sie noch weiter und weiter den Weg, welchen ich damals, noch ein halbes Kind, durchwandelt, weiterhin zu den Schluchten des Gebirges an der Gränze, wo das kleine Städtchen war, mit meinem Vater, dem Zollkontroleur Wortmann, meiner Mutter, die jetzt gewiß noch viel längere und buntere Bänder an ihrer Haube trug, sowie mit dem kleinen weisen Vogel, der jetzt gewiß irgendwo Gärtnerbursche war oder hinter dem Pfluge dreinschritt; wenn

mich Vater Wortmann hier sehen könnte, so würde er zufrieden sein, dessen war ich gewiß; meine Mutter aber vielleicht verstimmt den Kopf schütteln und in ihrem Stolze gekränkt sprechen: Um Gärtner zu werden, hätte er nicht vier Jahre zu dienen gebraucht. Und wenn man nur vier Jahre gedient hat, und schon Feuerwerker ist, so braucht man wahrhaftig keine Rosen zu oculiren. Aber trotz dieser Gedanken war mir dieß ein sehr liebes Geschäft, und ich schnitt mit einem wahren Behagen meine Kreuze in die saftige Rinde.

Fast hatte ich dieses Geschäft beendigt, ja ich war eben daran, das letzte Bastband anzulegen, als ich den leisen Gesang einer weiblichen Stimme vernahm. Es war ein einfaches Lied, das gesungen wurde, auch war die Stimme nicht stark und weithin schallend, hatte aber dafür etwas so Weiches, ja Melancholisches, daß es mir, der ich ohnedieß durch die Stille des schönen Morgens eigenthümlich gestimmt war, tief in's Herz drang. Diese Stimme ertönte ohne Begleitung eines Instrumentes, es mußte ein junges Mädchen sein, die vielleicht so eben ihre Fenster geöffnet und die erregt von all' der Pracht und Herrlichkeit draußen, jubelnd wie die Lerche, ihr Morgenlied sang.

Wer konnte das sein? Die Stimme kam aus dem Hause unseres Kapitäns, und wenn ich scharf hinhorchte, so glaubte ich sogar zu vernehmen, daß sie aus einem Eckzimmer drang, dessen Fenster auf die Ebene gingen und das während des Tages beständig mit einer gelb und weiß gestreiften Marquise vor den Sonnenstrahlen geschützt war.

Hatte ich doch bis jetzt nicht einmal gefragt, ob der Herr Hauptmann von Walter verheirathet sei. Das war mir ganz gleichgültig gewesen. Wir beim Militär kümmern uns ja nie um die Familien unserer Vorgesetzten, das sind ja für uns unbekannte Zugaben, mit denen wir nie in eine Berührung kommen und die uns durchaus nichts angehen. Hier aber, wo alle Verhältnisse so

eigenthümlich waren, war das schon ganz anders, und da es wohl kommen konnte, daß ich beim häufigen Aufenthalt im Garten der Familie meines Chefs begegnen mußte, so war es mir schon interessant, etwas über dieselbe zu erfahren, und nachdem mein Rosengeschäft hier oben geendigt, der Gesang hatte ebenfalls aufgehört, machte ich dem Feldwebel einen Besuch und erkundigte mich so bescheiden als möglich nach den Familienverhältnissen des Herrn Hauptmanns.

So redselig der alte Herr sonst wohl sein konnte, so sagte er mir jetzt doch so ziemlich einsilbig, der Herr Hauptmann von Walter sei verheirathet gewesen, seine Frau aber schon vor langen Jahren gestorben und er habe nur eine einzige Tochter.

Es war also wahrscheinlich die Sängerin, dachte ich mir. Wußte ich nun doch, wenn ich zufällig einer Dame im Garten begegnete, wer dieselbe sei, und zufrieden mit dem Bescheid des Feldwebels ging ich auf mein Zimmer.

Bald nachher trat der zweite Zug zum Exercieren zusammen und ich führte ihn auf die Bastion, um die Mannschaft, wie mir befohlen war, an zwei Feldhaubitzen exercieren zu lassen. Doch hatte ich erst einigemale Granaten in verschiedenen Elevationen werfen lassen, natürlicher Weise mit Sägmehl-Catouchen und der unschädlichen leeren Hohlkugel, so erschien der Premierlieutenant mit den beiden Secondelieutenants.

Zuerst sahen sie, alle Drei, meinem Haubitzenexercitium zu, und dann befahl mir der Premierlieutenant die Haubitzen stehen zu lassen und sämmtliche Leute an die oben befindlichen Wallgeschütze zu placiren. Ich hatte Mannschaften genug, um einen kurzen und einen langen Vierundzwanzigpfünder zu montiren, einen Paixhans zu besetzen, sowie Mörser von verschiedenen Kalibern. Meine Bombardiere hatten die Geschütze unter ihrer speciellen Aufsicht und ich sollte das Ganze leiten, wobei mich die Offiziere der Kompagnie von einem Geschütz zum andern begleiteten, und

ich nun die verschiedensten Schießübungen durchmachen lassen mußte. Anfänglich merkte ich nicht, daß mich der Premierlieutenant, der mich vielleicht für einen ganz guten Gärtner, aber schlechten Kanonier halten mochte, ein förmliches Examen durchmachen ließ, weshalb ich mit den Geschützen auf alle Distanzen und jede mögliche Batterie manövriren mußte. Jetzt gab er an, ich habe es mit einer Demontirbatterie zu thun, die gerade vor mir liege; dann sagte er, eine Ricochettebatterie rechts von uns fange an, uns in die Flanke zu nehmen, weshalb ich zwei Geschütze dorthin wenden ließ und zu gleicher Zeit die während des Abfeuerns überflüssigen Kanoniere dicht an die Traversen treten ließ; dann rückte uns eine Breschebatterie dicht auf den Leib, auf welche Weisung ich ruhig die Pulverladung und Elevation änderte, und als nun gar nach seiner Angabe die Büchsenkugeln vorgeschobener Schützen meine Kanoniere belästigten, ließ ich die Schießscharten blenden.

Bei den Mörsern mußte ich alle Kunststücke durchmachen lassen, die noch bei einer wirklichen Beschießung vorkommen können. Bald hatte ich eine Schanze vor mir auf dreitausend Schritte, dann immer näher, jetzt gab er mir einen einzelnstehenden Baum auf der Ebene an, den ich hinter der Brustwehr nicht sehen konnte, und wo ich mir durch aufgesteckte Stäbe helfen mußte. Das Schwierige bei diesem Wurfmanövre war, daß mich der Premierlieutenant verschiedene Distanzen nach der Ebene hinaus, bald ein einzelnes Haus, bald eine Baumgruppe nach dem Augenmaß abschätzen ließ, Entfernungen, die er ganz genau kannte, und die ich, Dank meines im Freien und beim Gartengeschäft geübten Auges ziemlich richtig traf. Mittlerweile war auch der Herr Hauptmann auf die Bastion gekommen und schaute lächelnd unserm Treiben zu, wobei er zuweilen gegen den Premierlieutenant freundlich ein Auge zukniff. Dieser schenkte mir auch schon gar nichts, und ließ mich aus meinen Mörsern bald Spiegelgranaten, bald

Steine, bald Brand-, Leucht- und Stinkkugeln werfen; ja, als das Exercitium vollkommen ergründet war, mußte ich die Leute zusammennehmen und ihnen nach seiner Angabe einen Vortrag in Artilleriewissenschaften halten, wozu er mir die schwersten Themas angab. Ich muß gestehen, daß ich ordentlich bestand, und das sah ich auch an dem Gesichte meines Examinators; seine strengen Augen wurden freundlicher, sein finster die zusammengekniffenen Mundwinkel bedeckender Schnurrbart erhob sich zuweilen mit einem freundlichen Lächeln, und als wir endlich fertig waren, wandte er sich an unsern Kompagniechef, und sagte im Ton der Ueberzeugung: „in der That, Herr Hauptmann,' ganz famos; ich bin vollkommen zufrieden."

Nun hatte ich's bei der Kompagnie und allen Offizieren gewonnen. Der Herr Hauptmann von Walter rieb sich die Hände und sagte lachend: „Da sehen Sie, meine Herren, daß man ein ganz außerordentlicher Gärtner sein kann und dabei ein tüchtiger Unteroffizier. Der Feuerwerker hat hente Morgen vor dem Exercieren schon seine dreißig Rosen oculirt, daß es eine wahre Freude anzusehen ist. Und Rosen oculiren ist nicht leicht, dazu muß man eine feine Hand haben. Gewiß, gewiß, Herr Premierlieutenant," wandte er sich freundlich an diesen, „es ist ein schönes Geschäft das Rosenoculiren, sowie die ganze Gärtnerei, obgleich Sie keinen Schuß Pulver darauf halten."

Und so war es auch in der That. Der Premierlieutenant war eigentlich ein abgesagter Feind der ganzen Landwirthschaft, und obgleich er mit dem Kapitän auf dem allerfreundschaftlichsten Fuße stand, so machte er ihm doch eine fortgesetzte Opposition, welche zum Glück darin bestand, daß er im Dienst von einer eisernen Strenge war, den Kanonieren keine Viertelstunde Exercierens schenkte und die Uniformen mit einer erschrecklichen Genauigkeit nachsah, ob da nicht die ländlichen Arbeiten der Leute irgend einen Flecken zurückgelassen habe. Doch liebten Alle den Hauptmann

sowie ihre landwirthschaftlichen Arbeiten zu sehr, um dem Premierlieutenant die Freude zu lassen, daß er sagen könne, wie er früher oft gethan, die Artillerie und Landwirthschaft passen nun einmal in alle Ewigkeit nicht zusammen.

Oefters, wenn ich früh am Morgen in dem Garten beschäftigt war, hörte ich die Stimme wieder, die mir, als ich sie zum ersten Mal vernahm, so tief zu Herzen gegangen. Doch war ich fast schon drei Wochen hier auf der Citadelle, als es mir vergönnt war, die liebliche Sängerin zu sehen. Der Herr Hauptmann hatte dem Festungskommandanten, sowie seinen Offizieren ein Diner gegeben und nach demselben saßen die Herrschaften auf der Terrasse vor dem Hause und tranken Kaffee, während ich an meinen Blumen beschäftigt war. Auf einmal rief mich der Herr Hauptmann, ich lief eilig näher, und da war er so freundlich, mich dem Herrn General v. R. vorzustellen.

„Das ist also das Wunder von einem Feuerwerker!" sagte dieser lachend; „sieht recht sauber aus, aber jung, noch unverschämt jung."

Am Tische saß auch die Tochter des Hauptmanns. Sie trug ein einfaches Kleid von gelber, ungefärbter Seide und hatte einen breiten Strohhut auf dem Kopfe, der, da sie obendrein das Gesicht herabgebeugt hielt, ihre Züge gänzlich verdeckte. Erst als ihr Vater sie recht sanft bei der Hand nahm und ihr sagte: „Das ist Feuerwerker Wortmann, von dem ich Dir schon gesagt," hob sie den Kopf in die Höhe und sah mich mit großen, so eigenthümlich glänzenden Augen an, daß es mir fast den Athem benahm und ich kaum im Stande war, eine Verbeugung zu machen. Sie mochte damals achtzehn Jahr alt sein, und etwas Lieblicheres wie dieses Gesichtchen hatte ich in meinem ganzen Leben nicht gesehen. Das war nun für die damalige Zeit nicht hoch geschworen, denn was meine Kenntniß des weiblichen Geschlechts anbelangt, so war dieselbe nicht der Rede werth. Aber auch später, nachdem ich viele

Schönheiten gesehen, dachte ich immer noch mit Entzücken an diesen Augenblick und mußte mir gestehen, daß ich weit schönere Mädchen gesehen, aber nichts Lieblicheres, als die Tochter des Herrn Hauptmanns. — Nur die Augen, die Augen, so wunderbar schön, hatten einen so seltsamen Ausdruck, und als ich ihr vorgestellt wurde und meine Verbeugung machte, lächelte sie wohl, aber ihre Blicke flogen wie theilnahmlos bei mir vorüber und schienen etwas zu suchen, hoch oben im Blau des Himmels.

Der Hauptmann befahl mir, eine Tasse Kaffee anzunehmen und das schöne Mädchen schenkte sie mir ein. Doch tastete sie dabei unsicher auf dem Tisch umher und der Vater schob ihr Tasse und Kaffeekanne zwischen die kleinen weißen Finger. Ja, als sie mir den Kaffee reichen wollte, hielt sie die Tasse mehr gegen den Premierlieutenant als gegen mich, weßhalb denn mein strenger Vorgesetzter so freundlich war, sie ihr abzunehmen und mir höchst eigenhändig darzureichen. Doch unterließ er nicht dabei zu sagen: „dem geschickten Artilleristen.“

„Sie sind unverbesserlich!“ sagte der Hauptmann von Walter laut lachend zu ihm, „und obendrein sehr undankbar. Was hat die Artillerie mit dem Kaffee zu thun? Ein Gärtner hat ihn gepflanzt und ebenso den Zucker, den Sie so sehr lieben. Ja, der größte Theil des Diner's, das wir heute gemacht, sind Produkte der Landwirthschaft. — Wahrhaftig, nächstens lasse ich Ihnen einmal einen soliden Zündersatz backen oder eine Kartätschensuppe machen.“

Ich trank meine Tasse, schielte aber ein paar Mal über sie hinaus nach der Tochter meines Hauptmanns, welche ein Bouquet neben sich liegen hatte, das sie zuweilen an ihr Gesicht drückte.

„Apropos,“ sagte ihr Vater zu mir, „obgleich ich das Blumenabschneiden im Allgemeinen nicht leiden kann, so wär's mir doch recht, wenn Sie mir täglich einen Strauß schnitten. Meine Tochter liebt sehr die Blumen, nicht wahr, Elise?“

Darauf hob sie wieder ihren Kopf in die Höhe und sprach zu

mir, ohne mich aber anzusehen, mit einer angenehm klingenden, weichen Stimme: „Ja, wenn der Feuerwerker so freundlich sein will, bin ich sehr dankbar dafür.“

„Dabei sehen Sie aber mehr auf den Duft der Blumen, als auf helle glänzende Farben,“ ergänzte der Hauptmann, wobei er sein Kind mit einem eigenthümlichen Blicke ansah.

Nach einer Verbeugung ging ich an meine Geschäfte zurück, konnte aber die seltsamen Augen des schönen Mädchens nicht vergessen, und dazu hörte ich immer die Worte ihres Vaters: dabei sehen Sie aber mehr auf den Duft der Blumen, als auf helle glänzende Farben. — — — — Auf einmal blieb ich wie erstarrt stehen, ja, plötzlich verstand ich den seltsam starren Blick ihrer Augen, ihr eigenthümliches Wesen — — die Worte des Hauptmanns. — — Das arme unglückliche Mädchen war blind.

Und so war es auch in der That. Der Feldwebel, den ich noch am heutigen Tage befragte, gab es mir achselzuckend zu und meinte: „Das ist ein großes Unglück, welches den Herrn Hauptmann betroffen; und es ist jammerschade für dieß vortreffliche gute Mädchen.“ Auch erfuhr ich jetzt, daß die Frau des Hauptmanns schon vor langen, langen Jahren gestorben sei und ebenso, daß die kleine Elise bis in ihr zwölftes Jahr sehend gewesen, dann aber in Folge einer Erkältung erblindet. „Zuweilen,“ sagte der Feldwebel, „kommt einer der geschicktesten Augenärzte der Residenz, wenigstens alle Jahre einmal, und sieht nach der Kranken. Er hat die Hoffnung, sie zu heilen, nicht aufgegeben, will aber, und darin hat er Recht, langsam und äußerst behutsam zu Werke gehen.“

Ich muß gestehen, daß mich das schöne Mädchen sehr beschäftigte, und daß ich außerordentlich auf den Moment begierig war, wo frühe am Morgen ihr weicher, melancholischer Gesang erschallte. Häufig sah ich sie nun auch über Tages im Garten, und an ihrem Benehmen merkte ich zu meiner großen Freude,

daß ihr Vater etwas auf mich hielt und gut von mir sprach; denn oft trat sie allein auf die Terrasse hinaus und rief mit ihrer silberhellen Stimme meinen Namen, worauf sie mich dann gewöhnlich bat, sie an irgend einen Punkt des Gartens zu begleiten. Das erste Mal benahm ich mich dabei entsetzlich dumm und ungeschickt. Wenn ich Fräulein Elise führen sollte, so mußte ich ja ihren Arm oder ihre Hand ergreifen, welch letztere sie mir auch entgegenstreckte. Nun war ich aber zu ängstlich und schüchtern, um ihre feinen Finger anzufassen, und stand einige Minuten rathlos da, bis ich endlich näher trat und ehrfurchtsvoll meinen Arm darreichte, worauf sie nun ihre kleine Hand legte, aber so leicht, so leicht, daß es nicht anders war, als sei ein Rosenblatt darauf gefallen.

Wenn ich sie nun so an irgend einen Punkt des Gartens geleitete, da war es doch selbstredend, daß ich in der Nähe blieb. Sie konnte ja etwas verlangen, nach Jemand rufen, und es wäre ja schrecklich gewesen, wenn sie Niemand gehört hätte. Ich arbeitete dann in ihrer Nähe bald dies, bald das, und wenn sie vielleicht einen Zweig rauschen hörte und meinen Fuß leicht auf dem Sande knirschen, da frug sie häufig: „Sind Sie es, Wortmann?“ und zuweilen knüpfte sie dann ein längeres Gespräch an. Ja, im Verlaufe der Zeit mußte ich ihr meine ganze Lebensgeschichte erzählen und ich that das der Wahrheit gemäß, von meinem Vater und meiner Mutter, von unserem Kasernenleben, von der Miranda, von meinem Freunde Poltes, sowie auch, daß man mich als kleines Kind Major nannte. Das letztere erschien ihr außerordentlich komisch und sie lächelte freundlich darüber, muß es auch ihrem Vater erzählt haben, denn dieser sagte eines Tages freundlich zu mir: „Nun, lieber Wortmann, wenn auch kein Major aus Ihnen wird, so hoffe ich doch noch was Tüchtiges an Ihnen zu erleben. Sie haben einen guten Kopf, sind

auch fleißig und lernen leicht. Aber Sprachen müssen Sie treiben, das ist unumgänglich nothwendig."

Er hatte das schon häufig gesagt, und mir auch französische und englische Bücher zum Selbstunterricht gegeben. Daß ich aber heimlicher Weise sehr früh am Morgen und Abends spät bei einem Sprachlehrer der Stadt in beiden Sprachen Stunden nahm und mit einem eisernen Fleiß darüber her war, hatte ich ihm nicht gesagt. Weßhalb ich es verschwieg, wußte ich eigentlich nicht. Meinen Vorgesetzten damit zu überraschen, das konnte ich mir nicht gut einbilden; ich glaube, der Hauptgrund war, daß ich zuerst sehen wollte, ob ich ein Talent für fremde Sprachen habe. Doch hätten diese heimlichen Lectionen mir fast Unangenehmes zu Wege gebracht. Obgleich der Herr Hauptmann von Walter gegen mich sowohl im Dienst als auch im Garten sehr gut und freundlich war, so hatte das doch eine gewisse Gränze, über die er nie hinausging, und schien sich auch im Uebrigen um mein Leben und Treiben nicht im Geringsten zu kümmern. Wie mir aber später klar wurde, war das durchaus nicht der Fall; er bekümmerte sich vielmehr so genau um mein Leben außerhalb des Dienstes, daß er bald erfuhr, ich bringe sowohl des Morgens in aller Frühe als auch Abends sehr spät manche Stunde in einem Hause der Stadt zu. Da mein Sprachlehrer ziemlich unbekannt war, das Haus, in dem er wohnte, aber recht ärmlich und seine Umgebungen vielleicht nicht im besten Rufe standen, so fiel dadurch ein Schatten auf mich, den ich obendrein nicht aufklären konnte, da ich keine Ahnung davon hatte.

Wohl bemerkte ich, daß der Herr Hauptmann, obgleich er wohlwollend und gütig wie immer war, doch nicht mehr so freundlich wie früher gegen mich zu sein schien. Davon konnte ich mir keinen Grund erklären, und obgleich ich mich mehr als je bestrebte, meinen Dienst zu seiner Zufriedenheit zu thun, so vermißte ich doch die Herzlichkeit, mit der er sich sonst über jedes noch so

Unbedeutende bei mir bedankt. Ja, er hatte mir sogar einmal ziemlich ernst gesagt, als ich an einem Tage zwei schöne Bouquet für seine Tochter gemacht, ich plündere ja seinen ganzen Garten. Auch Fräulein Elise kam nie mehr allein in den Garten und ich hatte sie schon längere Zeit nicht mehr nach einem ihrer Lieblingsplätze führen dürfen. Wohl dachte ich zuweilen daran, den Feldwebel zu befragen, doch kam mir das wieder so anmaßend vor, daß ich mich schämte, es zu thun.

Eilftes Kapitel.

Da ich als Soldat und Gärtner pünktlich und fleißig bin, werde ich von der Kompagnie weggeschickt, lerne später den Wechsel alles Irdischen kennen und erfahre schließlich, daß Madame Hammer Recht gehabt.

So kam der Spätherbst, ich ließ Pflanzen und Bäume in die Gewächshäuser einräumen, und wenn ich dabei die schon halb verwüsteten Blumenbeete betrachtete, so dachte ich mit wahrer Traurigkeit an den Winter, wo hier der weiße Schnee liegen würde, wo dort droben im Hause kein Fenster mehr geöffnet sei und also auch kein Gesang in den Garten dringen könne. Dann hatte ich begreiflicher Weise nicht viel da oben zu thun, und wenn mich auch die Gewächshäuser manche Stunde beschäftigten, so kam sie doch nicht mehr in den Garten, an der, ich gestehe es offenherzig, schon damals beinahe unbewußt mein ganzes Herz hing. Sie war die Schönste der Blumen.

Zuweilen hatten wir noch heitere warme Tage, und an einem derselben saß Fräulein Elise in der Nähe des kleinen Springbrunnens, hatte den Kopf in die Hand gestützt und horchte, recht

traurig, so schien es mir, wie sie aber öfters zu sein pflegte, auf das Plätschern des Wassers. Hie und da fielen dürre Blätter von den Bäumen, und wenn dieselben auf dem andern gelben Laub am Boden raschelten, so horchte sie auf und dann flog ein recht trübes Lächeln über ihr schönes Gesichtchen. Auch sie dachte an den Winter, aber ganz anders als ich. Auch sie fühlte wohl, daß es Herbst würde, und daß sie Abschied nehmen müsse von der frischen und feinen Natur und dem Dufte der zahlreichen Blumen und daß auch für sie die Zeit des Winters käme, welche ihr, der armen Blinden, gewiß doppelt hart sein mußte.

Unterdessen war der Herr Hauptmann in den Garten getreten, ich hatte ihn schon vor kurzer Zeit in Uniform aus der Citadelle kommen sehen, er war aber in's Haus gegangen und kam jetzt von dort her in seinem grauen Sommerrocke, den Strohhut auf dem Kopfe, mit einer brennenden Cigarre, deren Duft er mit sichtlichem Behagen in die frische Herbstluft hinausblies; auch sang er halblaut vor sich hin, was nicht allzuhäufig bei ihm vorkam. Als er in der Entfernung vor mir vorüberschritt, gegen seine Tochter hin, rief er mir zu: „Sie sind ja ungeheuer fleißig gewesen, Wortmann!" Ich ließ nämlich gerade die kleine Orangerie einräumen und war fast damit fertig. „Wenn Sie vielleicht einen Augenblick abkommen können, so lassen Sie sich hier bei uns sehen."

Hinter dem Hauptmann kam das Dienstmädchen aus dem Hause und trug einige Früchte, weißes Brod und eine Flasche Wein mit Gläsern in den Garten, welches sie Alles auf das Tischchen vor Fräulein Elisen niedersetzte.

Auch ich säumte nicht, mich da einzufinden; der Herr Hauptmann war sehr freundlich, wies auf einen Stuhl und bot mir eine Cigarre an, was er noch nie gethan. Als er mir dieselbe gab und ich mich ehrfurchtsvoll weigerte, sie anzunehmen, blickte Fräulein Elise in die Höhe, und auf ihrem Gesichte drückte sich

ein kleines Erstaunen aus. Als ich meine Cigarre angezündet hatte, mußte ich mich niedersetzen und bekam ein Glas Wein. Wir sprachen über dies und das, über den Herbst, über Gewächshäuser und Frühbeete, auf einmal sagte der Herr Hauptmann, wohl anfänglich lächelnd, dann aber mit einem so ernsten Tone, daß ich ordentlich zusammenschrak: „Wissen Sie auch, Wortmann, daß Sie ein Heimlichthuer sind, ein tückischer, abgeschlossener Mensch?"

„Ich, Herr Hauptmann?" stotterte ich, in der That auf's Höchste erschreckt, „ich weiß wirklich nicht, was ich mir zu Schulden kommen ließ."

Fräulein Elise war bei der seltsamen Rede ihres Vaters roth geworden und blickte stille vor sich nieder auf den Teller.

„Kannst Du dir wohl denken," fuhr er nun fort, gegen seine Tochter gewendet, „was dieser Feuerwerker Wortmann treibt. Ich habe ihm eine englische und französische Grammatik gegeben und ich denke nun, er wird mich eines Tags um Rath fragen, wie er es anfangen müsse, um die beiden Sprachen gründlich zu erlernen. Gott bewahre! Da geht er hin, sucht sich einen Lehrer und treibt das Alles im Geheimen. Ist das nicht ein heimtückischer Mensch?"

Als mein Chef so sprach, konnte ich mich nicht enthalten, verstohlen das junge Mädchen anzusehen. Gott! und wenn ich mich nicht täuschte, aber man täuscht sich so leicht in dergleichen, so lächelte sie freundlich. Natürlicher Weise sagte ich zu meiner Entschuldigung, ich hätte mich nicht unterstehen wollen, den Herrn Hauptmann mit dergleichen Kleinigkeiten zu behelligen; „ja," setzte ich verlegen hinzu, „es würde mir auch das höchste Glück gewesen sein, auf einmal dem Herrn Hauptmann sagen zu können, das und das habe ich gelernt, aber," setzte ich hinzu, „ich bin noch sehr weit zurück."

„Das wollen wir morgen früh sehen," erwiederte er mir

lachend. „Morgen ist es Sonntag und nach der Kirche sind Sie zum Sprachexamen kommandirt. Fällt das nach Wunsch aus, so dürfen Sie bei mir zu Mittag essen.“

Wer war glücklicher, als ich! War der Wein so berauschend oder die Cigarre so stark, genug, als ich mich dankend entfernte, taumelte ich ordentlich auf dem breiten Wege dahin und war dabei so blaß, daß mich mein Bombardier fragte, ob mir etwas Unangenehmes zugestoßen sei?

Den andern Tag fand ich mich erwartungsvoll bei meinem Examen ein. Daß Fräulein Elise dabei saß, machte mich anfänglich über alle Maßen verlegen, doch mußte der Herr Hauptmann mit mir zufrieden sein, denn als wir fertig waren, sagte er zu seinem Bedienten: „Man solle drei Couverts auflegen, der Feuerwerker Wortmann ißt bei uns.“

Der machte große Augen.

Den Unterricht mit meinem alten Sprachlehrer setzte ich nun eifriger als je fort, ja ich fing bald darauf bei einem andern das Lateinische wieder an und brachte es durch eisernen Fleiß so weit, daß ich in nicht gar zu langer Zeit meinen Cornelius Nepos gehörig verstand.

Unterdessen bedeckte der Schnee die Wälle und Gräben der Citadelle und unsern kleinen reizenden Garten. Der Premierlieutenant konnte nun die Kompagnie keinen strengen Dienst thun lassen und so hatte ich Zeit genug, mich mit all den Wissenschaften wieder zu beschäftigen, die ich seit meinem verunglückten Examen ziemlich vernachlässigt.

Der Hauptmann von Walter hatte mich liebgewonnen, das sah ich. Er war mehr mein väterlicher Freund, als mein Vorgesetzter. Um seinen Gewächshäusern bei Tag und Nacht näher zu sein, hatte er mir auf der kleinen Orangerie zwei Zimmer eingeräumt, und daneben war noch ein anderes, wo die vier besten Leute meiner Korporalschaft wohnten, was des beständigen Heizens

und Lüftens wegen nothwendig war. Auch hatte er mir eine förmliche kleine Bibliothek geliehen, und in den langen Winterabenden war ich so unbeschreiblich glücklich, häufig in sein Wohnzimmer kommen zu dürfen, wo ja auch Fräulein Elise war, und wo er uns förmliche Vorträge über Geschichte und Geographie hielt. Oesters mußte ich vorlesen, deutsch, französisch oder englisch, und das kam später dann auch wohl vor, wenn er am Tage ausgegangen war und sich Elise mit ihrem Dienstmädchen allein in ihrem Zimmer befand. Ach! für die Aermste gab es ja keinen Tag und keine Nacht, und die ewige Finsterniß, welche sie umgab, war wohl hauptsächlich Schuld daran, daß sie so liebevoll, freundlich und dankbar zuhörte, wenn ich ihr vorlas. Dabei las ich mich aber förmlich um meine Ruhe, und wenn ich, wie Elise so freundlich war, zu sagen, gut las, so kam das wohl hauptsächlich daher, weil ich das Gefühl, welches ich für sie im Herzen trug, in meine Worte ausströmen ließ.

Dabei mußte ich mich aber sehr zusammennehmen, denn ein Blick, ein Wort konnte mich aus der Fassung bringen, und ich dann roth werden, wie es sich eigentlich nicht für einen Feuerwerker schickte. So weiß ich, daß eines Tages der Herr Hauptmann zurückkam und freundlich sagte: „Nun, Kinder, was habt Ihr gelesen?“ Dieß Wort machte mich so verlegen, und trieb mir das Blut so stark in's Gesicht, daß ich mich vor mir selber schämte, so daß ich nachher, als ich allein war, mich heftig ausschalt.

Eines Tages, es fing schon an, Frühjahr zu werden, der Schnee war geschmolzen, von den Bastionen herab floß das Wasser in kleinen grauen Bächen in die Gräben und über die Ebene strömte zuweilen ein ahnungsvoller warmer Windhauch, so daß Fräulein Elise ihre Fenster häufig öffnen konnte, ließ mich der Herr Hauptmann in sein Zimmer rufen und gab mir einen Brief meines Vaters, der, wie er sagte, durch Einschluß an ihn ge-

kommen sei. Vater Wortmann schrieb mir in seiner gewohnten Kürze, daß sich die ganze Familie wohl befinde, und daß es ihn außerordentlich freue, mich in einer so vortrefflichen Kompagnie zu wissen, daß er sich aber namentlich auf's Höchste geehrt fühle durch den Entschluß meines Herrn Hauptmanns, für meine Zukunft so glänzend sorgen zu wollen.

Nachdem ich das gelesen, sowie das nie fehlende Postscriptum meiner Mutter, welche mir schrieb, daß meine älteste Schwester die Braut des weisen Vogel sei, der ein hübsches kleines Landgut geerbt, blickte ich fragend meinen Hauptmann an, da ich das, was mein Vater von meiner glänzenden Zukunft sagte, nicht verstand. Es durchzuckte mich wohl ein süßer Gedanke, aber der war ja so thöricht, daß ich ihn gleich wieder verwarf.

Der Hauptmann ging ein paar Mal im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor mir stehen und sagte: „Sehen Sie, mein lieber Wortmann, ich habe allerdings an Ihre Zukunft gedacht und Ihrem Vater geschrieben, ob er mir völlig freie Hand über Sie lassen will. Zu gleicher Zeit gestehe ich Ihnen offenherzig, daß ich mich durch meinen Freund, den Generalsteuerdirektor, nach Ihrer Familie erkundigte; dessen Antwort ist vollkommen befriedigend ausgefallen, was mich außerordentlich freut. Offizier können und wollen Sie nicht werden. Sie sind jung, haben einen guten Kopf, auch schon recht viel gelernt, deßhalb will ich Ihnen einen Vorschlag machen: Ich habe schon die nöthigen Schritte gethan, Sie als Zögling erster Classe in die Forstakademie nach C. zu bringen. Dort können Sie Ihre landwirthschaftlichen Studien fortsetzen, sie beendigen und haben dann später die Wahl, ob Sie irgend ein Gut bewirthschaften wollen oder in das Forstfach übergehen. Wenn Sie fleißig sind und Ihre Aufführung tadellos bleibt, wie bisher, so werde ich, nachdem Sie Ihre Studien beendigt, mit wahrer Freude auch später für Sie sorgen."

Ich stand sprachlos da über das ungeheure Glück, welches

sich meinen Augen zeigte. Eine Forstakademie besuchen, ein vollkommener Landwirth werden, darin hatten von jeher meine kühnsten Wünsche bestanden, aber wie konnte ich an so etwas denken? Ich war mittellos und die Studien, die ich noch zu machen hatte, sehr kostspielig.

Als ich mich einigermaßen gefaßt, schämte ich mich durchaus nicht, meinem freundlichen Wohlthäter mit Thränen in den Augen zu danken. Er drückte mir freundlich die Hand und sprach liebevoll zu mir, wie ein Vater zu seinem Sohne. So stattete er mich auch in jeder Hinsicht aus, und als nach wenigen Wochen der Augenblick gekommen war, wo ich von der Kompagnie im Allgemeinen, von meiner Korporalschaft insbesondere, vom Feldwebel und der lieben, lieben Citadelle Abschied nahm und nun zum letzten Male vor den Herrn Hauptmann und Elise trat, war der alte Herr selbst außerordentlich gerührt, und als ich ihm weinend wie ein Kind wiederholt auf's Herzlichste dankte, sagte er mit feuchten Augen lächelnd: „Seien Sie ruhig, lieber Wortmann, ich bin ein Egoist. Was ich vielleicht an Ihnen thue, ist ein Capital, von dem ich dereinst schöne Zinsen erwarte."

Und Elise! —

Sie reichte mir zum Abschied ihre beiden lieben Hände, die ich mich nicht enthalten konnte, innig zu küssen und dabei war ich so überaus glücklich, einen leisen, leisen Druck derselben zu empfinden.

Hiermit ist eigentlich die Geschichte des Feuerwerkers Wortmann, die ich dem geneigten Leser versprochen, zu Ende; denn Uniform und Titel und auch sonst noch Manches ließ ich in der Citadelle zurück, um aber gegen die, welche vielleicht Antheil an meinem Schicksal genommen, nicht undankbar zu sein, will ich noch hinzufügen, daß ich drei Jahre auf der Forstakademie blieb, daß ich auch recht fleißig war und endlich mit Zeugnissen entlassen wurde, die mich nicht nur zu einer höheren Forststelle be-

rechtigten, sondern mir sogar gestatteten, mich zu einer Lehrerstelle bei einer der landwirthschaftlichen Anstalten des Staates zu melden, und diese letztere Aussicht machte mich ganz unbeschreiblich glücklich; denn mein Wohlthäter, mit dem ich begreiflicher Weise viel correspondirte, hatte mir vor einem halben Jahre brieflich angezeigt, er habe sich endlich entschlossen, seine liebe Citadelle zu verlassen und zwar weil ihm durch die Gnade Seiner Majestät das Direktorium einer der größten landwirtschaftlichen Anstalten des Landes übertragen worden sei. — Das hatte mich innig gefreut, aber schmerzlich hatte es mich berührt, daß er zu gleicher Zeit von einem andern erfreulichen und wichtigen Ereignisse seiner Familie schrieb. Gewiß hatte sich ein Bewerber um Elise gefunden, das sagte mir mein Herz tausendmal und machte mich recht, recht traurig.

Der Weg von der Forstakademie zum nunmehrigen Aufenthalte meines ehemaligen Chefs, der mir befohlen, sogleich zu kommen, führte über die kleine Festung J., und Herr von Walter hatte mir geschrieben, ich solle mich auf dem ehemaligen Schauplatz unserer Thaten ein Bischen umsehen. Daß er hinzusetzte: „Man muß sich an den Wechsel alles Irdischen gewöhnen," begriff ich damals nicht recht.

Ich erreichte die Festung an einem schönen Frühlingsmorgen, dießmal zu Wagen und vom Postgebäude ging ich gleich nach der Citadelle. Der Unteroffizier am Thor war mir ein völlig fremdes Gesicht; ebenso der Feldwebel, bei dem ich um Erlaubniß bat, die Werke sehen zu dürfen. — Und diese Werke, wie waren sie verwandelt! Mir war zu Muthe, als sei hier früher ein Zaubergrund gewesen, der mit dem Verlassen des guten Genius wieder seine traurige ehemalige Gestalt annahm. Verschwunden waren Felder, Anlagen und Gärten; auf sämmtlichen Bastionen standen die stillen verdrießlichen Geschütze, von unserem ehemaligen Garten war keine Spur mehr zu sehen und wo unsere Blumen geblüht,

vor dem kleinen Kommandanturgebäude, war jetzt ein nüchterner glatter Kiesplatz, wo nach Zählen Rechts- und Linksum gemacht wurde, eine für Körper und Geist gleich angenehme Beschäftigung, der übrigens der jetzige kommandirende Artilleriekapitän mit großer Befriedigung zuschaute. Es war das eine lange dürre Gestalt mit sehr gebogener Nase und tief herabfallendem blonden Schnurrbart. Ich grüßte ihn höflich, und da er mich fragend ansah, so erlaubte ich mir, ihm zu sagen, ich hätte die Citadelle in früheren Jahren gekannt, und dem Wunsche nicht widerstehen können, sie nochmals zu sehen.

„Ja, mein Lieber," sagte er mit schnarrender Stimme, „da werden Sie viel verändert finden. Es hat mir auf Ehre Mühe genug gekostet, die schauderöse Wirthschaft hier in Ordnung zu bringen. War das ein Anblick, als ich kam! So was habe ich in meinem ganzen Leben nicht gesehen! Nun, wir haben gründlich aufgeräumt, das kann ich Sie versichern. — — — — Guten Morgen! Aufgepaßt Feuerwerker Schlatterich, da unten. Der dritte Mann vom Flügel tritt ja mit dem rechten Fuß an; Donnerwetter auch, wozu hat er denn den linken?"

Ja gründlich hatten sie aufgeräumt, und als ich die Bastion umschritt, fand ich nichts mehr von unserem ehemaligen Garten, als zwischen den Rädern des ehemals so blanken Vierundzwanzigpfünders ein kleines Tropäolum, das sich dort trotz Kies und Schaufel kümmerlich aus einem zurückgebliebenen Samenkorn entwickelte. Auch die lebenden Wesen, meine Kameraden, mit denen ich hier so glücklich gewesen, waren in alle Welt zerstreut, theils mit dem Herrn Hauptmann von Walter, theils nach Hause gegangen, theils in die Civilcarriere eingetreten. Selbst der Premierlieutenant hatte sich so an die Blumen gewöhnt, daß er die nackten Wälle nicht mehr sehen konnte, doch hatte er beim Abschiede geflucht: „Hol' mich der Teufel! wie bin ich hier verdorben worden!"

Von der Rampe, wo sich kein weißes Gitterthor mehr befand, niedersteigend, hörte ich sie noch droben kommandiren und zählen: Eins — zwei — — Einundzwanzig — zweiundzwanzig. — — Verflogen war unser wunderbarer Blumentraum; aber es machte mich nicht traurig, viel schmerzlicher hätte es mich berührt, wenn ich Alles droben gefunden hätte wie ehedem, grünend und blühend — ohne Elise!

Nach einigen Tagen erreichte ich die zwischen Feld und Wald an einem kleinen lieblichen See gelegene prachtvolle landwirthschaftliche Anstalt. Mein Wohlthäter empfing mich wie einen Sohn, den man lange Jahre nicht gesehen — und Elise? Das freudige Familienereigniß hatte allerdings sie betroffen, doch war sie nicht vermählt, vielmehr durch die Hülfe der Aerzte sehend geworden.

Lächelnd führte mich der Vater an ihr Zimmer und ließ mich leise eintreten. Sie sah mich erstaunt an mit ihren großen, glänzenden Augen, die aber nicht mehr starr und seltsam blickten, sondern in welchen sich jetzt ihre ganze schöne Seele spiegelte, aus denen ein tiefsinniges Gefühl strahlte.

Wie ängstlich schlug mein Herz! — Ob sie mich erkannte? Darauf schien auch ihr Vater gespannt; er hielt sich still hinter der Thür. — Als sie mich eine Sekunde angeschaut, überflog eine dunkle Gluth ihre schönen Züge. Sie eilte mir entgegen, und ich weiß nicht genau, ergriff ich ihre Hände und küßte dieselben oder umging ich diese Förmlichkeit und wagte es, sie fest an mein Herz zu drücken. — Wer kann das in solchen Augenblicken, die nur einmal im Leben kommen, genau wissen. Genug, der Vater trat einen Augenblick nachher zu uns und sagte: „Kinder, ich habe nichts dagegen."

Schreiben der Madame Wortmann an ihren Sohn.

„Nein Dießmal muß ich den Hauptbrief schreiben und wenn Dein Vater noch etwas hinzufügen will so kann er dießmal die Nachschrift machen was wir glücklich sind daß Du Professor geworden und eine so schöne reiche Frau bekommen das kann ich Dir gar nicht sagen ich habe eine große Kaffeegesellschaft gegeben und es dabei den Damen meiner Bekanntschaft angezeigt ebenso, daß Deine Schwester, die Frau Vogel, einen ganz gesunden Buben hat also bin ich Großmutter und hoffe es noch mehr zu werden apropos, die Frau Hammer lebt noch, doch ist sie schon recht alt neulich war sie bei uns und da haben wir die ganze Geschichte nochmals abgesprochen als Du damals auf die Welt kamst und wie drunten der Unteroffizier sagte jetzt kommt der Major weißt Du auch wohl, mein lieber Sohn daß das noch in Erfüllung gehen kann mir hat der Zollinspektor gesagt, wenn Du einmal später was wohl vorkommen könnte selbst ein Direktor würdest so hättest Du den Titel als Major aber das wär' eine Freude für Deine

Dich getreu liebende Mutter."

So schrieb die gute Frau, und wenn sie es auch nicht mehr erlebte, daß ich ein Direktor der Anstalt wurde, so geschah das doch, freilich nach vielen Jahren, und damit ging auch die Prophezeihung der Madame Hammer in Erfüllung: daß aus mir noch etwas Rechtes werden würde

---

Ein Sperrsitz-Abonnement zu Acht.

In der Stadt, von welcher wir zu reden die Ehre haben, befanden sich in einer Straße zwei Häuser, welche gerade einander gegenüber lagen; es war Nro. 15 und 16, und daß sie trotz dieser aufeinander folgenden Nummern nicht Nachtbarhäuser waren, kam daher, weil in der ganzen Stadt die ungeraden Nummern nur auf der einen, die geraden auf der andern Seite der Straße sich befanden. Wir halten es für unsere Schuldigkeit, dem geneigten Leser in einer wahrhaftigen Geschichte auch von den geringsten Kleinigkeiten Rechenschaft zu geben.

Beide Häuser waren zufällig gelblich angestrichen, hatten grüne Jalousieen und jedes mit dem Paterre drei Stockwerke. In Nr. 15 wohnte im obern Stockwerk Herr Kanzleirath Stadelbach, in Nro. 16 in gleicher Höhe Herr Sekretär Knapperer. Beide waren glückliche Familienväter, d. h. mit einer Frau und erwachsenen Kindern gesegnet. Ihre Bekanntschaft datirte sich schon von früherer Zeit her, und hatten sich zuerst der Sekretär und der Kanzleirath im Wirthshaus kennen und schätzen gelernt, wo

ihnen schon damals zufälligerweise an ein und demselben Abend die Freude des Hausschlüssels gewährt wurde. Das war an einem Samstage, wo die Frau Kanzleirath und die Frau Sekretär ihre Kränzchen hatten, das von Nachmittags 2 Uhr, mit einer Tasse Kaffee und viel Eintunkens beginnend, sich durch die Stadien der verschiedenen Früchte, Kuchen und Eingemachtem steigerte und endlich gegen 8 Uhr Abends seinen Culminationspunkt in einem soliden Nachtessen fand. An solchen Tagen war in den betreffenden Häusern niemals gekocht worden, und die Männer durften an diesen Abenden ihr Futter auswärts suchen.

Dieß hatten sie denn auch seit langen Jahren im goldenen Bären gefunden, und da schon zeigte sich eine Verwandtschaft der Seelen, denn Beide tranken nichts Anderes als rothen Zwölfer, und was sich der Kanzleirath auf der Speisekarte aussuchte, davon mußte auch der Sekretär haben. Die Familien wohnten zu gleicher Zeit weit getrennt von einander, Kanzleiraths freilich schon Brandstraße Nro. 15 in der untern Stadt, Sekretärs aber im Hafnergäßchen in der obern Stadt. So oft aber die beiden Männer zu Hause pflichtschuldigst erzählen mußten, was sie im Wirthshause Neues erfahren — und mit diesen Fragen wurden sie ebenso pflichtschuldigst Samstag spät oder Sonntag früh gequält — so war immer das Ende vom Liede: „Ich bin nur froh, daß ich den Knapperer oder den Stadelbach im goldenen Bären finde, ich muß sagen, das ist ein Mann, wie ich ihn mir schon lange gewünscht.“ So sprach Einer vom Andern, und auch die beiden Frauen wußten sich nicht sehr viel Böses nachzusagen. Die Knapperer sei eine ganz nette Frau, meinte die Kanzleiräthin, und wenn sie darüber hinwegginge, daß der Vater derselben nur Postrevisor gewesen sei, während sie aus einer stadträthlichen Familie stamme, so glaube sie fast vermuthen zu können, daß sie sich später einmal zu einer näheren Bekanntschaft entschließen werde. „Etwas aber muß die Frau um Gotteswillen lassen,“

fuhr die Kanzleiräthin fort, „wenn ihr die Ehre meiner Bekanntschaft zu Theil werden soll, sie scheint mir zu vertraut mit der Frau A., der Frau B., der Frau C. und der Frau D. Und das sind doch Leute, die ich nicht gerne in unsere Kreise einführen möchte.“ Das hatte sie mit erhobenem Kopfe gesagt und dabei an die Perle ihres Kreises gedacht, die Frau Commerzienräthin Zwiesele, die nie anders als im grünen Atlas in das Kränzchen kam, und wenn sie die Reihe traf, ihr Souper im Café Marquart zubereiten ließ, ein Hahnenragout und Häringssalat mit was Feinem.

Da las man auf einmal im täglichen Anzeiger, daß in der Brandstraße Nro. 16 der dritte Stock zu vermiethen sei. Der Sekretär kam händereibend in den goldenen Bären und ließ sich zum Erstaunen des Kanzleiraths einen Schoppen Achtzehner geben. Als er aber diese Verschwendung mit der Freude seines Herzens motivirte, daß er heute Nro. 16 in der Brandstraße den dritten Stock für nächstes Quartal gemiethet, da ließ sich auch sein Freund für dießmal zur Verschwendung hinreißen, wobei er energisch flüsterte: „Man muß denen zu Haus nicht Alles auf die Nase binden.“

Am nächsten Quartal zogen also Knapperers in die neue Wohnung ein und die gute Sekretärin mußte dabei, ohne es zu wissen, eine gewaltige Feuerprobe ausstehen, denn die Kanzleiräthin stand gegenüber, hinter den Vorhängen versteckt, mit gewaffneten Augen, d. h. mit ihrer unendlichen Sehkraft bewaffnet, denn sie konnte fast um die Ecke sehen, wie Herr Stadelbach in früheren jüngeren Jahren oft seufzend versichert.

Da stand sie nun und unterzog jedes Geräthe einer genauen Musterung. Glücklicherweise hatte Madame Knapperer ihre Sachen schönstens verpackt und in bester Ordnung; die Matratzen waren fleckenlos oder hatten Ueberzüge, der gemeine Hausrath war unversehrt und die Ecken der feineren Möbel sorgfältig mit

Tüchern umwickelt, was der Kanzleiräthin ein beifälliges Kopfnicken abnöthigte. Auch sah man kein zerbrochenes Geschirr, und Speise- und Kaffeeservice, welches in Körben getragen wurde, schien sehr zahlreich zu sein. Selbst die Utensilien der Magdkammer, die Tannenholzbettlade und der Tannenholzschrank waren blank gescheuert, überhaupt nicht viel Krust vorhanden.

Diese Inspektion war demnach zur Zufriedenheit ausgefallen, und da auch die Frau Sekretär Knapperer mit ihm gleich am andern Morgen, es war zufällig ein Sonntag, nach vorher ergangener Anfrage, ihren nachbarlichen Besuch machte, so empfing sie die Frau Kanzleirath Stadelbach und war wahrhaft herablassend, ja freundlich. Darauf machten Stadelbachs einen Gegenbesuch, dann besuchte ferner Fräulein Emilie Knapperer Fräulein Klara Stadelbach und erhielt diese Visite schon am andern Morgen wieder, die resp. beiden Herrn Söhne der Familien, Herr Friedrich Knapperer und Herr Emil Stadelbach, zwei junge Handlungsbeflissene, trafen sich auf der Mitte der Straße, schüttelten sich die Hände und tauschten so Besuch und Gegenbesuch zu gleicher Zeit aus. Als nun noch Sekretärs Bäbele und Kanzleiraths Rickele sich eine gegenseitige Küchenvisite abgestattet hatten, war die Sache so weit im Reinen, und die Freundschaft konnte als geschlossen betrachtet werden.

Madame Knapperer war dabei so klug, ihre Nachbarin, wenn auch nicht als ältere, doch als weisere Freundin zu betrachten, und wenige Tage nach dem Einzuge erbat sie sich eine Stunde, um sich über Manches aus der neuen Nachbarschaft Raths zu erholen. Daß dabei die Feinde der Kanzleiräthin auch die der Sekretärin wurden, versteht sich von selbst; auch von der unteren und mittleren Etage Nro. 16, wo nothwendig Besuche gemacht werden mußten, wurde das Nöthige berichtet und dann pflichtschuldigst vor einigen gefährlichen Häusern der Nachbarschaft gewarnt. Dort an der Ecke wohnte eine unternehmende Wittwe,

die, wie eine ehrliche Waschfrau erzählt, schon gefährliche Blicke nach Herrn Emil Stadelbach gesandt; in Nro. 13 aber hielt sich ein gesinnungsloser Infanterie-Lieutenant auf, dem es auf Besuche nach dem Balle und kompromittirende Fensterparaden durchaus nicht ankam. Auch der Läden und Handwerker wurde gedacht, dabei des leichten Brodes des Bäckers Knäusel, sowie des Metzger Stumpfinger erwähnt, der im Verdachte stehe, als habe er vor Jahren einen Ochsen geschlachtet, der eines natürlichen Todes verstorben. Zum Wasserholen wurde der Brunnen an der Kirche empfohlen, als auf dem freien Platze gelegen, der Zugluft und nachbarlicher Beobachtung ausgesetzt und so weniger geeignet zu langen, für die Hausfrau so lästigen Besprechungen der Dienstmägde.

So, mit guten Rathschlägen ausgerüstet, fing die Sekretärin ihre Wirthschaft in der Brandstraße an und betrug sich so vollkommen zur Zufriedenheit ihrer strengen Nachbarin, daß die beiderseitige Freundschaft bald eine innige genannt werden konnte. Auch die beiden Gatten waren mit ihrem Loose nicht unzufriedener als sonst; sie besuchten nach wie vor den goldenen Bären, und machten sogar, wiewohl lange vergeblich, den Versuch, ihre resp. Hausschlüssel auch noch für einen andern Tag der Woche verliehen zu erhalten.

Also lebten die Bewohner des dritten Stockes von Nro. 15 und 16 in einer wahrhaft wunderbaren Harmonie. Es war eigenthümlich, daß beide Familien auch die gleichen Lieblingsgerichte hatten; wahrhaft rührend aber mußte es genannt werden, daß wenn Kanzleiraths Sonntags Sauerkraut mit Umständen hatten, dieses köstliche Gericht Mittwoch auf dem Tisch des Sekretärs erschien, und der Grund dieser verschiedenen Tagesordnungen war, daß sich alsdann die Familien gegenseitig mit Portionen dieses Leibgerichts beglückten. Auch übertrug sich dieß glückselige Verhältniß auf den übrigen Speisezettel; aß man z. B. in Nro. 15

eine Gans, so klopfte Rickele unfehlbar an, einen Teller tragend mit einem Hinterviertel und einem ganzen Haufen Füllsel, und umgekehrt erhielt die Kanzleiräthin bei ähnlicher Veranlassung einen ganzen Haufen Füllsel, sowie ein vollständiges Hinterviertel.

Ja, die gleiche Stimmung der beiden Hausfrauen ging in's Unbegreifliche; sie hatten ihren beiden Töchtern schon mehrmals Kleider von demselben Stoffe gemacht, obgleich Fräulein Knapperer ein schwarzes Haar besaß und ein längliches, etwas dünnes Gesicht, Fräulein Stadelbach dagegen dickbackig war, eine Stumpfnase hatte und blonde Flechten trug. Der Sekretär mußte sich zu einem braunen Frack bequemen, wie ihn sein Nachbar gerne trug; wenn in Nro. 15 Birkenholz gekauft wurde, so hätte man in Nro. 16 Buchenholz nicht geschenkt genommen; wenn um Martini die Gänseheerden durch die Stadt getrieben wurden, so lagen beide Hausfrauen in ihren Fenstern, und wenn die Kanzleiräthin hinüberrief: „die graue da paßt für Euch, Knapperer," so sagte die Sekretärin: „danke recht schön, und ich rathe Euch zu der dicken weißen mit dunklem Flügel." Beide wurden dann auch gekauft, und wenn zufälligerweise eine etwas hart und zäh ausfiel, so war die arme Gans nicht schuld daran, sondern sie hatte das Welschkorn nicht ertragen können oder Bäbele hatte sie schlecht gestoppt.

Von den männlichen Sprößlingen bei der Familie ist nicht viel Gutes oder Schlimmes zu sagen. Es waren das ein paar hochaufgeschossene, noch ziemlich dünne junge Menschen zwischen 16 und 17 Jahren, die sich, wie gesagt, dem Handelsstande gewidmet hatten, und von denen man noch nicht recht wußte, was es eigentlich geben sollte. Doch zeigten sie für ihr Alter recht tüchtige Anlagen, saßen länger im Wirthshaus als ihre resp. Herrn Väter, tranken wohl auch etwas Besseres und rauchten keineswegs schlechtere Cigarren. Auch im Theater sah man sie zuweilen während des letzten Aktes unter der Firma, eine weit-

läufige Verwandte abholen zu müssen; sie würdigten aber alsdann der Bühne weniger Blicke, sondern sahen auffallend im Hause umher, um zu bemerken oder bemerkt zu werden, schraubten an ihren Theaterlorgnetten auf eine wahrhaft klägliche Art herum und sprachen dazu französisch: à tu recartez cette cheune fille dans la première galerie? cellui dans le manteau-blanc. — Oui cellui. — Elle est très beau! — Oui, très beau?

Wenn die beiden jungen Herrn so warm aus dem Theater kamen und davon zu Haus viel Schönes erzählten, so liebte die Kanzleiräthin würdevoll den Kopf zu schütteln, und versicherte, das sei ein ganz untergeordnetes Vergnügen. So sprach sie anfangs und ebenso auch die Sekretärin, und beide Mütter bekämpften auf's Eifrigste die immer lauter werdenden Wünsche ihrer Töchter, auch das Theater zuweilen besuchen zu dürfen. „Das bildet den Geist," sagte Emilie. „Und man sieht dort viel Neues," meinte Clara.

„Auch sagt Schiller schon, die Bühne sei eine moralische Anstalt."

„Und wenn man auf Bälle geht, Mama, so muß man sich auch im Theater und Konzert sehen lassen, sonst bleibt man sitzen. Ich höre das zu oft während des Tanzens, wie fast immer nur vom Theater gesprochen wird — Man sieht Sie doch morgen in den Hugenotten? — O wer könnte den vierten Akt versäumen! — O Gott ja! für den schwärme ich auch. — Lalalala! — la — lala! — Raoul, ich liebe Dich."

„Und dann wirst Du einsehen, Mutter," sagte Emilie, „daß ein schönes Schauspiel den Geist bildet. Ich versichere Dich, ich muß mich im Gespräch oft zusammen nehmen und mit einem vielsagenden Lächeln still schweigen, wenn Jemand eine Stelle citirt und ich nicht weiß, ob sie von Schiller oder von Shakespeare ist."

Wenn auch beide Mütter die Angriffe ihrer Töchter gegen-

über von diesen energisch bekämpft, so gab es doch Augenblicke, wo die beiden Frauen allein dasselbe Thema mit den gleichen Variationen behandelten.

„Ich muß auch sagen," meinte die Kanzleiräthin, „daß es sich für eine Frau von unserem Stande schickt, zuweilen in's Theater zu gehen. Natürlich auf einen Sperrsitz; denn das Parterre ist gar zu gemischt, und mich dort herumstoßen zu lassen, dazu habe ich nicht die geringste Neigung."

„Ich will es nur gestehen, liebe Stadelbach," entgegnete darauf die kleine Knapperer mit glänzenden Augen, „daß ich das Theater für mein Leben gern höre. Ehe ich verheirathet war," setzte sie mit niedergeschlagenem Blicke hinzu, „ging ich viel häufiger in's Theater, recht viel häufiger. Aber jetzt sagt mein Mann, das sei ein gar zu kostbarer unnützer Zeitvertreib."

„Ja, wenn man die Männer hört," sprach die Kanzleiräthin in wegwerfendem Tone, „da ist freilich Alles kostbar und unnütz, was unser Vergnügen anbelangt. Da ist nur wichtig das Kaffeehaus —"

„Und das Wirthshaus —"

„Und die Pfeife —"

„Und die Zeitung."

„Und was in der steht, das behalten sie auch wie ein Geheimniß für sich."

„Das ist wahr. Da gibt sich Keiner die Mühe und erzählt, was es da Neues gibt."

„Wir sollen das selbst lesen."

„Ja, selbst lesen; als wenn wir dazu die Zeit hätten!"

„Ich versichere Sie, Knapperer, es ist nichts mit der Welt, und wenn ich nicht so zufällig dazu gebracht worden wäre, mich zu verheirathen —"

„Das weiß Gott!" seufzte die Sekretärin. „Es ist nichts als Plage und wieder Plage und noch einmal Plage!"

„Dafür müssen wir uns das Leben so angenehm machen wie möglich," sagte entschieden die Kanzleiräthin. „Und was das Theater anbelangt, so will ich mich einmal erkundigen, ob man nicht in ein gutes, anständiges Sperrsitz-Abonnement irgendwo mit eintreten kann."

„Ist das Ihr Ernst?"

„Abgemacht!"

So wurde demnach beschlossen im Rathe der Haus — götter. Und es gelang auch den emsigen Nachforschungen der Kanzleiräthin, ein Sperrsitz-Abonnement aufzufinden, wo man es nicht ungern sah, wenn die beiden Damen eintreten wollten. Dazu war das Abonnement außerordentlich günstig; die Stammmutter desselben war eine reiche verwittwete Registratorin mit ihrer schon ziemlich erwachsenen Tochter. Diese Tochter, sonst eine feurige Anbeterin deutscher Clasiker, war in die Jahre getreten, wo man endlich einsehen lernt, daß Schiller doch nur für eine unreife, schwärmerische Jugend geschrieben, wo man die Schönheiten des Göthe'schen Clavigo recht tief fühlt und mit genießt; wo man dagegen im Faust zu viele anzügliche Stellen entdeckt, und es höchst unzart findet, wenn er von sich sagt:

> Ich bin zu alt, um nur zu spielen,
> Zu jung, um ohne Wunsch zu sein.

Die zweite Partie Theilhaber an dem Sperrsitz-Abonnement war ein ältlicher Buchhändler mit seiner Schwester, welch' letztere leider früh verwittwet war, und die Stücke vorzog, wo es armen gekränkten Weiberherzen recht schlecht geht, wo sie alsdann die Bühne wie einen Spiegel vor sich sah und alles das selbst zu sein glaubte, warum es sich da oben handelte. Da ging sie dann bald als „Lorle" nach Haus, bald als „Weib aus dem Volke", auch konnte sie sich genau in die Stimmung der „Musikantentochter Millerin" versetzen, namentlich wenn der alte, verdrieß-

liche Buchhändler beim Nachtessen sagte: „Die Suppe ist matt wie Deine Seele, Louise."

Diese vier Theilnehmer an einem Sperrsitz-Abonnement suchten nach vier gleichgesinnten Seelen, wo dann gerade die rechte Zahl herauskam, um an Kosten und Vergnügen nicht zu viel und nicht zu wenig zu haben.

Die Registratorin mit ihrer Tochter, sowie die verwittwete Buchhändlersschwester hatten, wie schon bemerkt, durchaus nichts gegen den Eintritt der beiden Familien zu bemerken, der alte grießgrämige Buchhändler dagegen konnte den Sekretär nicht leiden, weil dieser einmal eine tabellarische Uebersicht des städtischen Consums für den Volkskalender eines andern Verlags angefertigt hatte, welcher Volkskalender — parceque oder quoique, das wissen die Götter — recht gut gegangen war. Doch wurde er begreiflicher Weise von seiner Schwester überstimmt und die Theilnehmer zugelassen.

Weder der gute Kanzleirath, noch der biedere Sekretär ahneten etwas von dieser Theater-Verschwörung; auf Herrn Knapperer wurde der erste Angriff gemacht, als er an einem schönen Vormittage Besuch bei Stadelbachs machte. Die Kanzleiräthin sprach davon, wie es so schön sein würde, einen Wechselsperrsitz zu haben, und man doch auch in dieser Richtung etwas für Geist und Gemüth der heranwachsenden Töchter thun müsse. Der Sekretär schüttelte sein Haupt und entgegnete mit heuchlerischer Miene: „er für seine Person würde am Ende nichts dagegen haben, doch sei seine Frau ein viel zu ruhiges und stilles Gemüth, um an dem Lärm des Theaters Geschmack finden zu können." Ganz genau so sprach am selben Nachmittage der Kanzleirath, als er von der Sekretärin und Fräulein Emilie Knapperer attakirt wurde. Wie war aber diesen beiden überlisteten Ehemännern zu Muth, als noch am gleichen Abend sowohl das ruhige, stille Gemüth der Kanzleiräthin als der Sekretärin erklärten, sie hätten sich schon

lange nach den Freuden des Theaters gesehnt, hätten auch bereits einleitende Schritte zu Erlangung eines Sperrsitz-Abonnements zu Acht gethan. Die beiden Männer sahen sich bedenklich an, und der Kanzleirath meinte: die Sache sei aber wohl noch zu überlegen, welches an sich harmlose Wort einen wahren Sturm der Entrüstung der Fräulein Clara Stadelbach hervorrief. Sie wüßte wohl, sagte die junge Dame sehr empfindlich, daß Papa nur dagegen sei, wenn sie sich in der Welt zeigen wolle, und man sehe wieder recht deutlich, daß man nun einmal nicht im Stande sei, ihr auch nur das kleinste Vergnügen zu gönnen. Fast ebenso drückte sich auch Fräulein Emilie aus, die noch hinzusetzte: „Es wäre aber doch wohl endlich einmal an der Zeit, daß man draußen erfahre, auch sie sei in der Welt."

Vier weibliche Zungen gegen zwei männliche ist eine Uebermacht, bei welcher der Letzteren Niederlage gewiß ist. Ehe aber die beiden Männer nachgaben, sprach der Kanzleirath noch einige Worte ernster Warnung. In früheren Zeiten habe auch er einmal mit Damen einen Wechselsperrsitz gehabt. „Natürlich vor meiner Verheirathung," setzte er schnell hinzu; „und das hat nicht lange gut gethan. Das gab zu allerhand Häkeleien Veranlassung, da kam Mißtrauen und Eifersucht in's Spiel, aus Mücken wurden Elephanten gemacht, und kurz, ich erlebte es nach langer Zeit, daß zwei Familien, ebenso innig befreundet wie wir Beide es sind, durch ein Sperrsitz-Abonnement ganz auseinander gebracht wurden."

Auf diese Aeußerung hin sah die Kanzleiräthin wahrhaft rührend und groß die Sekretärin an. Beide reichten sich die Hand, und Madame Stadelbach sprach die denkwürdigen Worte: „Ich versichere Dich, Christian, den Bruch unserer Freundschaft wirst Du nicht erleben."

Die beiden Männer fügten sich demnach achselzuckend in ihr Schicksal, und wenn sie auch in prophetisch warnendem Tone

sprachen, ungefähr wie der Chor aus der Braut von Messina, nur mit andern Worten, so hatte das nicht die geringste Wirkung, und der Vertrag des Sperrsitz-Abonnements zu Acht mußte ratifizirt werden. Ehe dieß aber geschah, wurde noch eine Clausel angefügt, worauf die Beiden mit einer wahrhaft heldenmüthigen Festigkeit bestanden, und welche sie auch trotz manchfacher Widerrede glücklich durchsetzten. Das war die weitere Verleihung des Hausschlüssels auf noch einen Tag in der Woche.

So nahmen denn mit Beginn des Winters die Theaterfreuden ihren Anfang. Das ganze Abonnement war außerordentlich schön geregelt; zuerst kam begreiflicher Weise die Registratorin mit Tochter, dann die Buchhändlersfamilie, hierauf Nro. 15 und 16. War eins der Theilhaber durch Krankheit oder sonst wie verhindert, am Tage, wo ihm das Billet zufiel, in's Theater zu gehen, so konnte es seine Rechte auf irgend eine beliebige Person übertragen; fand sich aber Niemand, der außer der Reihe von dem Sperrsitz Gebrauch machen wollte, so konnte es zu einem mäßigen Preise verkauft werden. Früher, als das Abonnement noch zu Vier bestand, war dieser Fall schon einigemal vorgekommen, jetzt aber, wo Stadelbachs und Knapperers eingetreten waren, war in diesen beiden Familien Verwendung genug, um den Sperrsitz nicht in andere Hände gelangen zu lassen. Hierbei müssen wir noch bemerken, daß die beiden männlichen Mitglieder der letztgenannten Familie vom Mitgenusse des Schauspiels feierlich ausgeschlossen waren; was die beiden alten Herrn anbelangte, so begriffen diese überhaupt nicht, wie man die nichtssagenden Theaterfreuden den süßen und geistigen Genüssen im goldenen Bären vorziehen konnte; Herr Friedrich und Herr Emil machten auch keine Ansprüche, da sie jetzt mehr als je Gelegenheit hatten, Mutter oder Schwester abzuholen und das Theater, wenigstens in den letzten Akten, ohne Weiteres besuchen konnten.

Das Sperrsitz-Abonnement zu Acht gelang demnach in bester

Harmonie. Es waren schon ganze vier Wochen vergangen und die Freundschaft der Familien schien sogar fester geworden zu sein; man verstand sich mit einer rührenden Herzlichkeit, man tauschte gegenseitig die Billete außer der Reihenfolge um, wenn z. B. Fräulein Clara einmal gern eine Oper sehen wollte und Fräulein Emilie Gelüste nach einem Trauerspiel hatte. Daß die Mütter oftmals zu Gunsten ihrer Töchter verzichteten, verstand sich überhaupt von selbst. Du lieber Gott! junge Mädchen haben oft ein ganz anderes Interesse am Theater als ihre Mütter, die doch meistens nur hineingehen, um irgend ein langweiliges Stück langweilig spielen zu sehen. Dabei war Fräulein Stadelbach und Fräulein Knapperer so sehr ein Leib und eine Seele, daß es schon bei einer großen Oper, die selten gegeben wurde, oder bei einem berühmten Gaste, der nur einmal auftrat, vorgekommen war, daß eine die beiden ersten Akte, die andere die beiden letzten gesehen.

Der grießgrämige Buchhändler dagegen konnte immer noch seine Mücken gegen den Sekretär wegen der tabellarischen Uebersicht der städtischen Consumtion nicht verwinden und beruhigte sich erst, als er erfuhr, Herr Knapperer werde sich in Person des Sperrsitzes niemals bedienen. Die Registratorstochter war die Einzige, welche sich nach einiger Zeit gegen ihre Mutter im Vertrauen wider das Abonnement aussprach. „Daß die Knapperer und die Stadelbach," sagte sie, „ein wenig jünger sind als ich, du lieber Gott! daraus mache ich mir nichts und das ist auch unerheblich; aber daß die beiden Affen, welche auf unserem Platz sitzen, ihr Möglichstes thun, um die Blicke aller Männer auf sich zu ziehen, ist ein bischen unangenehm. Ich habe es von einer Bekannten. Kommt doch die Eine immer in's Theater mit brennendrothen Schleifen im Haar, die ihr bis auf die Taille herabhängen, und hat doch die Andere beständig den auffallendsten himmelblauen Kopfputz, den man nur sehen kann. Es ist eigentlich lächerlich.

Da hat sie irgendwo gelesen, daß sich fahles blondes Haar und eine Stumpfnase durch die blaue Farbe ein bischen genießbar machen lassen, und jetzt übertreibt sie das so, daß sich alle Nachbarinnen darüber aufhalten. — Es ist zu fahl. — Weißt Du, Mama," fuhr sie fort, „es ist mir unangenehm, daß Leute, die mich nicht genau kennen, glauben könnten, ich treibe dergleichen Geschichten, und mich mit der Stadelbach oder der Knapperer verwechseln; ich muß sagen, das müßte ich mir denn doch ausbitten."

Eine Verwechslung wäre nun nicht leicht möglich gewesen. Denn die Altersunterschiede zwischen beiden Parteien waren doch ein bischen zu stark und in die Augen springend. Emilie und Clara, die durch eine Bekannte etwas von dergleichen Aeußerungen vernommen, waren herzlos genug, darüber zu lachen und sich von da ab noch längerer rother und blauer Schleifen zu bedienen.

Der Kanzleirath und der Sekretär freuten sich dagegen ihres weiteren Wirthshausabends und konnten beim nächsten gemeinschaftlichen Familien-Nachtessen nur achselzuckend stillschweigen, als ihnen Madame Stadelbach die vergangenen vier Wochen in Betreff des Sperrsitz-Abonnements vor Augen führte und triumphirend fragte: „Nun, ist Eure Voraussetzung eingetroffen, hat unsere gegenseitige Freundschaft ab- oder zugenommen?" Und es schien auch in der That, als wenn Letzteres der Fall gewesen wäre. Die aus Nro. 15 waren fast beständig in Nro. 16 oder umgekehrt. Die Kanzleiräthin und die Sekretärin machten jetzt die allergeringsten Einkäufe miteinander, und wenn Fräulein Clara im Theater gewesen war, so konnte Fräulein Emilie kaum den andern Morgen erwarten, um sich auf's Genauste erzählen zu lassen, ob das Theater voll gewesen sei, ob der ihnen eigentlich vollkommen gleichgültige Offizier mit dem röthlichen und der mit dem schwarzen Schnurrbart häufig umgeschaut und sich unter vielsagendem Blick eben diesen Schnurrbart mit den weißen Handschuhen gewischt;

ob Martha die letzte weiße Rose so wunderschön gesungen als das letzte Mal oder ob die erste Liebhaberin, Fräulein Käsewetter, wieder einen neuen Kopfputz gehabt und welchen; ob Herr A. mit Frau B. viel gesprochen; ob Fräulein C. und Herr D. sich wieder so auffallend benommen; ob der Lieutenant E. wieder so hartnäckig neben der Bank gestanden habe, wo die sog. schöne F. ihren Platz hat; ob der unausstehliche blasse junge Mensch wieder da gewesen sei, der immer auf ihre Seite herüberkomme, und ob es wahr sei, daß Herr P. und Fräulein H. jetzt auf der zweiten Gallerie neben einander säßen und demnach wirklich als Brautpaar zu betrachten seien. Ueber all diese Mittheilungen lachten die jungen Damen viel und anhaltend, und wenn sie darauf von einander gingen, war der Himmel ihrer Freundschaft klarer als sonst, und die Sonne eines herzlichen Einverständnisses strahlte über ihr junges Leben.

Da kam das Schicksal — nicht roh und kalt, sondern vielmehr geschmeidig und sehr warm in der Gestalt eines jungen Oekonomen, der auf dem Nebensperrsitz seinen Platz nahm, zufällig an dem Abend, wo Fräulein Stadelbach die Reihe des Abonnements traf. Es wurde ein Stück gegeben, auf das sich die junge Dame besonders gefreut. Aber es war sonderbar, daß sie an diesem Abend weniger darauf Acht gab, was und wie droben gespielt wurde, als auf die eingeschobenen Bemerkungen des jungen Oekonomen, die er seiner Nachbarin begreiflicher Weise auf's Ehrerbietigste zuflüsterte. Dabei blieb auch diese Bekanntschaft natürlich vollkommen in den Grenzen einer vorübergehenden Sperrsitznachbarschaft, wußte man doch nicht einmal, ob der junge blonde Mann nur ein Fremder war und demnach nur vorübergehend das Theater besuchte.

Am andern Morgen, als die beiden jungen Mädchen zusammenkamen und die Fragen erörtert wurden, wie wir uns erlaubt, sie weiter oben anzudeuten, war es eigenthümlich, daß Fräulein

Stadelbach des jungen blonden Oekonomen mit keiner Sylbe erwähnte. Daß Fräulein Emilie nicht darnach fragte, begreift sich von selbst, denn noch hatte sie ja keine Idee von dem neuen und sehr interessanten Nachbar. Clara aber kaufte an diesem Nachmittag eine seidene Herrenhalsbinde, grau mit blau karrirt, wie sie ihr Bruder schon lange gewünscht, diesen Wunsch aber bis jetzt vor tauben Ohren ausgesprochen. Er erhielt diese Halsbinde noch am gleichen Tage von der Schwester zum Geschenk, und was die Beiden dazu verhandelt, bleibt vorderhand ein Geheimniß; — genug, der junge Herr Stadelbach befand sich an diesem Abend durch besondere Vergünstigung schon vor Beginn des Stückes im Theater, und als er zurückkam, rapportirte er insgeheim der Schwester: auf dem Sperrsitz neben dem des Abonnements habe schon vor Anfang des Stückes ein junger blonder Mann gesessen, der sehr häufig nach der Thüre gesehen, dann aber noch vor der Ouverture aufgestanden sei, sowie nämlich der alte grießgrämige Buchhändler, an dem heute die Reihe war, erschienen. Auch habe er sich, der junge blonde Mann nämlich, noch ein paar Akte am Eingange herumgetrieben, sei aber noch vor Ende des Stückes verschwunden.

Da die Tochter der verwittweten Registratorin seit einiger Zeit an einem leichten Unwohlsein litt, so war das Billet käuflich zu haben, und Clara Stadelbach erstand es für die nächste Vorstellung. Da schon begriff es Emilie Knapperer nicht, daß ihre Freundin die alte Norma wieder sehen wolle, die sie ja erst noch vor acht Tagen leiden und sterben gehört.

„Ach! die Musik der Norma ist zu himmlisch!" versicherte dagegen die Freundin, mit einem Blick an die Zimmerdecke. „Ich schwärme dafür. — Frie — — — den gebiet ich. — O kehre zurück und bringe der Liebe echte Freuden! — Und wenn am Schluß des ersten Aktes Sever auftritt, da bin ich in einer förmlichen Spannung. — Es ist einem ganz gruselig, und dann macht Norma

ein paar Augen; — aber es ist begreiflich. Ein solch schändlicher Verrath!"

„Nein, nein!" sagte Emilie, „für die Norma wäre mir doch mein Geld zu lieb. Nun, ich wünsch' Dir viel Vergnügen."

Und dahin ging Clara Stadelbach mit den ersten schüchternen Anfängen einer Treulosigkeit gegen die Freundin in ihrem Busen. Doch es gibt ein eigenes Gefühl im menschlichen Herzen, das stärker ist als die Freundschaft. Fräulein Stadelbach war noch nie so früh in's Theater gegangen wie heute. Fast sämmtliche Sperrsitze waren noch leer, und es machte ihr ein eigenes Vergnügen, die Leute so nach und nach ankommen zu sehen. Es geht dir vielleicht auch manchmal so, geliebter Leser oder verehrte Leserin, daß dir irgend-ein Vers im Kopf herumsummt, den du nicht losbringen kannst. Unsere Sperrsitz-Abonnentin sprach unzählige Mal vor sich hin:

Es kommen die Wasser all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder —
Den Jüngling bringt keines wieder.

— Und doch! Sie blickte gerade zufällig nach der Eingangsthür, da erschien er. Sein erster Blick galt ihr, und sein Gruß war wahrhaft bezaubernd, als er neben ihr Platz nahm. — O die alte Norma hat in der That wunderbare und bezaubernde Melodien, so viele Stellen, wo man mit Beziehung seufzen kann, die Augen niederschlagen, nachdem man nämlich vorher anders wohin gesehen, und seine Handschuhe betrachten. — Ach! und auch der Text ist ein sehr schöner Text! Wenn die arme betrogene Seherin das junge naseweise Ding, die Adalgise, fragt: „Sprich! wie faßte dich die Liebe?" Da muß sich jedes Mädchen in Acht nehmen, daß ihr Auge nicht zufälliger Weise dem Blick eines jungen unternehmenden Mannes begegne, sonst ist ein solcher eitel genug, die Frage auf sich zu beziehen. — „Sprich! wie faßte dich die Liebe?"

Auch ist die Norma wie gemacht dazu, moralischen Betrachtungen Worte zu verleihen. Sie sagt — eine Zuschauerin nämlich — „es ist das doch ein entsetzliches Schicksal!“ und er antwortet: — ein Nachbar nämlich — „in der That entsetzlich, der römische Proconsul ist einer der schlechtesten Menschen, die ich kenne.“ —

„Aber die Männer finden das verzeihlich.“

„Unmöglich, mein Fräulein.“

„O doch! Es ist ihnen ein Vergnügen, mit den edelsten Gefühlen des Herzens zu spielen.“

„Aber Ausnahmen werden Sie zugeben, mein Fräulein.“

(Große Pause.)

„Vielleicht; aber diese Ausnahmen sind selten.“

„Aber es gibt solche Ausnahmen.“

Zwei unterbrochene Blicke, ein leichter Seufzer, ein gelinder Husten und Orovist tritt auf, um mit seinen Galliern die äußerst sangbaren Worte hören zu lassen:

Zucket krampfhaft, zucket krampfhaft, diese Rechte.

So geht die Norma langsam ihrem Ende zu; der Holzstoß brennt, der schwarze Schleier erscheint, Sever erfährt, welch treues Herz er hintergangen, die Pauken haben ihr Solo, dann fällt der Vorhang und man geht nach Hause.

Die Treppen hinab, zum Hause hinaus begleitete der Oekonom das junge Mädchen; unten aber lauerte Rickele mit der unvermeidlichen Laterne auf ihre Beute. Freilich unterstand er sich, eine schüchterne Anfrage um die geneigte Erlaubniß zur nach Hausebegleitung hervorzulispeln. — „O nein, ich muß recht sehr danken, man würde das übel deuten und — — Rickele würde es unfehlbar dem Bäbele erzählen.“

Am nächsten Theaterabend traf die Reihe Emilie Knapperer. Sie setzte sich unbefangen auf ihren Platz, die Thüren öffneten sich von Minute zu Minute, und herein strömten die alten bekannten

Gesichter. — Jetzt wurde ein junger, blonder Mann sichtbar — auf jeden Fall ein Fremder; Emilie hatte ihn noch nicht gesehen, und doch war es eigenthümlich, daß er so auffallend nach ihrem Platze hinschaute. Ja, er blickte hin, daran war nicht zu zweifeln, und so bekannt blickte er hin; es war gerade, als suche er etwas. Jetzt schritt er vorwärts, kam an ihre Reihe und drängte sich unter Entschuldigungen durch. — Es war ein recht angenehmer junger Mann mit hübschem, blondem Haar, und sie mochte die blonden Haare wohl leiden.

Um den Leser nicht zu ermüden, wollen wir in Kurzem sagen, daß er fast auf die gleiche Art mit Fräulein Knapperer eine freundschaftliche Bekanntschaft anknüpfte, wie er es mit Fräulein Stadelbach gethan, wobei wir es übrigens nicht gerechtfertigt finden, daß er gegen die schwarze Nachbarin nicht ein Wort von der blonden erwähnte, ebensowenig aber auch umgekehrt, und daß Emilie am andern Morgen ihrer Freundin Clara über Alles, was im Theater geschehen war, vollständige Rechenschaft ertheilte, mit Ausnahme einer Kleinigkeit, welche die geneigte Leserin wohl zu errathen im Stande sein wird.

Am nächsten Theaterabend hatte Herr Friedrich Knapperer ebenfalls eine graue, blaumelirte Halsbinde und berichtete der Schwester am andern Morgen, der Platz neben der Registratorin-Tochter sei leer gewesen, und ein junger, blonder Mann habe häufig dort hinübergeschielt, sich aber nach dem zweiten Akte gänzlich zurückgezogen.

„Oh!" sagte Emilie und fühlte wie ihr Herz schlug.

Da es sich nun zufällig traf, daß die Buchhändlerin-Schwester das Theater in einem der nächsten Tage einer Kaffeegesellschaft wegen nicht besuchen konnte, und daß der alte grießgrämige Buchhändler die Maria Stuart, welche gerade gegeben wurde, nicht ausstehen konnte — überhaupt war ihm Schiller widerwärtig, da er einmal den schwachen Versuch gemacht hatte, eine Aehrenlese

aus dessen Gedichten zu veranstalten, wofür er wegen Nachdrucks bestraft worden war — so war der Sperrsitz vacant, und Emilie Knapperer, die zuerst Kenntniß davon erhielt, erstand ihn zu ihrer großen Freude. Kaum aber hatte sie das kostbare Billet in Händen, so kam Clara zum freundnachbarlichen Besuch, sprach nach einigen gleichgültigen Einleitungen vom Theater, und entwickelte alsdann eine noch nie dagewesene Schwärmerei für Schiller, namentlich aber für Maria Stuart.

„Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit euch wandelte, wer mit euch schiffte!"

so recitirte sie und sah dabei an den grauen Winterhimmel, von dem unterschiedliche Schneeflocken in trübe graue Wasserlachen niederfielen. Dabei sagte sie, da Mama ihre Passion für den größten deutschen Dichter kenne, habe sie eben zur Registratorin geschickt, die heute Abend eine große Gesellschaft habe, um das Billet für heute zu erlangen.

Woher es kam, wußte Emilie nicht, aber dieß Empressement der Freundin, jetzt auf einmal das Theater so häufig zu besuchen, gab ihr einen gelinden Stich in's Herz, und es geschah nicht mit der gewöhnlichen Unbefangenheit, als sie sagte: „Da kommst Du zu spät, liebe Clara, Mama hat es bereits für mich holen lassen."

Diese Worte waren von einem lauernden Blick begleitet, und als Emilie bemerkte, daß die Freundin bei dieser Eröffnung fast erschrack, gab es ihr einen neuen Stich in's Herz. — Dergleichen Herzstiche aber sind gefährlich und aus ihnen entwickelt sich leicht ein sehr unangenehmes Mißtrauen.

„Du willst Maria Stuart sehen?" fragte Clara fast verwundert. „Du, die die Stücke von Schiller nicht leiden kann?"

„Es ist wahr," entgegnete die Freundin. „Ich habe dieselben früher sehr vernachläßigt, aber ich finde, daß ein Mädchen von Bildung sich das nicht sollte zu Schulden kommen lassen."

„So, das findest Du, liebe Emilie?"

„Ja, ich finde das, liebe Clara."

An diesem Abend war also Emilie Knapperer im Theater, und neben ihr saß der junge blonde Oekonom. Maria Stuart ist in gewisser Beziehung für zwei junge, neben einander sitzende Leute noch ein viel dankbareres Stück als die Norma. Mortimer hat gar zu schöne Reden und mit denen hilft er so leicht eine Conversation anknüpfen. Als er mit den Worten starb:

Maria, Heil'ge, bitt' für mich!

da wandte sich der erschütterte Oekonom und sagte zu seiner Nachbarin: „Sie heißen gewiß Maria, mein Fräulein. Sie haben etwas ungemein Seelisches, so etwas wunderbar Marienhaftes." Es war das ein Ausdruck, den er von einem Freunde, einem Literaten, gehört und den er hier glücklich los wurde.

Daß seine Nachbarin nicht Maria, sondern Emilie hieß, erfuhr er gleich darauf, und dann kam es, wie es früher schon einmal gekommen war: er begleitete sie die Treppen hinab und hätte sie auch gerne nach Hause geführt, aber Bäbele machte ein gar zu bedenkliches Gesicht, und die Gas- und andern Laternen brannten außerordentlich hell.

Daß sich an diesem gleichen Abend der junge Herr Stadelbach ebenfalls im Theater befand, war mehr als ein Zufall, und als er, kaum nach Haus gekommen, der Schwester erzählte von dem jungen verrätherischen Oekonomen, der mit Knapperers Emilie den ganzen Abend gesprochen, sie auch die Treppe hinab begleitet habe, da — — da stieg in ihrem Herzen ein Gefühl auf, welches, wie wir hoffen, Dir, theure und geneigte Leserin, erspart bleiben möge. Daß aber Clara den festen Vorsatz faßte; gegen ihre treulose Freundin zu schweigen, versteht sich ganz von selbst.

Wie sich aber Alles in der Welt wiederholt, so geschah es auch, daß, als an einem andern Abende Clara in's Theater ging, der junge Herr Knapperer ebenfalls als versteckter Zuschauer

gegenwärtig war. Clara hatte ihr blondes Haar etwas locker und schmachtend frisirt; sie hatte in ihren Zügen etwas Elegisches, ihre ganze Haltung erinnerte an eine Trauerweide. Sie zuckte fast zusammen, als sich das Ungeheuer von einem Oekonomen neben sie setzte, und es brauchte vieler Worte seinerseits, ehe sie ihm eine einigermaßen verständliche Antwort gab. Aber ein weibliches Herz ist unter gewissen Verhältnissen zum Verzeihen geneigt, namentlich in der Oper, wo die Musik das Ihrige dazu beiträgt, um einen leichten Groll in süße Wehmuth umzuschmelzen, und Wehmuth — schöne Leserin, ist etwas außerordentlich Gefährliches. Wenn wir noch sagen, daß an diesem Abende Romeo und Julie war:

„Nein, nein, Du liebst mich nicht, wie ich Dich liebe!“

so werden wir es verzeihlich finden, daß sich Fräulein Stadelbach von dem jungen Oekonomen, natürlich unter Rickele's Schutz, nach Hause begleiten ließ.

Das Alles hatte der junge Herr Knapperer mit angesehen, und da er aus den Reden der Schwester gemerkt hatte, warum es sich eigentlich handle, so war er verletzt, indignirt, und konnte es in gerechter Entrüstung nicht unterlassen, beim Nachtessen vor Schwester und Mutter die beispiellose That Clara's zu erzählen. Wie das Emilie aufnahm, brauchen wir eigentlich nicht zu sagen. Daß sie heftig ihren Teller mit Kartoffelsalat und Wurst von sich stieß, versteht sich von selbst. Daß sie fast in Thränen ausbrach, begreifen wir, und daß sie die, sonst so sanfte, Mutter zu einer gelinden Entrüstung aufstachelte, wird man verzeihlich finden. Die Sekretärin sagte: „Ich muß gestehen, das gefällt mir durchaus nicht,“ worauf Emilie hinzusetzte: „O Mutter, ich kann Dich versichern, es ist bei der Clara Stadelbach nicht Alles, wie es sein sollte.“ — — — Dann kam die Alles auflösende Wehmuth, und als Herr Knapperer zu Bette gegangen war, schüttete Emilie in's

mütterliche Herz das Bild des jungen Oekonomen, und ließ zu gleicher Zeit die Freundin Clara in ihren Abwendigmachungsversuchen als ein wahres Ungeheuer erscheinen.

Das Verhängniß aber nahm seinen Lauf, und es traf sich, daß, als an einem der nächsten Abende der alte grießgrämige Buchhändler im Theater war, und der junge Oekonom ebenfalls, der letztere dachte: es sei vielleicht nicht so übel, von dem Nachbar etwas über die Verhältnisse der beiden jungen Damen zu erfahren. Der alte Buchhändler aber war ein abgeschlagener Geselle und mit der Registratorin, von der er Geld zu billigen Zinsen hatte, auf's Uneigennützigste befreundet. Es dauerte eine Zeit lang, ehe er dem jungen Nachbar überhaupt eine Antwort gab, und als sich dieser nach den beiden Damen erkundigte, bekam er von dem alten Bösewicht die Antwort: er bekümmere sich wenig um seine weibliche Nachbarschaft, kenne auch nur eine davon näher, das sei aber eine respektable junge Dame, die Tochter einer würdigen Freundin, der verwittweten Registratorin Müller.

„Ist sie blond?" fragte schüchtern der Oekonom.

„Ja, ich glaube, daß sie blond ist," entgegnete der Buchhändler. „Eine sehr achtbare Familie, die einzige Tochter, und reich, außerordentlich reich."

„So, sehr reich?"

„Man schätzt die Tochter über hunderttausend Gulden disponibles Vermögen."

„O Welt, o schlechte Welt!" Der junge Oekonom dachte nicht mehr an seine schwarze Nachbarin, die so etwas Marienhaftes hatte, sondern nur noch an die Blonde, die er hatte begleiten dürfen, und die ja, wie er glaubte, hunderttausend Gulden besaß.

Am andern Abend saß er neben der Registratorin, welche, von dem Buchhändler benachrichtigt, eine in der That herablassende Freundlichkeit entwickelte. Du lieber Gott! man muß gegen Fremde artig sein. Der junge Mann war fremd, aus guter Familie, das

sah man an seinen Manieren, er war gekommen, um in der Nachbarschaft ein Gut zu besichtigen und zu kaufen; man mußte ihm behülflich sein, und aus diesen menschenfreundlichen Rücksichten hatte er schon im vierten Akte erfahren, daß sich die Registratorin außerordentlich freuen würde, wenn er sie in der nächsten Woche — die gegenwärtige war der Zimmerreinigung und einer großen Wäsche gewidmet — mit seinem Besuche beehren wolle.

Bei der nächsten Vorstellung im königl. Hoftheater hatte dieses eine außerordentliche Einnahme. Frau Sekretär Knapperer, die sich den jungen Oekonomen in der Nähe ansehen wollte, saß auf dem Abonnements-Sperrsitz, hatte aber für ihre Tochter einen zweiten Platz in der hintern Reihe gekauft. Unterdessen war aber auch die Canzleiräthin von ihrer Tochter, so viel als es dieser nothwendig erschien, über das Dasein des jungen Oekonomen unterrichtet worden, hatte gleichfalls beschlossen, ihm einen prüfenden Blick zu schenken, und hatte es sich zu diesem Zwecke zwei Sperrsitze kosten lassen, einen für sich, einen für die Tochter.

Das Schauspiel begann und die Comödie in der Comödie ebenfalls. Der junge Oekonom blieb nach seiner Gewohnheit, als er keine der jungen Damen auf dem Nebenplatze bemerkte, schmachtend an die Thüre gelehnt stehen, strich zuweilen mit den weißen Handschuhen über sein blondes Haar und lorgnettirte im Theater umher. — Da mit einem Male erblickte er seine schwarze Nachbarin von neulich. Gewissenlos, wie in gleichen Verhältnissen leider so viele junge Leute sind, dachte er: „Was schadet's, wenn Du durch ein paar Zeichen verräthst, daß Du sie erkennst, daß Du Dich freuest, sie zu erkennen!" — Er that darnach, und blickte scharf nach ihr hin, dann lehnte er den Kopf an die Säule zurück und lächelte süß, als er bemerkte, daß auch sie nach ihm sah Wenn er zuweilen seine Augen nach der Bühne wandte, so that er das doch nur, um gleich darauf wieder um so auffallender in den Zuschauerraum zu blicken; dabei neigte er sein Haupt bald

rechts, bald links, machte die süßesten Augen von der Welt, fuhr hin und wieder mit seinen Fingern durch den Schnurrbart, kurz trieb alle die bekannten Geschichten so fad und nichtssagend, und doch wieder so wichtig und viel bedeutend.

So kam der Zwischenakt, und während diesem trat er, der bisher von einer Säule vor dem größten Theil der Zuschauer versteckt gestanden hatte, etwas weiter vor, um auch den übrigen Raum zu mustern. Himmel! wie ward ihm, als er auf der andern Seite der Sperrsitze die reizende Blondine erblickte, — sie, die, wie der griesgrämige Buchhändler versichert, hunderttausend Thaler besitzen sollte, sie, der er morgen einen Besuch zugedacht. — Was war zu thun? Hoffentlich hatte die schützende Säule die kleinen Zeichen verdeckt, die er vorhin nach der rechten Seite der Sperrsitze gespendet. Ja, es mußte so sein, die blonde, junge Dame lächelte freudig überrascht, als er jetzt sein Glas auf sie richtete, und er — wir müssen es leider gestehen — wiederholte hier das gleiche Spiel wie früher. — O, es war entsetzlich!

Emilie Knapperer, die bis jetzt in einem höchst angenehmen Gefühle auf ihrem Platze gesessen, bemerkte mit einiger Beklemmung die plötzlich veränderte Richtung des weißen Theaterlorgnetts, sowie die wohlwollenden Pantomimen, die jeden Blick begleiteten. Wer konnte da sein? Vielleicht eine ältere Bekannte, die er plötzlich wieder fand. — Sie beugte sich vorn über — o Gott! wie ward ihr, — es war Clara, die dort saß, ihre Freundin Clara, die Blick um Blick, Zeichen um Zeichen erwiederte. — Entsetzlich! Zu welcher Falschheit ist eine menschliche Brust nicht fähig!

Das Stück nahm seinen Verlauf, glücklicherweise war es ein thränenreiches, eins von jenen Stücken, wo ein armes Mädchenherz so recht systematisch zerbrochen wird und wo die Unglückliche, die es im fühlenden Busen trägt, am Schlusse mit schwimmenden Augen die himmlische Gerechtigkeit herabruft, während der Tr...

im schwarzen Frack und weißer Halsbinde mit der glücklichen Nebenbuhlerin zur Kirche geht. Clara lächelte unter Thränen, Emilie weinte in Wirklichkeit. Man ging nach Hause, und der junge Oekonom, der der blonden jungen Dame gefolgt war, sah zu seinem Schrecken, daß auf der Treppe die beiden jungen Mädchen zusammentrafen, sich erkannten und mit einander fortgingen. — Er hielt es nicht für gerathen, sich zu zeigen.

So traten denn beide Familien paarweise den Heimweg an; zuerst die beiden Mütter, dann die beiden Töchter, dann die beiden Söhne, die zum Abholen gekommen waren. Anfänglich schritt man in tiefem Schweigen dahin, doch brachte es Emilie Knapperer nicht lange über das Herz, stille zu schweigen. Sie war erschüttert, im Innersten gekränkt, sie kam sich selbst wie jenes unglückliche Wesen aus dem Schauspiele vor, sie sah schon Clara Stadelbach mit dem jungen Oekonomen im schwarzen Frack und weißer Halsbinde zur Kirche gehen. Nehmen wir es übel, daß der Ausbruch ihres Schmerzes ein gewaltiger war? — Laut und lauter flogen die Worte hin und her; man ging von Mangel an Freundschaft zur Treulosigkeit über; man sprach von auffallendem Benehmen; ja das schrecklichste Wort „Zudringlichkeit“ wurde gehört. Leider fand der Wortwechsel der jungen Damen vorn und hinten einen Widerhall; die Kanzleiräthin sowie die Sekretärin mischten sich hinein, ebenfalls die beiden Herrn Söhne. Da sprach die Kanzleiräthin die unbedachten Worte: „Wenn sie auch nicht als Mutter entscheiden wollte, so wäre es doch am Ende nicht auffallend, daß Jemand ihrer Tochter einen kleinen Vorzug geben könne.“ Worauf die Sekretärin gereizt erwiederte: „Einen Vorzug, so mit den Haaren herbeigezogen, wolle sie dem Fräulein Stadelbach gerne gönnen, und es sei nicht schwer, ein Verhältniß anzuknüpfen, wenn man sich von einem unbekannten, jungen Manne nach einer flüchtigen Bekanntschaft nach Hause geleiten lasse.“

Das war zu viel für den Stolz der Kanzleiräthin. Sie

trennte sich auf offener Straße von ihrer Freundin, ihre Tochter und ihren Sohn mit sich fortnehmend. Letzterer aber, ehe er ging, kündigte Herrn Knapperer die Freundschaft auf, spendete ihm zu gleicher Zeit einen „albernen Menschen," wofür er einen „dummen Jungen" in Empfang nahm.

Die Ursache dieses schrecklichen Ereignisses, der junge Oekonom, machte am andern Tage mit einigermaßen zagendem Herzen seinen Besuch bei der verwittweten Registratorin. — „Schrecklich wäre es ja," dachte er, „wenn die Blonde und die Schwarze ihre Erlebnisse ausgetauscht hätten." Noch vor dem Hause wollte er umkehren, doch war er schon vom Fenster aus bemerkt worden und mußte eintreten. Die Mutter empfing ihn und stellte ihn ihrer Tochter vor. — O das war eine harte Enttäuschung. — Aber — hunderttausend Gulden!

Gehen wir über diesen Besuch leicht hinweg und verfügen uns dafür auf wenige Augenblicke in das Theater, wo am selben Abend der grießgrämige Buchhändler neben dem jungen Oekonomen saß. Letzterer erzählte von seinem Besuche bei der Registratorin, der ihn sehr befriedigt, und sagte dann so nebenbei: „Apropos, wer sind denn eigentlich die beiden andern Damen, die zuweilen abwechselnd auf Ihrem Platze sitzen?"

„Ach die!" sagte der alte schlechte Buchhändler, wobei er innerlich lachte, „o das ist nicht viel, ein paar junge unbedeutende Dinger."

In Nro. 15 und 16 der Brandgasse hatte sich unterdessen viel und traurig verändert. Da sah man fortan weder Sauerkraut noch fette Gänseviertel hin- und hertragen. Wenn die Kanzleiräthin am Fenster erschien, so geschah das mit ungemein erhobener Nase, und wenn die Sekretärin sich von dem ihrigen zurückzog, so that sie es achselzuckend. Daß das Sperrsitz-Abonnement gekündigt wurde, versteht sich ganz von selbst, ebenso, daß

im schwarzen Frack und weißer Halsbinde mit der glücklichen Nebenbuhlerin zur Kirche geht. Clara lächelte unter Thränen, Emilie weinte in Wirklichkeit. Man ging nach Hause, und der junge Oekonom, der der blonden jungen Dame gefolgt war, sah zu seinem Schrecken, daß auf der Treppe die beiden jungen Mädchen zusammentrafen, sich erkannten und mit einander fortgingen. — Er hielt es nicht für gerathen, sich zu zeigen.

So traten denn beide Familien paarweise den Heimweg an; zuerst die beiden Mütter, dann die beiden Töchter, dann die beiden Söhne, die zum Abholen gekommen waren. Anfänglich schritt man in tiefem Schweigen dahin, doch brachte es Emilie Knapperer nicht lange über das Herz, stille zu schweigen. Sie war erschüttert, im Innersten gekränkt, sie kam sich selbst wie jenes unglückliche Wesen aus dem Schauspiele vor, sie sah schon Clara Stadelbach mit dem jungen Oekonomen im schwarzen Frack und weißer Halsbinde zur Kirche gehen. Nehmen wir es übel, daß der Ausbruch ihres Schmerzes ein gewaltiger war? — Laut und lauter flogen die Worte hin und her; man ging von Mangel an Freundschaft zur Treulosigkeit über; man sprach von auffallendem Benehmen; ja das schrecklichste Wort „Zudringlichkeit" wurde gehört. Leider fand der Wortwechsel der jungen Damen vorn und hinten einen Widerhall; die Kanzleiräthin sowie die Sekretärin mischten sich hinein, ebenfalls die beiden Herrn Söhne. Da sprach die Kanzleiräthin die unbedachten Worte: „Wenn sie auch nicht als Mutter entscheiden wollte, so wäre es doch am Ende nicht auffallend, daß Jemand ihrer Tochter einen kleinen Vorzug geben könne." Worauf die Sekretärin gereizt erwiederte: „Einen Vorzug, so mit den Haaren herbeigezogen, wolle sie dem Fräulein Stadelbach gerne gönnen, und es sei nicht schwer, ein Verhältniß anzuknüpfen, wenn man sich von einem unbekannten, jungen Manne nach einer flüchtigen Bekanntschaft nach Hause geleiten lasse."

Das war zu viel für den Stolz der Kanzleiräthin. Sie

trennte sich auf offener Straße von ihrer Freundin, ihre Tochter und ihren Sohn mit sich fortnehmend. Letzterer aber, ehe er ging, kündigte Herrn Knapperer die Freundschaft auf, spendete ihm zu gleicher Zeit einen „albernen Menschen," wofür er einen „dummen Jungen" in Empfang nahm.

Die Ursache dieses schrecklichen Ereignisses, der junge Oekonom, machte am andern Tage mit einigermaßen zagendem Herzen seinen Besuch bei der verwittweten Registratorin. — „Schrecklich wäre es ja," dachte er, „wenn die Blonde und die Schwarze ihre Erlebnisse ausgetauscht hätten." Noch vor dem Hause wollte er umkehren, doch war er schon vom Fenster aus bemerkt worden und mußte eintreten. Die Mutter empfing ihn und stellte ihn ihrer Tochter vor. — O das war eine harte Enttäuschung. — Aber — hunderttausend Gulden!

Gehen wir über diesen Besuch leicht hinweg und verfügen uns dafür auf wenige Augenblicke in das Theater, wo am selben Abend der grießgrämige Buchhändler neben dem jungen Oekonomen saß. Letzterer erzählte von seinem Besuche bei der Registratorin, der ihn sehr befriedigt, und sagte dann so nebenbei: „Apropos, wer sind denn eigentlich die beiden andern Damen, die zuweilen abwechselnd auf Ihrem Platze sitzen?"

„Ach die!" sagte der alte schlechte Buchhändler, wobei er innerlich lachte, „o das ist nicht viel, ein paar junge unbedeutende Dinger."

In Nro. 15 und 16 der Brandgasse hatte sich unterdessen viel und traurig verändert. Da sah man fortan weder Sauerkraut noch fette Gänseviertel hin- und hertragen. Wenn die Kanzleiräthin am Fenster erschien, so geschah das mit ungemein erhobener Nase, und wenn die Sekretärin sich von dem ihrigen zurückzog, so that sie es achselzuckend. Daß das Sperrsitz-Abonnement gekündigt wurde, versteht sich ganz von selbst, ebenso, daß

dem Herrn Stadelbach und dem Herrn Knapperer der arme goldene Bär auf's Strengste verboten wurde.

So erging es in dieser wahrhaften Geschichte. Um aber nicht mit einem Mißton zu schließen, wollen wir den geneigten Leser in die Zukunft blicken lassen und ein paar Jahre überspringen, nach welchem Zeitraum sich erst die Kanzleiräthin und die Sekretärin ihre Hände zu erneuertem Freundschaftsbunde reichten. Der Oekonom hatte die Registratorstochter geheirathet, war aber auch zu gleicher Zeit von der Nemesis erreicht worden, denn Mutter und Tochter knufften ihn zum Erbarmen. Clara Stadelbach hatte sich mit einem Lieutenant verlobt und Emilie Knapperer war die Braut eines schon etwas älteren Kaufmanns. Letzteres wirkte auch auf die Gemüther der beiden jungen Handlungsbeflissenen ein, sie nahmen den „dummen Jungen" und „albernen Menschen" feierlichst zurück und gelobten sich, wenn sie je Familienväter werden, und mit Frau und Töchtern gesegnet, unter keinen Bedingungen einzuwilligen in

Ein Sperrsitz-Abonnement zu Acht.

Bei 30 Grad Hitze.

Das Dampfboot lief seinen ruhigen Weg durch den tiefblauen See. Welcher See das war, ist uns vorderhand unmöglich anzugeben, denn wir sind diskret bis zum Exceß, und wenn auch auf dem Schiff, welches ruhig durch den See dampfte, nichts besonders Compromittirendes geschah, so könnte doch vielleicht ein junger Mann mit eingeklemmtem Augenglas oder eine sanfte Schöne mit großem rundem Strohhut und nothwendiger Takellage naserümpfend See, Schiff, Augenglas und Strohhut auf sich beziehen und kopfschüttelnd und achselzuckend sich darüber beschweren, daß selbst die unbedeutendsten und harmlosesten Menschen nicht mehr sicher davor seien, von einem vorwitzigen Schreiber auf irgend einem beliebigen Stück weißen Papiers tintographirt zu werden.

Nichts destoweniger aber zog der Dampfer durch den tiefblauen See, die Räder, die nicht immer im Einklange herumhaspelten, schienen sich an Geschwindigkeit überbieten zu wollen, und ließen einen artigen Schaum hinter sich zurück. Doch waren sie wie bemerkt zu eifrig in ihrem Dienste, so daß zuweilen da-

ganze Schiffsgebäude leicht zitterte und dröhnte, und dann war es, als stieße der schwarze Schornstein verdrießlich hustend eine schwarze Rauchwolke aus, die wie ein drohender Finger über das Wasser dahinzeigte und zu sagen schien: wartet ihr da unten! Soll mich der Teufel holen, wenn es nothwendig ist, so zu galoppiren. Scheinen doch die Ufer vor uns immer deutlicher und deutlicher, sieht man doch fast schon den Eingang zum Hafen.

Wie gesagt, das Schiff lief außerordentlich ruhig; der See war, um uns eines trivialen, aber diesmal ganz richtigen Ausdrucks zu bedienen, glatt wie ein Spiegel, und das einzige Lebenszeichen, das er von sich gab, war, daß er unter dem glänzenden Sonnenlichte zuweilen vor innerem Behagen tief aufzuathmen schien; und das gab denn freilich eine eigenthümliche Art von langen und breiten kaum sichtbaren Wellen, die vom Ufer herüberzukommen schien, und wenn sie den Dampfer berührte, leicht die Spitze desselben aufhob, sie ebenso sanft wieder niedergleiten ließ, vorbei rauschend die Flanken des Schiffs leicht pätschelte und dann unter dem Kiel hinweg kaum merklich plätschernd seinen Lauf verfolgte.

Auf dem Dampfer waren eine Menge Passagiere, unter ihnen aber wenig Reisende, die dies Geschäft ernstlich betreiben, und die im Schweiß ihres Angesichts stauberfüllt und ausgedörrt ihre Koffer mit ängstlicher Miene umgackern, wie das Huhn eine Anzahl Enten, die es unglücklicher Weise ausgebrütet — eigentlich unglückselige Leute, die reisen, weil ihr guter Freund auch reist, und es überhaupt so Mode ist, — Leute, für welche der große Schulmeister Bacherl seinen Wahlspruch erfunden zu haben scheint: „Was sie haben, das wollen's nicht; und was sie wollen, das haben's nicht," was an dieser Stelle in's Genießbare übersetzt, so viel heißen kann, als die ein kühles bequemes Zimmer mit gutem freundlichem Bett zu Hause verlassen, um dafür unter ein theures, gasthofliches Dach gewiesen zu werden, in ein enges

Bett, das noch warm ist vom gestrigen Gaste, und bei einer Hitze, wo selbst die Flöhe im Stande sind, wahnsinnig zu werden.

Doch genug davon! Wie schon bemerkt, gab es auf dem Dampfer nur wenige dieser Handwerksreisenden (ich bitte den geneigten Leser, mich nicht miß zu verstehen); die meisten waren strebsame Ausflügler, von denen die vom diesseitigen Ufer des See's Kaffee und Aussicht drüben viel schöner fanden, während die jenseitigen das Gleiche vom andern Ufer sagten.

Auf dem offenen Schiffe herrschte einiges Amusement, aber auch sehr viel Langeweile. Da gab es neben energischen jungen Leuten, die schon ein paar Flaschen hinter sich hatten und ihr Morgenlied demgemäß mit gewisser Begeisterung sangen, stille verschlafene Physiognomieen, Leute, die mehrere Stunden weit vom See wohnten und deßhalb schon um 4 Uhr aufstehen mußten, um die Abfahrt nicht zu versäumen, arme Schlachtopfer, welche sich die erstaunlichste Mühe gaben, die Fahrt auf dem Dampfer nach allen Richtungen wunderbar schön zu finden, die aber nach jedem freudigen Ausruf, dem sie beipflichten mußten, da er von ihm kam, der die Partie arrangirt, wieder zusammensanken, leicht gähnten, melancholisch ihre Köpfe hängen ließen und ein Gesicht machten, als dächten sie wie jener unglückliche Wilde, den man von seiner stillen Insel weg ein Stück civilisirten Lebens sehen ließ. — Ach Massa! Menschenfleisch in der Heimath ist auch schön!

Neben mannigfaltiger Langweile herrschte auch sonst noch allerlei auf dem Schiffe, als da war der Steuermann, der das Ganze lenkte, der wie eine Gottheit hoch über Allem thronte, mit dem man nicht sprechen durfte und zu dem man in seines Nichts durchbohrendem Gefühle nur schüchtern aufzublicken wagte. Da herrschten der Kapitän und Conducteur, diese beiden wichtigen Eigenschaften in Einer Person vereinigt, ein einseitiges Wesen und doch so verschieden gestaltig, nachdem es die eine oder andere Funktion durchschimmern ließ. Als Kapitän, wenn er dem un-

glücklichen Schiffsjungen einen gelinden Puff gab oder einen starken Schnaps trank, hatte er etwas Grades, biderb seemännisch Wohlwollendes; das Wohlwollende schlug so vor, daß wir überzeugt sind, der Schiffsjunge fühlte sich ganz glücklich, von ihm gepufft worden zu sein, und der Schnaps machte sich eine Ehre daraus, ihm mit Aufopferung seines Daseins dienen zu können. Als Conducteur aber zog er den Bauch ein und machte einen einigermaßen krummen Rücken; auch legte sich alsdann sein Gesicht in pfiffige Falten, und wenn er einen Passagier auf seine eigenthümliche Art anblinzelte, so fuhr dieser unwillkürlich nach der Brieftasche, um sich durch Vorzeigung seines Billets als ein bezahlt Habender zu legitimiren.

Neben diesen bedeutenden Männern herrschte ferner ein ziemlich schmieriger Kellner auf dem Verdeck, eine an sich sehr unbedeutende Persönlichkeit, die sich aber ein Ansehen zu geben wußte, in fuchsigen Schuhen, weiß gebornen Strümpfen, welche sich jedoch zu einer Art Isabellfarbe ausgebildet hatten, in kurzer Nankinhose, voller Flecken und Streifen, und einem blauen Fracke, an dem das einzige Bemerkenswerthe war, daß hinten einer der kupfernen Knöpfe fehlte, was übrigens den jungen Kellner interessant zu machen schien, denn gerade des fehlenden Knopfes halber blickte ihm wohl mancher sinnend nach, indem er dachte, wo mag wohl der Knopf geblieben sein? Der große Kant ist mir ein Beweis, daß sich selbst die bedeutendsten Männer mit dergleichen Kleinigkeiten abzugeben pflegen. Von dem Gesichte des herrschenden Kellners wollen wir nicht reden; es konnte das unmöglich ein Originalgesicht sein, wahrscheinlich die fehlerhafte nachgedunkelte und eingetrocknete schlechte Copie irgend eines andern nicht üblen Menschenkopfes. Der herrschende Kellner summte auf dem Verdecke umher wie eine Fliege und war bald hier bald da zu sehen, um mit derselben Aufdringlichkeit, welche auch jene Thierart auszeichnet, nach den gar nicht existirenden Wünschen sich zu erkun-

digen. Dabei pflegte er einer eigenthümlichen Liebhaberei, welche darin bestand, seinen Zeigefinger ins Nasenloch zu bohren, und es war ein Glück, daß er bei dieser Beschäftigung seine Serviette über den rechten Arm hängen hatte.

Was aber sonst noch auf dem Schiffe herrschte, und was stärker und gewaltiger war als alle die eben angeführten Größen, das waren 24 Grad Hitze im Schatten, und da es auf dem Schiffe keine Handbreit Schatten gab, 30 Grad in der Sonne, worunter alles gemeinschaftlich stöhnte und seufzte, die Passagiere, Steuermann, Kapitän, Kellner, nicht zu gedenken der Heizer unten an der Maschine, ja selbst Masten und Taue, die Planken des Verdecks, welche so schwitzten, daß sie klebrig wurden, selbst der Wimpel hoch oben, der schlaff herunter hing, als wollte er sagen: nun hört alles auf.

30 Grad in der Sonne, das ist keine Kleinigkeit, selbst nicht wenn man in einem bequemen Wagen über die Landstraße fährt, wo doch hie und da ein Baum oder ein Gesträuch momentan seinen Schatten über unser Gesicht wirft; auf dem Wasser aber, wo das glänzende Sonnenlicht von der glatten Fläche wie von einem Spiegel zurückgeworfen wird, und nicht nur erhitzt, sondern auch blendet, da sind 30 Grad mehr, als zum gewöhnlichen Vergnügen gehört, und drücken so schwer auf den armen Passagier, daß selbst nicht einmal der im Raum warm gewordene Wein oder das schaale Bier eine Linderung zu bewirken vermögen.

Wie die unerbittliche Hitze auf dem Schiffe herrscht, sieht man aber auch an den schläfrigen Schritten, vermittelst welcher sich der Schiffsjunge an den Cabinen und dem Radkasten vorbei treibt, sowie an dem flammenden Gesicht des Kapitäns, als solcher, und an seinem wedelnden Sacktuch, wenn er den Conducteur vorstellend irgend einem Wißbegierigen zum Gott weiß wie vielsten Mal sagen muß, wann das Schiff an seinem nächsten Bestimmungsort ankommen werde.

und einen Strohhut, dessen Rand sich unnatürlich aufbäumt. Trotz der Hitze raucht er Cigarren, und wegen der Hitze wurde es ihm außerordentlich mühsam, sein Augenglas fest eingeklemmt zu erhalten, denn wenn er auch nicht wie andere Menschenkinder die 30 Grad Hitze fühlte, so zeigten sie sich doch auf seinen dicken Backen, die sanft angefeuchtet erschienen, und deren Muskeln oft die furchtbarsten Anstrengungen machten, um das glitschende Glas festzuhalten. Und doch hatte er dieses Glas nie so nothwendig gebraucht wie am heutigen Morgen! Galt es doch *sie* anzuschauen, die auf der andern Seite des Schiffes saß, um bei seiner Kurzsichtigkeit entdecken zu können, ob sie noch nach ihm herübersah, oder vielleicht nach jenem verruchten Lieutenant, der zugehackt und zugeknöpft wie ein schlechtes Gewissen, beständig hinter seinem Rücken manövrirte, um alle vorüberstreifenden Blicke gierig in Empfang zu nehmen.

Sie war eine schwärzliche Schöne in gräulichen Jaconett gehüllt; sie hatte recht pikante Augen, ein nicht unangenehmes Näschen, und selbst der Mund hätte nicht unschön genannt werden können, wenn er nicht etwas gar groß gewesen, und nicht zu sehr der Zierde eines schönen weiblichen Mundes: weißer glänzender Zähne, ermangelt hätte. Dafür aber war sie tadellos gewachsen, tadellos hauptsächlich für Jemand, der wie er, starke umfangreiche Formen liebte; ihre Taille war, obgleich nicht sehr lang, doch dafür auch verhältnißmäßig breit, sie erweiterte sich nach oben, wie es sich für ein deutsches Mädchen geziemt, und wenn sie tief aufathmete, was häufig vorkam, so that sie das gefühlvoll, wie ein Wesen, von dem der Dichter sagt:

„Ihr schlägt ein starkes Herz im weichen Busen."

Dabei trug sie einen großen runden Strohhut von bräunlicher Farbe, und mit einer eben solchen Feder geziert. Vorn am Rande dieses Strohhutes hatte sie das unentbehrliche Schnürchen

befestigt, welches dazu dient, diesen übermäßig breiten Rand in geeigneter Stellung zu erhalten, geeignet, je nachdem die Gegenstände waren, denen sie kühn entgegentrat. Bot sie einem Windstoße Trotz, so wurde der Rand des Hutes tief herabgezogen; ging ein Gleichgültiger vorüber, so verblieb alles in statu quo; sah sie Ihn, den sie zu hassen vor Kurzem gelernt hatte, von der rechten Seite ankommen, so bildete der zweckmäßige Hutrand dorthin eine Art von Scheuleder, kam Er dagegen, den sie seit gestern Abend oder heute Morgen liebte, so bildete der gehorsame Rand eine Art von vertraulicher Laube um ihr Köpfchen, unter der ihre Augen bald schalkhaft, bald verschämt hervorblickten, oder er wallte in überströmendem Gefühl hoch empor, pantomimisch ausdrückend:

„Die Flagge der Liebe soll wehen!“

Er war ohne Begleitung auf dem Schiffe, sie aber nicht. Sie wurde geschirmt von einem Vater und einer Mutter und hatte ein Schwesterchen an ihrer Seite, ebenfalls in rundem braunem Strohhute, die auch schon mit demselben kokettirte, obgleich sie erst ein unbedeutender Backfisch war. Der Vater war ein reicher Lederhändler aus Norddeutschland, die Mutter also eine Lederhändlerin, ebenfalls im Geschäfte thätig, und die ältere Tochter hatte auch schon begonnen, sich mit den Anfangsgründen dieses schwierigen Geschäfts vertraut zu machen.

Wenn man auf ein Mädchen redliche Absichten hat, so ist die Idee, einen Mann zum Schwiegervater zu bekommen, der Lederhändler ist und im Sommer mit der ganzen Familie Reisen macht, nicht so gar abstoßend. Er hatte aber in der That solide Absichten, wenn der Gegenstand seiner Neigung in der That so solid war, um ihm verschaffen zu können, wornach er sich schon lange vergeblich gesehnt: eine sorgenlose Existenz nämlich, die er bis jetzt noch nicht im Stande gewesen war, sich mit seiner Feder — er war Dichter und Schriftsteller — zu erwerben. Vor ein paar

Tagen hatte er sie auf dem Rigi zum ersten Male gesehen; der Vater schrieb sich gerade in dem Fremdenbuch als Lederhändler ein und verlangte zwei recht gute Zimmer. Nun spricht aber auf dem Rigi zwei recht gute Zimmer zu verlangen für eine wohlgefüllte Reisekasse, und da sie zu gleicher Zeit unter dem runden Strohhute bedeutsam nach ihm blickte, so erging es ihm, wie dem Jäger im Nachtlager von Granada:

„Ihr Blick ihm zugewendet,
War Blitz und Schlag zugleich."

Darauf hatten sie den Sonnenuntergang und den Sonnenaufgang gemeinschaftlich genossen, d. h. insoweit gemeinschaftlich, als er in ihrer Nähe stand; auch hatte sie ihm einige Theilnahme bewiesen, denn als er ein auf den Sonnenaufgang bezügliches Gedicht eigener Fabrik schwärmerisch deklamirte, hatte sie ihm mild lächelnd, sogar kopfnickend zugelauscht und dann den Rand des Strohhuts tief herabbewegt, als wollte sie in sich selbst zurückgezogen die Verse nochmals vor ihrem innern Auge vorbeigleiten lassen. Und darauf hin hatte er es gewagt, ihr einen Strauß Bergblumen anzubieten, was der Lederhändler gerade nicht gehindert hatte; doch war sein Gesicht ziemlich brummig, und wenn den jungen Mann seine guten Ohren nicht täuschten, so hatte der Vater, während er mit der Familie davon ging, gesagt: „Juste, laß Dir nicht mit fremden Menschen in." Das hatte ihn aber gerade nicht abgeschreckt, denn alle Väter, die Geld haben, benehmen sich in gleichen Verhältnissen nicht anders. Hatte sie doch umgeblickt, ehe sie in's Hotel getreten, und das begeisterte ihn so, daß er gleich auf der Stelle seine Verse klein und zierlich abschrieb und sie ihr beim Herabsteigen nach den Ufern des Zuger See's durch das Schwesterchen, den kleinen Backfisch, überreichen ließ, welches sich dieser Kommission mit einer für sein Alter seltenen Geschicklichkeit entledigte.

Obgleich die Beiden über den Zuger See in einem gemeinschaftlichen Boote gefahren waren, so hatte sich doch so gut wie gar keine Gelegenheit gefunden, gegenseitig ihre Gedanken oder Gefühle auszutauschen. Der Lederhändler wußte es im Moment, wo Er sich nähern wollte, immer so einzurichten, daß sich die väterliche Autorität wie ein sprengender Keil zwischen die beiden — Liebende können wir eigentlich nicht sagen — trieb. Die Mutter — Lederhändlerin wäre schon empfänglicher gewesen für das Geschmachte des jungen Mannes, und als sie ihr Umschlagtuch in glücklicher Selbstvergessenheit im Wasser nachschleifen ließ, wo er es, freilich ohne Lebensgefahr, herausholte, da sagte sie freundlich dankend und fast lächelnd: „'s ist doch ein gar zu schönes Wasser, der Zuger See!“ Was nützt es aber einem Liebenden, wenn auch die Mutter seines Gegenstandes sanft wie Safian ist, der Vater dagegen wie zähes Sohlenleder. — Da lag Zug in seiner unbeschreiblichen Schönheit. Was nützte ihm alles das! An der Table d'Hote hatte er gehofft, neben ihr sitzen zu dürfen, da schob sich der Vater wieder zwischen ihn und sein Glück. In Zürich hatte er sogar jede Spur verloren und lange suchen müssen, bis er den Gasthof gefunden, wo die Familie des Lederhändlers logirte. Glücklicher Weise hatte er gegenüber ein Stübchen erlangt, und es war ihm vergönnt, mit ihr hier und da einige Blicke zu wechseln. Ob wir das Wort „wechseln“ eigentlich gebrauchen dürfen, wissen wir nicht ganz genau; wenigstens war es kein Wechseln mit gleichen Münzsorten, denn für hundert sehr bezeichnende Blicke seinerseits sandte sie kaum einen einzigen schüchternen herüber. Aber dieser eine war Gold und schon der Mühe werth, daß er ihn mit der kleinen Scheidemünze seiner Liebesseufzer nicht nur bezahlte, sondern auch ein verschwenderisches Agio drein gab. Die Verse hatte sie erhalten, das wußte er genau. Und sie hatte sie gelesen. Ja, wenn sich sein Auge nicht täuschte, so las sie sie

oft von neuem, drüben am Fenster stehend, freudevoll-, leid- und gedankenvoll.

Endlich verließ die Familie Zürich, und auf dem See, dessen Namen wir nicht genannt, traf er und sie ganz zufällig wieder zusammen. Der Lederhändler aber war brummiger als bisher; er trieb seine Abneigung vor dem jungen Manne mit dem eingeklemmten Augenglase so weit, daß er hartnäckig die Schiffsseite wechselte, wenn dieser sich nähern wollte. Er schien äußerst verdrießlich — der Vater seiner Tochter; hatte er doch Händel gehabt mit dem Kapitän-Conducteur, hatte sogar den schmierigen Kellner abgeputzt, ohne ihn reinlicher zu machen, und prustete vor Hitze stärker als irgend ein anderer. Er war korpulent, weßhalb die 30 Grade schwer auf ihm lagen.

So lief das Dampfboot seinen ruhigen Weg durch den tiefblauen See; die Sonne war, ihrem natürlichen Laufe gemäß, höher und höher gestiegen, die Hitze hatte sich vermehrt, und wenn auch nur der Abwechslung wegen, war es doch ein Glück, daß die Ufer des Sees deutlicher und immer deutlicher wurden. Die Häuser da drüben wurden erkennbar, an ihnen jedes einzelne Fenster mit seinen Scheiben; man sah die Gesträuche sich in der klaren Flut widerspiegeln, man bemerkte schon eine ganze Schaar Leidensgefährten, die auf das Boot warteten, um die Plätze der dort Landenden sogleich zu besetzen. Der schmierige Kellner, der neben dem Koche stand, machte ein Gesicht, als wollte er sagen: dort kommt bessere Kundschaft! Nachtsäcke und Koffer wurden zusammengesucht, und als das Schiff nun an der Brücke anlegte, verschwanden sämmtliche Passagiere in kurzer Zeit, und alle, die ein paar Stunden auf dem kleinen Dampfer so eng bei einander gesessen waren, stoben ohne Abschied, ohne ein freundliches Wort nach verschiedenen Richtungen auseinander.

Der Lederhändler mit Familie ließ sich zum Bahnhof führen; er schien noch am heutigen Tage weiter fahren zu wollen. Der

junge Mann folgte, und da er in der einen Hand den Nachtsack, in der andern seinen Stock trug, so machte er wahrhaft krampfhafte Anstrengungen, um sein Augenglas festzuhalten, was ihm jetzt nothwendiger war als je; denn glitschte es von seiner glänzenden Wange herab, so war er nicht im Stande zu sehen, ob sie vielleicht rückwärts nach ihm schaue, oder ob nicht der Blick unter dem breitrandigen Strohhut hinweg dem unternehmenden Lieutenant gelte, der so frech gewesen war, dem Vater — Lederhändler Feuer für die Cigarre zu offeriren und der so ein Gespräch angebahnt hatte.

Ja, jetzt schritt er sogar neben der Familie, säbelklirrend, mit dem kurzen Waffenrocke wedelnd, daß es ein Skandal war; während er, der hinten ging, niedergedrückt von 30 und einigen Graden Hitze, sowie von der innern Aufregung und seinem zu schleppenden Nachtsack, keuchend folgte. Er hatte in diesem Augenblicke staatswirthschaftliche Bedenken der finstersten Art; er fand es unverantwortlich, daß das durch Steuern mühsam zusammengebrachte Geld an einen Stand verschwendet werde, dessen Hauptbeschäftigung darin bestehe, im seligen Nichtsthun auf Dampfbooten und Eisenbahnen zu fahren, und säbelklirrend und waffenrockwedelnd den hübschen Töchtern reicher Lederhändler die Cour zu machen.

Aus diesen düstern Träumereien weckte ihn der Klang der Eisenbahnglocke, der ihn trotz der niederdrückenden Hitze zu raschen Schritten antrieb. Daß er fast aufgelöst an der Kasse erschien, brauchen wir nicht zu sagen. Galt es doch ein Billet zu lösen, um nicht zurück zu bleiben; denn dort verschwand die Familie, der er folgte, so eben im Wartsaal. Kaum hatte er Zeit, sein Gepäck abzuwerfen und seinen äußern Menschen, der sehr derangirt aussah, wieder einigermaßen in Ordnung zu bringen; da läutete es auch schon zum dritten Mal und er irrt noch in größter Unruhe an den Eisenbahnwagen vorbei, um ja den

zu verfehlen, in dem sie sich befand. Doch war ihm das Glück günstiger, als er gedacht; dort nickte der große braune Strohhut am Fenster. Mit Einem Satze war er im Wagen. O Weiberklugheit! Wie hatte sie so trefflich manövrirt! Der Vater mit dem begleitenden Lieutenant war in eine Rauchabtheilung dirigirt worden, sie mit der Mutter und dem Schwesterchen hatte sich so gesetzt, daß ihr gegenüber ein Platz frei war — ein Platz für ihn. Seine Miene war liebenswürdig, unternehmend, siegreich wie nie, als er sich auf diesen, jedenfalls für ihn reservirten Platz niederlassen wollte. — Doch kam er nicht ganz dazu. Schon stand er mit gebogenem Knie vor ihr, schon hatte er einen Anlauf genommen, um sich recht elegant niederzulassen, als die Mutter — Lederhändlerin sagte: „Nehmen Sie mir nicht übel, aber da drüben sind noch Plätze genug frei. Jott doch, man sitzt so schon so enge. „Und das ist doch wahrhaftig nicht angenehm bei der Wärme."

Hatte er recht gehört? — Und sie! Jetzt muß der Rand des Strohhuts emporwallen, jetzt mußte sie sagen: „wenn es noch einmal so warm wäre, Mutter, so ist doch der Platz für ihn bestimmt, für ihn, in dessen Nähe es beseligend, lieblich und kühlend ist." — So würde er sie in einem Romane haben sprechen lassen. Aber der Rand des Strohhutes senkte sich tief hinab, und unter ihm hervor tönten erschreckliche Worte, Worte, die ihn förmlich aus der Bank heraus schnellten und ihn tief betrübt im hintersten Winkel des Eisenbahnwagens niedersitzen ließen. Hatte sie doch gesagt: „Ich begreife eigentlich nicht, wie man sich da eindrängen mag; es ist ohnehin nicht angenehm mit fremden Leuten zu fahren, und noch dazu bei 30 Grad Hitze!"

Ja, jetzt fühlte er sie, die entsetzlichen 30 Grad Hitze; jetzt drückten sie ihn nieder, physisch und moralisch; Herz und Lippen waren dürr, wie ausgetrocknet. Von seiner Stirne rieselte es sanft herab, und er war nicht mehr im Stande, sein Augenglas

festzuhalten. — Wozu auch? Um zu sehen, wie Mutter und Töchter verstohlen zusammenlachten, um zu bemerken, wie sie unter dem braunen Strohhutrand hinweg nach den Fenstern des Rauchcoupe's blickte, wo sich der Lieutenant so gesetzt hatte, daß er sie ansehen konnte über den leeren Platz hinweg, von dem man ihn so schnöde gewiesen.

Da beschloß er, nach reiflicher Ueberlegung, sich unter Umständen künftig fern zu halten von dem verrätherischen Geschlecht, deren einer er noch vor wenigen Tagen so schöne Verse gewidmet; da dachte er wehmüthig an die kühlen Berge, die er ihr folgend verlassen, an das schöne Geld, das er ihr zu lieb ausgegeben, und als er das gethan, preßte er unmuthig die Lippen auf einander, wischte sich den Schweiß von der Stirne, blickte in die sonnenbeglänzte, glühende Landschaft hinaus und verwünschte den Augenblick, wo er sie zum ersten Male gesehen, vor allem aber seufzte er, wie so mancher neben ihm im Eisenbahnwagen, wie auch vielleicht der Leser dieser Zeilen, und wie nicht minder der Schreiber derselben über die unerträglichen 30 Grad Hitze.

Eine Regenstudie.

Es ist Spätherbst. — Die Natur, welche mit der rollenden Zeit schon so viele Jahrhunderte hindurch ihren äußern Schmuck gewechselt und sich verwandelt, weiß ganz genau, daß für sie jetzt bald die Zeit der Schnee- und Eislandschaften kommt, weiß, etwas grau und hie und da ein brauner oder gelber Streifen — und deshalb greift sie an so einem Tage im Spätherbst mit obrigkeitlicher Bewilligung der Altmeisterin Sonne in ihre Farbenschachtel und leert dort aus zum Entzücken und Vergnügen von uns Menschenkindern.

Man könnte sagen, an einem solchen Tage übertreibt die Natur, setzt Glanz und Licht auf, wo sie es kaum verantworten kann, hat gar keine Schattenfarben auf ihrer Palette, nur das glühendste Roth, das brennendste Gelb, Blau, Weiß, saftiges Violett und Gold — übertrieben viel Gold. Letzteres glänzt überall, daß uns fast die Augen weh thun. Dort weit in der Ebene sind ganze Strecken damit überzogen; im Walde, den wir vor uns haben, hat wenigstens der dritte Stamm eine vergoldete Rinde, und die Landhäuser oben auf den Hügeln glühen so aus allen Fenstern, daß man glauben sollte, dort sei ein Schmelzofen

des edlen Metalls, und wenn wir die Augen halb schließen, um genauer hinsehen zu können, so spritzen aus allen Oeffnungen die glitzernden Strahlen hervor. — Das ist hier ein wahres Kalifornien und mehr noch. Die Fabel des Königs Midas tritt lebendig vor uns, denn während die Sonne langsam am Berge hinsinkt, betrachte deine Hände, das Gesicht deines Nachbarn, Feld, Wald und Flur, ja den ruhig dahinfließenden Strom und die kräuselnd aufsteigenden Rauchwolken aus Hunderten von Schornsteinen, — Gold, Gold und nichts als Gold!

Hast du wohl je an einem solchen Abend des Reichthums vom Thale aus gesehen, wie die Sonne hinter einer Bergkuppe verschwindet? — über ihr muß sich aber, wie am heutigen Abend, eine langgestreckte dunkle Wolke lagern, welche ihr Licht ordentlich zusammenpreßt. — Warte einen Augenblick! So, jetzt schau' hin: die strahlende Kugel ist halb hinter dem Berge verschwunden, die neidische Wolke sinkt hinter ihr drein, sie bleibt nicht zurück, sie läßt sich nicht abschrecken, auch wenn sie, wie jetzt, in glühender Lohe aufflammt, der Vernichtung preisgegeben von dem erzürnten Tagesgestirn, — aber jetzt blicke hin! Hast du etwas Brillanteres und Schöneres gesehen! Stäuben nicht die Strahlen der sinkenden Sonne wie ein Wasserfall über den Berg herab, wie ein Wasserfall, wo jeder Tropfen ein Edelstein ist! Es flimmert fast betäubend vor unsern Augen, die zuckenden Blitze in Roth, Gelb, Grün und Violett! — Aber wie so viel Schönes, dauert auch dies majestätische Schauspiel nur ein paar Sekunden, und wie die Natur den glühenden Kuß der Sonne nicht mehr empfindet, so wirft sie von sich alle Pracht und Herrlichkeit, die goldenen Gewänder, die blitzenden Edelsteine, und zieht ein unscheinbares graues Nachtgewand über ihren eben noch so strahlenden Anzug. —

Einen solchen prachtvollen Spätherbsttag hatten wir gestern. Der Barometer war ganz toll vor Freude, das Quecksilber macht-

einen vergnüglich krummen Rücken, kletterte empor, als sei es Mai-Anfang und würde noch einmal der Frühling kommen. Ja, es blickt schadenfroh auf den Thermometer, der neben ihm an der Wand hängt und der, kaltes Wetter anzeigend, fröstelnd zusammenschnurrt. Doch hat der Wetterkundige mit einiger Besorgniß die Wolken betrachtet, unter welchen die Sonne gestern zur Ruhe gegangen. Ja, als er zufällig während der Nacht erwachte und den Wind hörte, der in einzelnen Stößen sausend um das Haus fuhr, so hat er sich mißmuthig in seine Decke gehüllt und bei sich gedacht: O weh! der bringt Regenwetter!

Draußen in der Nacht hatte die dunkle Wolke über der Sonne längere Zeit unbeweglich wie ein Gebirge gestanden. Ja, die verschiedenen Wetter hatten eine Zeitlang mit einander gekämpft, bald blies ein kalter, fast erstarrender Hauch aus Norden, und dann war es, als wollte jene Wolke am Horizont langsam untersinken; etwas später aber strömte es aus Westen herüber, weich, dunstig, auflösend; sauste in den dürren Gräsern und klapperte in den kahlen Aesten der Bäume; und immer stärker blies der Regenwind herüber, und wie er blies, schwoll die Wolke im Westen zusehends an, wurde größer, dehnte sich aus, und als endlich die Dämmerung im Osten erschien, verkündete sie der nachrückenden Sonne trüben Himmel und Regenwetter, und statt nun wie gestern in großer glänzender Toilette aufzugehen, erschien heute das verdrießliche Tagesgestirn in gelber Nachtmütze, gleicher Flanelljacke und langem, grauem Schleppkleide. Es war ein recht betrübter Anblick für jeden, sobald er seine Fenster öffnete und auf die Straße hinaussah. Da sah man an den Vorüberwandelnden Mäntel und Ueberröcke wehend flattern, um die Häuserecken herum fegte der Wind und machte sich mit dem Kehrichthaufen zu schaffen, der dort lag und welchen er auseinander zu jagen begann, zum großen Verdruß des Fuhrmanns, der ihn eben auf seinen Karren laden wollte, auf den Karren, vor welchem

das alte geduldige Pferd stand, den Kopf tief gesenkt und nur zuweilen die Ohren bewegend, wenn der tolle Wind gar zu arg seine Mähnen zauste oder den Schweif auf die Seite trieb.

Welch verdrießliches Gesicht macht der alte Herr mir gegenüber, als er im rothkarrirten Schlafrock und der weißen Nachtmütze nun erscheint, seine Vorfenster öffnend und als ihm der dunstige warme Wind einige schwere Tropfen in's Gesicht jagt. Er schließt das Fenster und blickt mißmuthig nach dem Barometer. Ja was kann der Aermste dafür, daß sich die Laune des Himmels von gestern auf heute geändert; eine andere Constellation hat gesiegt, Quecksilber ist flau, Alkohol gesucht, die Aktien des Barometers sind gefallen, die des Thermometers gestiegen. Noch bewahrt uns der Wind vor einem festen Herbstlandregen, die Wetterfahnen fliegen kreischend herum und wissen absolut nicht, wie sie sich heut Morgen benehmen sollen, und die schmutzig grau dahinziehenden Wolken machen verdrießliche Gesichter und scheinen ihre Fäuste gegen den Nordwester zu ballen. Sie sind geladen bis zum Rand, die armen Wolken, können aber nichts von sich geben, so lange sie der Wind so unbarmherzig dahin jagt. Jetzt aber scheint er langsam seine Kraft zu vermindern. Er stürmt nicht mehr toll über die Dächer dahin, sondern haucht nur noch wie ermattet in einzelnen schweren Stößen. Auch diese werden schwächer, die Windfahnen halten sich steif nach Osten, die Wolkenmassen fangen an, still zu stehen und in einander zu fließen; in kurzer Zeit ist der Himmel eine einzige graue Masse und es tröpfelt herab nicht zu stark und nicht zu schwach, ein ächter Landregen.

Wie das meine kleinen Freunde, die Schulbuben, schmerzt! Gestern bei gelindem Froste hatten sie ein paar wundervolle Schleifen arrangirt, blank und glänzend in der Straßengosse spiegelten sie ordentlich den goldenen Abendhimmel wieder. Heut Morgen sind sie angelaufen und trübe, und als ihre kleinen Verfertiger den Ranzen auf dem Rücken des Wegs daher kommen.

bleiben sie mißmuthig bei der gestrigen Schleife stehen und wollen schon still davon schleichen; doch macht Einer den Anfang und schleift auf dem nassen Schmutz dahin. Natürlich folgen die andern und in ein paar Sekunden sind zwölf paar Stiefel über und über mit Koth bespritzt, zum großen Kummer ebenso vieler Mütter und Dienstmädchen. Aber das Schleifen heut Morgen macht kein Vergnügen, es ist nur ein Akt der Pietät gegen die gestrige Spielgefährtin; überhaupt ziehen die Buben heute nicht lärmend durch die Straßen. Auch darin, wie in so manchem, gleichen sie jungen Hunden, sie können die Nässe nicht vertragen, und wenn es ihnen möglich wäre, würden sie grade so wie meines Nachbars Jagdhund bei Regenwetter die Ohren hängen lassen und den Schweif einziehen.

Aber es regnet fort, still, unverdrossen, ausdauernd. Auf den Dächern rieselt es sanft hinab, die Dachrinnenröhren fangen an zu sprudeln und die Straßengossen werden nach und nach zu kleinen Bächen. Und dabei ist es ein anhaltendes Regenwetter, ein plan- und geschäftsmäßiges Niederströmen von Wasser; keine Uebereilung, die auf baldiges Erschöpftwerden schließen läßt; die Wolken leben in schönster Harmonie, jede einzelne ist in der Allgemeinheit aufgegangen.

Da wir aber an unsern täglichen Spaziergang gewöhnt sind und ihn für nützlich und der Gesundheit zuträglich halten, so wollen wir uns auch heute durch das Regenwetter nicht abhalten lassen, ein bischen in die frische Luft zu gehen. Unsere kleinen Equipagen, Stiefel mit Korksohlen, sichern uns vor nassen Füßen, der Regenschirm hält uns von oben so ziemlich trocken und so können wir schon wagen, dem Wetter zu trotzen.

Vor dem Thore steigen wir den Berg hinan, die ganze Natur ist auf eine eigenthümlich wässerige Art lebendig geworden; von den Aesten und Zweigen tropft und rieselt es herab und ebenso von der Anhöhe, die wir langsam ersteigen. Gestern war

der Weg hart und trocken, heut gehen wir in einem wahren Rinnsal. Unzählige Wasseradern schlängeln sich uns entgegen, nehmen rechts und links andere auf, die von den Weinbergen herabkommen, und alle zusammen murmeln geschwätzig und erzählen von sehr vielem Wasser, das auf den Bergen niederfällt, von außerordentlich vielem Wasser, Tropfen um Tropfen ohne Aufhören, und sie sind sehr vergnügt darüber und hoffen glücklich in's Thal zu kommen, in das sie hoch vom Himmel herabfallend gesehen; hoffen, dort in einen kleinen Bach zu gelangen, von dem kleinen in den größeren, von diesem in das Flüßchen, vom Flüßchen in den Strom und mit diesem in das große Weltmeer, von dem ihre Mutter, die Wolke, erzählt, die vor wenigen Tagen noch darüber hinstrich.

Ebenso geschwätzig aber wie die kleinen Regenbäche sind die nassen Bauernweiber, die uns begegnen. Hoch aufgeschürzt tappen sie durch Regen und Schmutz, und während eine Hand den schweren Korb auf dem Kopfe festhält, ist die andere beständig beschäftigt, die Nase abzuwischen; denn dort laufen alle Wassertropfen, die auf Korbränder und Kopftuch fallen, hartnäckig zusammen. Sie sprechen von der schlechten Ernte, von mißrathenen Kartoffeln, theuren Eiern und unerschwinglicher Butter, und dies Gesprächsthema wird nur geändert, wenn Eine zufällig ihres Mannes erwähnt, der gestern Nacht um 11 Uhr in einem tüchtigen Rausche nach Hause gekommen. Dann haben alle mit einemmale das gleiche Schicksal erlebt; und wenn man ihren Worten glauben will, so ist im benachbarten Dorfe seit dem letzten halben Jahre vom Schultheißen bis zum Nachtwächter hinab kein Mensch mehr nüchtern gewesen.

So eilten sie bei mir vorüber, ihre schweren Schuhe klappern auf den Steinen und drunten am Berge verschwinden sie im Dunst und Regen.

Mein Schirm beklagt sich über die harte Zumuthung; er h[illegible]

fast Unmögliches geleistet und kann bei dem besten Willen nicht mehr thun. Denn nicht nur von den Spitzen der Fischbeine rieselt das Wasser herab, sondern es hat auch oben eine Oeffnung gefunden, wo es durchdringt und mir auf die Hand träufelt. Doch haben wir die Höhe des Berges erreicht und bleiben hier stehen, um uns einen Augenblick umzuschauen. Wie hat sich die Natur seit gestern so trostlos verwandelt! Man kann gar keine Freude mehr an ihr haben und findet es nur unbegreiflich, wo die ganze Farbenpracht, all der Glanz, all das Gold hingekommen. Gewiß hat der Regen die Vergoldung weggewaschen und ließ die bunten Farben durcheinander fließen. Sehen wir doch heute nur schmutziges Braun und trübseliges Grau durch alle Schattirungen. Dabei sendet der Himmel immer und immerfort seine Regenschleier herab und so beharrlich und gleichförmig, daß es uns zur Verzweiflung bringen könnte. Rückwärts auf die Stadt blickend sehen wir nur eine vielartig gefärbte Nebelmasse, aus welcher hie und da ein helleres Gebäude oder ein dunkler, fast schwarzer Rauch hervorbricht. Und dabei ist es so still rings umher; alles andere Geräusch wird gedämpft durch das Niederfallen der Tausende und Tausende von Regentropfen. Dort unten im Thale zieht die Eisenbahn dahin, sieht aber viel eher aus wie ein rasch vorüberfliehender Nebelstreifen, und die Pfeife der Lokomotive, die sonst so lustig ertönt, klingt heute hohl und melancholisch. Dort auf dem Felde ackert ein Bauer, und der Knall seiner Peitsche hat gar nicht seinen gewöhnlichen Klang, sondern tönt dumpf, als schlüge man mit einem Stock auf einen Baumwollenballen. Der Bauer bleibt stehen, schwenkt seinen triefenden Hut ab und kratzt sich hinter den Ohren, nachdem er seine Stirn mit dem Sacktuch abgetrocknet. Pferde und Fahrzeug bleiben ebenfalls stehen und dampfen so gewaltig, daß man alles, den Pflug, die Bespannung und den Mann nur wie durch einen dichten Nebel sieht.

Die einzige dem Auge wohlthuende Abwechslung, die sich jetzt

auf der Fläche vor mir zeigt, kommt von dem Prosaischsten her, was es auf der Welt gibt, von einem baumwollenen Regenschirm nämlich. Doch ist derselbe, — er gehört einer alten Bäuerin — von brennend rother Farbe und thut dadurch dem Auge in dem schmutzigen Grau und Grün außerordentlich wohl.

Entmuthigt durch den trostlosen Anblick draußen kürzen wir unsern Spaziergang ab und kehren zur Stadt zurück, wo wir das Straßenleben durch das Regenwetter doch nicht so total verändert finden, wie draußen Wald und Flur. Die Häuser haben ihre Physiognomie so ziemlich erhalten, und neben dem überströmten Pflaster ziehen sich die trockeneren Trottoirs dahin. Und so ein Spaziergang bei Regenwetter auf dem Trottoir hat für den Kenner schon seine Annehmlichkeiten. Man sieht da so vielfach komisch-ernste und ernstkomische Scenen, man kann seine Freunde zur Verzweiflung bringen, wenn man behaglich plaudernd bei ihnen stehen bleibt, nicht achtend des strömenden Regens, der von unserm Regenschirm auf ihre Paletots triest. Man kann unter dem Schutze des Regenschirms mit seinen Feinden caramboliren und kann sogar, diesen als Schild vor sich haltend, gegen irgend eine unangenehme Person ein vollkommener Grobian sein; natürlich unter dem Risico der Wiedervergeltung. Man kann unter dem Regenschirm mit Personen sprechen, bei denen man im hellen Sonnenschein nicht gerne stehen bleibt. Haben doch die Vorüberwandelnden bei nassem Wetter zuviel mit ihren eigenen Sachen zu thun, um auf ihre Nebenmenschen zu merken. Und welcher Schutz ist ein Regenschirm in ähnlichem Falle gegen wißbegierige Frauen und alte Jungfern, die beobachtend an ihrem Fenster sitzen. Gleicht doch, besonders von oben gesehen, ein Regenschirm dem andern und haben doch zu gleicher Zeit mit mir sehr viele Herren Fischer und Müller einen von grüner Farbe. Und zu welch anmuthigen Betrachtungen veranlaßt uns die Begegnung des schönen Geschlechts bei Regenwetter? Man thut aber in

sem Falle besser, den gegenüber liegenden Fußpfad im Auge zu behalten, denn bei einer Seitenansicht auf zierlich emporgehobene Kleider und feine Stiefelchen und Fortsetzung nach oben ist man offenbar im Vortheil.

Aber auch abgesehen von den verborgenen Schönheiten, die uns das Regenwetter enthüllt, ist ein feiner Beobachter wohl im Stande, aus dem Schritt und dem Gang ziemlich richtige Schlüsse auf den Charakter der vorüberwandelnden Damen zu ziehen. Da es aber zu weit führen würde, hier darauf näher einzugehen, so halten wir uns dieses Thema für eine besondere Studie offen.

Wohin aber wenden wir unsere Schritte? Das Kaffeehaus dort unten ist bei Regenwetter ein gräulicher Aufenthalt, das Geklapper der Dominosteine und das Klirren der Tassen wahrhaft betäubend und der Dunst und eigenthümliche Duft, der aus den regengetränkten Ueberröcken und nassen Schirmen emporsteigt, könnte Einem übel machen. Glücklicherweise neigt sich der Tag seinem Ende zu, und durch den Nebel und Regen sehen wir schon die Laternenanzünder mit ihren langen Stangen dahin traben; bald hier, bald da flammt ein Gaslicht auf, leuchtet aber trübe und röthlich durch Dunst und Dämmerung. Die uns Begegnenden fangen nun an, wie Schattengestalten vorüber zu huschen und werden seltener, Equipagen dagegen zahlreicher und rollen dumpf rasselnd bei uns vorüber, während hoch vom Kirchthurme, der ebenfalls anfängt, sich verdrießlich in sein Nebelgewand zu hüllen, die Abendglocke melancholisch niederschallt. — Jetzt wird es unangenehm auf den Straßen für menschliche Wesen, selbst Hunde und Katzen suchen ein trockenes Asyl am warmen Ofen. — Welches aber ist uns beschieden, oder vielmehr bei solchem Regenwetter erwünscht? Ich weiß es, und der geneigte Leser wird mir beipflichten — eine freundlich erhellte und sanft erwärmte Stube, ein kleiner Tisch mit drei guten Freunden und bei heruntergelassenen Vorhängen eine Partie Whist mit dem Strohmann: Coeur ist àtout.

Eine Schneestudie.

Draußen fällt der erste Schnee — —

Es sind große, vollige Flocken, die in weit ausgedehnten Schlangenlinien herabwirbeln vom grauen Himmel und gar nicht recht auf den Boden nieder wollen. So erscheinen sie uns wenigstens, denn wenn wir eine dieser Flocken mit den Augen verfolgen, so glauben wir, sie fliege lange, lange umher, bis sie hernieder kommt, wo schon Millionen der Ihrigen ruhig bei einander liegen. — Ja es schneit, und wenn wir am Fenster stehen und hinausschauen, so überkommt uns ein unnennbar angenehmes Gefühl. Es ist eigenthümlich, wie keines der Kleider, welches die Natur in den verschiedenen Jahreszeiten anlegt, so geeignet ist, alte, süße Erinnerungen wach zu rufen, wie der Pelzmantel des Winters. Die Natur im schönsten Blüthenschmuck des Frühlings, der Sommer mit seinen walenden Kornfeldern, der Herbst gelb gelockt, mit reifen Früchten prangend, sie alle sind vielleicht zu reizend, um ein anderes Bild, als sie selbst, in uns aufkommen zu lassen. Aber der Winter mit seinen weißen Feldern, den kahlen Bäumen, den schneebedeckten Straßen der Stadt und den Däche-

die sich vom Himmel gar nicht abzeichnen, so daß man glaubt, Schornsteine und Dachfenster schwebten in der Luft, der Winter ist lieb und uneigennützig, daß er uns gern als Hintergrund dient, auf welchem sich die ganze Jugendzeit mit allen ihren kleinen Freuden und Leiden lebendig zeigt.

Obgleich ich schon ein ziemlich alter Mensch geworden bin, so ist mir doch, wenn ich am Fenster stehe, als hörte ich wieder das Summen der Schule und die vielen dünnen Stimmchen, welche durch einander schreien und das Gedicht Hebel's vortragen, das unser freundlicher Lehrer stets in Erinnerung brachte, wenn draußen der erste Schnee fiel:

„Ist droben etwa Baumwoll' feil?
Sie schütten wohl ein redlich Theil
Auf Haus und Garten. — Schaut nur, schaut!
Es schneit fürwahr, daß Einem graut."

So hieß der erste Vers in freier Uebertragung, und er beschäftigte meine Phantasie außerordentlich; wir erfanden ein neues Schneespiel, eine Baumwollenhandlung, und draußen machten wir kleine Pakete und verkauften sie den Mädchen aus der Schule. — Glückselige Zeit!

Neben mir auf der Schulbank saß der kleine Sohn einer armen Wittfrau, der mich einstmals fragte: „Weißt du auch, Wilhelm, was der Schnee eigentlich ist?" Und als ich ihn verwundert anblickte, sagte er: „Droben klopfen die Engelchen ihre Betten aus, und die Federn, die herunter fallen, das ist der Schnee." Diesen Gedanken habe ich nie los verden können; nicht als ob ich daran geglaubt, sondern aus einem andern sehr traurigen Grunde, denn derjenige, welcher mir die Geschichte vom Ausklopfen der Betten erzählte, kam später als Arbeiter in eine Baumwollenfabrik, und als ich ihn da einmal wiedersah, über und über mit weißen Flocken bedeckt, so fragte ich ihn lachend:

„Weißt du noch, was der Schnee ist!" worauf er mir die gleiche Antwort wieder gab. Und das waren die letzten Worte, die ich von ihm gehört. Kurze Zeit nachher kam er einem der großen Räder zu nah und — doch wozu dergleichen blutige Erinnerungen, die sich so grell ausnehmen auf dem weißen Schneehintergrunde. Gehen wir lieber noch einen Augenblick zurück zur Schule. — O, wer das zuweilen in Wahrheit könnte! Hören wir zu, mit wie wenig Andacht der Vers gesungen wird, der den Unterricht schließt, und sehen wir, wie all' die kleinen Stumpfnasen und schelmischen Augen sich dem Fenster zuwenden und nicht mehr auf den taktangebenden Lehrer blicken.

Endlich schießt die wilde Brut auf die Straßen; schon auf der Schultreppe erschallt einiges Geheul, denn ein Paar rutschen aus in übergroßem Eifer oder auf den glatten Schneespuren, und purzeln hinab. Die Schiefertafeln klappern, die Buben lachen und schreien, und während einige lustig auf dem Trottoir schleifen, machen die andern Schneeballen und bombardiren einander in wilder Hast, bis eine Partie siegreich ist, oder bis ein paar Ballen in die benachbarten Fenster oder an die hoch erhobene Nase eines achtbaren Bürgers fliegen, der zufällig vorbei spaziert, oder auch „bis im Schulhause das Fenster klingt, sich der Lehrer zeigt und herniederneigt, nicht sehr ruhig, aber noch viel weniger engelmild."

Wie benachbarte Sperlinge und Krähen durch einen Steinwurf, so wurden die Buben durch das eben erschienene ernste Gesicht aufgescheucht und verjagt. Die Schlimmsten thun, als haben sie gar nicht mitgeworfen, und gehen ruhig die Straße fort, die Hände auf den Rücken gelegt, harmlos pfeifend. Unnöthige Verstellung! Er wird heute Nachmittag unter euch treten und fürchterliche Musterung halten.

Auch andere Bilder bringen uns die herabfallenden Flocken vor unser Gedächtniß, den Schneemann mit den schwarzen Augen und der irdenen Pfeife im Munde, die Bergschlittenpartie und

endlich, als wir schon größer wurden, die Schlittschuhfahrten auf den großen Teichen mit allen ihren Leiden und Freuden von dem Tage an, wo wir anfingen und uns durch ungeheure Sterne auszeichneten, die wir mit dem Hinterkopf in das Eis schlugen, bis viele Jahre nachher an dem Tage, wo wir unter den kunstreichsten Wendungen einen Namen in das Eis schnitten, einen Namen, der mit großem Erstaunen, ja mit Erröthen angestaunt wurde, mit letzterem von einer jungen Dame, die selbst am Rande des Teiches stand, in Pelzstiefelchen, schwarzem Mantel, grauem Muff, grünem Hut, der rechts ein Rosenbouquet, links eine weiße Schleife hatte und hinten eine schwarze Feder, — wenn mich mein Gedächtniß, über welches ich oder man eigentlich lachen sollte, nicht trügt. — Ja, lachen wir darüber; ich laufe keine Buchstaben mehr in das Eis, und das junge Mädchen von damals ist eine dicke Dame geworden, die einen tüchtigen Schlingel auf's Eis schickt, der nun ebenfalls oft umpurzelt und Sterne hineinschlägt. —

Während diesen Betrachtungen hat der Schnee ein redlich Theil auf Haus und Straße ausgeschüttet. Jetzt hinaus in's Freie, um das feine, jungfräuliche Gewand, welches er der Erde umgehängt, im vollsten Glanze zu sehen. Während wir langsam den Berg hinaufsteigen, haben wir zur Rechten und Linken mächtige Bäume mit nackten Aesten, mit tausend Zweiglein, die auf's Eigensinnigste durcheinanderstreben und sich von dem hellgrauen Himmel so haarscharf abzeichnen, als seien sie mit der feinsten Nadel auf eine kolossale Stahlplatte gravirt. Kein Lufthauch ist zu spüren, und so steht alles: Bäume, Sträucher und Gräser in tiefer Ruhe und macht das schweigende Bild der Natur großartig und ernst. Wir hören nur das Knirschen des Schnees unter unsern Füßen, das Schwirren eines Vogels, der dadurch erschreckt aufflattert und nun von dem Aste, auf dem er gesessen, ein Klümpchen Schnee herabwirft.

Droben angekommen, schauen wir in das Thal hinab, und

die Landschaft ist durch den weißen Schnee so ganz anders geworden, daß wir die wohlbekannte fast gar nicht wieder erkennen. Dort, wo die breite Straße lief, und hier, wo zwischen grünen Wiesen die dunkeln Fußpfade erscheinen, ist alles weiß zugedeckt und dagegen zeigen sich rechts von uns an den Felsenwänden des Gebirges eine Menge dunkler Pfade, die wir früher nicht gekannt. Aber es sind nur Risse im Gestein und Schluchten, wohin der Schnee nicht dringen konnte, was wir für Wege ansehen. Den seltsamsten Anblick gewährt die Stadt zu unsern Füßen. Ja sie ist vollkommen verschwunden; sehen wir doch nichts als ein weites Feld mit unzähligen weißen Maulwurfshaufen; gerade so zeigen sich die schneebedeckten Dächer. Nur der schwarze spitze Thurm der Stadtkirche steht finster und trotzig wie immer und jetzt so einsam mitten in dem weiten Felde.

Den kleinen Fluß allein hat Winter und Schnee noch nicht verändern können, ja er trotzt dem gestrengen Herrn und fließt dampfend durch die schneebedeckten Fluren. Doch wird ihm dieser Hochmuth nächstens gelegt werden, und alle Anzeichen müßten trügen, wenn sich nicht heute Nacht das Wetter aufklären und starker Frost eintreten wird. Ist doch der Hauch unseres Mundes schon recht dicht geworden, knirscht doch der Schnee unter unsern Füßen bereits mehr als vor einer Stunde; und liegt nicht auf Berg und Thal ein feiner Duft, der sich tiefer und tiefer herabsenkt? Auch der bewölkte Himmel, heute Morgen so bleifarbig und schwer, ist jetzt lebendig geworden, und die grauen Massen schieben sich hierhin und dorthin, ballen sich und werden dichter und lichter; ja jetzt an einer Stelle so licht, daß ein Theil der Sonne sichtbar wird, wenn auch die Strahlen nicht durchdringen können. Sie erscheint incognito, feurig gelb in Gestalt ihres Trabanten als Halbmond, prächtig, aber zürnend und als habe sie nur mit einem einzigen Blicke sehen wollen, ob auf der Erde noch Alles in Richtigkeit sei, zieht aber gleich darauf wieder hastig den dicht-

Wolkenschleier vor das Antlitz und läßt von da an ihren Lauf bis zum Niedergang nur vermuthen, und zwar durch glühende Streifen, die von Zeit zu Zeit das graue Gewölk durchdringen. Zuletzt geht sie unter in feuriger Lohe, den halben Himmel entzündend, als wollte sie sagen: wartet nur bis morgen, da komm ich wieder; wehe dem, der sich schlecht aufgeführt.

Wir machen es, wie man von der Sonne sagt, und steigen ebenfalls hinunter in's Thal, in Nebel und Dämmerung. Eine Menge kleiner Bergschlitten schießen an uns vorüber, lustige Bursche darauf, mit rothen, strahlenden Gesichtern, und wenn wir ihnen nicht sorgfältig ausweichen, so können wir die Ebene schneller und vermittelst eines andern Körpertheiles erreichen, als den uns die Natur zum Fortkommen angewiesen. Wir kommen an den ersten Häusern vorüber, und das Dach eines derselben ist in Rauch eingehüllt, der auch zu den großen Fenstern herausdringt. Aber es ist keine Feuersbrunst: in dem Hause wird Bier gebraut, kaltes, frisches Bier; jetzt im Winter erzeugt, soll es uns im heißen Sommer, so Gott will, gut zu statten kommen.

Einsam und stiller als gewöhnlich liegen die Straßen; der Schnee hat die Leute in ihre Wohnungen gescheucht, und die Karren und Equipagen machen kein Geräusch, man hört nichts von dem Rollen ihrer Räder, nur das Klingeln der Schellen, welche den Pferden angehängt sind. Wenn man so mehrere Stunden, nachdem der erste Schnee gefallen, durch Straßen und über Plätze der Stadt schlendert, so sieht man recht, wie der Verkehr der Menschen unruhig hin und hertreibt. Dieser Verkehr hat sich als Fußstapfen deutlich ausgeprägt, und letztere würden Stoff zu einem recht interessanten Studium geben. Weg mit jenen gleichmäßigen Schritten, die sich quer über den Platz ziehen und in der nächsten Straße verlieren! Ihrer gibt es viele. Aber dort unter den Bäumen werden sie von zwei Paar zierlicher Fußstapfen durchkreuzt, die augenscheinlich nicht sehr eilig waren. Jetzt führen

sie rechts, jetzt links, jetzt laufen sie sogar eine Strecke wieder zurück. — Halt! hier haben sich größere und breitere Spuren dazu gefunden, und plötzlich hören alle auf. Aber wo sie aufhören, ziehen sich, scharf in den Schnee einschneidend, Geleise von Rädern dahin, vielleicht arge, arge Verräther; wenn man ihnen folgt, käme man vielleicht zum Anfang oder Ende einer alten Geschichte, die aber immer neu bleibt.

Das Gaslicht, welches überall flammt und strahlt, erleichtert unser Studium, denn all die Schneespuren, von denen wir eben sprachen, würden sich bei Tageslicht flach und unbedeutend ausnehmen, bei Abend aber, scharf schattirt, sieht man sie deutlich ausgeprägt. Hier trieb eine Bubenschaar ihr Wesen, dort ging ein Fräulein-Stift spazieren — eine Menge kleiner Fußspuren und zuweilen an den Seiten der Schnee darüber hingefegt, wo die Lehrerin gravitätisch wandelte, die Nase sehr hoch, das lange Kleid sehr tief hinten drein schleifend. Ist mir doch, als habe der Schnee Eindrücke eben dieser langen, spitzen Nase und sogar der Brille hinterlassen, so deutlich sehe ich sie vor mir.

Hinter dem Platze erhebt sich das große Schloß, jetzt noch ernster und finsterer als gewöhnlich, und daß in der hohen und breiten Wand nur ein einziges Fenster erhellt ist, macht den Anblick nicht freundlicher und liebenswürdiger. Die Zacken der umliegenden Terrassen und die kleinen Thürmchen mit den spitzen Dächern zeigen Schneezähne und weiße Nachtmützen, — „und unter letzteren würden wir gerne einschlafen, wenn droben das Licht ausgelöscht würde," murmelt ein alter Thurm, bei dem wir gerade dicht vorüber schreiten. Es ist eigenthümlich, wie in einer so hellen Schneenacht die großen Bäume auf den Plätzen und in den Alleen wahrhaft schwarz erscheinen, und so frei und schlank, wie man sie am Tage nie sieht. Das macht aber der Schnee, der auf der Wetterseite Stamm und Aeste zur Hälfte verdeckt.

Wir sind indessen lange genug im Freien gewesen und wollen

nach Hause zurückkehren, und dem Schnee und Gaslicht das Terrain allein überlassen, wollen aber auf die kunstvolle Art aufmerksam machen, mit welcher das letztere die Form der es umgebenden Laterne in Schattenzeichnungen auf den weißen Boden niederwirft, vier große schwarze Linien, die sich am Ende auf dem Schnee verlieren. Die Vorstellung im Theater ist ebenfalls beendigt, und eine Menge Laternen der verschiedenen Rangklassen leuchten den hinterdrein trippelnden Damen nach Hause. Auch viele kleine Schlitten kommen von dem Schauspielhause, — Kinderschlitten, aber schwer bepackt mit der Dame des Hauses und einer guten Freundin, und seltsam bespannt mit einer handfesten Magd, die aber trotzdem keuchend von dannen eilt. Wir lassen das Alles hinter uns und schreiten einsam und allein nach Hause. Dort kommt noch ein Omnibus, langsam von müden Pferden gezogen, und wie er still hält, steigt der Dampf von den erhitzten Thieren so dicht auf, daß die Lichter in den Laternen und die rothe Farbe des Wagens kaum mehr zu erkennen sind. „Gott sei Dank," sagte eine alte Frau, „da wären wir endlich zu Hause." — Und wir sind es ebenfalls, legen Ueberschuhe und Paletot ab, setzen uns an das Kamin zum hellodernden Feuer, oder an den runden Tisch, auf welchem die strahlende Lampe steht, und wenn du das gleichfalls thust, geliebter Leser, so bist du vielleicht so glücklich, in dem Manne, der Schneestudien gemacht, deinem eigenen Porträt zu begegnen.

Ein Eisenbahnbild.

Es gibt wohl nicht leicht ein lieblicheres, anmuthigeres und zugleich wieder großartigeres Stück Erde als das, welches man auf der prachtvollen Eisenbahn von Stuttgart nach Friedrichshafen durchfliegt. Aus der Mitte der Residenz, über belebte Straßen hinweg reißt uns der Dampfwagen durch den herrlichen, in aller Pracht des Herbstes geschmückten Park, unter dem Schlosse Rosenstein in die Erde hinein, aus dem blendenden Licht des Tages in tiefe Finsterniß, und läßt uns fühlen alle Schauer dieser unterirdischen Fahrt, das Heulen des Dampfes, das Rasseln der Räder, um uns gleich darauf glänzend zu belohnen durch den Anblick des Cannstatter Thals mit der kleinen netten Stadt, dem freundlichen Neckar, den grünen Bergwänden mit Kapellen, Kirchen und Schlössern auf verschiedenen Höhen. Und dies reiche Panorama thut sich so plötzlich vor uns auf, wie wir durch das jenseitige Thor des Tunnels den Schooß der Erde wieder verlassen — man fühlt wie die Kinder am Weihnachtabend, wenn die Thüren des dunklen Zimmers jetzt auf einmal geöffnet werden und Licht, Glanz, so viel Schönes in ihre Augen fällt.

Von der Bergwand gingen wir über die Neckarbrücke durch Cannstatt, an dem Ufer des Flusses dahin, bei Weinbergen vorbei; niederhängende Zweige, Obstbäume aller Arten streifen den Wagen; die alte bedächtige Chaussee weicht dem tollen ungestümen Stiefbruder kopfschüttelnd aus, und leidet es geduldig, daß er sie hie und da kreuzt, beiseite drückt, ihr den alten Platz nimmt oder gar, wo sie gezwungen ist, mühsam eine Anhöhe zu ersteigen, rasselnd und pfeifend geradeaus rennt, mitten durch das Erdreich, durch einen tiefen Einschnitt, um wieder hervorzustürmen, wo sie es so gar nicht vermuthet hat — die gute, wohlbekannte, zertretene, lehmichte Schwester! Geht es doch dem Flusse da drunten, der doch noch viel älter ist, um kein Haar besser; auch er wird bedrängt und eingezwängt; wo sonst der Uferrand so ungezwungen und lieblich hinabging, hat man starre Mauern aufgeführt, wo er sich im seligen Nichtsthun so breit und gemächlich zwischen Riedgras und Weidengebüsch gehen ließ, hat man ihm seine Freiheit genommen, und er mußte manch schönes, schattiges Plätzchen abtreten für den da oben, der ihm nicht nur so viel Poesie, sondern auch so viel tägliches Brod genommen — aber mit dem Parvenu fliegen wir lustig dahin! Untertürkheim, Obertürkheim, Eßlingen, Plochingen haben wir erreicht und dabei so viel Schönes gesehen, ich weiß nicht, ob es Andern auch so ergeht: Steinhaufen, Weidengebüsch, Pappelalleen, Feldwege, Hecken und Bäche, alle erscheinen in so eigener Form und nehmen eine so erstaunte, überraschte Miene an, wenn wir vorbeifliegen und sie zurückbleiben müssen. Die Pferde dort auf der Chaussee sind schon resignirter, ebenso die Handwerksbursche auf dem Fußwege, und würdigen uns keines Blickes; die Berge thun auch so, als wären wir ihnen zu unbedeutend, und doch wenden sie sich langsam nach uns um und verfolgen uns lange mit ihren Blicken. Göppingen lassen wir hinter uns, und Schloß Bilseck, das wir bis jetzt nur weiß aus dem Grün der Bergwand hervorscheinen sahen, schaut uns nun

voll an mit seinen vielen Fenstern. Auch der Hohenstaufen streckt sich langsam und friedlich in die Höhe — ernst und stolz — er weiß es wohl, daß jetzt die Blicke Vieler an ihm hängen, und daß Einer dem Andern sagt: „Der, der ist's — der dort über alles andere emporragt.“ Eißlingen — Süßen: wir halten uns dicht an der Bergwand, auf die Vils rechts neben uns sehen wir schon bedeutend hinab, die kleinen Ortschaften tief im Thal liegen so reizend an den Schluchten des Gebirges, sie haben sich einen warmen Platz gesucht, wo sie einigermaßen gedeckt sind vor dem rauhen Hauche, der dort über die Alp herniederbläst; ach, es ist ja bald wieder die Zeit der kalten Winde, des Schnees, des Eises, die Felder sind mit Stoppeln bedeckt und der Mann da unten mit dem weißen Tuche ist im Aussäen begriffen — eine betrübte Zeit — auch Schafheerden ziehen dort bereits zum Dorf hinab, voraus der Hirt im grauleinenen Kittel, hintendrein der schwarze zottige Hund; und das Alles sehen wir im Vorbeifliegen, und noch viel mehr, im Einzelnen so unbedeutend und im Zusammenhang wieder so reizend.

Geißlingen liegt nun ganz auf unserer rechten Seite, und um dahin zu gelangen und doch nicht wieder hinabzusteigen, müssen wir der Bergwand folgen und eine sehr kurze Curve beschreiben. Jetzt halten wir auf dieser Station am Fuß der Alp, die leichte Locomotive wird ausgespannt, eine schwere muß uns das Gebirge hinanschleppen. Der elektromagnetische Telegraph klettert ebenfalls über die Berge; bis jetzt hatten wir ihn von Stuttgart an unserer Seite, den unheimlichen Draht, in Wahrheit unheimlich, wenn man bedenkt, daß sich an ihm, der anscheinend so harmlos weite Länderstrecken durchzieht, eine fast noch unbekannte, wenigstens ungebändigte gespenstige Kraft hinschlängelt, ein unsichtbares Wesen in unbegreiflicher Geschwindigkeit, gegen welche die des Dampfes, mit der wir eilen, ganz unbedeutend ist, wenn man

bedenkt, daß an diesem Drahte neben uns Worte dahinblitzen, für uns unsichtbar und unhörbar. Worte, Befehle, die die Menschen, Hunderte von Meilen von einander entfernt, sich zuschleudern — in der That unheimlich und oft seltsam in das gewöhnliche Menschenleben eingreifend. So habe ich es erlebt, daß Jemand, der in Köln aus Versehen einen fremden Koffer zur Eisenbahn mitnahm, in Düsseldorf feierlichst empfangen und an sein Vergehen gemahnt wurde. Schon einmal vor langen Jahren lief durch diese Thäler eine Telegraphenlinie, plötzlich entstanden, verschwand sie auch ebenso schnell wieder, als der, dessen Befehl sie gezogen, ihrer nicht mehr bedurfte. Als Napoleon im Jahr 1809 in Schönbrunn war und ihm die Staffetten der Feldpost nicht schnell genug nach Straßburg gingen, wurde zwischen beiden Orten eine Telegraphenlinie errichtet, die auch das Vils- und Neckarthal durchlief; leichte Baracken wurden auf den Höhen erbaut und ein polnisches Bataillon aufgelöst, dessen Leute den Dienst dabei versehen mußten — auf jeder Station befanden sich drei Mann, welche vermittelst vier farbiger Fahnen die Zeichen erhielten und weitergaben. Die ganze Geschichte dauerte vielleicht zwei Monate, dann verschwanden Polen, Baracken und Fahnen.

Unterdessen keucht die gewaltige Maschine mit uns die Alp hinan — 1 auf 45 — und obgleich sie rüstig vorwärts rollt, so zeigt doch die Menge Rauch, welche sie ausspeit, sowie das Knirschen ihrer Räder, daß sie sich mühsam fortbewegt. Geißlingen bleibt tief im Thal, und wenn man sich umschaut, so erblickt man es noch lange mit seinen spitzen Dächern, dem hohen Kirchthurm, den vielen Bleichen auf grünen Wiesen; endlich fahren wir scharf um eine Kante des Gebirgs. Die Decoration vertheilt sich; steil ab fallen die Berge in's Thal, wir kleben nun so an der gewaltigen Wand, unter uns riesenhafte Mauern, die den Eisenbahndamm stützen, über uns ähnliche Steinwände, die uns vor dem nachrollenden Geschiebe schützen. Die Chaussee, jetzt tief unter

uns, blickt uns bekümmert nach, denn sie hat noch gewaltig zu steigen, ehe sie unsere Höhe erreicht; noch weiter im Grunde liegt eine Mühle inmitten einer saftig grünen Schlucht, und dieses Grün mit der hellen Farbe des klaren Baches, mit der gegenüberliegenden Bergwand, das Buschwerk in tausend buntfarbige Töne gekleidet zwischen den kolossalen Gebirgsformen, gibt ein liebliches, großartiges Bild. Doch wir sind auf der Höhe angelangt in Amstetten — die große Maschine wird ausgespannt; ein Bäuerlein sagt: „damit sie ausschnaufe," und eine schwächere zieht uns weiter über die Hochebene der rauhen Alp — vorbei, vorbei — Lochstetten — es geht wieder abwärts, die Conducteurs bremsen, die Locomotive läßt ihren Dampf zwischen den Rädern hinaus — jetzt bemerken wir vor uns auf einer Anhöhe die Wilhelmsburg und rollen eilig hinab in's Donauthal — 1 auf 65. Die Berge scheinen sich zu öffnen vor dem daherbrausenden Zuge; jetzt taucht die mächtige, des Hauptes entbehrende Gestalt des Münsterthurms vor uns auf — wir fliegen durch Vorwerke und Festungsthore über Brücken hinweg und sind in Ulm.

Nach einem halbstündigen Aufenthalt geht es weiter an dem Ufer der Donau, durch ein flaches, fruchtreiches Land, in schnurgerader Linie nach Erbach und Biberach. Unsere Reisegesellschaft, die bis Ulm sehr gering war, hat sich vermehrt, es sind drei Engländer und vier Engländerinnen eingestiegen, mit einer Unzahl von Mänteln, Stöcken, Regenschirmen, Taschen, Tüchern, sie füllen fast den ganzen Wagen aus, breiten große Landkarten über die Lehnen der Sessel und verwechseln Erbach mit Biberach und den Schussen mit der Donau. Die Gegend bietet nichts Malerisches bis Aulendorf, wo es den Schussendobel hinabgeht, eine reizende, schattige, träumerische Wald- und Bergpartie, die bisher dem lebhaften Verkehr, dem Geräusch der Welt in ihrer stillen Einsamkeit entfernt lag, und jetzt so plötzlich in ihrer Zurückgezogenheit überrascht wird — eine schlummernde Waldnymphe von einer Faunen-

schaar aufgeschreckt; zwischen dem herabhängenden Grün, zwischen grauen Forchenstämmen bemerkt man sanfte, reizende Hügel, heimliche Thäler, hier eine wilde ursprüngliche Waldnatur, dort einen Grund mit frischem Wiesengrün, ein Bächlein, das sich leise murmelnd hindurchschlängelt, über dasselbe eine idyllische Brücke, an deren Fuße nichts fehlt, als eine ruhende Daphne, sehnsüchtig den Klängen einer schäferlichen Schalmei lauschend — und wir neben vorbei — aus dem Waldgrunde hinaus in's flache Seeland — Ravensburg. Unsere Engländer werden unruhig, ihre Karte prophezeit ihnen den Bodensee, den sie noch nicht kennen — die Locomotive pfeift — endlich haben sie ihn auf dem Papier gefunden, und bewundern ihn dort, während mein Auge bereits über seine grüne, weite Fläche entzückt hinfliegt, bei Langenargen vorbei, und dann zur Spitze des Sentis, der schneebedeckt aus dem Schweizerlande emporragt!





